

# Die Ortenau

Veröffentlichungen  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

66. Jahresband 1986



Redaktion  
Hugo Schneider

OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

ISSN 0342-1503

# Die Otterthal

Veröffentlichungen

des Historischen Vereins für Mittelbaden

66. Jahrgang (1995)



Verlag  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

OTTERTHAL

VERLAG HISTORISCHER VEREIN FÜR MITTELBADEN

**Verlag Historischer Verein für Mittelbaden  
Gesamtherstellung: A. Morstadt Buch- und Offsetdruck Kehl**

# Inhalt

Bürgermeister Himmelsbach, Grußwort der Gemeinde Schuttertal . . . . .	7
Josefine Koerner-Baumann, Oskar Kohler zum Gedenken . . . . .	9
Erwin Dittler, Wolfgang Wipprecht zum Gedenken . . . . .	12
Bernhard Uttenweiler, In Memoriam Josef Rest . . . . .	18
Werner Scheurer, Krönung eines Lebenswerkes: Hermann Brommer wurde Professor . . . . .	23
Heiner Raulff, Erwin Dittler 75 Jahre alt . . . . .	25
Manfred Hildenbrand, Jahresbericht 1985/86 . . . . .	26
Berichte der Mitgliedergruppen . . . . .	30
Berichte der Arbeitskreise . . . . .	41
Landrat Dr. Gerhard Gamber, Der Ortenaukreis — Rückblick 1985 . . .	47
Michael Friedmann, Die Eisenbahn in Offenburg — Geschichte und Faszination . . . . .	58
Wolfgang Peter, Die Ur- und vorgeschichtliche Besiedlung der südlichen Ortenau . . . . .	92
Hermann Brommer, Die Reichsabtei Gengenbach und die Klöster der Straßburger Benediktinerkongregation . . . . .	113
Dieter Kauß, Zum Leben und Werk von Hermann Schilli . . . . .	127
Dieter Kauß, Zur Geschichte des Vogtsbauernhofs in Gutach . . . . .	142
Werner Rösener, Bäuerliches Alltagsleben im Hochmittelalter am Oberrhein . . . . .	156
Peter-Johann Schuler, Ursachen und Wandel vom Bild des Bauern im Spätmittelalter . . . . .	174
Norbert Ohler, Der Raum Herbolzheim im 14. Jahrhundert . . . . .	202
Carl Helmut Steckner, Der Straßburger Baumeister Daniel Specklin . . .	223
Ludwig Lauppe †, Der Scharfrichter und Wasenmeister zu Membrechtshofen . . . . .	242
Erwin Dittler, Aus der Geschichte der Stabsgemeinde Goldscheuer . . . .	251
Josef Bayer, Philipp Jakob Schmutz, Pfarrer in Hofweier (1714—1759)	276
Josefine Koerner-Baumann, Rust als Marktflecken . . . . .	301

Kurt Schütt, Die „Kückhsche Floßkompagnie“ und Neufreistett .....	306
Hubert Kewitz, Kardinal Rohans Nachlaß von 1803 .....	321
Bernhard Uttenweiler, Trinitas Terrestris .....	331
Johannes Werner, Christopher Bilderbeck D'Monte aus Madras, gestorben in Rastatt .....	337
Hugo Schneider, Die Klosterschule von Allerheiligen .....	348
Josef Krausbeck, 200 Jahre „Altweibermühle“ in Wolfach .....	357
Karl Hasel, Aus der Geschichte der ehemaligen Holzhauerkolonien Herrenwies und Hundsbach .....	377
Hellmut Gnädinger, Vom Klosterwald Allerheiligen zum Staatswald Ottenhöfen .....	399
Ludwig Uibel, Die Korrektion des Rheins zwischen Freistett und Greffern	420
Hugo Schneider, Josef Ignaz Peter, ein Achtundvierziger aus Achern ..	427
Wolfgang Mathias Gall, Not und Elend auf dem Land .....	454
Bernhard Huber, 400 Jahre Kur in Bad Peterstal-Griesbach .....	467
Wilhelm Marx, Die Volksmedizin in Altenheim .....	481
Arnold Nauwerck, Der Lachsfang in der Kinzig .....	499
Lars N. Scholl, Der Landschafts- und Marinemaler Johann Georg Siehl	526
Dieter Kauß, Eine Jubiläumsgabe in Zell a.H. — Denkmal- oder Historikerbrunnen? .....	532
Wilhelm Marx, Über die Besetzung von Altenheim 1919 .....	537
Hans-Martin Pillin, Feldpostbrief eines im Zweiten Weltkrieg gefallenen Soldaten .....	540
Carl Helmut Steckner, Die Geschichtsvereine im Unterelsaß .....	543
Buchbesprechungen .....	549
Berichtigung .....	555
Verzeichnis der Mitarbeiter .....	555
Verzeichnis der Mitgliedergruppen .....	559



## Grußwort der Gemeinde Schuttertal

Zu der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. heiße ich im Namen des Gemeinderats und der Bürger alle Tagungsteilnehmer herzlich willkommen. Ich bin sehr erfreut darüber, daß der Historische Verein dieses Jahr die Gemeinde Schuttertal zum Tagungsort gewählt hat.

Die Gemeinde Schuttertal besteht seit der Gemeindereform im Jahre 1974 aus den Ortsteilen Schuttertal, Dörlinbach und Schweighausen mit ca. 3 300 Einwohnern und einer Gemarkungsfläche von über 5 000 Hektar.

Noch vor 50 Jahren lebte der größte Teil der hier wohnenden Menschen von der Land- und Forstwirtschaft. Inzwischen hat sich auch im Schuttertal ein tiefgreifender Strukturwandel vollzogen. Heute ist Schuttertal zu einem beträchtlichen Teil auch Arbeitnehmerwohngemeinde mit einer gesunden Mischung von Handwerk und Kleingewerbe.

Neben einer noch weitgehend intakten Naturlandschaft ist die ländlich-bäuerliche Siedlungsweise der besondere Reichtum unserer Kulturlandschaft. Baudenkmale, wie die alten Schwarzwaldhöfe, die Schuttertäler Bauernhäuser mit ihren Begleitbauten, sind wertvolle Zeugnisse der Kultur der Talbewohner. Deshalb sehen wir die Schwarzwaldhöfe als stimmiges Ensemble, das es an Ort und Stelle zu erhalten gilt.

Besondere Anerkennung verdient der Historische Verein, Ortsgruppe Seelbach-Schuttertal für seine Bemühungen, die Bildstöcke, Hofkreuze und Hofkapellen, die alten Kornspeicher, Hofmühlen, Stampfwerke und Mühlweier als Teil der architektur- und sozialgeschichtlich gewachsenen Schwarzwaldhofanlage zu dokumentieren, zu renovieren und so das ländlich-bäuerliche Kulturerbe der Nachwelt zu erhalten.

Ich wünsche und hoffe, daß es uns gemeinsam gelingen möge, die historisch gewachsene Hauslandschaft des Schuttertals über die veränderungsbesessene Zeit hinwegzuretten und sie als Teil unserer kulturellen Identität den zukünftigen Generationen zu bewahren.

Schuttertal, im Oktober 1986

*Bernhard Himmelsbach, Bürgermeister*

## *Heimat*

*Duft der Erinnerung  
Hängt zart an deinen Bäumen.  
Seliges Zeitverträumen  
Webt in der Dämmerung.*

*Wege, die wir gegangen,  
Sehen uns seltsam an.  
Schwelgend in goldenem Prangen  
Gleitet des Mondes Bahn.*

*Herbstabend sinkt über die Dächer  
Mütterlich wie ein Tuch,  
Wind bringt mit feinem Gefächer  
Reifenden Jahres Geruch.*

*Oskar Kohler*



## Oskar Kohler zum Gedenken

*Josefine Koerner-Baumann*

Der Pädagoge, Heimatforscher, Dichter und Schriftsteller, Gymnasial-Professor i.R. Dr. phil. Oskar Kohler wurde am 7. Oktober 1985 kurz vor Vollendung seines 83. Lebensjahres in die Ewigkeit abberufen.

Seine Wurzeln, aus denen er ein Leben lang Kraft schöpfte, gehen zurück in sein geliebtes Geroldsecker Land, nach Friesenheim, wo er als Bauernsohn das Licht der Welt erblickte. Schon früh zeigte er reges Interesse an den sagenumwobenen Geroldsecker Herren oder an den Geschichten des Schutterer Klosters und seinen Äbten. Seine rege Phantasie registrierte alles, was ihm aus seiner näheren Umgebung bemerkenswert erschien. Dabei hatte für ihn der mytische Aspekt dieser Figuren damals noch Vorrang vor dem geschichtlichen.

Nach dem Besuch der Volksschule in Friesenheim und dem humanistischen Gymnasium in Lahr studierte Oskar Kohler an den Universitäten Freiburg und Wien Philosophie und neuere Sprachen. Die Referendarzeit führte ihn in verschiedene deutsche Städte. Im Jahr 1928 promovierte er bei Prof. Dr. Husserl/Freiburg. Nach dem Zweiten Weltkrieg ließ sich Oskar Kohler mit seiner Familie endgültig in Karlsruhe nieder, wo er am Lessing-, Max Planck- und schließlich am Kant-Gymnasium seine Lehrtätigkeit ausübte.

Die Liebe zur Heimat, dem Geroldsecker Land, und die tiefe Verbundenheit zu seinem Geburtsort Friesenheim ließen die alten Sagen um die hervorragenden Gestalten dieser Region wiedererstehen.

Oskar Kohler verschrieb sich der Heimatforschung, er nahm die Gelegenheit wahr, im Generallandesarchiv und in der Staatsbibliothek Karlsruhe nahezu täglich Fakten zusammenzutragen, die ihm als Grundlage zu seinem umfangreichen heimatgeschichtlichen Werk dienten.

Von 1938 an publizierte Oskar Kohler in der „Ortenau“ regelmäßig heimatgeschichtliche Abhandlungen, von denen hier nur die Beiträge über das „Kloster Schuttern“, „Die späteren Geroldsecker“, „Zur Geschichte des Klosters Etenheimmünster und seiner Umgebung“ und „Zum kulturgeschichtlichen Bild unserer Heimat in der vorindustriellen Zeit“ erwähnt werden sollen.

Viele Arbeiten Oskar Kohlers wurden im „Alt Vater“, einer heimatgeschichtlichen Wochenbeilage der Lahrer Zeitung und in verschiedenen Tageszeitungen veröffentlicht.

Als das „Geroldsecker Land, Jahrbuch einer Landschaft“ gegründet wurde, war Oskar Kohler wiederum in jeder Ausgabe mit einem Beitrag vertreten. Hierbei kam neben dem Historiker auch der Erzähler und Dichter Kohler zu Wort. Gleichzeitig schrieb er heimatkundliche Bücher, die Friesenheimer Ortschronik und den Roman „Die Mauer am Fluß“. Schnurrige Geschichten faßte er zusammen in den Bänden „Der lachende Bauer“, „Kleiner Schelmentanz“ und „Schwarzwälder Kirsch“. „Schwarzwälder Kirsch“ wurde Anfang der 70er Jahre ins Japanische übersetzt. Der japanische Hebeforscher Prof. Dr. Yokawa von der Fakultät für Kulturwissenschaft an der Universität Hiroshima wurde anlässlich eines Studienaufenthaltes in Deutschland auf den Band aufmerksam und suchte bei Oskar Kohler um die Rechte nach, das Buch in Japan veröffentlichen zu dürfen.

Gedichte wie „Sitzend am Zeitstrom“ oder „Schicksal und Erlebnis eines Landmannes“ sind nur einiges, was aus dem reichen Schatz seiner Lyrik publiziert wurde.

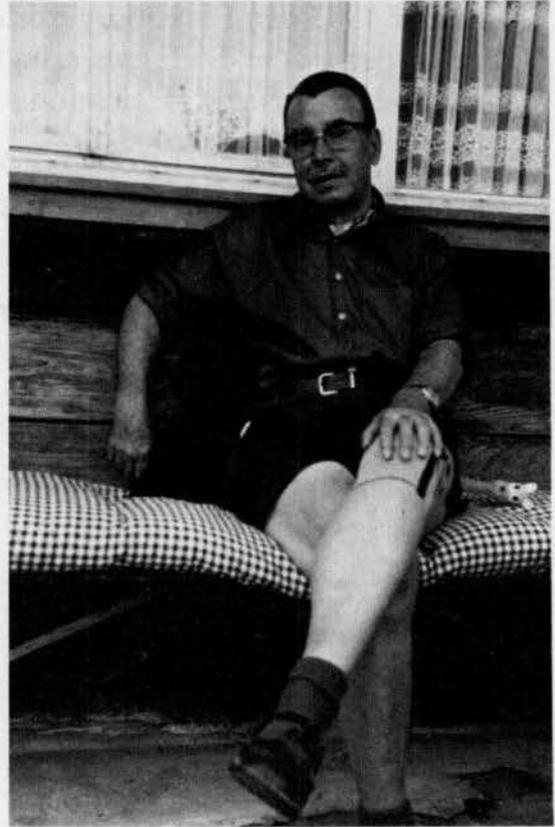
Der letzte Gedichtband „Im späten Herbst“, 1982 erschienen, ist Abschiednehmen. In diesen Gedichten abstrahiert Oskar Kohler allen Glanz und Glimmer, der dem Leben anhaftet. Was bleibt, ist der Rückblick auf vergangene Tage, auf das Werk, das den Tod überwindet.

Oskar Kohler wurden in seinem Leben viele Ehrungen zuteil, sie gipfelten jedoch einmal in der Verleihung des Heimatpreises, der 1961 vom ehemaligen Landkreis Lahr ins Leben gerufen wurde und den er als Erster entgegennehmen durfte und dann in der Verleihung des Ehrenbürgerbriefes der Gemeinde Friesenheim. Die Anregung für die Verleihung dieser Ehrung gab Dr. Rudolf Ritter, Altbürgermeister aus Lahr. Gerührt und stolz nahm der 80jährige am

13. Januar 1983 den Ehrenbürgerbrief aus der Hand von Bürgermeister Götz entgegen, der in der Sternenberghalle in Friesenheim einen feierlichen Rahmen für diese seltene Auszeichnung bereitet hatte.

Die Schaffenskraft Oskar Kohlers erlahmte nie. Bis in die letzten Tage diktier- te er seine Texte, die den vielen noch unveröffentlichten Schriften beigegeben sind.

Durch sein Werk wird Oskar Kohler weiterleben.



## Wolfgang Wipprecht zum Gedenken

*Erwin Dittler*

Die Wipprechts sind für viele Offenburger keine Unbekannten. Der 1869 in Heidelberg geborene Friedrich Wipprecht, welcher an der dortigen Universität klassische Philologie studierte und 1892 mit seiner Dissertation über „Rationalistische Mythendeutung bei Palaiphatos“ promovierte, wurde 8 Jahre später als Professor angestellt und 1919 als Direktor an das Offenburger Gymnasium berufen. Er durfte dort nur einige Jahre wirken, denn er starb schon mit 56 Jahren am 6. 12. 1925. Und doch hinterließ er einen tiefen Eindruck: „Wipprecht gehörte zu jenen gottbegnadeten Lehrernaturen, die ihr Glück vor allem in ihrem Beruf suchen und darin auch zu finden vermögen. Er nahm es mit seiner Aufgabe tief ernst, und die Kurve seines Glücksgefühls hob und senkte sich mit dem größeren oder geringeren Erfolg, den er jeweils erzielte. Von seinen Schülern verlangte er nicht wenig und vom Lehrer nicht nur notdürftige Pflichterfüllung, sondern volle Hingabe an sein Amt.“ Seine Kollegen schätzten neben seinem ungemein lebhaften Geist seine umfassende Bildung; er war von Goethe ebenso begeistert, wie er die Geistesgrößen der Anti-

**„Die Ortenau“**

66. Jahresband 1986



ke verehrte. Wipprecht liebte heitere Geselligkeit, und die Kaltlochgesellschaft hatte ihn zu ihrem Hochmeister gewählt<sup>1</sup>.

Auf seinen Sohn Wolfgang geht die Wipprecht-Stiftung zurück: das Grimelshausen-Gymnasium kann jährlich dem Abiturbesten in Deutsch und Geschichte einen Dünndruckband des „Simplicissimus“ verehren. Der Stifter wurde am 10. 2. 1912 in Mannheim geboren, besuchte dort und in Offenburg die Volksschule und von 1921—1928 das Gymnasium. Mit der Note „sehr gut“ bestand er 1930 das Abitur in Heidelberg, wo er während der ersten beiden Semestern Rechts- und Staatswissenschaften, Volks- und Betriebswirtschaftslehre studierte. Sein politisches Interesse war schon früh geweckt worden: „Zur Politik kam ich durch den Erzbergermord 1922, der in Offenburg verhandelt wurde (viel Sympathie für die Mörder!), durch den Rathenau-mord, den mein Vater sehr mißbilligte — und dann durch die Lektüre, letztere aber erst ab 1928 in Heidelberg“<sup>2</sup>. Doch trat er nicht in die nationalliberalen Fußstapfen des Vaters, sondern betätigte sich als Mitglied der Sozialistischen Studentenschaft, des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold und der Arbeiter-Schützengesellschaft. Alle diese Organisationen wurden im März 1933 verboten. Wipprecht erhielt von der Deutschen Studentenschaft den Hinweis: „ein Versuch, den Referendar zu machen, sei sinnlos“. Infolgedessen wurde nichts aus dem „Beamten auf Zeit“; immerhin konnte er sich 1934 noch zum Dr. jur. bei Professor Walter Jellinek promovieren, der zum Ende des Jahres 1935 in den Ruhestand versetzt wurde. Anschließend war er in der Wirtschaft tätig, bis er 1939 zur Wehrmacht eingezogen wurde. Im Mai 1945 geriet der Sanitätsgefreite im hart umkämpften Reichstag in sowjetische Gefangenschaft, wurde aber bald darauf mit anderen Sanitätssoldaten entlassen. 1946 holte ihn der alte Generalstaatsanwalt von Sachsen nach Dresden; dieser war mit dem Gönner Wipprechts, Professor Gustav Radbruch befreundet, dem ehemaligen Reichsjustizminister, der im April 1933 aus politischen Gründen von der Heidelberger Universität entfernt wurde. Wipprecht war dann bis 1951 im Rahmen der Landesregierung Sachsen als Referent der Ministerpräsidenten Dr. Friedrichs und Seydewitz tätig. Mit Max Seydewitz, der am 31. 7. 1947 nach dem Tode von Rudolf Friedrichs vom sächsischen Landtag zum Ministerpräsidenten des Landes Sachsen gewählt worden war, verband ihn seine Sympathie für die einstige Sozialistische Arbeiterpartei (SAP), die 1931 in Berlin gegründet worden war. Auf jener Reichskonferenz wurde Seydewitz in den Parteivorstand gewählt. Zur Redaktion der von der SAP herausgegebenen „Sozialistischen Arbeiter-Zeitung“ gehörte Eduard Weckerle, welcher am 24. 3. 1923 in Grünau Rotraud Geck geheiratet hatte, und dessen Schwager Tell Geck ebenfalls einmal Mitglied der SAP war. Wipprecht, der 1948 in Leipzig sein 1. Juristisches Staatsexamen abgelegt hatte und zum Gerichtsreferendar ernannt worden war, verließ schließlich mit seiner Familie die DDR; ein Freund hatte ihn über die Tatsachen informiert, „die es geraten ließen zu verschwinden“<sup>3</sup>. Seit 1952 Justitiar in der Textilindustrie, nahm er nach einigen Zwischenstationen seinen Wohnsitz in Renningen.

Auf dem Gebiet des Warenzeichenrechts galt er als ein ausgezeichnete Fachmann, und der Deutsche Markenverband bezeichnete ihn als eine tragende Säule des Vereins.

Wie sehr Wolfgang Wipprecht mit Offenburg verbunden war, verspürten die Teilnehmer der Siebzigjahrfeier der Offenburger Pennäler-Verbindung „Arminia“ im Oktober 1965 aus seinen Ausführungen zum Thema „Unsere kleine Stadt“, in denen er die Rolle der „Provinzstädte“ charakterisierte: „Wo die Geschichtslosigkeit herrscht, wo nichts mehr im geschichtlichen Sinne ‚geschieht‘, da erwacht das alte Gesicht der kleinen Stadt, da bekommen die Runzeln und Risse neue Farbe, da besteht die Chance, daß sich die Züge des Provinziellen verjüngen. Denn Geschichtslosigkeit ist nicht dasselbe wie Geschichtslosigkeit! Wo Großstädte sich provinzierisch uniformieren, wo Baugruppen und ganze Stadtteile aus München nach Stuttgart oder von dort nach Frankfurt oder nach Berlin versetzt werden könnten, ohne daß sie am neuen Ort als unorganisch und nicht dahin gehörend auffallen, wo selbst Kirchen zu künstlerischen Fragezeichen werden und wo allenthalben die Frage nach dem Sinn des Ganzen immer deutlicher gestellt wird — vom modernen Theater ganz zu schweigen —, da schlägt die große Stunde der kleinen Stadt, sofern sie Geschichte hat und Geschichte verkörpert“.

Wipprecht hielt eine Erneuerung aus der Tradition für notwendig. Nicht wichtig sei allerdings die Erneuerung der Tradition selbst, denn das könnte sich zu unzeitgemäßem ‚Krampf‘ entwickeln. Kultur entstehe aus der Summe der auf den Menschen einwirkenden Eindrücke, und der Geist einer Stadt sei lebendig in dem Maße, in dem die Eindrücke des Bürgers aus der Stadtgeschichte in ihm weiterwirken. Damit traf er sich akkurat mit dem eingefleischten Demokraten Adolf Geck, der nie müde wurde, die historische Rolle Offenburgs während der Revolutionszeit von 1848/49 zu tradieren und das mit dem gleichen feurigen Idealismus der Männer von 1848, der auch Wolfgang Wipprecht beseelte: „Sollten nicht in der alten Freien Reichsstadt die idealen Voraussetzungen für eine derartige Kulturerneuerung in der Fortsetzung der Tradition gegeben sein? Das zähe, schrittweise Erkämpfen der Unabhängigkeit, der daraus resultierende Sinn für den Wert der Freiheit und Eigenständigkeit, der Bürgersinn und in dessen Gefolge Liberalität und Demokratie sind Stufen einer Tradition, die gerade im badischen Land folgerichtig zu der geistigen und der militärischen Erhebung der Jahre 1848/49 geführt haben. Vor allem in Offenburg darf man auf diese geistige Erhebung besonders stolz sein, weil die Stadt zu den Mittelpunkten jenes demokratischen Aufbegehrens um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts gehört hat.“

Selbstverständlich wußte auch Wipprecht, daß es in der „Kleinen Stadt“ keine ungebrochene Tradition gab, und er scheute sich deshalb nicht, im Rahmen einer Laudatio aus Anlaß einer Ausstellung von Tell Geck zum 75. Geburtstag in Offenburg darauf hinzuweisen. Er erinnerte an dessen Vater Adolf Geck,

der sich vom Burschenschafter in Karlsruhe und vom Reserveoffizier zu einem der härtesten süddeutschen Gegner des herrschenden „Bismarckismus“ und „Wilhelmismus“ gewandelt hatte und zeitlebens die Sozialdemokratie in Bewegung hielt. Es gehöre zu den Schamlosigkeiten der Zeit nach 1933, „daß man den nahezu 80jährigen, der zusammen mit seiner Frau Marie, geborene Moosmann, viel für Offenburg geleistet hatte, zuletzt noch den Broterwerb nahm und seine Druckerei zum Erliegen brachte<sup>5</sup>.

Nahm man dem Vater die Zeitschrift „D'r alt Offeburger“, so seinem Sohn Tell die künstlerische Wirkungsmöglichkeit: „Zwar konnte Tell Geck im Jahre 1930 im Freiburger Kunstverein noch mit Erfolg ausstellen, aber schon bei der zwei Jahre später in Karlsruhe durchgeführten zweiten Ausstellung schrieb der NS-Journalist Dr. Wacker, auch ein Offenburger, es gehöre diesem Manne, der das Fremdstämmige offenbar zu sehr schätze, der Pinsel aus der Hand geschlagen.“ Nicht schweigen dürfe man darüber, „daß eine von vier einheimischen Künstlern im Herbst 1933 auf dem Offenburger Messegelände veranstaltete Ausstellung von dem sogenannten Kampfbund für deutsche Kultur unter Mitwirkung des höchsten Repräsentanten der Stadt und von der SA nach den damals üblichen Methoden gesprengt worden ist, und daß etwa zwanzig Bilder zwangsweise entfernt und beschlagnahmt wurden.“

Wie es die damalige Zeit so mit sich brachte, fand sich das alte Mitglied Adolf Geck im Historischen Verein neben dem neuen Mitglied Otto Wacker, der als Kultusminister das „Berufs- und Ausstellungsverbot“ über Tell Geck erhängte.

Wie sehr sich Wipprecht in jenen Jahren mit der Entwicklung der demokratischen Bewegung in Deutschland beschäftigte, geht aus der Themenauswahl seiner Arbeiten hervor: für eine Sendung zum 1. Mai 1968 im Süddeutschen Rundfunk wählte er sich den Schriftsteller Johann Gottfried Seume aus, den er als „freiheitlichen Demokraten“ und „frühen deutschen Republikaner“ charakterisierte. Seume, der insbesondere wegen seiner Reisebeschreibungen berühmt wurde, starb am 13. 6. 1810 in Teplitz, wo man ihm 1895 ein Denkmal errichtete.

Im „Ekkhart“ 1969 widmet er sich dem badischen Staatsmann Carl Mathy, wie er ein Mannheimer Lehrersohn. Daß er sich gerade dieses Mannes annimmt, der am 8. 4. 1848 seinen Freund Josef Fickler aus Konstanz auf dem Karlsruher Bahnhof festnehmen ließ „und damit einen wesentlichen Beitrag zur Niederlage leistete“, ist recht bemerkenswert. Er rechtfertigt die Handlungsweise des damals vielgeschmähten Mathy, der kein Opportunist und auch kein Gegner des bestehenden Staates gewesen sei, sondern „ein Mann von seltener Gradlinigkeit“, mit einer objektiven Analyse der damaligen Situation: „Was Mathy als geborener Politiker instinkthaft erfaßte, war, daß die ökonomischen und damit die psychologischen Voraussetzungen Deutschlands — und besonders auch in dem vorwiegend agrarischen Baden — noch

nicht reif waren für eine grundlegende Änderung der politischen Verhältnisse. Weder war eine Industrie herangereift, die ein umsturzbares und zum Umsturz fähiges Proletariat erzeugt hätte, noch war die badische Bevölkerung in ihrer Mehrheit geneigt, aus den noch immer zahlreichen Resten des Feudalismus unmittelbar zur Republik überzugehen.“ Mathy sei es stets darum gegangen, das jeweils Erreichbare durchzusetzen. Das habe ihn auch von den radikaleren Freunden wie Fickler und Hecker getrennt.

1971 kam Wipprecht in der „Badischen Heimat“ in einer Besprechung des Buches von Stefan Heym „Lenz oder die Freiheit“ wiederum auf die Ereignisse von 1848/49 zurück<sup>6</sup>. Einem Zitat aus diesem Roman: „Bei einer echten Revolution darf man neuen Wein nicht in alte Schläuche gießen, und man kann einen neuen Staat nicht auf einer alten Bürokratie errichten“, fügte er hinzu: „wir, die wir 1918 und 1945 erlebt haben, können dem nur zustimmen.“ Kritisch weist Wipprecht auf eine gewisse Parallele zwischen 1849 und 1919 hin: „Sein Regierungschef, der Mannheimer Anwalt Lorenz Brentano, der — historisch erwiesen — die Regierung des Landes mehr als Stellvertreter des geflohenen Großherzogs geführt hat denn als entschiedener Republikaner, erinnert in vielem, und soll es wohl auch, an Friedrich Ebert, der nach eigenen Worten die soziale Revolution ‚wie die Sünde‘ gehaßt hat.“

Wohl seinen bedeutendsten Aufsatz auf historischem Gebiet schrieb Wipprecht 1980<sup>7</sup>: „Aufrechter Gang — Versuch einer Annäherung an Heinrich Hansjakob“, dem bezeichnenderweise nicht eine vom Verfasser mit Recht erwartete publizistische geistige Auseinandersetzung folgte. Der Nachwelt sei Hansjakob nur als „Volksschriftsteller“ vorgestellt worden: „Den entschiedenen Demokraten, den erklärten Republikaner wollte offenbar kein Verleger in den letzten Jahren der Monarchie noch herausstellen.“

Daß Wolfgang Wipprecht die Anschauung Hansjakobs aus dessen Buch „Mein Grab“ zitiert: „Für alte und denkende Menschen gibt's meines Erachtens überhaupt keinen sogenannten schönen Lebensabend. Schön ist nur der Morgen des Lebens, die erste Jugendzeit“, geschieht natürlich nicht zufällig. Er selbst hatte in einem Merkbüchlein am 20. 9. 1964 notiert<sup>8</sup>: „Nur in meiner Jugend habe ich richtig gelebt — wenn Leben soviel bedeutet wie ‚da sein im Gegenwärtigen‘.“ Und wie jener der Mahnung, an den Tod denken, „seit einem Jahrzehnt redlich nachgekommen“ war, „vielleicht nur allzusehr“, so auch Wipprecht, der sich schon zwei Jahrzehnte damit beschäftigt hatte. Mit Altersdepressionen ging auch politische Resignation einher, und er war äußerst schockiert, als er 1981 in der „Allmende“ von dem Republikaner und Demokraten Martin Walser einen „naiven Schlageter-Artikel“ las. Obwohl ihm in jener Zeit schon vieles zu schaffen machte, bewegte ihn der Aufsatz so sehr, daß er öfters darauf zurückkam. So schrieb er darüber am 17. 1. 1982: „Dann kam dieser Schlageter-Aufsatz. Der hat es mir schwer gemacht, einem plötzlich in Nibelungentonart agierenden Martin Walser entgegenzutreten.“

Weil Schlageter, der Baltikumer, vermutlicher Kapp-Putschist und Mitarbeiter einer sog. Spezialpolizei im Oberschlesienkampf, der Terrorist in der Ruhrbesetzung — mit wessen Geld? — eben doch mehr ist als nur ein zweifellos mutiger Mann. Aber eben auch einer, der die deutsch-französischen (kapitalistischen) Haßgefühle wacker mitgeholfen hat anzuheizen. Wanderer ins Nichts hat ihn Radek genannt, ich meine eher Wanderer zwischen zwei Welten (Flex)<sup>9</sup>.“ Nach Abfassung seines Gegenartikels, der dann auch in der „Allmende“ unter dem Titel „Ein Werwolf und Walser“ 1982 erschien, erwartete er negative Reaktionen, zumal sich „ein guter Mensch wie Martin Walser“ für Schlageter eingesetzt habe: „ich nehme an, daß Walser insoweit eine Art von Siegfried-Komplex hat. Schließlich ist ein Patriot an sich nichts Schlechtes. Es kommt eben nur darauf an, wofür er sich einsetzt<sup>10</sup>.“

Seither hat Wipprecht keinen Aufsatz mehr publiziert, doch er befaßte sich auf seinem „Sommersitz“ in Tennenbronn sehr viel mit Philosophie. Jahrelang hing er seinem Hauptwunsch nach: ins Kinzigtal umzusiedeln. Mitte Dezember 1980 schrieb er, daß er so gerne zwischen Ohlsbach und Oberharmersbach wohnen möchte. 1981 äußerte er erneut den Wunsch: „Wenn ich zwischen Ortenberg und Wolfach was fände.“ Die Ortenau ist eben das „Land meiner Seele“, bekannte er im Februar 1982: „Der Gedanke an solche Heimkehr ist mir sozusagen Stütze und Stab, und schließlich hab ich Grab und Grabstein nicht umsonst in Offenburg, übrigens ganz in der Nähe der Weingartener Kapelle.“ Der Grabstein ist aus Muschelkalk, in den er von einem Offenburger Bildhauer einen Spruch von Pindar in Griechisch einmeißeln ließ: „Das Leben, Traum eines Schattens.“ Auf seinen Wunsch wurde er dort ohne Feier und Förmlichkeit beigesetzt, nachdem er am 29. September 1985 in Renningen nach der Rückkehr von Tennenbronn an einem Herzanfall verstorben war.

#### Anmerkungen

- 1 Offenburger Tageblatt, 12. 12. 1925
- 2 Tennenbronn, 26. 9. 80 an seine Tochter Angela
- 3 9. 9. 180 an den Verfasser
- 4 Offenburger Tageblatt, 29. 12. 1965. Über Wipprechts Schuljahre berichtet ein kleiner Aufsatz „Pennälerzeit in den ‚Zwanzigerjahren‘. Auszüge aus den Erinnerungen eines Ehemaligen“ in der Festschrift zur Übergabe des Neubaus des Grimmelshausen-Gymnasiums in Offenburg am 27. 6. 1980
- 5 Wolfgang Wipprecht, Der Maler Tell Geck. In: Badische Heimat — Ekkart 1970, S. 102
- 6 51. Jahrgang, 1971, Heft 3, S. 375 f.
- 7 Badische Heimat, 60. Jg., Heft 2, Juni 1980, S. 235 ff.
- 8 Freundl. Mitt. von Frau Anneliese Wipprecht v. 16. 2. 1986
- 9 Leo Schlageter, der Wanderer ins Nichts. Eine Rede Karl Radeks in der Sitzung der Erweiterten Exekutive der Kommunistischen Internationale am 20. 6. 1923. In: Moeller van den Bruck, Das Recht der jungen Völker, Berlin 1923, S. 75 ff. — Walter Flex, Der Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegserlebnis
- 10 7. 2. 1982 an den Vf



In Memoriam Josef Rest  
— Aus Anlaß des 25. Todesjahres —

*Bernhard Uttenweiler*

Vor fünfundzwanzig Jahren, am 8. April 1961, verstarb in Freiburg im Alter von 77 Jahren Prof. Dr. Josef Rest, Direktor der Universitätsbibliothek Freiburg, Ehrenbürger seiner Heimatgemeinde Münchweier und Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden, dessen Mitglied er seit Gründung des Vereins im Jahre 1910 war. Josef Rest, am 19. Dezember 1884 in dem damals noch selbständigen Dorf Münchweier bei Ettenheim geboren, hat sich als Bibliothekar und Historiker insbesondere mit der Geschichte des Buch- und Druckwesens befaßt. Aber auch um die Darstellung der Geschichte seiner Heimat war er stets bemüht. Schon als Schüler begann er im Pfarrarchiv von Münchweier zu forschen. Später veröffentlichte er seine heimatgeschichtlichen Aufsätze vor allem in der „Ortenau“. Bis in die letzten Tage seines Lebens arbeitete er zusammen mit dem Ettenheimer Heimatforscher Joh. B. Fer-

dinand an der Geschichte des Dorfes Münchweier. Das Erscheinen seiner Arbeit im Ortssippenbuch von Münchweier im Mai 1961 konnte er nicht mehr erleben. Mit diesen Zeilen soll die Erinnerung an einen Gelehrten wachgehalten werden, der sich um die Geschichte seiner engeren Heimat und der südlichen Ortenau verdient gemacht hat.

### *Ausbildung und Beruf*

Die äußeren Daten seiner zielstrebig und geradlinig verlaufenen Ausbildung und Karriere lassen sich in wenigen Sätzen zusammenfassen. Nach dem Besuch der Volksschule in Münchweier trat Josef Rest 1895 als Elfjähriger, zusammen mit 47 weiteren Sextanern, in das Realgymnasium Ettenheim ein, wo er 1904 als zweitbesten von nur noch neun Schülern und als einziger aus Münchweier das Abitur ablegte. Von 1905 bis 1908 studierte er in Freiburg und Paris Geschichte und Geographie; er promovierte 1908 und legte 1909 das Staatsexamen für das höhere Lehramt ab. Doch dann entschied er sich für die Laufbahn eines wissenschaftlichen Bibliothekars. Nach einigen Jahren Tätigkeit als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an der Universitätsbibliothek Freiburg und nach drei Jahren Militärdienst wurde er 1919 zum Bibliothekar befördert. 1929 erhielt er die ehrenvolle Ernennung zum Direktor dieser Institution. Im Alter von 69 Jahren trat er 1953 in den Ruhestand und nahm nach 44jähriger Tätigkeit von seiner Bibliothek Abschied.

### *Bibliothekar aus innerer Neigung*

Von seinem Vorgänger, Prof. Dr. Emil Jacobs, wurde Josef Rest als eine Persönlichkeit charakterisiert, die für den Beruf des Bibliothekars in besonderer Weise veranlagt sei und ihn aus innerer Neigung ergriffen habe. Die Ernennung Rests zum Direktor der Universitätsbibliothek erfolgte aufgrund seiner fachlichen Qualifikation und seiner organisatorischen Fähigkeiten. Trotz ablehnender Haltung des Senates der Universität Freiburg setzte ihn das badische Kultusministerium zum Nachfolger von Jacobs ein. So konnte er die als Bibliothekar begonnene weitsichtige Bibliothekspolitik als Direktor fortsetzen und 24 Jahre lang die Geschicke dieser Institution, soweit es in seiner Macht stand, selbstverantwortlich lenken und leiten.

In einer von 64 Bibliothekaren, Wissenschaftlern und Professoren 1934 unterzeichneten Festschrift zu seinem 50. Geburtstag wird auf die stattliche Anzahl von wissenschaftlichen Publikationen auf dem Gebiet der Buch- und Gelehrten-geschichte hingewiesen, auf seine Beiträge zur Geschichte des Buchdrucks, auf die von ihm eingeführten benutzerfreundlichen organisatorischen Maßnahmen und besonders auf die Schaffung des süddeutschen Leihverkehrs. Grundlegende Bedeutung für den Charakter der Freiburger Universitätsbibliothek wird dem Aufbau seiner Sammlung von Schrifttum aus dem ganzen

oberrheinisch-alemannischen Raum unter Einbeziehung des Elsasses, der Schweiz und von Vorarlberg beigemessen.

### *Die Universitätsbibliothek im Dritten Reich*

Die Machtergreifung durch Hitler 1933 und seine Rassenpolitik hatten auch Auswirkungen auf die deutschen Universitätsbibliotheken. „Nichtarische“ Angestellte wurden entlassen und Professoren und Studenten von der Benutzung ausgeschlossen. Menschlich schwierige Entscheidungen mußten daher auch von den Leitern dieser Bibliotheken getroffen und mitverantwortet werden. Rest gehörte von 1930 bis zur Auflösung der Zentrumspartei an. 1937 wird er als Parteianwärter der NSDAP geführt, er habe aber, wie es in einer Stellungnahme zu seiner politischen Einstellung vom April 1937 heißt, bis heute noch nicht den Beweis erbracht, daß er den nationalsozialistischen Staat und die Bewegung positiv und rückhaltlos anerkenne. So ist es nicht verwunderlich, daß Rest, der seinen „nicht-arischen“ Mitarbeitern und Buch-Lieferanten durch Nichtbeachtung oder Verzögerungen bei der Bearbeitung von Vorschriften Hilfen angedeihen ließ, immer wieder denunziert wurde und Drohbriefe erhielt.

In den Jahren 1933/34 entstand ein reger Briefwechsel zwischen Rest, dem Rektorat der Universität und dem Badischen Kultusministerium, weil Rest weiterhin von der „jüdischen“ Buchhandlung Speyer & Kaerner in Freiburg Bücher bezog. Diese Briefe lassen in bedrückender Weise den Geist jener Zeit und die sich daraus ergebende Not erkennen. Rests Bemühungen konnten auf die Dauer kein Erfolg beschieden sein. Schon Ende 1934 bot die Buchhandlung Speyer & Kaerner ihr ganzes Sortiment im Börsenblatt zum Verkauf an, nicht lange bevor der deutsche Buchhandel von den Nazis endgültig „arisiert“ wurde.

Auch im Fall des Bibliothekars Dr. Max Pfannenstiel, dessen Großvater mütterlicherseits Jude war, hat Rest durch Bittgesuche und Verzögerungstaktik versucht, eine angeordnete Kündigung zu umgehen. Mit Befremden stellte man in Karlsruhe fest, daß der Aufforderung zur Entlassung von Pfannenstiel noch keine Folge geleistet worden war und verlangte nun den umgehenden Vollzug der Anordnung. Da Pfannenstiel nach seiner Entlassung wiederholt in der Bibliothek und in den Räumen des Direktors gesehen worden war, wurde Rest erneut angezeigt und verhört. Die von einem Denunzianten aus der Reihe der Universitätsbibliothekare beabsichtigte Versetzung von Rest hat er allerdings nicht erreicht.

Über die Bibliothekstätigkeit im Dritten Reich und auch über den weiteren Lebensweg von Dr. Pfannenstiel, der nach dem Kriege den Lehrstuhl für Geologie und Paläontologie an der Universität Freiburg erhielt und im Amtsjahr 1954/55 auch Rektor der Universität Freiburg war, berichtet ausführlich Ingo

Toussaint in seinem Buch „Die Universitätsbibliothek Freiburg im Dritten Reich“, das 1982 in der Schriftenreihe der Universitätsbibliothek Freiburg erschienen ist.

Die Kriegereignisse wirkten sich ebenfalls auf die Universitätsbibliothek aus. Zum Schutz der ihm anvertrauten Buchbestände ließ Rest vorsorglich 350 000 Bücher, darunter eine große Zahl von Handschriften und vor 1500 gedruckten Büchern auslagern, die auf diese Weise die Zerstörung der Universitätsbibliothek bei der Bombardierung Freiburgs am 27. November 1944 unversehrt überstehen konnte.

Nach dem Kriege wurden die ausgelagerten Bücher wieder zurückgeholt und die Bibliothek neu aufgebaut.

### *Ehrungen nach dem 2. Weltkrieg*

Dr. Rest wurde vom südbadischen Staatspräsidenten Wohlleb zusätzlich zu seinen bisherigen Aufgaben mit dem Wiederaufbau des Büchereiwesens in ganz Südbaden beauftragt. Seine bibliothekarischen und wissenschaftlichen Leistungen fanden Anerkennung. Er wurde 1945 zum Honorarprofessor ernannt und erhielt an der Universität einen Lehrauftrag für Buch- und Bibliotheksgeschichte. Zu seinem 65. Geburtstag 1949 wurde ihm erneut eine umfangreiche wissenschaftliche Festschrift gewidmet. Seine Heimatgemeinde Münchweier ernannte ihn zum Ehrenbürger. Bei der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Ettenheim 1950 wurde er mit der Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet. 1952 wurde ihm das Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik verliehen. Im Dezember 1954 schrieb der Heimatchronist von Ettenheim J.B. Ferdinand eine ausführliche Würdigung über das wissenschaftliche und heimatgeschichtliche Werk des damals Siebzigjährigen. Nachdem Josef Rest im April 1961 gestorben war, wurde auf Betreiben von Emil Baader im Gasthaus „Rebstock“ in Münchweier zu seinem Gedächtnis eine Josef-Rest-Gedächtnisstube eingerichtet, die heute leider nicht mehr besteht.

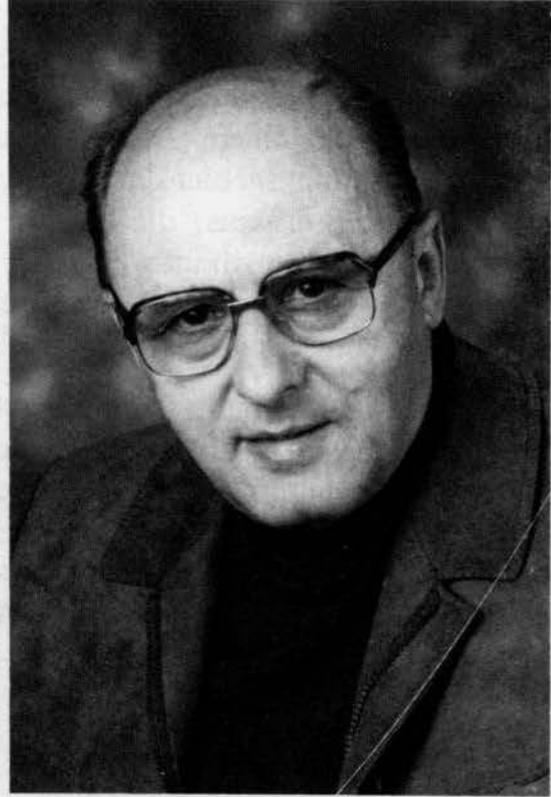
In verschiedenen Zeitschriften, so in der „Ortenau“ und in der „Zeitschrift für Geschichte am Oberrhein“, erschienen ehrende Nachrufe. Auch in dem Festbuch des Gymnasiums Ettenheim von 1967 ist ein Artikel über „Dr. Rest, Bibliothekar und Gelehrter“ enthalten. In dem 1982 erschienenen ersten Band der „Badischen Biographien“ wurde seine Kurzbiographie aufgenommen.

### *Heimatgeschichtliche Publikationen*

Für Dr. Rest war die Beschäftigung mit der Geschichte seiner Heimat kein zweitrangiges Forschungsgebiet, das hinter seinen allgemeinen wissenschaftlichen Forschungsinteressen stand. Beide Interessen waren in seinem Denken und Schaffen ineinander verwoben und befruchteten sich gegenseitig. Mal war

es ein heimatgeschichtliches Thema, das er in größere Zusammenhänge stellte, dann war es umgekehrt, und von einem scheinbar fernliegenden Forschungsgegenstand gelangte er ganz natürlich zu einem Ereignis aus der Heimatgeschichte. So entdeckte der Unterprimaner 1903 im Pfarrarchiv Münchweier eine St. Landelinus-Ablaßurkunde, die im Jahre 1336 in Avignon für die Kirche von Münchweier ausgestellt worden war. Er stellte fest, daß es sich hierbei um ein Blanko-Formular handelte, in dem nachträglich der Name des hl. Landelin eingesetzt worden war. Diese Entdeckung führte 1925 zur Veröffentlichung eines Aufsatzes über „Illuminierte Ablaßurkunden aus Rom und Avignon aus der Zeit von 1282 bis 1364.“ Umgekehrt brachte ihn seine Beschäftigung mit den Anfängen des Buchdrucks im Elsaß auf die Spuren des Ettenheimer Buchdruckers Knoblochzer, der in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts in Straßburg und dann in Heidelberg kostbare Werke druckte und verlegte. In einem Aufsatz über mittelalterliche und neuere Geschichte des Kaiserstuhls veröffentlichte er eine Reproduktion aus dem Verbrüderungsbuch von St. Gallen (810-900), in dem neben Edingen auch „Etenhaim“, „Altdorf“ und „Muniwilre“ zum ersten Mal erwähnt sind. Die „Mark Ettenheim und der Genossenschaftswald“, die „Ettenheimer Hexenprozesse“, die „Zustände in der südlichen Ortenau im Jahre 1802“, „Kardinal Rohan und dessen Einkünfte vor Ausbruch der französischen Revolution“ und der „Einzug Rohans in Ettenheim im Jahre 1798“ sind weitere interessante Veröffentlichungen zur Heimatgeschichte.

Die von der Mitgliedergruppe Ettenheim im Historischen Verein für Mittelbaden schon seit längerem geplante Herausgabe eines Sammelbandes mit den in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten heimatgeschichtlichen Aufsätze von Josef Rest soll noch in diesem Jahr erfolgen.



## Krönung eines Lebenswerkes: Hermann Brommer wurde Professor

*Werner Scheurer*

Am 13. März 1986 verlieh der Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg Hermann Brommer in Merdingen bei Freiburg/Brsg. „in Würdigung seiner Leistungen in den Bereichen der Heimat- und Kunstgeschichte des Oberrheins und seiner Verdienste um die Erwachsenenbildung“ den Ehrentitel „Professor“. In einer Feierstunde in Stuttgart überreichte der Minister für Wissenschaft und Kunst, Helmut Engler, die Verleihungsurkunde.

Der 1926 in Bühl/Baden geborene Rektor a. D. gilt als führender Barockexperte im Breisgau und in der Ortenau. Rund 150 Titel zählt die Liste seiner Veröffentlichungen, von denen die Leser unseres Jahrbuches vor allem die Arbeit über Leben und Werk des Gengenbacher Barockbildhauers Philipp Winterhalder schätzen (Ortenau 54/1974).

Neben seinen zahlreichen Beiträgen über Barockkünstler in der ehemaligen Reichsstadt Gengenbach hat sich Brommer in Mittelbaden verdient gemacht um die Erforschung der evangelischen Barockkirche in Meißenheim und die

Abteikirche in Schuttern, beides Werke des Tiroler Barockbaumeister Joseph Michael Schnöller, die ehemalige St.-Peter- und Paulskirche von Ignaz Krohmer in Bühl und die Pfarrkirche in Haslach i. K. Dabei stellen seine Arbeiten über die Kunstgeschichte der Ortenau nur einen kleinen Ausschnitt aus seinem großen Forschungsgebiet dar. Schwerpunkt seines Schaffens ist die Kunstgeschichte des Breisgaus, die er mit vielbeachteten Publikationen, wie z. B. „Künstler und Kunsthandwerker im st.-petrischen Kirchen- und Klosterneubau“, „Die Bildhauer Hauser in Kirchzarten, Schlettstadt und Freiburg i. Br.“ und „War Hans Loy der Meister H. L.“ bereichert hat.

Seit Jahren ist Hermann Brommer Mitglied des Alemannischen Instituts Freiburg und Zweiter Vorsitzender des Breisgau-Geschichtsvereins Freiburg. Nach der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes, des päpstlichen Ordens „Pro Ecclesia et Pontifice“ und des Ehrenbürgerrechts der Gemeinde Meringingen ist die Ernennung zum Professor die verdiente Krönung eines Lebenswerkes, zu der auch der Historische Verein für Mittelbaden von Herzen gratuliert.

## Erwin Dittler 75 Jahre alt

*Heiner Raulff*

Am 30. August 1986 wird Erwin Dittler 75 Jahre alt. Der Historische Verein für Mittelbaden und „Die Ortenau“ haben ihrem langjährigen Redakteur und Ehrenmitglied sehr viel zu verdanken. Hingabe und Akribie in seiner historischen Arbeit, wache und kritische Aufmerksamkeit gegenüber dem politischen Tagesgeschehen und eine unendliche Belesenheit sind vielleicht die hervorstechendsten Eigenschaften des Historikers und Politologen Erwin Dittler. Seine Arbeiten, von denen eine Vielzahl in der „Ortenau“ erschienen sind (vgl. den Jahresband 62/1982), zeichnen sich durch Präzision in den Details aus, ohne dabei die großen Linien aus den Augen zu verlieren, und haben internationale Anerkennung gefunden. Der Historische Verein für Mittelbaden gratuliert dem Jubilar recht herzlich und wünscht ihm für die Zukunft beste Gesundheit!

## Jahresbericht 1985/86

Regionales Geschichts- und Kulturbewußtsein werden entscheidend vom Historischen Verein für Mittelbaden in der Ortenaulandschaft geprägt. Das wurde in den Reden am feierlichen Festabend deutlich, der anlässlich des 75jährigen Bestehens des Historischen Vereins für Mittelbaden am 19. Oktober in der Offenburger Stadthalle stattfand. Zahlreiche Redner gratulierten dem Verein für sein ehrwürdiges Alter und lobten seine Verdienste um die Kulturlandschaft der Ortenau.

Der Vorsitzende der Kommission für geschichtliche Landeskunde Baden-Württemberg, Professor Dr. Meinrad Schaab (Heidelberg), hob die Pionierarbeit des Historischen Vereins bei der Erforschung der mittelbadischen Geschichte hervor. Leitender Regierungsdirektor Willi Sauer vom Landratsamt meinte, die Historiker Mittelbadens setzten die Mosaiksteine aus der Region



*Beim Festabend, der anlässlich des 75jährigen Bestehens des Historischen Vereins für Mittelbaden in der Offenburger Stadthalle stattfand, waren zahlreiche Ehrengäste erschienen. Unsere Aufnahme zeigt von links Professor Dr. Marcel Thoman (Straßburg), Professor Dr. Meinrad Schaab (Heidelberg), Präsident Dr. Dieter Kauß, Leitender Regierungsdirektor Willi Sauer und Oberbürgermeister Martin Grüber.*

*Foto: Manfred Hildenbrand*

zur Beschreibung der „großen“ Geschichte zusammen. Oberbürgermeister Martin Grüber (Offenburg) stellte die Verdienste des Historischen Vereins um die Erhaltung historischer Baudenkmäler und Gebäude heraus. Professor Dr. Marcel Thoman (Straßburg), der Präsident der elsässischen Geschichtsvereine, würdigte die gute Zusammenarbeit der Lokal- und Regionalhistoriker links und rechts des Rheins.

„Die Eisenbahn in Offenburg — Geschichte und Faszination“ war das Thema des Festvortrags, den der Leiter des Offenburger Stadtarchivs Michael Friedmann hielt. Der Vortrag ist im diesjährigen Band der „Ortenau“ abgedruckt. Die musikalische Umrahmung des Festabends erfolgte durch den Kammermusikreis der Städtischen Musikschule Offenburg. Anschließend fand für die zahlreichen Gäste aus nah und fern ein Empfang der Stadt Offenburg im Foyer der Stadthalle statt.

Ganz im Zeichen des 75jährigen Bestehens des Historischen Vereins für Mittelbaden stand auch die Mitgliederversammlung des Vereins, die am gleichen Tag nachmittags im Spitalspeicher in Offenburg abgehalten wurde. Präsident Dr. Dieter Kauß ging in seinem Rechenschaftsbericht auf die Geschichte des Historischen Vereins ein und betonte, daß die Historiker Mittelbadens schon zum zehnten Male ihre Jahresversammlung in der Gründerstadt des Vereins, in Offenburg, durchführten. Der Historische Verein für Mittelbaden, so hob Dr. Kauß hervor, sei deutlich im Aufwind. Die 34 Mitgliedergruppen mit ihren rund 3300 Mitgliedern leisteten eine kontinuierliche Arbeit in der Erforschung der Geschichte und des Brauchtums der Ortenaulandschaft, aber auch in der Bewahrung von Kulturdenkmälern. Durch neugegründete Mitgliedergruppen seien die Mitgliederzahlen des Vereins ständig im Zunehmen. Die Jahressbände der „Ortenau“ zeugten von der fleißigen und vielschichtigen Arbeit der mittelbadischen Historiker. Auch die verschiedenen Arbeitsgruppen des Historischen Vereins könnten eine Fülle von Aktivitäten aufweisen.

Der Geschäfts- und Kassenbericht, den Geschäftsführer Theo Schaufler vorlegte, bewies, daß sich die Kassenführung bei ihm in guten Händen befindet. Für die langjährige verdienstvolle Tätigkeit im Vorstand des Historischen Vereins sowie als Heimathistoriker wurde Kurt Klein (Hausach) zum Ehrenmitglied des Vereins ernannt. Der Redakteur der „Ortenau“, Hugo Schneider, wünschte, daß in absehbarer Zeit wieder ein Sonderband der „Ortenau“ erscheinen möge, der in Form eines Ortslexikons die über 200 Gemeinden und Städte der Ortenaulandschaft geschichtlich und topographisch beschreiben soll. Im Anschluß an die Mitgliederversammlung fand eine Besichtigung des Judenbades in Offenburg unter Führung von Dr. Hans-Joachim Fliedner statt.

Auf die Initiative der Arbeitsgruppe „Denkmalpflege“ des Historischen Vereins ging die Ausstellung „Denkmalpflege im Ortenaukreis“ zurück, die vom 21. Oktober bis 15. Dezember 1985 im Landratsamt Offenburg stattfand. Die



*Eine Vielfalt von Objekten aus dem ganzen Ortenaukreis wurde in der Ausstellung „Denkmalpflege im Ortenaukreis“ im Landratsamt Offenburg gezeigt.  
Foto: Claus Eckert*

Ausstellung entstand in Zusammenarbeit mit dem Ortenaukreis, dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg, sowie den Mitgliedergruppen des Historischen Vereins. Denkmalpflege sei kein Selbstzweck, sondern helfe mit, der Vergangenheit eine Zukunft zu sichern, betonte Landrat Dr. Gerhard Gamber am Eröffnungsabend der Ausstellung. Es müsse die Erkenntnis entwickelt werden, daß ein Baudenkmal von öffentlichem, heimatgeschichtlichem Interesse sei und nicht nur reine Dekoration darstelle. Eine Einführung in die Ausstellung gab der zuständige Konservator der Freiburger Außenstelle des Landesdenkmalamtes, Hans-Jürgen Treppe, der zusammen mit dem Präsidenten des Historischen Vereins, Dr. Dieter Kauß, die Zusammenstellung und Ausgestaltung der Ausstellung vorgenommen hatte.

Die Ausstellung im Landratsamt Offenburg dokumentierte gelungene Beispiele der Denkmalpflege aus dem gesamten Ortenaukreis. Mit Hilfe von Bildmaterial wurde erläutert, wie bei der Restaurierung vorgegangen wurde. Gezeigt wurde alles, was mit Schutz und Pflege von Denkmälern zu tun hat, also vor allem Kirchen, Schwarzwaldhöfe, Speicher, Mühlen und Fachwerkhäuser. Mit in die Ausstellung wurden auch aufgenommen Objekte archäologischer Funde im Ortenaukreis. Eine umfangreiche Information zur Stilkunde wurde

geboten. Dabei wurden wichtige Details des Kulturdenkmals vorgestellt, vor allem jene, die besondere Rücksicht erfordern, wie Klappläden, Sprossenfenster, Türen, Putzmöglichkeiten usw. Jeweils an Wochenenden zeigten ein Zimmermann, ein Schmied, ein Steinmetz und ein Restaurator den Besuchern ihre Arbeit an denkmalgeschützten Objekten. Die Ausstellung war inzwischen auch an anderen Orten des Ortenaukreises als Wanderausstellung zu sehen, so in Oberkirch und in Lahr.

Am 8. März 1986 trafen sich die Mitarbeiter der 34 Mitgliedergruppen des Historischen Vereins wieder in Zell-Weierbach zu ihrer Frühjahrstagung. In seinem Bericht hielt Präsident Dr. Dieter Kauß einen Rückblick auf die Jubiläumsfeierlichkeiten des Vereins in Offenburg sowie auf die Ausstellung „Denkmalpflege im Ortenaukreis“. In den Berichten der Leiter der Arbeitsgruppen spiegelte sich das intensive Bemühen der mittelbadischen Historiker um die geschichtliche Vergangenheit der Region wider.

Ende Oktober 1985 wurde Kreisarchivar Dr. Dieter Kauß als Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden durch Wissenschaftsminister Professor Dr. Engler in die Kommission für geschichtliche Landeskunde berufen. Damit ist der Historische Verein wieder in diesem wichtigen Gremium vertreten. Bis zu seinem Tode gehörte ihm auch der frühere Präsident Wilhelm Mechler an.

*Manfred Hildenbrand*

## Berichte der Mitgliedergruppen 1984/85

### *Achern*

Die Mitgliedergruppe Achern führte folgende Kunstfahrten durch und zwar im Mai mit dem Schwarzwaldverein in das Markgräflerland (Sulzburg, Badenweiler, Bürgeln, Rötteln, Blansingen), im September mit der Akademie der älteren Generation zum Kaiserstuhl (Niederrottweil, Breisach, Burkheim), im Oktober zusammen mit der Volkshochschule zu den ehemaligen Burgen in der Umgebung von Achern (Großweiler, Oberachern, Kappelrodeck, Bosenstein).

Außerdem beteiligten sich Mitglieder an der Herausgabe des Bildbandes „Achern — Bilder aus vergangenen Tagen“, den der Museumsverein veröffentlichte (1985).

*Hugo Schneider*

### *Bad Peterstal-Griesbach*

1984:

März: Tagesfahrt nach Rheinmünster-Schwarzach (Kirche) und Baden-Baden-Lichtenthal (Klosterkirche und Klostermuseum).

Mai: Tagesfahrt nach Tiefenbronn (Lukas-Moser-Altar) und Bad Wimpfen (Benediktinerabtei St. Peter im Tal, Stadtrundgang).

Juni: Halbtagsfahrt zum Wasserschloß Glatt und nach Oberndorf am Neckar.

Juli: Fahrt nach Oberösterreich und in das Salzburger Land.

August: Tagesfahrt in die Schwäbische Alb (Dreifaltigkeitsberg, Beuron, Zwiefalten, Tübingen und Rottenburg am Neckar).

September: Tagesfahrt ins Nordelsaß (Neuweiler, Maursmünster, Ruine Hohbarr, Zubern und Dompeter).

Oktober: Südtirol-Reise.

Tagesfahrt nach Schuttern (Kirche und Ausgrabungen), Ettenheimmünster (Kirche und Silbermann-Orgel) und Burkheim.

1985:

April: Halbtagsfahrt nach Lautenbach und Allerheiligen.

Juni: Burgenland-Reise.

August: Tagesfahrt auf die Insel Reichenau: Besichtigung der Kirchen von Mittelzell, Unterzell und Oberzell.

September: Vogelsberg- und Rhön-Reise.

Oktober: Tagesfahrt ins mittlere Elsaß (Andlau, Colmar) und Kaiserstuhl (Endingen).

*Heinz Schaub*

### *Yburg e. V. Baden-Baden / Rebland*

Die in den Vorjahren begonnenen Arbeiten und Aktivitäten der Mitgliedergruppe Yburg setzten sich im Jahre 1985 verstärkt fort. Da waren zum einen die Angebote an Vorträgen und Fahrten für die Mitglieder und die interessierte Bevölkerung.

In Zusammenarbeit mit dem Bildungswerk Rebland standen auf dem Programm: die Besichtigung des Klosters Lichtenthal und des Barockschlosses in Ettlingen, ein Vortrag mit Führung über die Sanierung in Steinbach und ein Vortrag im Altenwerk von

Rudi Liebich. Wir führten eine Tagesfahrt nach Weinheim und Ladenburg durch, boten einen Vortrag über Heinrich Hansjakob von Kurt Klein an und hatten eine gut besuchte Mitgliederversammlung mit einem Vortrag unseres jugendlichen Mitgliedes Michael Binz und von Willi Daferner über das ehemalige obere Schloß in Neuweier. Zum anderen machte die Gruppe auf ihre Arbeit aufmerksam mit ihrem Stand bei den Winzertagen und dem schon bekannten Quiz sowie einer Sonderausstellung im Museum: Szenen aus dem Mittelalter und der jüngeren Vergangenheit, dargestellt in Zinnfiguren-Dioramen.

Auch bei den örtlichen Festen standen die „Historiker“ nicht abseits. Diese Arbeiten in der Öffentlichkeit zahlten sich aus: die Mitgliederzahl stieg 1985 auf 84 Mitglieder an. Sehr erfreulich ist das Interesse der Jugend an der Geschichte. In Arbeitsgemeinschaften erarbeiten sie unter der Führung ihres engagierten Lehrers Willi Daferner z. B. das Bild von Steinbach im Mittelalter; sie bauen exakte Modelle oder legen Grabungen an.

Für das geplante Reblandbuch gehen die Arbeiten im stillen aber zügig voran.

Das Projekt „Museumserweiterung“ hat die ersten Hürden genommen: Ortschaftsrat und Stadtrat gaben ihre Zustimmung zu der Vergrößerung in den stadteigenen Räumen, und auch die ersten Gelder für eine Teilrenovierung wurden genehmigt.

Bei allen Projekten, bei denen es um die Veränderung an alter Bausubstanz geht, z. B. bei Fragen zur Stadtmauer oder bei Hausabbrissen, bei Grabsteinen usw. werden die Fachleute der Mitgliedergruppe Yburg hinzugezogen.

*Ursula Schäfer*

### *Biberach*

Betreuung der beiden Museen in Biberach und in Biberach-Prinzbach. Dabei wurde u. a. damit begonnen, im Biberacher Heimatmuseum „Kettererhaus“ einen Raum zur Dokumentation der Biberacher Ortsgeschichte einzurichten.

In Zusammenarbeit mit der Gemeinde und der Schule wurden die Vorarbeiten für die Restaurierung sämtlicher Bildstöcke und Wegkreuze in Biberach und in Prinzbach aufgenommen.

Die Mitgliedergruppe besichtigte die Stadt Zell a. H. und besuchte das dortige Museum im „Storchenturm“. Ein anderer Besuch galt der „Klosterausstellung“ in Gengenbach.

In Zusammenarbeit mit der Volkshochschule wurden mehrere heimatgeschichtliche Vorträge angeboten.

*Wolfgang Westermann*

### *Ettenheim*

Im März Vortrag von Karl-Heinz Debacher aus Rust über „Mißernten und Hunger am Oberrhein im Spiegel zeitgenössischer Quellen“ (1300—1525).

Im April wurden in Ettenheimweiler die betreffenden Ausstellungstafeln aus der großen Fotoausstellung von 1983 erneut gezeigt.

Im Juni wurde im Münchweierer Rathaus auf Betreiben von Stadtrat Gustel Feger ein kleines Heimatmuseum eingerichtet, in dem die von Adolf Blust bearbeiteten Ausstellungstafeln aus der Fotoausstellung von 1983 dauerhaft untergebracht werden konnten. Auch einige Bilder aus der früheren Josef-Rest-Gedächtnis-Stube im Gasthaus „Rebstock“ werden hier jetzt ebenfalls ständig ausgestellt sein. Bei der Ausstellungser-

öffnung stellte der aus Münchweier stammende Heimatforscher Emil Schwendemann sein rund 7000 Mundartwörter umfassendes Wörterbuch mit dem Wortschatz seiner Heimatgemeinde vor. Außerdem verfaßte er die Dialektgrammatik von Münchweier.

Am 11. Juli wurde der Mitgliedergruppe Ettenheim als erstem Preisträger von der Stadt Ettenheim der neue Ettenheimer Kulturpreis verliehen. Bürgermeisterstellvertreter Haas würdigte in seiner Laudation die vielen beachtenswerten Aktivitäten des Vereins in den vergangenen Jahren, insbesondere die Barock-Ausstellung, die Postkarten- und Fotoausstellung und die Herausgabe heimatgeschichtlicher Schriften. Der Kulturpreis sei eine ehrliche Anerkennung der Leistungen des Vorsitzenden und der Mitglieder und Mitarbeiter im Historischen Verein, die sie gemeinsam für die Stadt und ihre Bürger in vorbildlicher Weise erbracht haben. Der Vorsitzende ging in seiner Dankesansprache auch auf die Geschichte des 1910 gegründeten Historischen Vereins für Mittelbaden und der seit 1920 bestehenden Mitgliedergruppe Ettenheim ein. In der „Ortenau“ seien in den bisher 64 Jahressbänden rund 60 Artikel über Ettenheim und Ettenheimmünster erschienen.

Im Juli beteiligte sich die Mitgliedergruppe am 3. Bärenbrunnenfest, dem kulturell ausgerichtetem Ettenheimer Stadtfest. Unter dem Thema „Us de Schuel gschwätzt“ wurde ein Mundartabend veranstaltet, bei dem Paul Nunnemacher aus Staufen mit alemannischen Schulgeschichten und Anekdoten und Frank Dietsche aus Kandern mit alemannischen Liedern die Zuhörer begeisterten. Außerdem wurden Ettenheimer Schulgeschichten von Fritz Broßmer vorgelesen. Prof. Dr. Rolf Winkeler von der Pädagogischen Hochschule Freiburg eröffnete eine Schulausstellung, in der seine Sammlung alter Stiche zur Volksschule des 19. Jahrhunderts und die von Mitgliedern zusammengetragenen Schulentensilien zu sehen waren.

Hubert Kewitz veröffentlichte für die Ausstellung eine Arbeit über die ältere Schulgeschichte Ettenheims im Ettenheimer Heimatboten und in der Lahrer Zeitung vom 11. Juli 1985.

Den Auftakt des Bärenbrunnenfestes 1985 bildete das von Thomas Dees, Christof Heizmann und Karl-Heinz Debacher geschaffene Schauspiel „Der Traum von der Freiheit“ über die 48er Revolution.

Im Oktober Fahrt zur Ausstellung „Die Reichsabtei-Gengenbach und die Klöster der Benediktiner-Kongregation Straßburg“ in Gengenbach, wo auch das Büstenreliquiar des hl. Landolin von Ettenheimmünster aus dem Jahre 1506 ausgestellt war.

Die Mahlberger Mitglieder waren das ganze Jahr über unter Führung von Josef Naudascher am Auf- und Ausbau des Oberrheinischen Tabakmuseums in Mahlberg beschäftigt, das 1986 eröffnet werden soll.

*Heimatgeschichtliche Literatur:* Im Geroldsecker Land 28/1986 schrieb u. a. Hubert Kewitz über das Theresienbild von Ringsheim; Bernhard Uttenweiler über den Ettenheimer Mundartdichter Fritz Broßmer.

Im „Altvater“ von 1984 schrieb Hubert Kewitz über den Ringsheimer Faßmaler Basilius Bilger, der Schriftleiter Emil Ell über die Geschichte der Familie Stulz aus Kippenheim, den Mahlberger Markt, den Altdorfer Heimatforscher Prof. Dr. Otto Biehler, Prof. Dr. Rest aus Münchweier u. a.

Im „Altvater“ von 1985 stammen von Emil Ell Aufsätze über einen Auswanderer aus Münchweier, den Rathausbau bei Kappel, den Mahlberger Freiheitsbrief von 1646, das Bad- und Gästehaus Ettenheimmünster nach dem Freiburger Wochenblatt von 1827 und Mahlbergs zweite Stadterhebung vor 35 Jahren.

Die Gemeinde Kippenheim gab 1984 einen Bildband „Bilder aus vergangenen Tagen“

heraus, die Stadt Mahlberg 1985 den Bildband „Mahlberg-Orschweier“, für den Josef Naudascher als Verfasser zeichnet.

Aufschlußreich für das Schloß Altdorf ist die Monographie von Erich Franz über Pierre Michel d'Ixnard, den Erbauer der Klosterkirche St. Blasien. Eine Abbildung zeigt die von d'Ixnard für das Altdorfer Schloß entworfene Bibliothek. Auch für den Schloßgarten soll er einen Plan gefertigt haben.

*Bernhard Uttenweiler*

#### *Haslach i. K.*

Vom Herbst 1985 bis Frühjahr 1986 lud die Mitgliedergruppe Haslach ihre Mitglieder und Freunde zu folgenden Vorträgen im Refektorium des ehemaligen Kapuzinerklosters ein:

Maria Schaettgen über „Die Sympathielehre und die Sympathiedoktoren in Heinrich Hansjakobs Werk“ (30. 9. 1985), Dr. Karl-Bernhard Knappe über „Auf den Spuren der Zähringer in Baden und in der Schweiz“ (21. 10. 1985), Ansgar Barth über „Künstler sehen unsere Heimat“ (25. 11. 1985), Kurt Klein über „Malta — Brücke zwischen Okzident und Orient. Auf den Spuren des Apostel Paulus und der Kreuzritter“ (20. 1. 1986), Waltraud Remusch über „Das Volksschulwesen zwischen 1750 und 1900 im Schwarzwald, verdeutlicht an Berichten Heinrich Hansjakobs und anderer Zeitzeugen“ (24. 2. 1986), Dr. Dieter Kauß über „Heinrich Hansjakob und die bäuerliche Welt des endenden 19. Jahrhunderts“ (17. 3. 1986).

*Manfred Hildenbrand*

#### *Hausach*

„Vom Schwarzwald zum Rhein — auf den Spuren der Kinzigtäler Flößer“, hieß der Farbdiavortrag, den Kurt Klein für die Allgemeinheit im März hielt. Eine ausgedehnte Wanderfahrt führte in diesem Jahre in die erdgeschichtlich wie auch naturkundlich interessante Wutach- und Gauchachschlucht.

Der Hausacher Fanfarenzug feierte u. a. mit einem großen sonntäglichen Festzug sein Jubiläum. Der Historische Verein organisierte dazu 10 Gruppen, die einen Einblick in die Vergangenheit und die Gegenwart des Kinzigtals vermittelten. Wiederum zog das „Johannisfeuer“ viele Heimatfreunde aus nah und fern auf den Schloßberg zum Hausacher Wahrzeichen. Erstmals trat dabei die „Burgwache“ des Historischen Vereins in ihren schmucken Trachten auf, um dadurch auf den Zinnen der Burg dem Volksfest einen bunten Rahmen zu verleihen.

In diesem Jahr konnte die Hausacher Mitgliedergruppe auf ihr 20jähriges Bestehen zurückblicken. Aus diesem Grunde ließ der Vorsitzende im September bei einer sehr gut besuchten Mitgliederversammlung durch einen Vortrag mit Farblichtbildern nochmals die Aktivitäten in den zurückliegenden zwei Jahrzehnten aufleuchten und dadurch gleichzeitig einen Blick in die Heimatgeschichte werfen. Anlässlich des 75jährigen Jubiläums des Historischen Vereins für Mittelbaden wurde Kurt Klein — derzeitiger Vizepräsident — für seine Verdienste um die Heimatgeschichte mit der Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet. „Auf den Spuren der Woltäler Flößer“ folgte die Vereinigung anfangs November bei einer Wanderung durch das Woltal von Oberwolfach bis Bad Rippoldsau.

Im Historischen Keller des Herrenhauses konnte durch das Verlegen eines Plattenbo-

dens ein weiterer Bauabschnitt vollendet werden. Die Räumlichkeiten wurden anschließend dem Kunstverein — Mittleres Kinzigtal — für eine Ausstellung von Zeichnungen und Plastiken zur Verfügung gestellt. Zu einem einmaligen Ereignis gestaltete sich das „Historische Konzert“ in der Hausacher Dorfkirche. Durch entsprechende Worte und Beleuchtungseffekte herausgestellt, wurden die Kunstwerke und die Geschichte dieses altherwürdigen Gotteshauses mit den musikalischen Darbietungen zu einem „vollendeten Gleichklang“ vereinigt, wie die Presse zu berichten mußte.

*Kurt Klein*

### *Hohberg*

Im Rahmen des Veranstaltungsangebotes des Kath. Bildungswerkes Hohberg wurden durch die Mitgliedergruppe Hohberg nachstehende Veranstaltungen durchgeführt:

Januar: Vortrag von Kurt Klein: Heinrich Hansjakob — Ein Leben für das Volk —

April: Vortrag von Dr. Fliedner: Joh. Jakob Christoph von Grimmelshausen und seine Bedeutung für die Ortenau.

Mai: Dreitägige Fahrt ins Frankenland (Würzburg, Oberes Maintal und Romantische Straße). Führung: Dr. Josef Bayer.

September: Vortrag von Michael Bayer, Bürgermeister i. R.: Zum 150. Geburtstag von Georg Ehret — Hofweierer Zeitgeschichte um 1850 —

Oktober: Halbtagesfahrt: Auf den Spuren von Heinrich Hansjakob (Mühlstein, Zell a. H., Haslach, Hofstetten). Führung: Dr. Josef Bayer.

November: Vortrag von Dr. Josef Bayer: Eine herrschaftliche Dorfordnung in Niederschopfheim des 18. Jahrhunderts mit Wiederholung des Heimatfilmes aus dem Jahre 1977: „1200 Jahre Niederschopfheim“.

Dezember: Jahreshauptversammlung der Mitgliedergruppe mit Neuwahlen des Vorstandes, bei der das Präsidium durch Herrn Dr. Kauss und Schaufler vertreten war.

In dieser Mitgliederversammlung konnten die beiden Dokumentationen über die „Feldkreuze und Bildstöcke in Hohberg“ und der „Alten Häuser in Hofweier“, bearbeitet von Dr. Josef Bayer und Michael Bayer, vorgestellt werden.

*Michael Bayer*

### *Kehl-Hanauerland*

April: Exkursion nach Karlsruhe zur Ausstellung „Goethe und Frankreich“ im Oberrheinischen Dichtermuseum.

Juni: Nach Pfaffenhofen und Buchweiler im Elsaß mit Besuch des dortigen Heimatmuseums und des Soldatenfriedhofs Niederbronn.

Vier Abendfahrten nach Straßburg.

März: Vortrag in Kehl von Dr. Kauß über den Vogtsbauernhof.

In Lichtenau Vortrag von Helmut Schneider über Straßburg.

*Kurt Ganss*

### *Meißenheim*

Februar: Dia-Vortrag „In 80 Tagen um die Welt“ (Indien, Thailand, Korea, Japan).

März: 2. Teil des Vortrages (China, Amerika).

Mai: Wanderung in heimatlichen Gefilden unter sachkundiger Führung. Aufgesucht wurde u. a. das „Heidengrab“, ein Hügelgrab aus der Hallstattzeit. 1886 geöffnet, heute beinahe eingeebnet und nur durch einige darauf gepflanzten Fichten kenntlich gemacht.

Juni: Radwanderung durch das Ried.

September: Ferienangebot: Der Historische Verein „erradelt“ den Radwanderweg Baden-Württemberg.

November: Dem scheidenden Bürgermeister Herbert Reith zu Ehren liest Alt-Bürgermeister Dr. Philipp Brucker aus Lahr aus seinem „Jo Pfiffedeckel“.

Dezember: Besuch des Heimatmuseums „Musée Alsacien“ in Straßburg.

*Karl Schmid*

### *Neuried*

Juni: Exkursion nach Oberkirch (Besichtigung des alten Stadtkerns, des Heimatmuseums, der Grimmelhäuser-Gaststätte zum „Silbernen Stern“ in Gaisbach. Besichtigung der Schauenburg unter Führung von Herrn Zillgith, Oberkirch, der einen Überblick über die Entstehung und die Geschichte der Schauenburg und deren Bewohner gab. Wanderung zur Schwend, über die Schwenderbuche und das Ringelbacher Kreuz bis Ulm.

Ausstellungen in der Schalterhalle der Bezirkssparkasse Offenburg, Hauptzweigstelle Neuried-Altenheim.

1. 1. — 25. 2. 1985 „Backformen und Model aus 4 Jahrhunderten“: Leihgaben der Neurieder Bevölkerung und aus der Privatsammlung von Herrn Ludes, Straßburg.

3. 5. — 28. 11. 1985 „Gestein, Edelsteine und Versteinerungen aus dem Schwarzwald“: Sammlung der Herrn Xaver Schuster, Ottersweier-Unzhurst und Dipl. Ing. J. Ullrich, Kandel/Pfalz.

Arbeitskreis: im Jahre 1985 fanden drei Arbeitstagungen statt.

*Johann Kurz*

### *Oberharmersbach*

Zusammen mit dem Schwarzwaldverein hat der Historische Verein Oberharmersbach eine Arbeitsgemeinschaft gegründet, um einen unter Denkmalschutz stehenden Speicher in der Ortsmitte wieder aufzubauen. Außerdem soll eine Mühle neu erstellt werden, in der ein alter Mahlgang wieder seinen Dienst versieht. Die Arbeitsgemeinschaft wurde bei ihrem Einsatz von den anderen Vereinen tatkräftig unterstützt.

Im Dezember konnte der Historische Verein den Bildband „Bildstöcke, Wegkreuze, Gedenksteine in der Pfarrei St. Gallus Oberharmersbach“ der Öffentlichkeit vorstellen.

Weitere Veröffentlichungen sind in Arbeit.

*Karl-August Lehmann*

### *Oberkirch*

Lichtbildervortrag von Dr. A. Fettig: Zauberhafte Reise durch Indonesien.

Winterfahrt nach St. Blasien, Todtmoos und Staufen.

Aschermittwochnachmittag-Fahrt „ins Blaue“: Kirche in Schuttern und Flammkuchen-essen in der Schutterzeller Mühle.

In der Grimmelshausengaststätte „Zum Silbernen Stern“ in Gaisbach Gründung eines Grimmelshausen-Stammtisches, der jeden ersten Montag im Monat sich trifft.

Filmvortrag von Wolfgang Vajen, Köln: Köln die Stadt der Dome.

Diavortrag von Frau Schweigert-Geng: Reise durch die Auvergne.

Tagesfahrt durch den Schweizer.

Jura nach Wangen a.d. Aare und Solothurn.

5-Tagesfahrt in das Land der Welfen. Wolfenbüttel, Braunschweig, Königslutter, Goslar, Clausthal-Zellerfeld im Harz, Alsfeld.

Diavortrag von W. J. Vajen über seine Reise durch Albanien.

Fahrt nach Konstanz zur Etrusker-Ausstellung. Führung durch das Münster.

Fahrt ins Elsaß: Burg Niedeck, Wangenburg, Dabo und Hohbarr.

Dreitagesfahrt nach Seligenstadt, Gelnhausen (Geburtsstadt von Grimmelshausen), Salmünster, Jagdschloß Fasanerie bei Fulda, Fulda, Babenhausen mit der Wasserburg der Grafen von Hanau-Lichtenberg, Einhard-Basilika und Elfenbeinmuseum in Erbach.

Fahrt zum Keltenfürstengrab in Stuttgart.

Jahresabschlußveranstaltungen mit Dias der Fahrten 1985 und Vorschau auf 1986. Die monatlichen Zusammenkünfte der Damen und Herren wurden rege besucht.

An der Kinderschule „St. Raphael“ wurde auf Anregung des Vereins eine Gedenktafel für die Stifterin Frau von Haberer angebracht.

Fahrt nach Gengenbach zur Abteikirche und der Ausstellung der sakralen Schätze der ehemaligen Klöster der Ortenau und des Elsasses sowie nach Offenburg (Judenbad).

*Wilhelm J. Vajen*

### *Offenburg*

Die Mitgliedergruppe Offenburg hat im Jahre 1985 viele Veranstaltungen durchgeführt. Die vier wichtigsten waren:

Eugen Hillenbrand (Universität Freiburg): „Krankenfürsorge in den Ortenauer Reichsstädten“.

Michael Friedmann (Stadtarchiv Offenburg): „Archivalien zur vorderösterreichischen Geschichte unserer Heimatstadt“.

Hans-Joachim Fliedner (Stadt Offenburg): Ganztagsfahrt nach Hagenau/Weißenburg mit Museumsbesichtigung.

Klaus Weschenfelder (Museum Offenburg): Fahrt „Auf den Spuren Tilman Riemschneiders“.

Im Herbst 1985 folgten noch Veranstaltungen, die unter Federführung des Fördervereins Archiv/Museum und der Stiftung Grimmelshausenarchiv veranstaltet wurden.

Herausragend waren 1985 zwei Ereignisse:

Zum ersten ist hier das 75jährige Vereinsjubiläum zu nennen. Die Mitgliedergruppe Offenburg richtete es aus. Höhepunkt war der Vortrag von Michael Friedmann „Die Eisenbahn in Offenburg — Geschichte und Faszination“.

Das zweite betraf nur die Ortsgruppe Offenburg. Auf Anregung der Société d'Emulation, des in der Gegend von Lons-Le-Saunier führenden Geschichtsvereins, fand ein Austausch zwischen dem Historischen Verein Mitgliedergruppe Offenburg sowie der Volkshochschule Offenburg einerseits und der Société d'Emulation andererseits statt. Die Offenburger Gruppe unter Leitung des Vorstands wurde im Rathaus von dem Bür-

germeister der Offenburger Partnerstadt Lons-Le-Saunier, Herrn Henry Auger, empfangen. Herr Dr. Fliedner wies darauf hin, daß er hoffe, daß es nicht bei einem einmaligen Austausch bleibe. Eine lebendige Partnerschaft setze allerdings voraus, daß man bereit sei, sich auch mit der leidvollen Geschichte der jüngsten Vergangenheit zu beschäftigen und nicht eine Flucht in fernere Jahrhunderte antrete. Bürgermeister Auger, der selber der Résistance angehörte, ging auf diesen Gedankengang ein und gab seinerseits der Hoffnung Ausdruck, daß es noch zahlreiche Austauschveranstaltungen zwischen den Geschichtsvereinen geben möge.

Im Jahre 1986 möchte nun eine Gruppe der Société d'Emulation Offenburg und die Ortenau besuchen.

*Hans-Joachim Fliedner*

### *Oppenau*

Januar: Ägypten — Land der Pharaonen, Dia-Vortrag von Rainer Fettig.

Februar: Die Wallfahrtskirche Mariae Krönung in Wort und Bild. Dia-Vortrag von Rektor Huber, Lautenbach.

März: Als Fortsetzung des Februar-Themas: Führung durch die Lautenbacher Wallfahrtskirche. Als Kontraste wurden anschließend noch die Barockkirche von Appenweier und die Kirche von Zimmern unter Führung von Herrn K. Maier besichtigt.

Mai: Fahrt zum Kaiserstuhl, Führungen in Riegel und Endingen.

Juni: Fahrt nach Ettlingen. Führung durch das Schloß und das Museum. Besichtigung der Altstadt.

Juli: Große Elsaßfahrt: „Moderne Kunst“ — Audincourt (Fernand Léger) und Ronchamp (Le Corbusier). Rückfahrt über Luxeuil.

September: Stadtrundfahrt durch Straßburg, Gang durch die Altstadt und Besichtigung des Elsässischen Museums.

Oktober: Besuch der Jubiläumsveranstaltung des Historischen Vereins in Offenburg.

November: Besuch in Gengenbach mit Führung durch die Ausstellung über die Gengenbacher Klostersgeschichte und die renovierte Abteikirche. Auf der Hinfahrt Besichtigung des Judenbades in Offenburg unter Führung von Dr. Fliedner.

Dezember: Hauptversammlung der Mitgliedergruppe mit anschließendem Dia-Vortrag von Dr. A. Fettig über: Bali, die Insel der Geister und Dämonen.

*Rainer Fettig*

### *Rastatt*

Wie schon im vorjährigen Bericht vermutet, konnten die vierteljährlichen „Gesprächsrunden“ (von 1978 bis einschließlich 1984 durchgeführt) nicht mehr beibehalten werden. Auch die Geländebegehungen wurden eingeschränkt, bleiben insgesamt aber eine erfreuliche Aktivität, die nicht ganz aufgegeben werden soll. Zu der im letzten Jahresbericht erwähnten Bergung von Stücken noch vorhandener Stützpfeiler der römischen (?) Brücke über den Sandbach bei Iffezheim liegen inzwischen die dendrochronologischen Ergebnisse vor. Die Hölzer dieser Brückenpfeiler wurden 1439 ( $\pm 10$ ) gefällt. Die Pfeiler stammen also von einer spätmittelalterlichen Brücke. Über das Alter der sogenannten Römerstraße, an der die Brücke stand, ist damit allerdings noch nichts ausgesagt.

Folgende Vortragsveranstaltungen wurden zusammen mit der „Badischen Heimat“

veranstaltet: Dr. Tilman Koops, Rastatt und die Revolution 1848/49 (17. 4. 1985), Dr. Dieter Kauß, Bäuerliches Leben im Schwarzwald in früheren Jahrhunderten (18. 9. 1985) und Albert F. X. Bissinger, Geschichte der Nepomukverehrung und -darstellung in unserer Heimat (11. 12. 1985).

*Gerhard Hoffmann*

### *Rheinau*

Erfreuliche Mitgliederentwicklung: im Juli konnte das 100. Mitglied geehrt werden. Vorträge: 22. 2. 1985 — Hans Hauß, Die 48er Revolution in Diersheim (Johann Georg Hummel).

10. 4. 1985, H.-J. Treppe, Denkmalschutz und Denkmalpflege — das Fachwerkhaus. 2 Halbtagsfahrten nach Straßburg. Führung: Helmut Schneider (Kehl) 1. 6. und 12. 10. 1985.

Halbtagsfahrt nach Hohenbaden, Schauenburg und „Silberner Stern“ in Oberkirch-Gaisbach. Führung: Paul Hetzel (Freistett), R.-H. Zillgith (Oberkirch), Graf (Oberkirch).

11 Arbeitssitzungen mit Kurzvorträgen über Gemeindevisitationen der Gemeinde Hausgereut (K. A. Jürss), die letzten Tage des 2. Weltkrieges in unserer Gegend (K. A. Jürss), die Frühgeschichte unseres Raumes, die Grafen von Hanau-Lichtenberg, die Reformation in unserem Raum, der 30jährige Krieg, die Zeit nach dem 30jährigen Kriege, die Erbfolgekriege, die Kückhsche Kompanie — Stadt Neufreistett (K. Schütt u. N. Honold).

Es wurden zwei Bildbände der Fachwerkhäuser in Diersheim und Linx erstellt (F. Karcher, H. Kiefer u. N. Honold).

Während der Berichtszeit erschienen die Nr. 4 und 5 der Vereinszeitschrift „Aus der Stadt Rheinau“.

*Nikolaus Honold*

### *Schiltach*

Die Mitgliedsgruppe Schiltach des Historischen Vereins beteiligte sich am Stadtfest 1985 mit einer Ausstellung, die unter dem Motto „Alte Hausinschriften in Schiltach und Lehengericht“ stand. Sie war in dem ehemaligen Postgebäude Hauptstraße 3 aufgebaut in dem Raum, der jetzt das städtische Archiv beherbergt. Während der Vorbereitungszeit, die sich über Monate hinzog, wurden sämtliche Inschriften fotografiert, worunter auch einige bisher nicht bekannt waren. Die älteste Inschrift in Schiltach stammt aus dem Jahre 1557, während die älteste in Lehengericht die Jahreszahl 1544 trägt. Viele Hausinschriften tragen neben der Jahreszahl der Erbauung noch den Namen des Bauherrn und seiner Ehefrau. Allerdings sind oft nur die Anfangsbuchstaben angegeben, die dann mit Hilfe von alten Akten und Büchern erst „entschlüsselt“ werden mußten, denn unter jedem Bild wurde zum besseren Verständnis ein erklärender Text angebracht. Etwa 120 Hausinschriften zeigte diese Ausstellung, rund 60 von Schiltach und 60 von Lehengericht. An manchen Häusern in Schiltach sind auch noch Handwerkerzeichen und Berufssymbole aus alter Zeit zu sehen, so z. B. Gerber- und Flößerzeichen. In Lehengericht findet man dagegen noch mancherorts die alten Hofzeichen, die in der Flößerzeit auch auf dem Floßholz eingeritzt wurden.

Mit dieser Ausstellung hatten sich einige aktive Mitglieder des Historischen Vereins eine große Aufgabe gestellt. Sie sollte auch ein Anreiz sein für die auswärts lebenden Schiltacher, das Stadtfest, die Ausstellung und natürlich auch ihre alte Heimatstadt wieder einmal zu besuchen. Das rege Interesse der zahlreichen Besucher war die Belohnung für die Mühe und Arbeit der Mitgliedergruppe.

*Theodor Becker*

### *Schutterwald*

Ab Februar: Erfassung aller Bildstöcke und Wegkreuze in unserer Gemarkung. Vorbereitung einer Foto-Ausstellung „Unser Dorf in alter Zeit“ (anlässlich des Kreistrachtenfestes in Schutterwald). Die Ausstellung mußte auf vielseitigen Wunsch der Bevölkerung mehrfach verlängert werden.

30. Mai bis 2. Juni 4-Tagesfahrt nach Südtirol (u. a. Besuch des Klosters Marienberg, Kirche in Niederlana, der Städte Meran, Bozen und Kaltern).

Tagesfahrt zu den Klöstern im nördlichen Schwarzwald: Alpirsbach, Hirsau und Maulbronn.

Besuch der Klosterausstellung: „Die Reichsabtei Gengenbach“.

*Artur Hohn*

### *Seelbach-Schuttertal*

Am 31. März 1985 wurde die Fotoausstellung „Das Schuttertal — eine erhaltenswerte Heimat“ letztmalig gezeigt, anlässlich der Saisonöffnung des Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach. Danach wurde diese Fotodokumentation, die aus ca. 200 großformatigen Fotos besteht, der Gemeinde Schuttertal übergeben, wo sie im Archiv aufbewahrt wird.

2. Juni: Lichtbildervortrag von Gerhard Finkbeiner: „Auf den Spuren der Schuttertäler Auswanderer nach Nordamerika im 19. Jahrhundert“.

Am 30. Juni feierte der Historische Verein mit der Bevölkerung ein Mühlenfest auf dem Jägertoni-Hof in Dörlnbach. Anlaß war die Wiederherstellung der historischen Hofmühle beim Jägertoni-Hof.

7. Juli: Besuch des Historischen Museums in Straßburg (Führung C. H. Steckner).

1. September: Besichtigung der alten Bergwerksstadt Prinzbach (Führung Ortsvorsteher J. Schöner).

29. September: Besuch einer Johann Peter Hebel gewidmeten Ausstellung im Heimatmuseum Lörrach, Besuch des Hotzenwälder Bauernhauses „Klausenhof“ in Herrischried sowie Besuch des Hans-Thoma-Museums in Bernau.

20. Oktober: Besuch der Ausstellung über das Benediktiner-Kloster Gengenbach im Heimatmuseum.

Der Arbeitskreis „Alte Fotos“ im Bereich Schuttertal/Dörlnbach/Schweighausen arbeitete weiter an der Sammlung und Erfassung alter Fotodokumente, die den Zeitraum von etwa 1850—1950 umfassen.

Das kleine Heimatmuseum in Schuttertal wurde durch freiwillige Leistungen von Mitgliedern renoviert.

Die Bildstock-Aufnahme im Bereich der Gesamtgemeinde Schuttertal ist fertiggestellt und wurde in einer Dokumentation dem Hauptverein übergeben.

*Erich Krämer*

### *Steinach*

Aktivitäten der Mitgliedergruppe Steinach: Diavortrag — „Rosen in jedem Garten“  
Ref.: W. Schöner und P. Schwörer.

Veranstaltungen: Teilnahme am Festzug zum 125jährigen Jubiläum des MGV Steinach. Wagenbau mit Beiträgen zur geschichtlichen Entwicklung des Gesanges: Alemanne mit Leier; Minnesang; Meistersinger; Bänkelsänger.

— Monatlicher „Mitgliedertreff“.

Ausstellungen: Besuch der Sonderausstellung „Reichsabtei Gengenbach“ im Haus „Löwenberg“, Gengenbach. — Besuch der Ausstellung „Denkmalspflege im Ortenaukreis“ im LA-Offenburg.

Exkursionen: In das Nordelsaß: Woerth (Schloßmuseum), Burgruinen Fleckenstein und Wasigenstein, Niederbronn-les-Bains (Soldatenfriedhof), Straßburg (Altstadt).

— In die Steinacher Partnergemeinde Lay-St'Christophe (Ortsbesichtigung u. a. altes Oberdorf und Schlößchen).

Historische Gemeinschaftswanderung auf der Gemarkung Steinach mit dem Verschönerungsverein Steinach.

Arbeitseinsätze: Museumsbetreuung; Ausgrabungen evtl. Grubenreste an der „Wolfsgrube“ oberhalb des „Heidenschlößle“.

*Bernd Obert*

### *Zell am Harmersbach*

Im gleichen Jahr wie der Hauptverein Offenburg wurde auch die Mitgliedergruppe Zell a. H. gegründet, so daß wir 1985 auf „75 Jahre Historischer Verein Zell am Harmersbach“ zurückblicken durften. Aus diesem Anlaß beschloß der Vorstand, für Zell einen „Mahnbrunnen“ zu schaffen, den unser badischer Künstler, Bildhauer Walter Haaf anfertigte. Das Werk fand in weiten Kreisen Anklang und Würdigung, aber auch wegen seines mahnenden Charakters, alte Zeller Bausubstanz zu erhalten, nicht überall Zustimmung. Bei der Enthüllung deutete unser Präsident Dr. Kauß in einer vielbeachteten Ansprache den Sinn des „Mahnbrunnens“. Der Volksmund taufte ihn „Historikerbrunnen“, er steht heute in den Anlagen neben dem geschichtsträchtigen „Hirschtürmle“. Auch sonst brachte das Jubiläumsjahr dem Verein viel Unruhe, u. a. im (zwar vergeblichen) Kampf um die Erhaltung des „Thoma-Hauses“.

Das angestrebte Ziel, im Jubiläumsjahr 100 Mitglieder, wurde nicht ganz erreicht. Immerhin aber konnten bei der Generalversammlung 90 gemeldet werden.

Zur „katastermäßigen Erfassung von Denkmälern im Ortenaukreis“ haben Vorstandsmitglieder zehn „Brücken aus Natursteinen“ text-, bild- und planmäßig erarbeitet und nach Offenburg weitergeleitet. An folgenden „historischen Veranstaltungen“ der hiesigen Volkshochschule nahmen jeweils auch Mitglieder unserer Gruppe teil: Burgenfahrt in die Nordvogesen, Glashütten im Nordrachtal (Vortrag und Exkursion), Arbeitsgemeinschaft „Geologie der Heimat“ (8 Abende).

*Thomas Kopp*

# Berichte der Arbeitskreise

## Archäologischer Arbeitskreis

### *Fundbericht 1985*

#### *Vor- und Frühgeschichte*

1. Bei der Begehung eines frisch gepflügten Feldes beim Judenfriedhof von Nonnenweier (Deutsche Grundkarte 7612.14) konnte F. Heimbürger eine schwarz verfärbte Stelle mit einer Scherbenkonzentration feststellen.

Eine Sondierungsgrabung des Landesdenkmalamtes Freiburg erbrachte neben zahlreichen Scherben, Tierknochen und sogenannten Kochsteinen auch Spinnwirteln und einen Bronzearmreif.

Es dürfte sich hierbei um eine Wohngrube aus der frühen Latènezeit um ca. 400 v. Chr. handeln.

2. Bei verschiedenen Begehungen in den Friesenheimer Gewannen Bannstude und Auf den Hohstätten (DG 7613.13) konnte W. Peter mehrere Silexartefakte, darunter eine Pfeilspitze mit Dorn und eine Schmuckperle aus Ton auffinden. Die Funde wurden zusammen mit einigen Tonscherben geborgen, die vermutlich der Hallstattzeit zuzuordnen sind.

3. Nordwestlich von Friesenheim (DG 7614.8) konnte W. Peter 2 Scherben aus der Hallstattzeit finden. Bereits vor Jahren wurden hier einige vorgeschichtliche Scherben vermutlich aus der Urnenfelderzeit gefunden.

4. Bei einer Begehung der römischen Grabungsstelle bei Zunsweier konnte W. Peter in deren Umgebung einige Silexartefakte auffinden.

5. Im Gewann Strängäcker von Allmannsweier (DG 7612.6) wurden von F. Heimbürger einige Silexabschläge gefunden.

6. An der Straße von Wittenweier nach Kappel, nahe am Ortseingang von Wittenweier fand W. Peter mehrere hallstattzeitliche Scherben.

#### *Römerzeit*

7. Bei einer Begehung des Gewannes Buhrlesbühn von Ichenheim (DG 7512.16) konnte F. Heimbürger eine ovale Gemme aus Karneol finden, die aus der römischen Zeit stammen dürfte. Auf der Vorderseite ist die Darstellung eines springenden Löwen zu sehen. Die Gemme wurde dem Landesdenkmalamt Freiburg übergeben.



*Römische Gemme aus Karneol; gefunden in Ichenheim, Gewann Buhrlesbühn. Foto: W. Peter*



*Römersiedlung Münchweier aus 918 m Höhe. 1. Reste eines röm. Gebäudes; 2. Trümmerareal; 3. Quelle der röm. Wasserversorgung.  
Freigegeben: Reg. Präs. Stuttgart Nr. 050/1196.  
Luftbild: Flurbereinigungsamt Offenburg.*

In diesem Gebiet werden bereits seit Jahren einzelne römische Scherben einfacher Machart und Terra Sigillata aufgefunden. Römische Gebäudereste wurden noch nicht vorgefunden, dürften sich jedoch im angrenzenden Wald befinden.

8. Anlässlich einer Feldbegehung im Gewinn Strängäcker von Allmannsweier (DG 7612.6) fand F. Heimburger auf einem sehr tief gepflügten Acker einige Leistenziegel und römische Scherben.

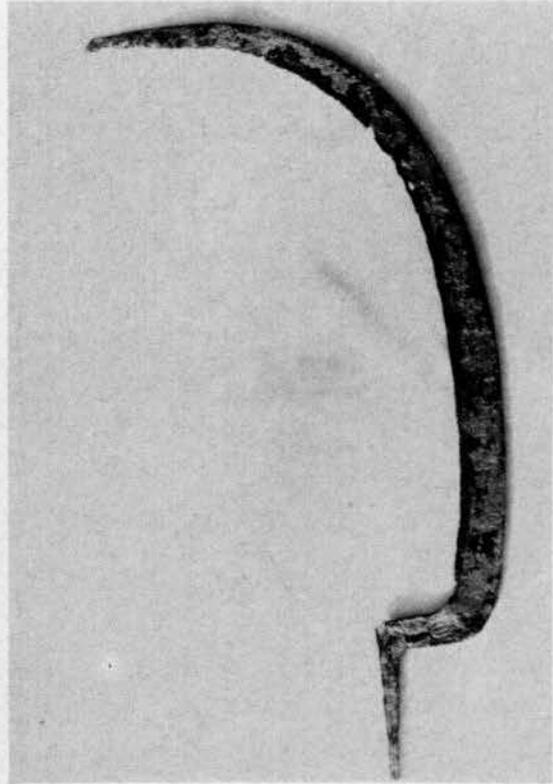
9. Auf Hinweis des Mitarbeiters im Arch. Arbeitskreis Josef Billharz aus Ettenheimmünster konnte von J. Naudascher Reste einer Römersiedlung südwestlich von Münchweier unweit der Straße nach Broggingen lokalisiert werden (DG 7713.19).

Es handelt sich bei dem Fund von J. Billharz um Sandsteinreste über dem Mauerwerk eines ca. 8 x 16 m großen Gebäudes. Weitere Sandsteinreste und Scherben liegen südöstlich davon auf einer Fläche von ca. 30 x 40 m. Etwa 50 m südwestlich vom Trümmerareal wurde eine Quelle festgestellt.

#### *Mittelalter und spätere Zeit*

10. Nach einem Zeitungsbericht des Arbeitskreises wurde aus Sulz der Fund einer Sichel gemeldet, die 1957 am Sulzbach in einer Baugrube entdeckt wurde.

Eine ähnliche Sichel aus dem 16. Jahrhundert ist aus Haslach bekannt; bereits in der



*Sichel, vermtl. aus dem Mittelalter,  
gefunden am Dorfbach von Sulz.*

römischen Kaiserzeit wurden derartige Sichelblätter benutzt. Die Sichel ist gut erhalten und wurde zwischenzeitlich konserviert.

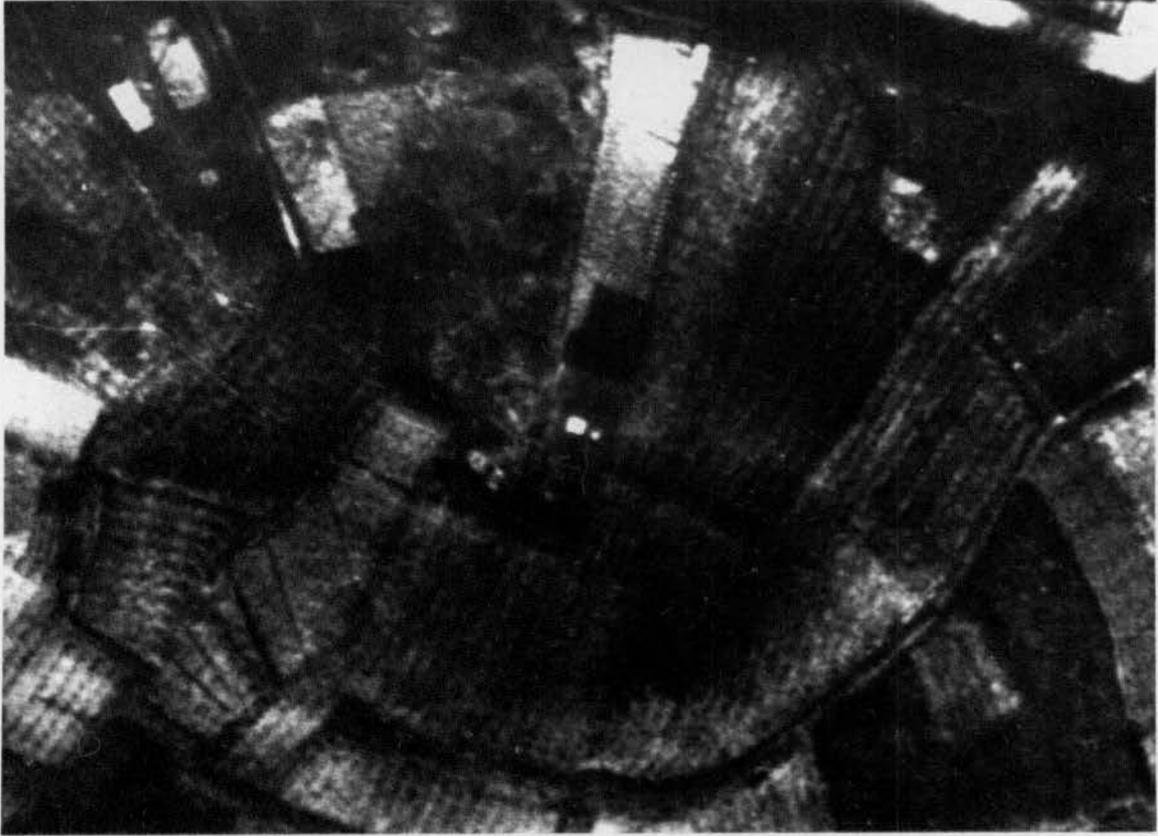
11. Bei verschiedenen Begehungen fand W. Peter wiederum neue Fundstellen mit mittelalterlichen Scherben des 12.—14. Jahrhunderts, so nordwestlich von Friesenheim (DG 7613.8) und im Gewann Im See von Friesenheim (DG 7613.2).

12. Am südwestlichen Ausgang von Unterentersbach hat der Ortsvorsteher Halter unter der Leitung des Archäologischen Arbeitskreises eine mittelalterliche Pflasterstraße freilegen können. Das Objekt lag ca. 0,60 m unter dem heutigen Geländeniveau unmittelbar westlich neben der Straße Unterentersbach — Kinzigtal.

13. Am Übergang des Tals von Emmersbach zum Kinzigtal unmittelbar südlich der alten Verbindungsstraße Biberach — Schuttertal und westlich des Emmersbaches konnten J. Naudascher und Wolfgang Westermann mittelalterliche Reste feststellen. Die Scherben und Ofenkachelreste dürften dem Hochmittelalter angehören. Gleichzeitig wurden Erzreste und Brandspuren beobachtet, die möglicherweise von einer Schmelze herrühren.

14. Auf einem Luftbild vom Flurbereinigungsamt Offenburg konnte von J. Naudascher die frühere Burganlage der Mörburg, südwestlich von Schutterwald lokalisiert werden. Dabei handelt es sich um zwei Gebäudespuren und einen Turmhügel. Der runde Turmhügel, umgeben von einem Graben, der sein Wasser von einem abgeleiteten Bach hatte, war noch deutlich auf dem Luftbild zu erkennen. Sein Durchmesser betrug etwa 40 m und entspricht so einer mittelalterlichen „Motte“. Gebäudereste, die vor der Motte zu erkennen sind, dürften von der urkundlich erwähnten Meierei herrühren.

15. Auf den Hinweis von Dr. G. Kreutz, Offenburg und durch die Interpretation eines Luftbilds vom Flurbereinigungsamt Offenburg sowie bei einer Geländebegehung konnte von J. Naudascher ein Turmhügel auf dem Burschelkopf bei Zell-Weierbach ermit-



*Turmhügel „Burschelkopf“ bei Zell-Weierbach. Freigegeben: Reg. Präs. Stuttgart Nr. 050/1603. Luftbild: Flurbereinigungsamt Offenburg.*

telt werden. Der Turmhügel hat einen Durchmesser von ca. 40 m, liegt auf einem Sporn des Gebirgskamms der sich von Ost nach West bei Zell-Weierbach erstreckt. Er ist durch einen breiten Graben, der heute teilweise verfüllt ist, vom rückwärtigen Kamm getrennt. Seine Entstehung ist nicht bekannt, dürfte aber vor dem Hochmittelalter liegen.

#### *Veranstaltungen/Öffentlichkeitsarbeit*

Am 7. Juli 1985 wurde eine Exkursion zur Klosteranlage St. Michael auf dem Heiligenberg bei Heidelberg durchgeführt, die großes Interesse fand und durch die Erläuterungen von Herrn Dr. Marzolff zu einem Erlebnis wurde.

Von der Arbeitsgruppe zur Unterstützung der Stadtverwaltung Lahr zur besseren Gestaltung des Museums für Ur- und Frühgeschichte wurden mehrere Besprechungen abgehalten.

Von den Mitarbeitern des Arbeitskreises wurden in kleinerem Kreise gemeinsame Begehungen auf bekannten Fundstellen durchgeführt und Informationen ausgetauscht.

Am 14. 3. 1985 wurde in Biberach eine Arbeitsgruppe für das vordere und mittlere Kinzigtal unter der Leitung der Mitarbeiter P. Schwörer und W. Westermann gebildet. Die erste Arbeitssitzung fand großes Interesse; ein reger Informationsaustausch fand statt.

*Wolfgang Peter*

## Arbeitskreis Denkmalpflege

Die Berichtsjahre 1985 und 1986 waren durch zwei Aktivitäten innerhalb des Gesamtvereins geprägt: Die katastermäßige Denkmalbestandsaufnahme und die Ausstellung „Denkmalpflege im Ortenaukreis“. Beide Projekte wurden im Arbeitskreis angeregt und durch ihn realisiert.

Am 6. Februar 1985 besprach man die begleitenden Briefe an die Schulen, Gemeinden und Ortsgruppen, die die Denkmalbestandsaufnahme flankieren und unterstützen sollten.

Am 24. April 1985 stellte sich der Arbeitskreis hinter das Konzept der Ausstellung „Denkmalpflege im Ortenaukreis“, die im Landratsamt Offenburg stattfinden sollte. Die Sitzung des Arbeitskreises am 17. Juli 1985 war dann ganz diesem Thema gewidmet, ebenso die vom 4. September 1985. Kleinigkeiten vor allem organisatorischer Art waren noch am 13. November 1985 zu besprechen, ehe die Ausstellung selbst am 22. November 1985 startete.

In der Ausstellung kam dann der Historische Verein für Mittelbaden mit mittlerweile fünf eingegangenen Kataster-Denkmalbestandsaufnahmen zu Wort und zu Gehör.

Im Jahre 1986 beschäftigte sich die erste Sitzung am 22. Januar mit einer „Manöverkritik“ der Ausstellung. Man kam trotz des zahlenmäßig negativen Bildes zur Auffassung, die Ausstellung wegen ihrer guten Qualität im Landkreis wandern zu lassen. Oberkirch und Lahr werden dabei erste Stationen im März/April und Mai sein.

*Dieter Kauß*

## Arbeitskreis für grenzüberschreitende Zusammenarbeit im Historischen Verein für Mittelbaden:

### Blick über den Rhein

Mitteilungen des Arbeitskreises, vgl. Carl Helmut Steckner, Die Geschichtsvereine im Unterelsaß, S. 542.

## Arbeitskreis Mundart

Für folgende Orte sind die Arbeiten über Dialektausdrücke (bez. Grammatik) fertiggestellt: Triberg, Gremmelsbach, Ettenheim-Münchweier, Appenweier, Schutterwald, Neuweier (Baden-Baden).

In Vorbereitung sind die Arbeiten für folgende Orte: Altenheim, Schiltach, Hofweier, Oberharmersbach und Haslach.

Kontakt des Leiters der Arbeitsgemeinschaft zu den Universitäten: Freiburg, Straßburg, Basel, Tübingen und Mainz.

Abgeschlossen ist eine Arbeit des Arbeitsgemeinschaftsleiters über die Dialektausdrücke im Weinbau der Ortenau für die Universität Mainz.

Ungeklärt ist für einige Arbeiten die Finanzierungsfrage für die Kopien an die Universitäten.

Besprechungen mit den Bürgermeistern der betr. Orte zwecks Unterstützung durch die betr. Gemeinden sind im Gerede.

Alle Arbeiten sollen nach Abschluß im Bezirk der Bibliothek des Historischen Vereins übergeben werden.

*Hermann Braunstein*

# Der Ortenaukreis — Rückblick 1985

*Landrat Dr. Gerhard Gamber*

Dieser Bericht spiegelt in einem gerafften Überblick die Tätigkeit des Landratsamtes als kommunale und staatliche Verwaltungsbehörde im Jahre 1985 wider; in ihm finden die kommunalen und politischen Entscheidungen des Kreistags und seiner Ausschüsse ihren Niederschlag. Die Schwerpunkte der Arbeit lagen in den traditionellen Bereichen der Landkreisaufgaben: im weiten Feld der Krankenhäuser, in den vielfältigen Aufgaben des Sozial- und Jugendhilfebereiches, bei den beruflichen Schulen und im politisch wichtigen und aktuellen Aufgabenkatalog des Umweltschutzes.

Im Mittelpunkt der Vielfalt der politischen Probleme und Entscheidungsfelder sowie der kreispolitischen Arbeit standen im vergangenen Jahr die Diskussion um die gynäkologisch/geburtshilfliche Abteilung am Kreiskrankenhaus Offenburg, die Erörterung des ersten „Umweltschutzberichtes“ für den Ortenaukreis, die Baumaßnahmen der Kreiskrankenhäuser Offenburg und Oberkirch sowie der beruflichen Schulen in Kehl, Lahr, Offenburg und Wolfach, die Sicherung des sozialen Netzes für die Kreisbürger und die Abfall- und Sondermüllentsorgung dieser Raumschaft.

## *Haushalt 1985*

Der Kreistag des Ortenaukreises verabschiedete am 2. April 1985 den Haushaltsplan des Landkreises mit den Wirtschaftsplänen der Kreiskrankenhäuser mit einem Gesamtvolumen von 494.074.118 DM.

## *Kreisstraßen*

Das öffentliche Straßennetz im Ortenaukreis umfaßt eine Gesamtlänge von 3.214,3 km. Vor zwei Jahren trat eine größere Straßenumstufung zwischen dem Land und den Landkreisen in Kraft. Der Kreisstraßenanteil ist durch die Umstufungsaktion von früher 26 Prozent auf 38 Prozent angewachsen. Mit der Vergrößerung des Kreisstraßennetzes auf knapp 400 km kann der Ortenaukreis den Ausbau des Straßennetzes besser regulieren. Außerdem sind Verfahrenserleichterungen durch die Pauschalierung der Ausbauzuschüsse eingetreten.

Folgende Straßenbaumaßnahmen konnten 1985 abgeschlossen werden:

- K 5303 Ausbau zwischen Oberkirch-Tiergarten und L 89 a
- K 5305 Ausbau in der OD Appenweier-Nesselried
- K 5315 Ausbau in der OD Achern-Gamshurst
- K 5324 Ausbau zwischen Willstätt-Eckartsweier und Willstätt-Hesselhurst (Maiszuchtstation)

- K 5326 Ausbau in der OD Offenburg-Zell-Weierbach
- K 5336 Ausbau zwischen Gengenbach-Schwaibach und Biberach (Schönberg)
- K 5343 Beseitigung einer Gefahrenstelle zwischen Schwanau-Nonnenweier und Schwanau-Ottenheim
- K 5353 Ausbau der OD Biberach-Prinzbach
- K 5356 Zwischenausbau zwischen Haslach-Bollenbach und Steinach — Umbau des Knotenpunktes B 33 (alt) /K 5356
- K 5357 Neubau eines Gehweges und Erneuerung einer Stützmauer zwischen Haslach und Fischerbach
- K 5362 Ausbau zwischen Hornberg-Reichenbach und der Kreisgrenze
- K 5367 Ausbau zwischen Meißenheim-Kürzell und Neuried-Schutterzell

Neben den aufgeführten Ausbaumaßnahmen wurden bei verschiedenen Kreisstraßen die Fahrbahnbeläge erneuert.

Für die Unterhaltung und den Ausbau der Kreisstraßen im Ortenaukreis sind 1985 rd. 10,7 Mio DM verausgabt worden.

### *Krankenhäuser*

#### Kreiskrankenhaus Achern

Für den im Rahmen der Altbausanierung geplanten Umbau des septischen OP erhielt der Ortenaukreis im Jahr 1985 die Zustimmung des Medizinischen Landesuntersuchungsamtes in Stuttgart. Es kann damit gerechnet werden, daß diese Maßnahme im Jahre 1986 gefördert wird.

#### Kreiskrankenhaus Kehl

Im Laufe des vergangenen Jahres wurden im Kreiskrankenhaus Kehl viele kleinere Umbaumaßnahmen und Erneuerungen realisiert, die das Haus den neuen Anforderungen anpassen. Da die Sanierungsmaßnahmen im aseptischen OP-Bereich und in der Zentralsterilisation nicht innerhalb der vorhandenen Raumbestanz durchführbar sind, wird der Anbau eines OP-Flügels erwogen. Die planerischen Überlegungen sind soweit fortgeschritten, daß die Maßnahme 1986 zur Förderung angemeldet werden kann.

#### Kreiskrankenhaus Oberkirch

Der Erweiterungsbau des Kreiskrankenhauses Oberkirch wurde in Betrieb genommen. Die Kosten für die Sanierung des OP-Bereiches und der Neubau der chirurgischen und internistischen Funktionsbereiche belaufen sich auf rd. 8,5 Mio DM.

#### Kreiskrankenhaus Offenburg

Der mit 330 Betten ausgestattete Neubau des Bettenhauses mit septischem OP und zentraler Notaufnahme konnte im Frühjahr 1986 seiner Bestimmung übergeben werden. Die Gesamtkosten für diesen I. Bauabschnitt belaufen sich auf 49,5 Mio DM. Als zweiten Bauabschnitt wird der Neubau der Funktionsbereiche mit Bettenhauserweiterung entsprechend der vorliegenden Planung mit den Fachbereichen Innere Medizin, Chirurgie, Urologie, Orthopädie, Röntgen und Augenabteilung folgen. Das Land hat für den II. Bauabschnitt grünes Licht gegeben und die Fördermittel bereitgestellt.

Die geburtshilflich/gynäkologische Abteilung beim Kreiskrankenhaus Offenburg wurde zum 31. 12. 1985 aufgrund der Anordnung des Sozialministeriums in Stuttgart aufgelöst.

Die geburtshilflich/gynäkologische Versorgung ist seit 1. 1. 1986 durch das St. Josefskrankenhaus in Offenburg sichergestellt.



*Das neue Bettenhaus des Kreiskrankenhauses in Offenburg*

*Foto: D. Heuberger, Schutterwald*

#### Kreiskrankenhaus Lahr

Im baulichen Sektor wurde vor allem die Planung für die Umgestaltung und Sanierung der OP-Abteilung vorangetrieben. Dieser Bereich muß den modernen baulich-hygienischen Anforderungen angepaßt werden. Mit den Arbeiten zur Verlegung des septischen OP mit einem finanziellen Umfang von ca. 1,5 Mio DM wurde inzwischen begonnen.

#### Kreiskrankenhaus Ettenheim

Die Arbeiten zur Umgestaltung und Modernisierung des gesamten Küchenbereiches wurden begonnen. Der Erweiterungsbau zur Unterbringung eines modernen Operationsbereiches sowie weiterer Funktionsräume wird einen finanziellen Aufwand von ca. 6,9 Mio DM erfordern.

#### Kreiskrankenhaus Wolfach

Bereits in früheren Jahren wurde eine bauliche Erweiterung der Funktionsbereiche ins Auge gefaßt, um die räumliche Situation zu entflechten und den modernen Erfordernissen anzupassen. Nachdem das Vorhaben wieder aufgegriffen wurde, hat das Architektenbüro Gaiser, Karlsruhe, dem Krankenhausausschuß Ende Oktober eine Neuplanung vorgestellt, die nun weiterbetrieben werden soll.

#### Kreispflegeheim Bermersbach

Die Arbeiten am Bettenhaus-Neubau gehen zügig voran. Am 22. 11. 1985 fand das Richtfest statt. Mit der Fertigstellung ist Ende 1986 zu rechnen.

Altersheim Schloß Rodeck

Die Belegung des Altersheimes hat sich nach einem geringfügigen Rückgang im Vorjahr wieder stabilisiert. Das Vorhalten der dortigen Altenpflegebetten trägt zur bedarfsgerechten Versorgung bei.

## *Schulen*

### Schulhausbau

Trotz sich abzeichnender rückgängiger Schülerzahlen ist der Schulhausbau in den beruflichen Schulen nach wie vor in Bewegung.

Bei der Planung ist nicht der derzeitige Schülerberg maßgebend; für die Prognostizierung des künftigen Schulraumbedarfs werden aufgrund der neuen Schulbauförderungsrichtlinien die niedrigeren Schülerzahlen des Schuljahres 1976/77 zugrundegelegt. Unter diesen Gesichtspunkten sind die schulischen Erweiterungsmaßnahmen an den kreiseigenen beruflichen Schulen zu sehen.

Die Haus- und Landwirtschaftlichen Schulen Offenburg konnten einen neuen Werkstattkomplex für den fachpraktischen Unterricht der Berufsfelder Land- und Forstwirtschaft sowie Garten- und Weinbau nach einjähriger Bauzeit ab September 1985 in Betrieb nehmen (Kosten 3,5 Mio DM).

Die Gewerblichen Schulen in Offenburg erhielten zusätzlich 12 Theorieräume, die im ehemaligen Verwaltungsgebäude in der Okenstraße 29 in Offenburg eingerichtet wurden (Kosten 1,8 Mio DM).

An der Badischen Malerfachschole in Lahr mit der angeschlossenen Bundesfachschole für Werbetechnik ist die neue Lackiererwerkstätte mit Spritzkabinen, Farblabor, Trocken-, Werk-, Schleif- und Lagerraum in Betrieb genommen worden. Die Kosten des Projekts sind mit 3,2 Mio DM veranschlagt.

Der erste Spatenstich erfolgte für die Erweiterung der Gewerblichen- und Hauswirtschaftlichen Schulen in Kehl. Die Schule, ursprünglich für 1.000 Schüler konzipiert, unterrichtet derzeit 1.850 Schüler und benötigt dringend entsprechende Theorieräume. Die Kosten sind mit rd. 4,9 Mio DM eingeplant.

Auch die Beruflichen Schulen in Wolfach werden im Hinblick auf die akute Raumnot im Theorie- und besonders im Werkstattbereich erweitert. Mit den Bauarbeiten wurde ebenfalls begonnen (Kosten 7,5 Mio DM).

### Neue Ausbildungsgänge

An den Gewerblichen Schulen in Lahr ist zum Schuljahr 1985/86 ein dreijähriges duales Berufskolleg für Maschinentechnik eingerichtet worden. Sinn und Zweck des Berufskollegs ist es, dem Auszubildenden mit Mittlerer Reife eine ihm angemessene, auf seine Vorbildung abgestimmte Berufsausbildung zu geben. Den Absolventen des Berufskollegs für Maschinentechnik stehen ver-

schiedene Weiterbildungsmöglichkeiten offen; der Kollegiat kann z.B. die Fachhochschulreife erwerben.

Ab dem Schuljahr 1985/86 wurde an den Hauswirtschaftlichen Schulen Offenburg ein Berufsvorbereitungsjahr (BVJ) eingerichtet. Das BVJ, das an den beruflichen Schulen des Landes als freiwilliges 10. Schuljahr eingeführt worden ist, eröffnet Schülern, die noch berufsunentschlossen sind oder bisher noch keinen Ausbildungsplatz finden konnten, die Möglichkeit einer einjährigen Berufsorientierung, Berufsfindung und Berufsvorbereitung. Jugendliche, die das BVJ besuchen und anschließend nicht in ein Ausbildungsverhältnis eintreten, haben nach dem Besuch des BVJ ihre Berufsschulpflicht erfüllt. Das erleichtert den Einstieg in ein Arbeitsverhältnis.

### Computer für berufliche Schulen

Die Lehrplanrevision des beruflichen Schulwesens ist Teil einer umfassenden Konzeption zur Weiterentwicklung des beruflichen Schulwesens. Dazu zählt vor allem die Ausstattung der Schulen mit geeigneten Unterrichtscomputern. Die Berufsschüler sollen im Umgang mit dem Computer als Hilfsmittel am Arbeitsplatz vertraut gemacht werden. Dazu werden eigenständige Fächer Datenverarbeitung bzw. Computertechnik neu eingeführt oder ausgebaut.

Das Kultusministerium hat Empfehlungen für die Ausstattung der beruflichen Schulen mit Unterrichtscomputern erarbeitet. Ziele sind: die Schulen vor Fehlinvestitionen zu bewahren; Computer anzuschaffen, die den Anforderungen der künftigen und bereits vorhandenen Lehrpläne gerecht werden; Lehrpläne mit gleichem Anspruchsniveau für alle beruflichen Schulen zu schaffen; mit einem einheitlichen Betriebssystem den Programmaustausch zwischen den Schulen zu fördern.

Die Ausstattungsempfehlungen berücksichtigen den neuesten technologischen Stand im Bereich der Personalcomputer. Die Neuregelung der Unterrichtsinhalte zwingt den Ortenaukreis als Träger der beruflichen Schulen zu erheblichen finanziellen Ausgaben für die Anschaffung der entsprechenden Unterrichtscomputer und Bildschirmarbeitsplätze. Zwar sind die kaufmännischen- und fast alle gewerblichen Schulen im Ortenaukreis bereits seit Jahren mit Computern ausgestattet, doch macht der neue Lehrplan eine technische Anpassung erforderlich. Zunächst werden die kaufmännischen- und hauswirtschaftlichen Schulen im Ortenaukreis mit neuen Unterrichtscomputern ausgestattet (Kosten rd. 600.000 DM).

### Kultur

Der Ortenaukreis setzte 1985 die Förderung der kulturellen Belange folgender Einrichtungen ungeschmälert fort:

drei kreiseigene Volkshochschulen  
die Volkshochschulen der Städte Lahr und Offenburg  
die kreiseigene Blasmusikschule Kehl  
die städtischen Jugendmusikschulen Lahr und Offenburg  
die Sängerbünde und Volksmusikvereinigungen  
die kommunalen Büchereien  
das Jahrbuch „Geroldsecker Land“.

Im Rahmen der Kultur- und Heimatpflege hat der Ortenaukreis 1985 insgesamt 4,1 Mio DM verausgabt.

#### Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach

Der „Vogtsbauernhof“ in Gutach hat am 3. November seine Tore für das Jahr 1985 geschlossen. Gegenüber 465.266 Besuchern im Jahre 1984 haben in diesem Jahr 445.579 Gäste das Museum besichtigt. Trotz des Besucherrückganges ist es immer noch das meistbesuchte Freilichtmuseum in der Bundesrepublik Deutschland. Die um 20.000 geringere Zahl als im Jahre 1984 resultiert vor allem aus Einbußen im kalten Frühjahr und im Monat Juli. Ähnlich wie der Fremdenverkehr verzeichnete das Museum im Ferienmonat Juli infolge des Ausbleibens von Gästen aus Nordrhein-Westfalen einen spürbaren Rückgang. Höhepunkte in einem Museumsjahr sind die Jubiläumsbesucher, die jeweils einen Gradmesser über den Besucherstand und die Besucherzusammensetzung darstellen. Prominentester Gast war der Vizeforstminister Liu Kun aus China.

Der Bereich der Sonderausstellungen wurde mit vier weiteren Veranstaltungen ausgebaut und fortgesetzt: „Schuttertälner Bauernhaus“; „Wald in Not“; „Einheimische Künstler stellen aus“; „Tarock-Karten und Cego-Spiel“.

Zwei Vorträge beschäftigten sich mit dem Thema „Bauern im Hoch- und Spätmittelalter“. Mit zwei Seminaren — „Der bäuerliche Alltag bei Heinrich Hansjakob“ und „Hofübergabeverträge als Spiegelbild des bäuerlichen Alltags“ — wurden den Besuchern Probleme dieses Berufstandes in Vergangenheit und Gegenwart nähergebracht.

#### Kreisarchiv

Der Kreisarchivar wirkte in Fragen der Registratur und des Archivs beratend in den Gemeinden Appenweier, Haslach, Nordrach, Oberkirch und Oberwolfach. Die Neuordnung des Gemeindearchivs in Sasbachwalden ist abgeschlossen; in Oberwolfach wurde damit begonnen.

Die Bibliothek des Kreisarchivs wurde durch wertvolle antiquarische Anschaffungen erweitert; sie umfaßt derzeit 357 Monographien.

In Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt und dem Historischen Verein für Mittelbaden wurde Ende November im Landratsamt die Ausstellung „Denkmalpflege im Ortenaukreis“ erstellt.

### Denkmalpflege

Auch im Jahre 1985 wurden wieder zahlreiche Denkmäler, die aus künstlerischen, wissenschaftlichen und heimatgeschichtlichen Gründen erhaltenswert sind, mit Zuschüssen gefördert. Voraussetzung war eine zumindest gleich hohe Beteiligung der Gemeinde. Mit der staatlichen Denkmalpflege wurde hierbei enger Kontakt gehalten.



*Speicher Schnaitter in Steinach-Oberbach*

Im Haushalt standen hierfür 250.000 DM zur Verfügung. Nachstehende Objekte wurden gefördert:

Kreuz auf dem Friedhof Hohberg-Hofweier — Renovierung; „Schimpfen-Kreuz“ in Hohberg-Hofweier — Renovierung —

Figurengruppe in der Kath. Pfarrkirche Hohberg-Diersburg — Restaurierung —

Glasmalereien in der Friedhofskapelle Hohberg-Niederschopfheim — Restaurierung —

Kath. Pfarrkirche „St. Mauritius“ in Kippenheim — Rekonstruktion des Altars —

Tabakmuseum in Mahlberg — Neugründung im alten Fabrikgebäude —

Alte Stadtmauer in Ettenheim — Sanierung —

„Hengershiisli“ in Lahr — Sanierung —

„Riehle-Hof“ in Lahr-Reichenbach — Sanierung



*Haus Faißt, Gengenbach*

- „Schwörerhof“ in Seelbach-Litschental — Sanierung
- „Bantlehof“ in Seelbach-Wittelbach — Sanierung
- „Marxenhof“ in Schuttertal — Sanierung —
- Kornspeicher mit Hofmühle des „Jägertonihofes“ in Schuttertal-Dörflinbach — Sanierung —
- St. Anna-Kapelle in Schuttertal-Schweighausen — Außeninstandsetzung —
- Kornspeicher Schwendemann Steinach-Welschensteinach — Aufstockung des Renovierungsbetrages —
- Wallfahrtskirche in Zell a.H. — Innensanierung —
- Speicher Schnaitter in Steinach-Oberbach — Aufstockung des Renovierungsbetrages —
- Kath. Pfarrkirche „St. Erhard“ in Hofstetten — Innenrenovierung —
- Burgruine in Hausach — Instandsetzung —
- Schloßkapelle Wolfach — Restliche Instandsetzungsarbeiten am Gebälk —
- „Pauli-Hof“ in Oberwolfach — Sanierung —
- Hofgebäude Bohnert in Gengenbach-Wingerbach — Wiederaufbau und Sanierung —
- Klosterkeller Gengenbach — Restaurierung des Kellerabganges —
- Fachwerkhaus „Reiff“ in Gengenbach — Sanierung —
- Haus Faißt in Gengenbach — Sanierung und Freilegung der Stadtmauer —
- Fachwerkhaus Braun in Gengenbach — Sanierung —
- Fachwerkhaus Schillinger in Gengenbach — Sanierung
- Haus Appel in Gengenbach — Sanierung und Freilegung der Stadtmauer —
- Kirche „St. Martin“ in Gengenbach — Renovierung der Seitenaltäre —
- Bender'sche Grabkapelle in Gengenbach — Sanierung —
- Schloß Ortenberg — Einbau von Fenstern und Türen in den Türmen —
- Dreifaltigkeitskirche in Offenburg — Instandsetzung der Kirchtürme —
- Ruine „Bärenburg“ in Oppenau-Ramsbach — Freilegungsarbeiten —
- Wegkreuz Bürker in Renchen-Ulm — Restaurierung —
- Pfarrkirche „St. Josef“ in Achern-Önsbach — Innenrenovierung —

14 Wegkreuze auf Gemarkung Ottenhöfen — Restaurierung —  
Erzstollen in Seebach — Zugänglichmachung —  
Neun Wegkreuze und eine Pietà auf Gemarkung Sasbach — Sanierung sowie Errichten eines  
Denkmalhofes —  
Fachwerkhaus Kleinhans in Willstätt — Sanierung —  
Fachwerkhaus Herzhauser in Kehl-Kork — Fachwerkfrestlegung —  
Storchenkamin in Kehl-Sundheim — Sanierung —  
Fachwerkhaus „Zeller Bruck“ in Offenburg-Zell-Weierbach — Sanierung —  
Fachwerkhaus „Altes Rathaus“ in Lahr-Hugsweier — Sanierung —  
Sandsteingewölbebrücke in Oberharmersbach — Sanierung —

### *Jugend- und Sozialhilfe*

Der bundes- und landesweit anhaltende Trend des Anstiegs der Sozialhilfehaushalte setzte sich 1985 auch im Ortenaukreis fort. Gründe hierfür sind die Arbeitslosigkeit, die sich besonders in der Sozialhilfe niederschlägt, und der wachsende Anteil an pflegebedürftigen alten Menschen in Heimen und in der offenen Hilfe. In der Sozialhilfe ist das Anwachsen stark verschuldeter Familien, die eine besondere Beratung benötigen, deutlich spürbar.

In Zeiten wirtschaftlicher und sozialer Anspannung ist es besonders wichtig, die als richtig erkannten sozialplanerischen Maßnahmen fortzusetzen. Deshalb wurde die sozialpolitische Linie des Ortenaukreises mit dem Vorrang der offenen Hilfen konsequent fortgesetzt. Dabei leisten das Sozial- und Jugendamt die wirtschaftlichen Hilfen, die Sozialen Dienste die persönlichen Hilfen.

Soziale und Psychologische Dienste ersetzen durch ihre Arbeit Heimunterbringungen und sind ein wesentliches Element offener Hilfe. Langfristig setzen sie sich zum Ziel, vorhandene Probleme der Familienstrukturen möglichst ohne Zuhilfenahme fremder Eingriffe zu lösen. Rund 30 % der Arbeit der Psychologischen Beratungsstellen erstreckt sich auf die Hilfe für psychisch Kranke.

Der Ortenaukreis hat seine Bemühungen zur Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit fortgesetzt. Die Bezuschussung des Ausbildungsvereins und der freien Verbände haben dazu beigetragen, zahlreiche neue Ausbildungsplätze zu schaffen. Der Unterausschuß hat ein Konzept vorgelegt, um die Arbeit in Abstimmung mit dem Ausbildungsverein wirkungsvoller zu gestalten.

Die Zahl der am Modell „Mutter und Kind“ im Ortenaukreis betreuten Mütter ist auf ca. 150 angewachsen. Die Mütter werden in einem Maßnahmenprogramm durch freibeschäftigte Sozialarbeiterinnen und Psychologinnen betreut.

Der Ortenaukreis hat eine Altenkoordinatorin eingestellt. Sie soll die Umsetzung des Altenplanes verfolgen und einen Feldversuch in der offenen Hilfe begleiten.

Der Ortenaukreis hat eine Dokumentation zur Arbeit der Psychologischen Beratungsstelle vorgelegt; sie soll verdeutlichen, in welcher Weise diese Stellen arbeiten, welchen Wirkungsgrad sie erreichen und welche Hilfen sie anbieten können.

Erstmalig hat der Landkreis einen umfassenden Sozialbericht vorgelegt, der durch die Sozialverwaltung erarbeitet wurde. Der Bericht befaßt sich mit Aufgaben, Entwicklungen und Tendenzen im Rahmen der Sozial- und Jugendhilfe. Er stellt die rechtliche Ausgangslage dar, befaßt sich mit den Zielen der Sozial- und Jugendhilfe und bringt diese in den Gesamtzusammenhang des sozialen Netzes.

Im gesamten Ortenaukreis bezogen insgesamt 8.918 Personen Sozialhilfeleistungen. Für den Bereich des Kreissozialamtes des Ortenaukreises — ohne die Großen Kreisstädte Lahr und Offenburg — waren dies 4.893 Personen. Insgesamt entspricht dies einem Anteil von 2,6 % der Bevölkerung, was bedeutet, daß jeder 38. Einwohner Sozialhilfeleistungen bezieht.

### *Umweltschutz*

Die drängenden Umweltschutzprobleme, die vor allem im Schwarzwald durch das Fortschreiten der Walderkrankung offenkundig werden, haben die Diskussion über Maßnahmen zur Bekämpfung schädlicher Umwelteinwirkungen auch auf Kreisebene verstärkt. Zur Bewältigung der vielschichtigen Umweltprobleme, die ein immer stärkeres kreispolitisches Gewicht erhalten, hat die Verwaltung einen Umweltschutzbericht herausgegeben, wobei der Versuch einer umfassenden Darstellung der Probleme des Umweltschutzes im Ortenaukreis unternommen wurde.

### *Abfallbeseitigung*

Die Abfallbeseitigung und der Übergang zu zeitgemäßen Formen der Verwertung der Abfallstoffe (Abfallwirtschaft) bilden einen Schwerpunkt unter den Umweltaufgaben des Ortenaukreises.

Die knapper werdende Deponiekapazität und der Aspekt, die vorhandenen Rohstoffe zu schonen, haben den Ortenaukreis veranlaßt, die verwertbaren Stoffe auszusondern und wieder dem Wirtschaftskreislauf zuzuführen. Die Einführung der Wertstofftonne („Grüne Tonne“) im gesamten Ortenaukreis ist ein folgerichtiger Schritt, um Papier, Glas, Metall, Kunststoff und Textilien wieder zu verwerten. Nachdem der Probelauf der Altstoffsammlung im Ortenaukreis mit der grünen Tonne bei der beteiligten Bevölkerung sehr gut ankam, hat der Kreistag in seiner Sitzung am 19. März 1985 einstimmig beschlossen, die getrennte Altstoffsammlung im gesamten Ortenaukreis einzuführen.

Getrennte Sammlungen für Problemabfälle aus Haushaltungen tragen dazu bei, den Hausmüll von Säuren, Farbstoffen, Pflanzenschutzmitteln, Medikamenten usw. zu entlasten. Daneben hat der Landkreis an alle Städte und Gemeinden Altbatterien-Sammelgefäße ausgeteilt, um eine Belastung der Umwelt durch Schwermetalle zu verhindern. Die Behälter sind vorwiegend im Eingangsbereich öffentlicher Gebäude (Schul- und Rathäuser) aufgestellt.

Für die Abfallentsorgung stehen im Ortenaukreis zur Zeit drei Mülldeponien (Haslach i.K., Oberkirch und Ringsheim) sowie zwei Müllumladestationen (Appenweier und Achern) zur Verfügung.

Von der Müllumladestation Appenweier wird der Abfall zur Verbrennungsanlage in Straßburg und von Achern zur Deponie nach Ringsheim verbracht.

Über diese Anlagen wurden 1985 insgesamt ca. 587.000 cbm Abfallstoffe entsorgt. Für die Ablagerung von Bauschutt und Erdaushub stehen insgesamt 27 Deponien zur Verfügung. Neu hinzugekommen sind drei Deponien (Bad Peterstal, Rust und Kappel-Grafenhausen).

Im Mai 1986

# Die Eisenbahn in Offenburg Geschichte und Faszination

Festvortrag zur 75. Jahrfeier des Historischen Vereins am 19. Oktober 1985 in der Offenburger Stadthalle

*Michael Friedmann*

Offenburgs Existenz erklärt sich zum großen Teil aus seiner Lage am Schnittpunkt von Verkehrswegen. Den Entwicklungsschub im 19. Jahrhundert verdankt die Stadt vor allem der Eisenbahn, die die Ortenau sehr früh an ihr Netz anschloß. Es ist bis heute für uns selbstverständlich, von unserer Stadt aus gerade mit der Eisenbahn zu reisen. Sie eröffnet uns Wege in alle 4 Himmelsrichtungen. Offenburg ist aber nicht nur wegen der günstigen Verkehrsanbindung eine Eisenbahnerstadt. Wie kaum eine andere Einrichtung hat die Bahn in Offenburg die Stadt und ihre Bewohner geprägt. Deshalb bietet es sich im diesjährigen Jubiläumsjahr „150 Jahre Deutsche Eisenbahnen“ geradezu an, auch einmal die gemeinsame Geschichte von Eisenbahn und Stadt Offenburg näher zu betrachten. Selbstverständlich geht dies nur vor dem Hintergrund deutschen und europäischen Geschehens<sup>1</sup>.

Lassen Sie uns zusammen eine Reise durch die letzten 150 Jahre unternehmen, eine Fahrt in einem „Zug der Zeit“, und lassen Sie verschiedene Themen und Bilder an unseren Augen vorüberziehen. Wir werden uns nicht alles ansehen können. Doch vor allem interessiert uns neben der bloßen Zeit- und Technikgeschichte die Art, wie die Menschen das Phänomen „Eisenbahn“ gesehen und verarbeitet haben, und wodurch die Faszination, die von ihr ausgeht, begründet ist.

Steigen Sie mit mir ein. Wir schreiben den 1. Juni 1844.

## *1. Die Anfänge der Eisenbahn: „Fang mich, wer kann“*

Aus Richtung Karlsruhe kommend, fährt der erste Eisenbahnzug in Offenburg ein. Mit keiner Zeile berichtet das „Wochenblatt für die Amtsbezirke Offenburg . . .“ über das Ereignis<sup>2</sup>. Doch das Ratsprotokoll vom 20. März 1844 erwähnt sowohl die Eisenbahn als auch die „dahier stattfindenden Feierlichkeiten“<sup>3</sup>.

Umstritten war die Trassenführung. Sie sollte zunächst von Norden herkommend nahe der Stadt Kehl verlaufen, um die Reisenden von Straßburg und die Güter des Rhein-Rhône-Kanals aufzunehmen. Die letztlich ausgewählte Strecke führt dann aber doch entlang der Vorberge bei Offenburg, wo bessere Untergrundverhältnisse herrschen und keine Überschwemmungsgefahr durch die noch unkorrigierte Kinzig besteht<sup>4</sup>.

# Wochenblatt

für die Amtsbezirke

**Offenburg, Oberkirch, Achern, Rheinbischofsheim,  
Kork, Geigenbach, Saslach und Wolfach.**

Nr. 18. Offenburg, den 1. Mai 1846.



## Die Eisenbahnfahrten vom 1. Mai an betreffend.

Wir bringen hiermit die Anfahrts- und Abgangszeiten der Eisenbahnzüge, wie sich dieselben nach dem mit dem 1. Mai in Wirksamkeit tretenden Fahrtenplane für den Sommer-Semester pro 1846 reguliren, zur öffentl. Kenntniss.

I. In der Richtung von Mannheim nach Freiburg mit den Influxen von Baden & Achi.

30 Offenburg	Personenzüge:						Güterzug. Mannheim nach Freiburg.
	Von Offenburg nach Freiburg.	Von Karlsruhe nach Freiburg.	Von Mannheim nach Freiburg.	Von Mannheim nach Freiburg.	Von Mannheim nach Freiburg.	Von Mannheim nach Offenburg.	
Ankunft Abgang	— 5 <sup>11</sup> Uhr.	8 <sup>11</sup> Uhr. 9 <sup>11</sup> "	11 <sup>11</sup> Uhr. 11 <sup>11</sup> "	2 <sup>11</sup> Nachm. 2 <sup>11</sup> "	5 <sup>11</sup> Abends 6 <sup>11</sup> "	8 <sup>11</sup> Abends —	1 <sup>11</sup> Abends 1 <sup>11</sup> "

II. In der Richtung von Freiburg nach Mannheim mit der Influxen nach Achi & Baden.

30 Offenburg	Personenzüge:						Güterzug. Freiburg nach Mannheim.
	Von Freiburg nach Mannheim.	Von Freiburg nach Mannheim.	Von Freiburg nach Mannheim.	Von Freiburg nach Mannheim.	Von Freiburg nach Karlsruhe.	Von Freiburg nach Offenburg.	
Ankunft Abgang	— 6 <sup>11</sup> Uhr.	9 <sup>11</sup> Uhr. 9 <sup>11</sup> "	12 <sup>11</sup> Uhr. 12 <sup>11</sup> "	3 <sup>11</sup> Nachm. 3 <sup>11</sup> "	6 <sup>11</sup> Abends 6 <sup>11</sup> "	9 <sup>11</sup> Abends —	1 <sup>11</sup> Abends 9 <sup>11</sup> "

### Nummern.

An Sonntagen, sowie am 21. Mai, 1. und 11. Juni und am 29. August findet von hier Abends um 8 Uhr 10 Min. noch eine Extrapforte nach Appenweier zum Anschluß an den von dorten am 9 Uhr 35 Min. Abends nach Kehl abgehenden Zug statt.

Der Abgang des Güterzuges in das Ringthal wurde von diesem Zeitpunkt an gleichmäßig um 1 Uhr Nachmittags festgesetzt.

Offenburg, den 27. April 1846.

Oberbürgermeister von Offenburg:  
K. v. B.

1846

## Fahrplan in Offenburg am 27. April 1846

Die technische Entwicklung zum Bau einer Eisenbahn war rasch verlaufen. 1802 stellt ein gewisser Richard Trevithick James Watts Dampfmaschine auf Räder und bringt sie zum Fahren. Er nennt das sich im Kreise bewegende Gerät „catch me who can“ also „Fang mich, wer kann“. Kurz darauf baut George Stephenson in England eine Lokomotive, deren Weiterentwicklung am 7. Dezember 1835 als erste deutsche Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth eine Entfernung von 6 km zurücklegt. Bereits 5 Jahre später beläuft sich die Länge aller Linien auf 500, 1865 auf 15.000 und um die Jahrhundertwende auf etwa 50.000 km. In nur wenigen Jahrzehnten ist ganz Deutschland durch Schienen vernetzt, mit Anschluß an die Bahnsysteme des Auslands.

Im Gesang zur Feier der Eröffnung der „Ludwigsbahn“ klingt die zukünftige Entwicklung schon an:

„Mit Schienen, Freunde, webet ohne Bangen  
Ein Netz von Pol zu Pol:  
Sieht sich Europa einst darin gefangen,  
Dann wird es ihr erst wohl.“

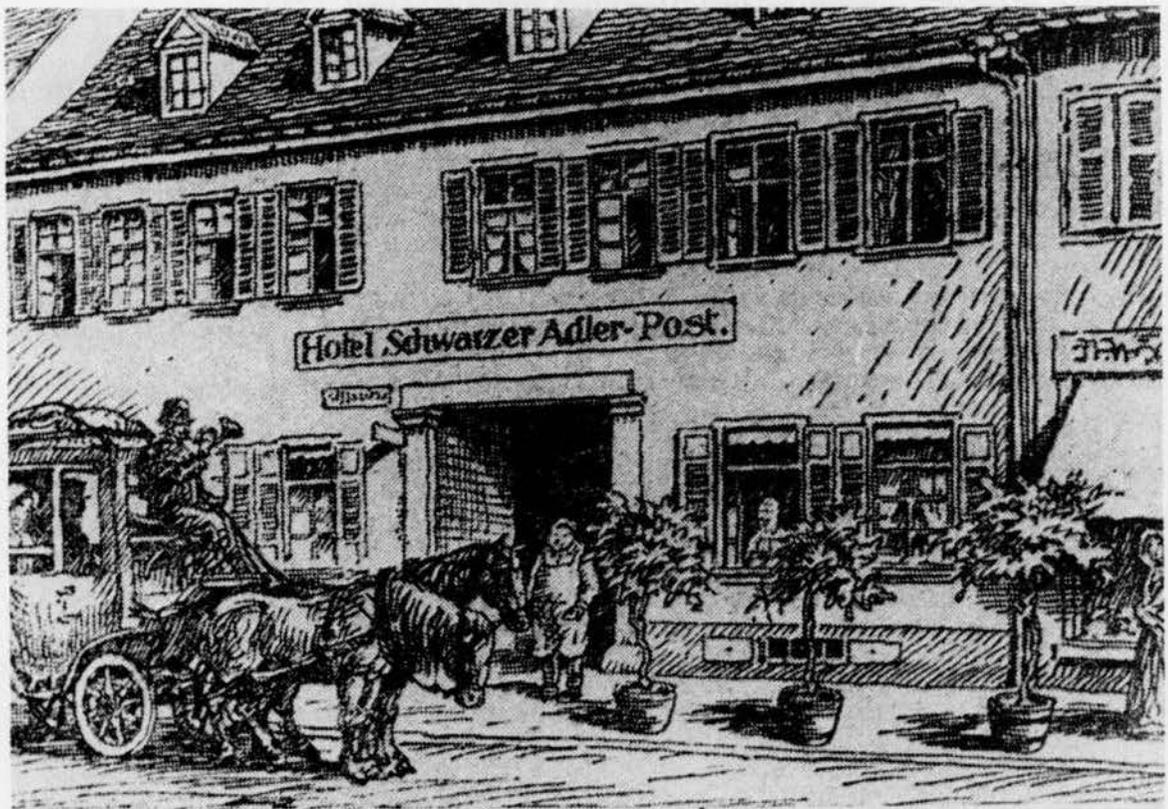
Was ist eine Eisenbahn? fragt ein Journalist im Jahre 1833 und gibt sich selbst die Antwort<sup>6</sup>: „Ein vollkommen ebener glatter Weg für die Räder der Wagen,

mit einer gewöhnlichen Landstraße verbunden, auf der die Pferde laufen. Letztere können daher auf derselben wenigstens 8-10 mal mehr und darüber ziehen, ungleich schneller laufen, als auf einer gewöhnlichen Chaussee, denn alle Anstrengungen, welche Unebenheiten, Löcher, Steine auf dieser verursachen, fallen weg. Daß man diese möglichst glatten Wege Eisenbahnen nennt, kommt daher, weil das Eisen das wohlfeilste und zweckmäßigste Material zu ihrer Anlegung ist.“ Ersetzen wir in dieser Beschreibung die Pferde durch eine Dampflok, so haben wir das Bild der damaligen Erstlingsbahnen vor uns. Sie erreichen eine Geschwindigkeit von 30 km/h.

Bayerische Ärzte stellen bald in einem Gutachten fest, die raschen Bewegungen würden bei den Pasagieren „delirium furiosum“ hervorrufen. Auch wenn sich Reisende freiwillig dieser Gefahr aussetzten, müsse der Staat wenigstens die Zuschauer beschützen, denn der Anblick einer Lokomotive, die in voller Schnelligkeit dahinrase, genüge, diese schreckliche Krankheit zu erzeugen. Unumgänglich nötig sei deshalb, eine Schranke, wenigstens sechs Fuß hoch — das sind etwa 1,80 m — auf beiden Seiten der Bahn zu errichten<sup>7</sup>.

### *Die Voreisenbahnzeit: die Postkutsche*

Die ärztliche Sorge wird uns verständlich, wenn wir einen Blick auf den Reiseverkehr in der „Voreisenbahnzeit“ werfen, denn die Postkutschen, die es wohl auch an Bequemlichkeit missen ließen, erzeugten mit Bestimmtheit kei-



*Postkutsche vor dem Gasthaus „Adler-Post“*

nen Geschwindigkeitsrausch. Darüber geben die Bemerkungen mancher Zeitgenossen Auskunft. So karikiert der Goethe-Freund Karl Friedrich Zelter den Postwagen als kastenförmigen, eisernen „Altar“, auf dem der Passagier „seine weichen Teile zum Opfer bringt“<sup>8</sup>. Von Ludwig Börne, dessen „Monographie der Deutschen Postschnecke“ die Stationsaufenthaltszeiten einer Reise von Frankfurt nach Stuttgart erfaßt, stammt der Begriff der „Stillstandslehre“<sup>9</sup>. Und bereits Christian Fürchtegott Gellert weiß von dem dramatischen Ausgang einer Landkutschenfahrt zu berichten: „Den linken Arm trage ich in einer Binde, und ich wäre sehr glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könnte; so zerschlagen ist er mir“<sup>10</sup>.

Natürlich gehört auch in unserer Stadt der Anblick der Postkutsche zum gewohnten Straßenbild. Die Posthalterei befand sich im Gasthaus Adler-Post („Schwarzer Adler“), heute Hauptstraße 55. Am 5. Januar 1760 fuhr der erste Postwagen von Straßburg über Offenburg-Villingen nach München.

Das Unternehmen blüht, bis eben der Bau der Eisenbahn die Postkutsche langsam entbehrlich und die Posthalterei überflüssig macht. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts errichtet man dann am „Adler-Post“ eine Haltestelle der Kleinbahn Offenburg-Altenheim<sup>11</sup>.

Allerdings muß man der Wahrheit halber sagen, daß der Postverkehr gerade beim Aufkommen der Eisenbahn technisch und organisatorisch zunehmend perfektere Strukturen aufweist. So läßt sich zum Beispiel in Offenburg die Postkutsche durch die Eisenbahn nicht nur nicht verdrängen, sondern tritt sofort in Konkurrenz zu ihr, wie eine Anzeige aus dem Offenburger Wochenblatt von 1844 anschaulich dokumentiert<sup>12</sup>. Selbst auf ihrer „Mutterstrecke“ Nürnberg-Fürth hat die Eisenbahn noch nach 10 Jahren ein gewisses Experimentierstadium nicht überschritten. Den täglich acht Fahrten mit Dampftrieb stehen dort noch immer 15-20 Fahrten mit Pferdekraft gegenüber. Schon in diesen Jahren erfindet man ein System, mit dem sich das Oberteil einer Postkutsche, ähnlich einem heutigen Container, problemlos auf Eisenbahnräder aufsetzen läßt.

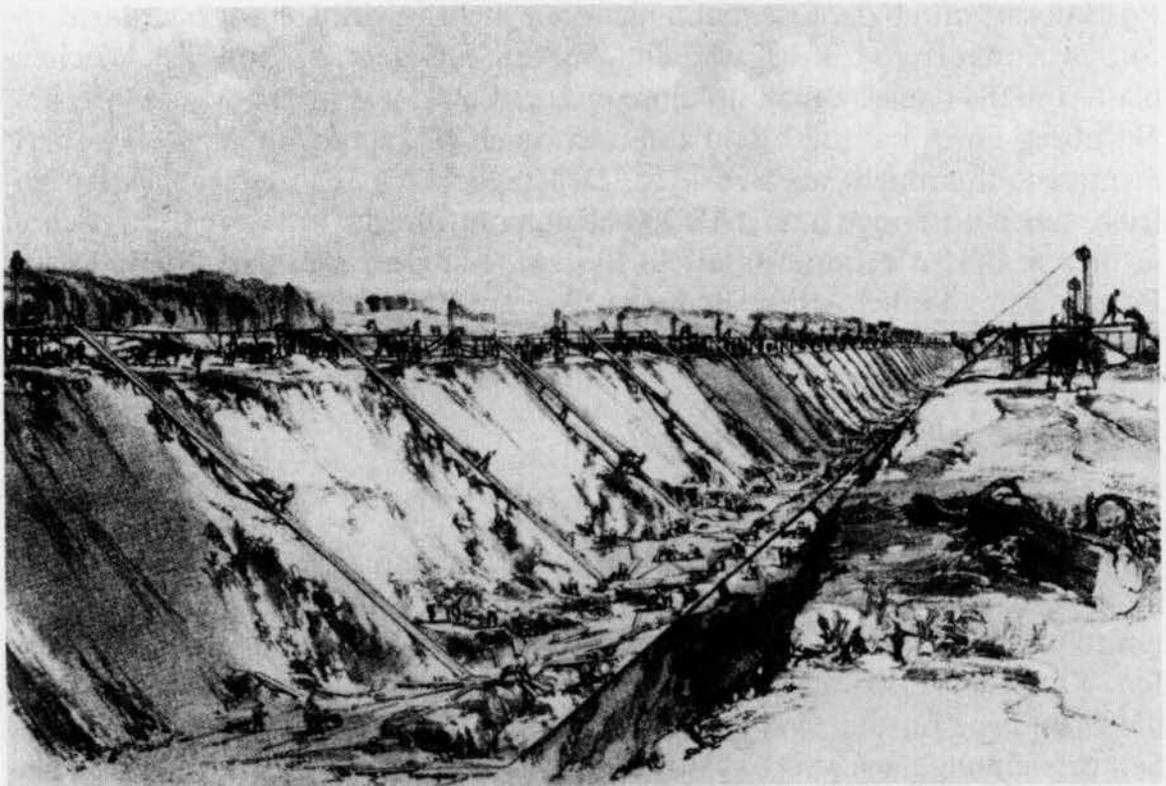
## *2. Der Eisenbahnbau und seine Folgen*

### *Die Hoffnungen im Hinblick auf den Eisenbahnbau*

Der Grund für die rasche Ausbreitung der Eisenbahn kann demnach nicht nur im erwarteten technischen Vorteil liegen. Beim Lesen der Quellen und der Literatur stoßen wir auf verschiedenste Hoffnungen, die sich an die Bahn knüpfen. Vor allem Friedrich List sah im Eisenbahnsystem neben dem Zollverein die Grundlage für die „Vervollkommnung der deutschen Nationalzustände“. Seiner Meinung nach wirke es nicht nur durch Förderung der materiellen Nationalinteressen sondern auch durch „Stärkung aller geistigen und politischen Kräfte“, und zwar:

Als „Nationalverteidigungsinstrument“, denn es erleichtere die Zusammenziehung, Verteilung und Direktion der Nationalstreitkräfte;  
als „Kulturbeförderungsmittel“, denn es beschleunige die Verteilung aller Literaturprodukte und aller Erzeugnisse der Künste und Wissenschaften.  
Als „Assekuranzanstalt“ gegen Teuerung, Hungersnot und übermäßige Fluktuation in den Preisen der Lebensbedürfnisse;  
als „Gesundheitsanstalt“, denn es vernichte die Entfernung zwischen den Leidenden und dem Heilmittel;  
als „Vermittler des gemütlichen Verkehrs“, denn es verbinde den Freund mit dem Feind, den Verwandten mit dem Verwandten;  
als „Stärkungsmittel des Nationalgeistes“, denn es vernichte die Übel der Kleinstäderei und des provinziellen Eigendünkels wie des Vorurteils;  
als „fester Gürtel um die Lenden der Deutschen Nation“, denn es halte deren Glieder zu einem streitbaren und kraftvollen Körper zusammen;  
als „Nervensystem des Gemeingeistes wie der gesetzlichen Ordnung“, denn es verleihe in gleichem Maße Kraft der Öffentlichen Ordnung wie der Staatsgewalt<sup>13</sup>.

Der einigende Einfluß der Eisenbahn auf die deutsche Nation hält sich aber in Grenzen. Die erhoffte Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongress 1814 und 1815 kann insbesondere Deutschland betreffend nur in Ansätzen verwirk-



*Bau der Eisenbahnstrecke um 1845*

licht werden. Zwischen den einzelnen deutschen Herrschaftsgebieten gibt es erhebliche politische und wirtschaftliche Differenzen. So ist es verständlich, daß beim Netzausbau der Eisenbahn zumindest in den ersten Jahren nach 1835 einzelstaatliche Interessen eine dominierende Rolle spielen.

Im Großherzogtum Baden entscheidet sich die Regierung für ein Staatsbahnsystem, finanziert über Anleihen der Bürger. Infolge erheblicher Finanzierungsprobleme dauert der Bau der Gesamtstrecke 17 Jahre. Aus später unverständlichen Gründen wird zunächst eine Spurweite von 1600 mm statt der üblichen Normalspur von 1435 mm gewählt. Als wichtiges Argument ertönt in der Ersten Kammer im Jahre 1846 die „echt badische“ Feststellung: „. . . angenommen auch, daß durch ganz Deutschland ein und dasselbe Gleis wäre, so würde nie und nimmer ein badischer Wagen auf der Württembergischen Eisenbahn fahren“<sup>14</sup>. Bereits im Jahre 1854 erfolgt dann der aufwendige Umbau auf Normalspur.

#### *Die sozialen Probleme im Gefolge des Eisenbahnbaues: Die „Hefe des Volkes“*

Die soziale Situation ist angesichts der Menschenzusammenballungen und geringer Fürsorge schlecht. „Der Eisenbahnbau“, heißt es in der Eisenbahnzeitung vom 13. April 1845, „hat immer ein Zusammendrängen größerer Massen von Handlangern, Gesellen usw. auf einzelnen Punkten der Bahn zur Folge. Die oft aus weiter Ferne zusammengeströmten Arbeiter können auf den einzelnen Baustellen oder in deren Nähe nicht immer genügend Herberge mit Obdach und Lagerstätte, noch weniger zu jeder Zeit eine gesunde und nahrhafte Verköstigung finden . . . Die Folgen solcher Mängel können dann keine anderen als häufige Erkrankungen sein . . . Die öffentlichen Landkrankenhäuser sind nicht immer in der Nähe, nicht immer erreichbar für die Erkrankten. Diese selbst sind in der Regel mittellos.“

Der Begriff „Eisenbahnarbeiter“ umschließt alle mit Handwerk beim Bahnbau beschäftigten Berufsgruppen, also die Handwerker, die Tagelöhner, die Vorarbeiter und Aufseher. In einer Sektion sind z. B. tätig: 14 Aufseher und Vorarbeiter, 18 Schmiede, Schlosser und Dreher, 26 Zimmerleute, 52 Maurer, 78 Steinhauer, 126 Steinbrecher und 938 Tagelöhner. Die Fluktuation ist beträchtlich, zumal viele den Anstrengungen nicht gewachsen sind. Ein Teil der Eisenbahnbauarbeiter, vor allem die Erdarbeiter, rekrutiert sich aus dem Dienstboten- und bäuerlichen Bereich sowie aus kaum oder gerade noch existenzfähigen gewerblichen Kleinbetrieben. Oft melden sich ganze Familien mit ihren Kindern zur Arbeit. Die Eisenbahnarbeiter werden oft als „große Masse von Proletariern“, als „Leute aus den untersten Klassen der Bevölkerung“, als „Hefe des Volkes“, als „rohes Gesindel“ abqualifiziert<sup>15</sup>.

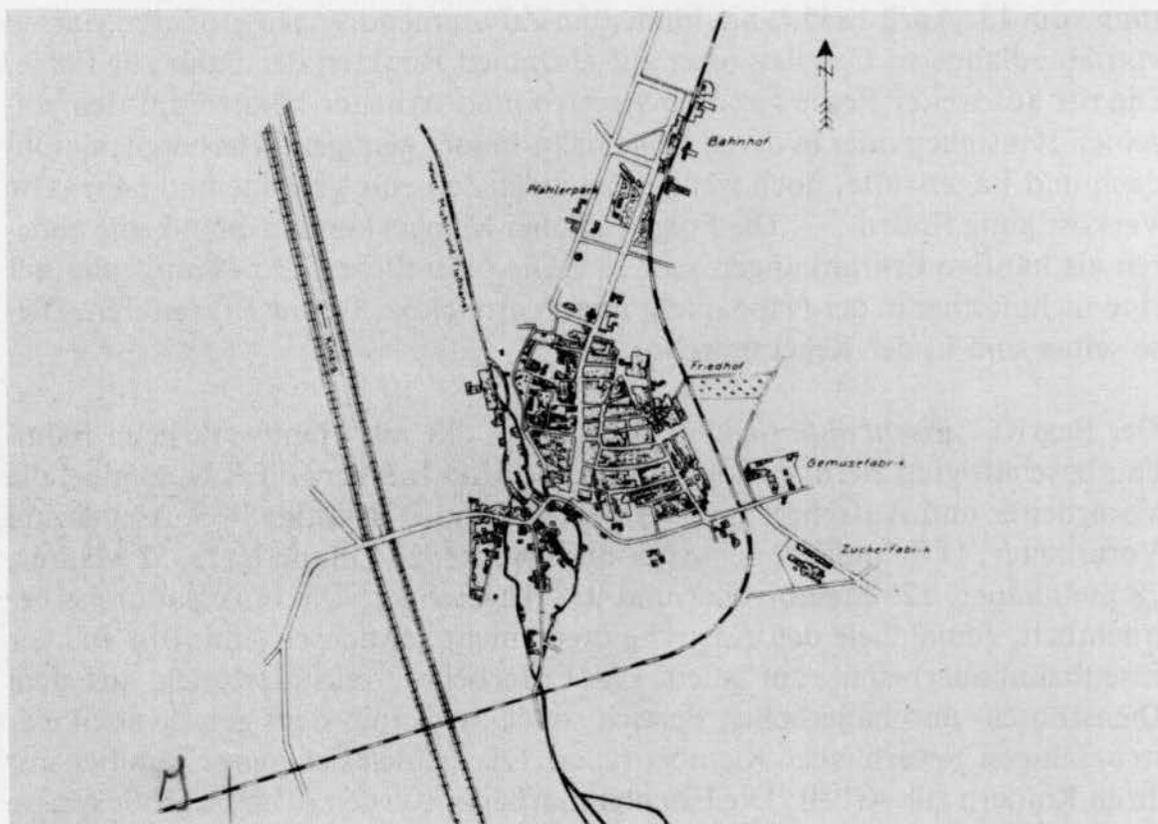
### *Der Eisenbahnbau und die Stadtplanung von Offenburg*

Die Eisenbahn bringt ein neuartiges Gebäude nach Offenburg: den Bahnhof. Er findet seinen Platz nördlich der Stadt, wo die Straße von Kehl und Straßburg mit der von Karlsruhe zusammentrifft. Seine Lage beeinflusst in der Zukunft die städtebauliche Entwicklung Offenburgs entscheidend<sup>16</sup>.

Sehen wir uns dies näher an. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hat Offenburg weitgehend sein altes Gesicht behalten. Die Industrialisierung führt zu einer Expansion der Betriebe und zu einem Anwachsen der Einwohnerzahlen. Fabriken und neue Wohnviertel entstehen außerhalb der alten Stadtgrenzen. Der Dampftrieb der Maschinen prägt nun durch die rauchenden Fabriksschote das Bild<sup>17</sup>.

Auf dem Stadtplan um 1500 umschließt noch die durchgehende Stadtmauer das Wohngebiet. Die einzigen Zugänge stellen die Tore, das Kinzigtor am Südende der Hauptstraße, das Neutor an deren Nordausgang und das Schwabenhausertor an der Langestraße dar. Sie verschwinden erst wenige Jahre vor dem Eintreffen der Eisenbahn aus dem Stadtbild.

Auf dem Plan von 1860 erkennen wir wesentliche Veränderungen. Der Graben um die Stadt ist zugeschüttet, die Tore sind abgerissen. Entlang des Ost- und Südrandes der Kernstadt verläuft die Eisenbahn Karlsruhe-Freiburg, der

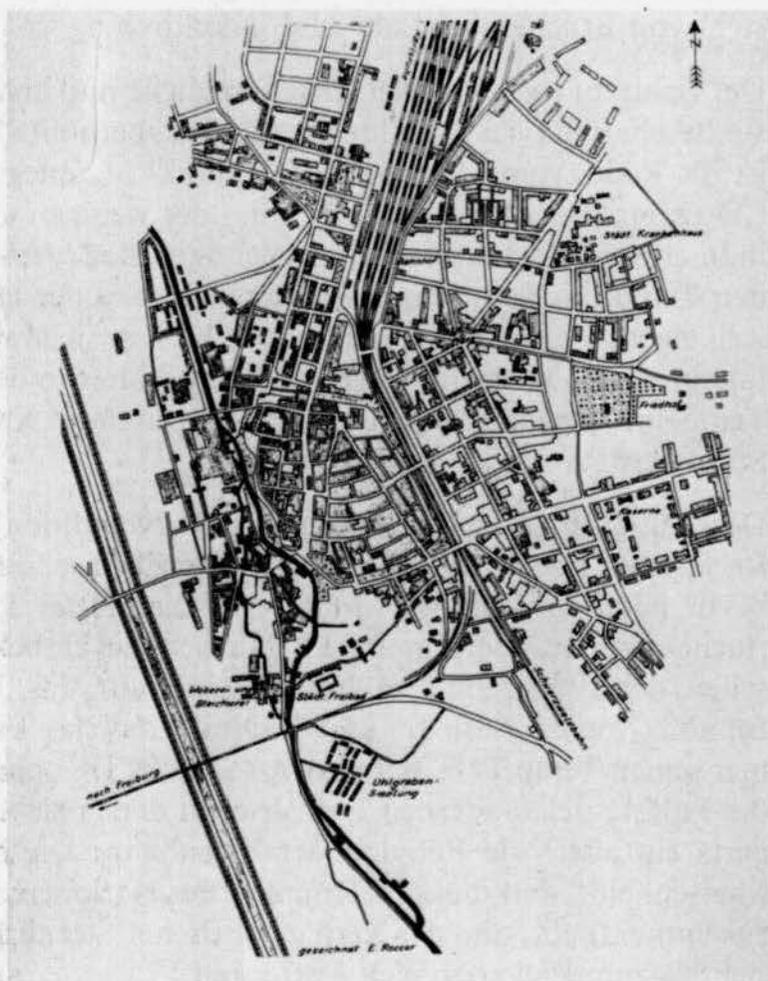


*Stadtplan von 1860*

Bahnhof im Norden liegt weit außerhalb des Wohngebietes. Die Lage seines Hauptgebäudes steht in keinem planerischen Bezug zur Stadt. Seine Grundrißanordnung läßt vielmehr erkennen, daß die Planer der Eisenbahnanlagen die Absicht hatten, den Bahnhof von Westen her, also über die von Straßburg kommende Straße und nicht von Süden, also von der Stadt Offenburg her zu erschließen. In den folgenden Jahren entwickelt sich die Stadt jedoch in direkter Richtung von Süden her auf den Bahnhof zu: Der Pfählerpark und auch der ursprünglich große Bahnhofsvorplatz werden zugebaut.

Im März 1845 ist im „Wochenblatt“ zu lesen; „Der Bahnhof steht einmal, wo er steht; unfruchtbar ist es, über dessen große Entfernung zu sprechen“. Weiter legt der Verfasser ausführlich dar, daß eine geradlinige, auf kürzester Entfernung die Stadt mit dem Bahnhof verbindende Straße „im Interesse des Staates, in jenem des reisenden Publikums, der Warenspeidition und des Zwischenhandels“ liege<sup>18</sup>. Ausdehnung und ungünstige Lage des Gebäudes bringen dem Offenburger Bahnhof neben viel Ärger den Spitznamen „Rennbahnhof“ ein<sup>19</sup>.

Der Plan von 1908 zeigt, daß sich die Stadt im Norden bis zur Franz-Volk-Straße und im Osten, wo die Bebauung bis zum Schillerplatz bzw. zur Moltke-



Stadtplan von 1942

straße reicht, ausgedehnt hat. Das im Bau befindliche Städtische Krankenhaus und die Infanteriekaserne liegen am Rand des neuen Wohngebiets. Zur Rheintalstrecke der Eisenbahn ist die Schwarzwaldbahn gekommen, die Bahnhofsanlagen haben sich ausgeweitet. Sie durchschneiden jetzt das Wohngebiet in zwei Teile.

Der Stadtplan von 1942 läßt erkennen, daß die Stadt vor allem im Osten weiter an Umfang zunimmt, da die Kinzig immer noch die westliche Grenze bildet. Krankenhaus, Friedhof und Infanteriekaserne sind nun von Bebauung umgeben. Die Bahnlinie, einst am Rande der Stadt geplant, verläuft nun mitten durch sie hindurch.

### *3. Das Reisen mit der Eisenbahn*

#### *Der Bahnhof*

Der Umfang der Bahnanlage ist für die damalige Zeit beträchtlich. Man verlegt 6 Gleise, zwei davon überdacht. Drehscheiben, Materialmagazine, Werkstätten, ein kleines Maschinenhaus, Wagen- und Kohlenremise entstehen. Das Empfangsgebäude ist einstöckig. Seine weitläufige Fassade besteht aus Sandstein von Brüchen bei Lahr und Oberkirch.

Der Bahnhof setzt in vielen Orten bauliche und architektonische Akzente. Erste Beschreibungen charakterisieren ihn überhöht. Vom „Turmbau zu Babel“ ist die Rede, vom „Tempel der Technik“, „Spiegel moderner Architektur“, „Drehpunkt der Stadt“. Er ist eines der wenigen Gebäude, die direkt aus der industriellen Revolution hervorgegangen sind. Anstatt sich in einem nüchternen Funktionalismus zu präsentieren, wie es der Härte der industriellen Umwelt eigentlich entsprochen hätte, verhüllt er sich mit den Stilmitteln der Realitätsflucht. So erscheint er im 19. Jahrhundert in der Gestalt von griechischen Tempeln, romanischen Basiliken, gotischen Kathedralen und barocken Schlössern<sup>20</sup>.

Der Bahnhof ist der Ort der großen Verwandlung. Arbeitszeit schlägt um in Reisezeit. „Der Bahnhof ist der Ort der Ekstase, der Entrückung aus der Zeit, bevor noch ein Zug ihn verläßt. Als die Götter starben, haben sie hier Zuflucht gesucht. Merkur am Portal, schöne Unbekannte immer wieder zwischen den Verstrebungen hinabsehend auf das Treiben unter ihnen. Das Bündnis von Mythologie und Technik, das das 19. Jahrhundert schloß, hat hier seinen Tempel“<sup>21</sup>. Bahnhöfe, so hat es Théophile Gautier formuliert, sind die Paläste der modernen Industrie, in denen sich die Religion des Jahrhunderts entfaltet: die Religion der Eisenbahn. Diese „Kathedralen der neuen Menschheit“ sind die „Treffpunkte der Nationen, das Zentrum, in dem alles zusammenfließt, und der Kern gigantischer Sterne, mit Strahlen aus Eisen, die sich bis zum Ende der Welt erstrecken“<sup>22</sup>.



*Offenburger Bahnhof*

### *Der Komfort beim Reisen mit dem Zug*

Der Offenburger Bahnhof ist zentraler Ausgangspunkt für Reisen ins badische Land. Betrachten wir einen Fahrplan aus der Nähe. Für die Fahrt nach Mannheim benötigt ein Zug ca. 5 Stunden (heute dauert die gleiche Reise eine). Der Passagier hat sich auf seinem Sitz ruhig zu verhalten. Tabakrauchen ist nur in den dazu bestimmten Abteilungen gestattet. Bahnhofswirtschaften gibt es nirgends auf den Badischen Bahnen, Betrunkene sind nicht zugelassen, das Mitführen geladener Gewehre ist verboten. Ein Beschwerdebuch liegt auf jeder Station vor.

Der Preis einer Fahrkarte von Offenburg nach Mannheim beträgt im Jahre 1844 in der 1. Klasse 6 Gulden, das sind nach der heutigen Kaufkraft, gemessen am Grundnahrungsmittel „Brot“, etwa 45,— DM und in der 3. Klasse 3 Gulden, das entspricht heute 22,— DM.

Bei der Großherzoglichen Badischen Bahn sind die 1.-Klasse-Abteile für vier Personen gepolstert und mit grünseidenen Vorhängen versehen. Auf dem Dach befinden sich Sitze für weitere 4 Personen. Auf ihnen kann man mit 3.-Klasse-Fahrkarten in luftiger Höhe Platz nehmen und erhält neben einem Sitzkissen einen starken Querriemen zum Schutz gegen den drohenden Absturz. Den Fahrpreisen entsprechend ist in den 2.- und 3.-Klasse-Wagen der Kom-

fort abgestuft. Die Stehwagen besitzen kein Dach und sind nur für den Nahverkehr eingesetzt. Ihre Billetts gelten bis zu einer Entfernung von 75 km, was einer Stehzeit von 2 1/2 Stunden entspricht<sup>23</sup>.

Wer in den höheren Klassen reist, hat Anspruch auf besondere Höflichkeit, sei er auch ein Hochstapler wie Felix Krull.

„Der Zug hatte Paris um sechs Uhr verlassen. Die Dämmerung sank, das Licht ging an, und noch schmucker erschien darin meine Privat-Behausung. Der Schaffner, schon höher an Jahren, erbat sich die Erlaubnis zum Eintreten durch sachttes Klopfen, legte salutierend die Hand an die Mütze und wiederholte die Ehrenbezeigung, als er mir meine Fahrkarte zurückgab. Dem biederen Manne, dem eine loyale und bewahrende Gesinnung vom Gesicht abzulesen war und der auf seinem Gang durch den Zug mit allen Schichten der Gesellschaft, auch mit ihren fragwürdigen Elementen, in dienstliche Berührung kam, tat es sichtlich wohl, in mir ihre wohlgeraten-vornehme, das Gemüt durch bloße Anschauung reinigende Blüte zu grüßen<sup>24</sup>.

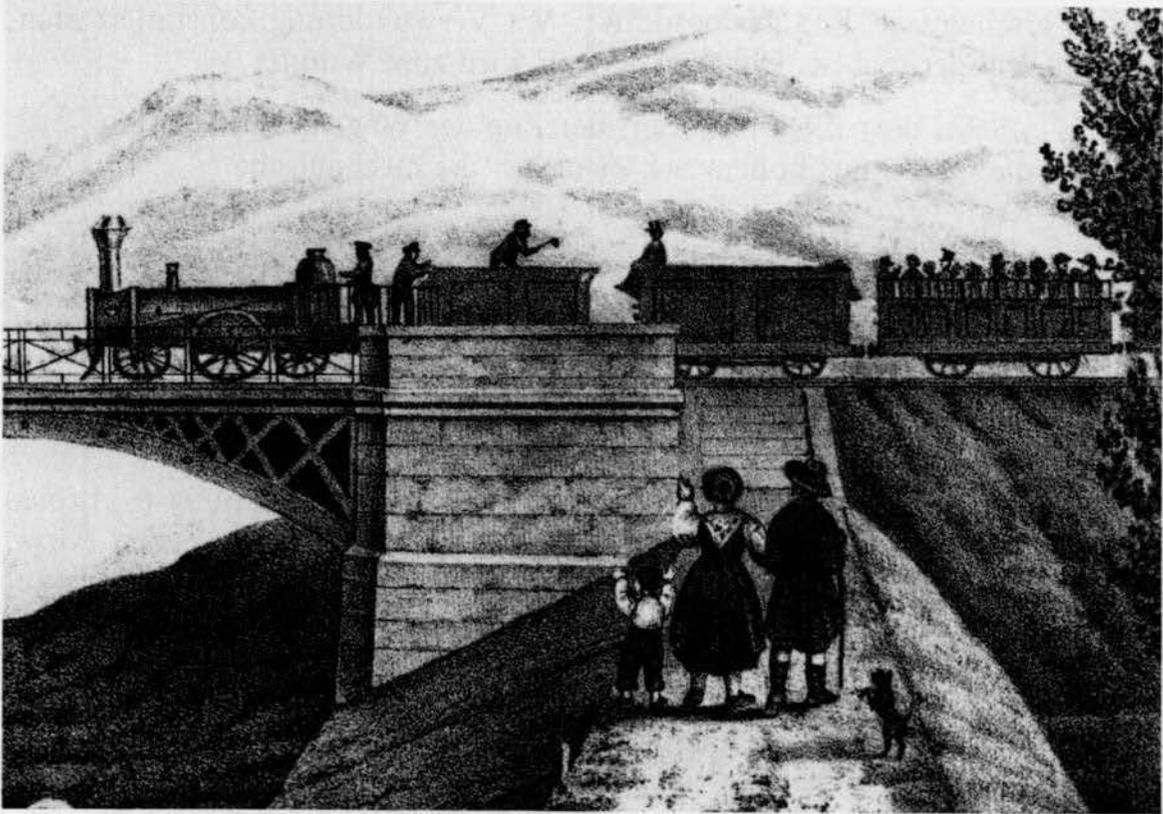
Als Höhepunkt des vornehmen, komfortablen Reisens im Eisenbahnzeitalter galten die legendären Expresszüge jener Zeit, an ihrer Spitze der Orient-Express (London-Paris-München-Wien-Budapest-Belgrad-Istanbul). Als König der Züge war er zugleich Zug der Könige, „Inbegriff des luxuriösen Reisens, verbunden mit dem geheimnisvollen Zauber illustrier Namen und Geschehnisse, eine beglückende Synthese zwischen blitzender Technik und lässiger Behaglichkeit<sup>25</sup>.“ Ihre Verkehrsbedeutung ist allerdings recht gering, denn die meisten namenlosen Fernschnellzüge befördern mehr Passagiere als die bekannten Luxuszüge. Sie erweisen sich vielmehr als ein mikroskopisches Abbild der „Belle Epoque“, ihrer ökonomischen und sozialen Verhältnisse, aber auch ihres Geistes. Umgekehrt erkennt sich die Epoche in den Luxuszügen wieder: deren Schnelligkeit, Pünktlichkeit und Komfort sind in den Augen der Zeitgenossen Gradmesser des vergötterten zivilisatorischen Fortschritts. Ähnlich wie bei den berühmten Passagierdampfern der gleichen Zeit kommt es als Folge dieser Identifikation auch bei den Luxuszügen zu einer mythischen Überhöhung, die heute noch fühlbar ist.

Den Offenburgern vertraut ist aus dieser Kategorie der „Großherzogliche Galawagen“. Auch er ist auf das Eleganteste ausgestattet mit Mahagoni und Samtplüsch, Sofas und Spiegeln, sowie einem besonderen Abteil für Bedienung und Begleitung. Er ist ultramarin gestrichen und trägt an der Tür das Badische Wappen mit dem Namenszug des Großherzogs.

#### *4. Die Menschen und das neue Verkehrsmittel*

Dem Menschen des 19. Jahrhunderts fällt es nicht leicht, das neue Verkehrsmittel problemlos anzunehmen. Die Erfahrung der Eisenbahn vermittelt der

Biedermeierzeit mit ihrem Kult der Innerlichkeit und Gemüthaftigkeit die Faszination von „Ausdehnung“. Ein „horizontaleres“ Weltbewußtsein kommt auf, das bisher gekannte Rahmen sprengt. Es scheint, als könne man die Geschwindigkeit unbegrenzt steigern; die gebändigte Dampfkraft ruft zudem das



*Stauende Menschen an der Kinzigbrücke*

Gefühl „anstrengungsloser“ Bewegung hervor. Der Berichterstatter des „Stuttgarter Morgenblattes“ schildert das Staunen der Menschen: „... es imponiert, wenn man den Wagenzug mit seinen 200 Personen wie von selbst, wenn auch nicht pfeilgeschwind, doch gegen alle bisherige Erfahrung schnell, unaufhaltsam heran, vorüber und in die Ferne dringen sieht. Pferde auf der nahen Chaussee sind daher beim Herannahen des Ungetüms scheu geworden, Kinder haben zu weinen angefangen, und manche Menschen, die nicht alle zu den ungebildeten gerechnet werden dürfen, haben ein leises Beben nicht unterdrücken können . . .“<sup>26</sup>

### *Sprachliche und künstlerische Formsuche*

So ist es nicht verwunderlich, daß die Sprache, mit der man das neue Geschwindigkeitserlebnis beschreibt, kaum ausreicht. Beliebt sind Vergleiche, die von einem „pfeilschnellen Dampfross“, vom „Feenzug“, von der „Windsbraut“ sprechen; Vogelarten werden herangezogen; man spricht auch vom „schnaubenden Ausatmen eines riesenhaften diluvianischen Stieres“,

von einer „wandelnden Zyklopen-Werkstätte“, von einem „furiösen Drachen“<sup>27</sup>. So real die Eisenbahn ist und so realistisch ihr Nutzen eingeschätzt wird, die Anziehungskraft, die sie auf das Bewußtsein und Unterbewußtsein der Menschen ausübt, ist derjenigen eines Kunstwerkes vergleichbar. Raum- und Zeitgefühl erfahren eine revolutionäre Verwandlung. Die neue Geschwindigkeit erscheint als Phantasieprodukt. Mit Verwunderung konstatiert man, daß das Wunder real ist. Die Wirklichkeit wird zum Wunder.

„Seht, dort fliegt er heran, der Zug der Wagen, und vor ihm dampfend aus hohem Schlot braust die mechanische Kraft“<sup>28</sup>.

Solche Trivialpoesie, hier gedichtet von *C. M. Winterling* zur Eröffnung der Bamberger Bahn 1844, illustriert die Schwierigkeit, eine bisher nicht gekannte Wahrnehmung angemessen zu artikulieren; doch wird zugleich der tief-prägende Eindruck der Eisenbahn bei aller Unbeholfenheit von Sprache und Form deutlich.

Erst impressionistische, expressionistische und surreale Gestaltungsprinzipien verhelfen dem Medium „Eisenbahn“ schließlich zu einer poetischen Form, die seiner „Flüchtigkeit“, Geschwindigkeit, seinem transitorischen Charakter mehr entsprechen. Frühe Versuche ebnen den Weg.

*Emanuel Geibel*, 1864:

„Das Dampfroß schnaubt entlang der Halde,  
Da, plötzlich, öffnet sich das Thal,  
und ferne dämmert über'm Walde  
ein Schloß empor im Abendstrahl.  
Mit Thurm und Erkern seh' ich's ragen,  
es naht, es grüßt, es fliegt vorbei; —  
mir aber träumt von alten Tagen,  
von einem schönen Monat Mai“<sup>29</sup>.

Hier kann man erkennen, wie sich Bestehendes, Ganzheitliches unter dem Einfluß der Eisenbahn auflöst und vorüberzieht, . . .“ es naht, es grüßt, es flieht vorbei . . .“

In *Gottfried Benns* 1912 erschienenen Gedicht „D Zug“ — Menschen, die aus der Sommerfrische in die Stadt zurückkehren —, wird die Auflösung der Einheit von Raum und Zeit durch den dahinrasenden Zug in Form einer dichterischen Montage von Wirklichkeitsbruchstücken eingefangen.

„Braun wie Cognac. Braun wie Laub.  
Rotbraun. Malaiengelb.  
D-Zug Berlin-Trelleborg und die Ostseebäder.  
Fleisch das nackt ging.  
Bis in den Mund gebräunt vom Meer.

Reif gesenkt, zu griechischem Glück.  
In Sichel-Sehnsucht: wie weit der Sommer ist!  
Vorletzter Tag des neunten Monats schon!<sup>30</sup>“

*Ernst Stadler* löst in seinem Gedicht „Fahrt über die Kölner Rheinbrücke bei Nacht“ (erstmalig erschienen am 23. April 1913) den Schnellzug in Bewegung auf, dem Flimmerbild des Films vergleichbar. Beständig ist lediglich das sich Verändernde.

„Der Schnellzug tastet sich und stößt  
die Dunkelheit entlang.  
Kein Stern will vor.  
Die ganze Welt ist nur ein enger,  
nachtumschienter Minengesang<sup>31</sup>.“

Auch die Malerei bemüht sich um Ausdrucksmittel, um dem neuen Phänomen gerecht zu werden. Zeigt z. B. das Bild von *Augustus Leopold Egg* „Two travelling companions (Reisegefährten)“ eine biedermeierliche heile Welt im Abteil (1860)<sup>32</sup>, schildert *Honoré Daumier* in seinem Bild „Ein Waggon 3. Klasse“ (um 1862)<sup>33</sup> vorwiegend die engen Reisebedingungen der 3. Klasse. Auch *Adolf Menzel*<sup>34</sup>, *Max Beckmann*<sup>35</sup> und *Edward Hopper*<sup>36</sup> beschäftigen sich in unterschiedlicher Ausdrucksweise mit der Situation der Reisenden im Zug.

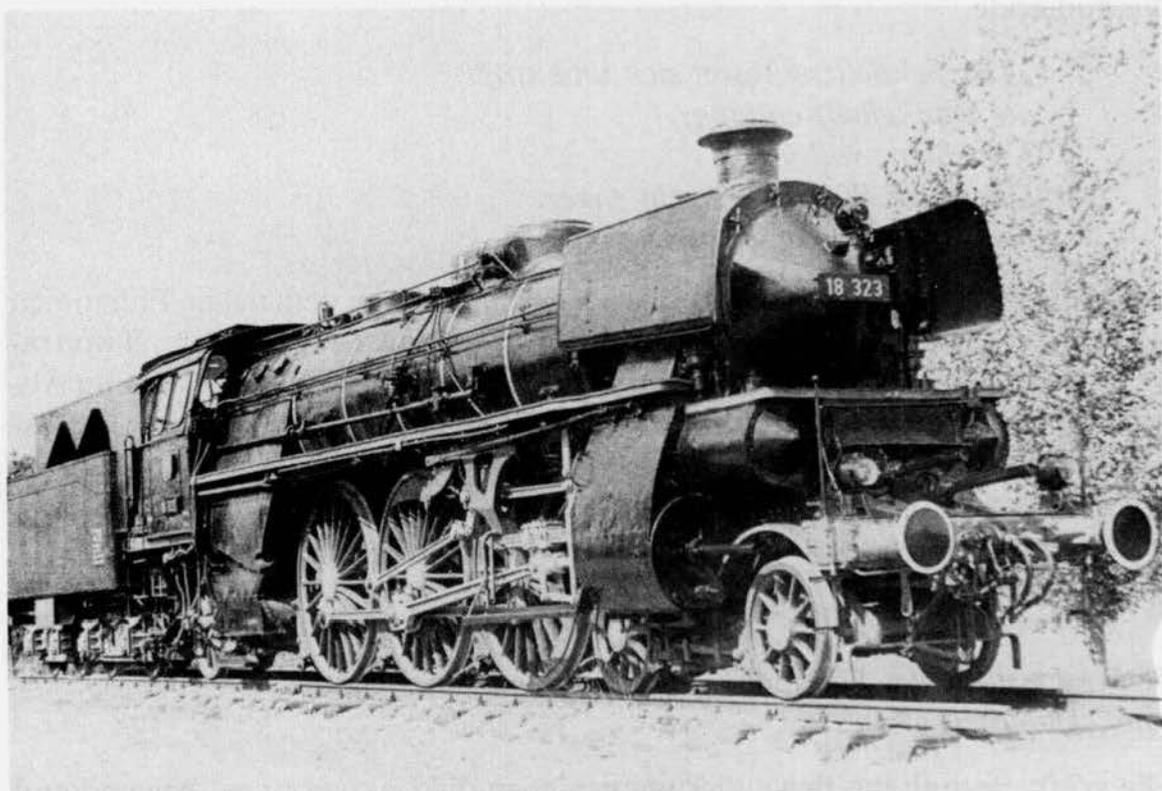
##### 5. Die Leistung der Eisenbahn auf dem Gebiet der Technik und des Verkehrs Die „Dampfrösser“

Die größte technische Bewunderung genießen die Lokomotiven, bewundernd auch „Dampfrösser“ genannt. Die erste, die den Wagenzug zwischen Nürnberg und Fürth zieht (es handelt sich um neun Wagen, im Prinzip auf Schienenfahrgestelle gesetzte Postkutschen), heißt „Adler“. In 19 Kisten verpackt, gelangt sie von England per Schiff und mit dem Fuhrwerk nach Nürnberg. Der „Adler“ besitzt sechs Räder und zwei Zylinder, seine Leistung beträgt 25 PS, die höchste zulässige Geschwindigkeit ist 23 km/h.

Auch die badischen Lokomotiven stammen zunächst von englischen Firmen. Später liefern auch die inzwischen leistungsfähig gewordenen Betriebe Emil Keßler, Karlsruhe, und Maschinenfabrik Esslingen gute Lokomotiven und auch Wagen. Wie auch in ihrem britischen Mutterland tragen die ersten Lokomotiven Namen. Eine heißt „Ortenau“, eine andere „Offenburg“. Im November 1843 von der Firma Keßler geliefert, entwickelt sie in der Ebene eine Geschwindigkeit von 33 km/h. Die Lokomotive „Zähringen“, die am 1. August 1845 die Strecke Offenburg-Freiburg eröffnet, gilt als besonders schick. Ihr Anstrich ist hellgrün, Räder und Rahmen sind in gedämpftem Rotbraun gehalten und schwarz eingefasst. Ein Bediensteter sitzt als „Tenderwache“ auf einem nach hinten gerichteten offenen Sitz auf dem Tender zur Be-

aufsichtigung des Wagenzuges. Geheizt wird anfänglich mit Holz und Torf, später mit Koks und Kohle<sup>37</sup>.

Die den Offenburgern heute wohl bekannteste Dampflok ist die „18.323“. Sie stellt, seit sie im Jahre 1972 ihren letzten Standort vor der Fachhochschule gefunden hat, eine Sehenswürdigkeit dar. Die Lok der Gattung IVh gehört zu



*Die Badische IVh vor der Offenburger Fachhochschule*

den großen Vertretern der europäischen Schnellzuglokomotiven, gebaut 1920 bei Maffei in München und im gleichen Jahr in Offenburg in Betrieb genommen. Als reine Flachlandlok in der Rheinebene eingesetzt, erreicht sie mit 13 Schnellzugwagen eine Geschwindigkeit von 100 km/h. 1981 gelingt es dem „Förderverein Archiv/Museum“ dank entscheidender finanzieller Hilfe der Familie Burda, die Lok im Ausbesserungswerk völlig restaurieren zu lassen. Nach 700 Kosmetikstunden präsentiert sie sich wie neu und gilt bis heute als ein Symbol für die Geschichte Offenburgs als Eisenbahnerstadt<sup>38</sup>.

#### *Das Schienennetz, eine Kunstlandschaft*

Damit die Stahlrösser mit ihren Personen- und Güterwagen auf den Schienen dahindonnern können, muß eine möglichst ebene Streckenführung ermöglicht werden mit Hilfe von Durchstichen, Tunnels, der Abtragung von Hügeln, und Brücken. Da gleichzeitig alle kreuzenden Straßen und Wege über oder unter

den Gleisen verlaufen müssen, bildet die Konstruktion von Brücken eines der Hauptprobleme beim Eisenbahnbau: Eine „Kunstlandschaft“ entsteht<sup>39</sup>.

Im März 1846 lesen die Offenburger in ihrer Zeitung: „Zur Uferabpflasterung an der neuen Kinzigbrücke werden 10 Kubik Ruthen Sandsteine aus den Oberschopfheimer oder Oberweierer Brüchen erfordert“<sup>40</sup>. Dies ist der erste Hinweis auf die Offenburger Bahnbrücke über die Kinzig. Heftige Regengüsse zerstören sie nach wenigen Jahren, da ihre Zwischenpfeiler dem Hochwasser nicht standhalten können. Die drei Nachfolger sind, Erfahrung macht klug, frei gespannt.

Die heutige Kinzigbrücke aus dem Jahre 1950 ist eine stählerne Bogenkonstruktion.

Andere Brücken überqueren den Bahngraben. Die Zähringer- und die Schulhausbrücke verbinden das Stadtzentrum mit dem östlichen Gelände. Dazu kommt später die Unionbrücke. Bei der Gelegenheit wird der „Luisensteg“, ein in der Nähe liegender Holzfußsteg, abgerissen.

### *Die „Ambivalenz“ der Eisenbahn*

Das 19. Jahrhundert ist eine technikbegeisterte Zeit. Technische Konstruktionen und technisches Denken halten die Menschen in ihrem Bann und begeistern sie. Ab und zu kommt jedoch die Doppelbödigkeit, die Ambivalenz dieser Technikverherrlichung zum Ausdruck: Schnelle Reisezeit macht nervös; Vernetzung des Landes zerstört Natur; Präzision am Hauptbahnhof ist kalt; Geschwindigkeit auf der Strecke flößt Angst ein. Konzentrierter Ausdruck dieser Ambivalenz ist das Unglück, das die Eisenbahn von ihren Anfängen an begleitet. Aus den „Notizen eines alten badischen Post- und Eisenbahnbeamten“<sup>41</sup> ist zu entnehmen, daß kaum ein Jahr ohne Unglücksfälle vergeht. Jedemal überrascht dann die plötzliche Gewalttätigkeit des technischen Fortschritts den Menschen der damaligen Zeit. Thomas Mann hat dies in seiner Erzählung „Eisenbahnunglück“ meisterhaft analysiert<sup>42</sup>, Ernst Bloch in seinen „Spuren“ auf einen kurzen Nenner gebracht: „Krach des Zusammenstoßes, Knall der Explosion, Schreie zerschmetterter Menschen, kurz ein Ensemble, das keinen zivilisierten Fahrplan hat“<sup>43</sup>.

Man kann sagen — und diese Erkenntnis gilt wohl auch heute noch, denken wir nur an die Serie von Eisenbahnunglücken in Frankreich im Jahr 1985, je effektiver sich eine Technik auswirkt, umso katastrophaler ist die Kraft der Zerstörung bei ihrem Kollaps. Irgendwie besteht ein genaues Verhältnis zwischen dem Stand der Technologie, der Naturbeherrschung und der Fallhöhe der Unglücke dieser Technik. Dieser Zusammenhang ist dem Menschen zu Beginn des technischen Zeitalters bewußter als uns heute.

### *Der Truppentransport in der Badischen Revolution 1848/49*

Fahren wir weiter auf unserer Reise durch die Geschichte. Bei der Revolution von 1848/49 begegnet uns die Eisenbahn zum ersten Mal nicht als Reisefahrzeug, sondern als Mittel zum Truppentransport, denn sie ermöglicht nicht nur den engen Kontakt der badischen Republikaner untereinander, sondern bildet auch die Voraussetzung für die rasche Ankunft der preußischen Truppen. Der Bahnhof besitzt mit einem Mal „strategische“ Bedeutung und wird in Offenburg von der Bürgerwehr besetzt.

Der katholische Volksschriftsteller Alban Stolz schreibt zum Bahnhof in seinem „Wanderbüchlein aus dem Jahre 1848“: „Als ich nämlich in den Bahnhof von Offenburg kam, sah ich, daß die Steinpfeiler sehr geschmackvoll mit lebendigem wachsendem Epheu umwunden sind. Es leuchtete mir nun ein, daß in dieser radikalen Stadt niemand etwas dagegen, wohl aber jedermann Wohlgefallen daran haben werde, desgleichen auch die gottlosesten Passagiere und Zeitungen gewiß Hohn und Haß aufreizen würde. Nun habe ich dieses gottabgefallene Geschlecht unserer Heckerlinge so kennengelernt, daß sie einen wahrhaft teuflischen Instinkt haben, scharf zu unterscheiden zwischen allem Weltlichen und dem, was Bezug zu Gott hat . . .“<sup>44</sup>.

#### *„Zwischenbilanz“*

Wie sieht nun eine vorläufige Erfolgsbilanz der Bahn nach dem ersten Jahrzehnt aus? 55.000 Reisende steigen in Offenburg ein, davon lösen nur 368 Personen Billetts 1. Klasse: die Offenburger sind sparsame Leute. Sie erhalten Gesellschaft von 104 Stück Rindvieh und 350 Kleintieren.

Der Güterverkehr befördert an erster Stelle „Offenburger Steinkohle“. Ferner zählen die Frachtbücher „Holz“ und „landwirtschaftliche Produkte“ auf, „Baumwoll-, Flecht-, Töpfer- und Porzellanwaren“<sup>45</sup>.

#### *Der Bau der Schwarzwaldbahn, eine „kühne Ingenieurleistung“<sup>46</sup>*

Am 1. April 1865 beginnt der Bau der Schwarzwaldbahn. Planung und Ausführung liegen bei dem Großherzoglich-Badischen Baurat Robert Gerwig, der später auch mit dem Bau der Gotthardbahn beauftragt wird. Die geplante Trasse durch das Kinzigtal bildet die kürzeste Verbindung von Straßburg zum Bodensee und damit von Frankreich zur Ostschweiz sowie Österreich und besitzt damit internationale Bedeutung. Vor allem aber erschließt die Schwarzwaldbahn die strukturschwachen Gebiete zwischen Rheintal und Bodensee. Das Offenburger Stadtarchiv besitzt eine „Ehrfurchtsvolle Bitte der Bewohner des Kinzigtales, des Schwarzwaldes, der Baar, des Hegaus und der Seegegend, die Fortsetzung der Eisenbahn von Offenburg durch das Kinzigtal an den Bodensee betreffend“, in der die Notwendigkeit der Schwarzwaldbahn dringend dargelegt ist. Von Offenburg überwindet sie bis zum höchstgeleg-

nen Bahnhof Sommerau einen Höhenunterschied von nahezu 700 Metern und fährt dabei durch 39 Tunnels.

Der technische Aufwand ist enorm. Dämme müssen aufgeschüttet, Stützmauern gebaut, Bäche gebändigt, Wälder gerodet und Felsen beseitigt werden. Dammaufschüttung und Einschnitt, Durchstich und Viadukt, Tunnel und Brücke dienen einer Streckenführung, bei der die Steigung möglichst gering gehalten und die Krümmungen nicht zu scharf gezogen sein dürfen. Der Bau stellt für die damalige Zeit eine kühne Ingenieurleistung dar.

Thomas Mann läßt in seinem Roman „Der Zauberberg“ den jungen Hans Kastorp eine Reise durchs Gebirge schildern: „Er sah hinaus, der Zug wand sich gebogen. Wasser rauschten in der Tiefe zur Rechten, links strebten dunkle Tannen zwischen Felsblöcken gegen einen steingrauen Himmel empor. Stockfinstere Tunnel kamen, und wenn es wieder Tag wurde, taten weitläufige Ausblicke mit Ortschaften in der Tiefe sich auf“<sup>47</sup>. Diese Beschreibung könnte auch von einer heutigen Fahrt mit der Schwarzwaldbahn stammen.

### *Die Bedeutung der Eisenbahn für die Kriegsführung Massenbeförderung*

Nur 21 Jahre nach den erwähnten Truppentransporten zur Zerschlagung der Badischen Revolution von 1848/49 bekommt die Beförderung von „Menschenmaterial“ im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 eine neue Dimension. Noch 1833 hatte die Sachsenzeitung geschrieben: „Die Dampfwagen auf Eisenbahnen führen wahrscheinlich einen ewigen Frieden herbei. Denn wie ist ein Krieg denkbar, wenn eine Nation ihre Hunderttausende von Soldaten oder bewaffneten Bürgern mit Kanonen, Munition und Kavallerie heute sämtlich auf ihre Eisenbahnen einschiffen und morgen unerwartet auf einem Punkt in Schlachtordnung aufstellen kann“<sup>48</sup>. Die Wirklichkeit sieht anders aus. Friedrich Lists Idee von der Eisenbahn als „nationales Verteidigungsinstrument“<sup>49</sup> findet bei den Militärstrategen Zustimmung. Sie setzen die Bahn gezielt für ihre Zwecke ein. Der Eisenbahntransport ist in der Tat ein vorzügliches Mittel, große Truppenmassen schnell zu mobilisieren und an die Front zu bringen. Eine halbe Million Mann rollen auf Schienen in den Westen. Die Geschwindigkeit des deutschen Aufmarsches in den ersten drei Wochen des Krieges ist mit eine Ursache für den deutschen Sieg, zumal das französische Militär die Eisenbahn vergleichsweise schlecht nutzt. Doch für den einzelnen Soldaten liegen davor andere Stationen, sie heißen „Entbehrung“, „Kampf“ und vielmals auch „Tod“.

In Offenburg tritt der Militärfahrplan in Kraft, der den öffentlichen Verkehr auf wenige Züge beschränkt. Nach der Sprengung der Kehler Eisenbahnbrücke über den Rhein fährt kein Wagen mehr nach Frankreich. Erst nach dem Fall der Festung Straßburg im September 1870 und dem Bau einer Be-

helfsbrücke über den Rhein belebt sich der Bahnverkehr ins Elsaß mit drei Zügen pro Tag wieder. Vor allem der Bahnhof Offenburg ist von diesem Zeitpunkt an durch Sonderzüge, Gefangenen- und Rücktransporte der eigenen Truppen stark belastet.

#### 6. Offenburg die „Eisenbahnerstadt“

Die industrielle Revolution während der „Gründerjahre“, der Zeit nach 1870, läuft Hand in Hand mit dem Ausbau der Eisenbahn und beschleunigt die wirtschaftliche und soziale Entwicklung in Offenburg. So enthält der Aufruf zum Erwerb einer Aktie der Spinnerei und Weberei ausdrücklich einen Hinweis auf die Offenburger „verkehrsgünstige“ Lage<sup>50</sup>. Vor allem die Leder-, Tabak-, Stoff- und Glasplakateindustrie freut sich über volle Auftragsbücher. Aber auch die Vielfalt der Offenburger Industrieunternehmen imponiert, wie wir an folgender Aufstellung ihrer Gründungsjahre erkennen können.

- 1812 Druckerei Andreas Patsch
- 1825 Glasmanufaktur Derndinger
- 1842 Stahlbauwerk Müller, gegründet als handwerkliche Schlosserei
- 1843 Tabakfabrik A. Schaible  
Brauerei Wagner
- 1853 Offenburger Zuckerfabrik
- 1855 Glasmanufaktur Geck & Weißkopf
- 1856 Glasmanufaktur Schell & Vittali
- 1857 Baumwollfabrik Gustav Löffler  
Comprimierte Gemüsefabrik  
Spinnerei und Weberei
- 1858 Zigarrenfabrik Föhrenbach & Bazocke
- 1859 Hutfabrik Gustav Schweiß
- 1860 Flaschenhalter Nonn & Schöndörfer  
Roßhaarspinnerei Gebrüder Stein
- 1863 Kronenbrauerei
- 1865 Leinenweberei Walter Clauss  
Kupferschmiede Philipp Kirsch  
Maschinenfabrik Martin
- 1866 Baugeschäft Louis Fischer  
Holzbaubetrieb Ferdinand Friedmann
- 1867 Zigarrenfabrik Franz Kratzer
- 1868 Glasmanufaktur Geck & Vittali
- 1871 Bürstenfabrik Schuhmacher
- 1874 Gerberei Walz  
Baugeschäft Karl Wacker
- 1877 Kartonagefabrik Drinneberg
- 1878 Herdfabrik Offenburg
- 1881 Druckerei Adolf Geck

- 1884 Zigarrenfabrik Adolf Kahn
- 1891 „Badenia“ Wein- und Edelobstkellerei
- 1895 Mechanische Werkstätte Friedrich Streb  
Hoch- und Tiefbauunternehmen Ferdinand Ritter
- 1896 Glasplakatefabrik Offenburg
- 1900 Galvanisieranstalt Ettwein<sup>51</sup>

Die neuen Verdienstmöglichkeiten ziehen die Menschen aus der ganzen Ortenau an. Die Bevölkerung wächst zwischen 1875 und 1900 von 6.600 auf 13.600 Personen<sup>52</sup>.

Neue Wohnviertel entstehen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhält die Stadt Gasbeleuchtung, Wasserleitungen, Kanalisation und Elektrizität.

Das Wort von der „Eisenbahnerstadt“ ist uns verständlich, wenn wir die Zahl der „Eisenbahner“ ansehen. Um 1900 sind zwischen 4.000 und 5.000 Bedienstete bei den verschiedenen Eisenbahndienststellen beschäftigt, das sind beinahe ein Drittel der gesamten Einwohnerschaft<sup>53</sup>. Und sie nehmen lebhaften Anteil am politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben der Stadt. Besonders zahlreich ist das Fahrpersonal mit seinem unregelmäßigen Dienst. So kann man zu allen Schlafenszeiten nachts in den Straßen Offenburgs den Wecker eines Eisenbahners hören, der zum Dienst muß, vor allem in den damaligen Eisenbahnvierteln um die Rhein- und Rammersweiererstraße, wo ein vollkommen neuer Stadtteil mit 28 Gebäuden im Stil einer Gartenstadt entsteht. Ein Blick in das Adreßbuch von 1896 zeigt uns den hohen Anteil der Bahnbediensteten aus einer Straße:

*Rammersweiererstraße*

Haberkorn Anna, Wäscherin  
 Lorenz Xaver, Res. = Heizer  
 Ekert Karl, Res. = Heizer  
 Kimmig August, Bahnschlosser  
 Goll Jakob, Lok = Heizer  
 Hoferer Ludwig, Zimmermann  
 Schaub Gustav, Schaffner  
 Schleicher Florian, Küfer  
 Fiedler Christoph, Lok = Führer  
 Maldacker Baptist, Lok = Heizer  
 Jäger Heinrich, Bahnschlosser<sup>54</sup>.

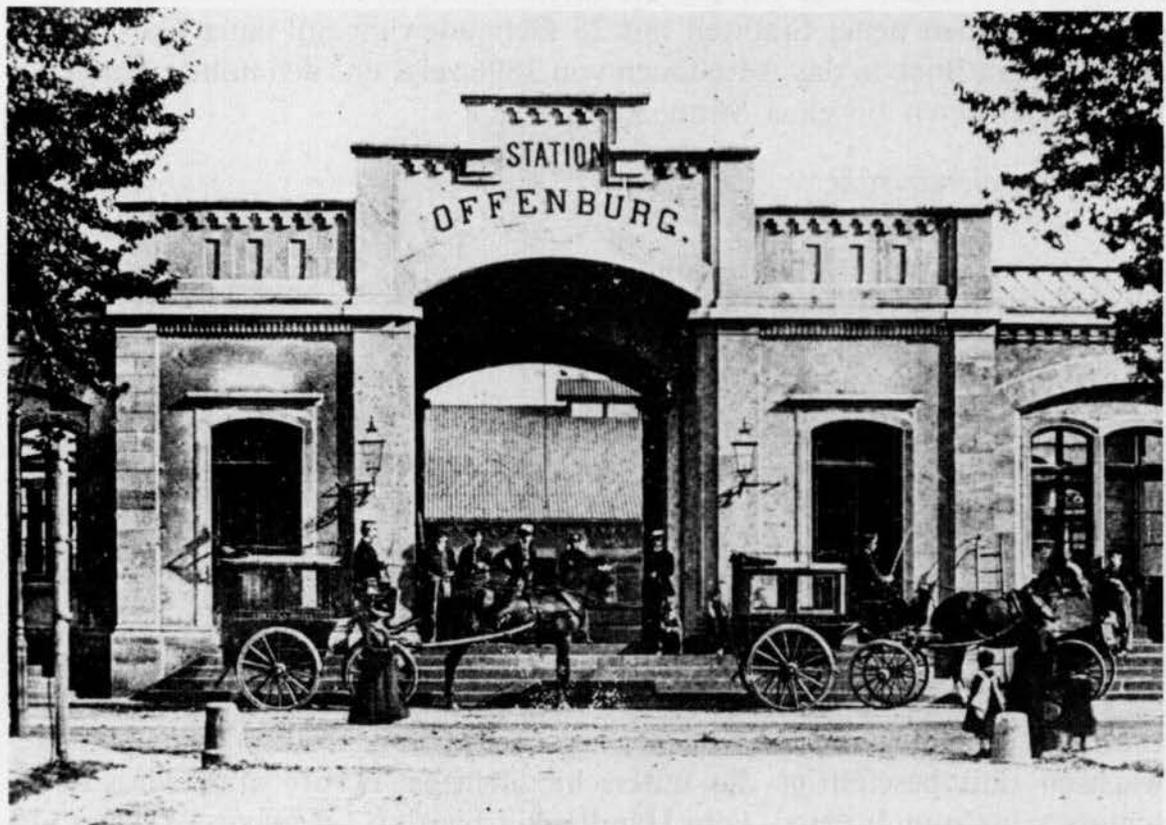
Es gilt in Offenburg schon seit jeher als Ehre, bei der Bahn zu sein. Sie ist Ende des 19. Jahrhunderts zum größten Arbeitgeber Deutschlands herangewachsen und beschäftigt die unterschiedlichsten Berufe vom Maschinenschlosser bis zum Juristen, vom Handlanger bis zum Ingenieur. Welcher Offenburger Junge hat nicht den sehnlichsten Wunsch, Lokomotivführer zu

werden? Davon ist im übrigen bis heute etwas geblieben. Der Beruf des einen Titelhelden aus dem Jugendbuchbestseller „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“ von Michael Ende ist sicherlich kein Zufall.

Bei Lukas ist Kollegialität großgeschrieben. Bei den Bediensteten ist dies nicht immer so. Die Lokomotivführer, hervorgegangen aus den handwerklich ausgebildeten Arbeitern der Betriebswerkstätten, wollen mit ihrer Arbeiter-Vergangenheit am liebsten ganz brechen. Ihre Devise heißt: „Obwohl der Lokomotivführer handwerksmäßig vorgebildet sein muß, muß er es doch erreichen sagen zu können, daß er nicht aus dem Heizer- oder Handwerkerstand rekrutiert, sondern aus einem eigens zu seinem Beruf fachschulmännisch und praktisch vorgebildeten Stande von Anwärtern“<sup>55</sup>.

Gerade die unteren Beamten können dabei kaum übersehen, daß sich ihre wirtschaftliche Lage nicht wesentlich von der der Arbeiter unterscheidet. Aber die ähnliche ökonomische Situation ist kein Ansatzpunkt für gemeinsames Handeln. Im Gegensatz zu anderen Berufszweigen haben sich die Eisenbahner erst relativ spät organisiert. Abgesehen von den Lokomotivführern, die sich bereits 1866 zusammenschlossen, vereinigten sich die übrigen Bediensteten erst in der zweiten Hälfte der 80er Jahre <sup>56</sup>.

Die 90er Jahre sehen die Offenburger Eisenbahn auf ihrem Höhepunkt. Karl Otto Schimpf schreibt dazu: „Wenn in den 90er Jahren ein Reisender in der



*Am Bahnhof warten die Postkutschen*

Bahnstation des kleinen Amts- und Kreisstädtchens Offenburg ausstieg, warteten vor dem Ein- und Ausgangsportal zwei biedere Omnibusse, die ihre Gäste in die beiden Gasthöfe „Zum Adler“ oder in die „Fortuna“ brachten.

Überfüllt waren die wackeligen Kutschen nie, meist fuhren sie sogar leer. Mehr Verkehr und Betrieb war im Sommer allerdings in der Bahnhofsrestauration, wo sich die Fahrgäste um die Mittagszeit an der „table d'hôte“ während einer unfreiwilligen Fahrpause drängten. Das bedeutet eine richtige Hochsaison für einen rührigen Bahnhofsrestaurateur, der Menüs mit drei Gängen servieren und auch bezahlen ließ. Da aber die Suppe stets so kochend heiß serviert wurde, daß sie erst nach einer Viertelstunde genossen werden konnte, war es den Gästen ganz unmöglich, das ganze Menü zu konsumieren, wenn sie den Zuganschluß nicht verpassen wollten. Allmählich merkten auch die Gäste, was mit ihnen gespielt wurde und es kam nach vielen Reklamationen sogar zu einer Interpellation im Badischen Landtag<sup>57</sup>.

Um die Jahrhundertwende ist eine Erweiterung der Bahnanlage unumgänglich. Offenburg stellt infolge seiner Lage in der Mitte des badischen Eisenbahnnetzes einen wichtigen, zentralen Dampflokomotivstützpunkt dar, in dem jeder Zug Lokomotiv- und Personalwechsel hat und der weit über 100 Dampflokomotiven beherbergt.

Der Umbau erweist sich als schwierig, da die neuen Bahnhofsteile betriebsbereit sein müssen, bevor die alten verschwinden können. Die Arbeiten dauern von 1906 bis 1911. Dabei muß die Stadt Offenburg entlang der östlichen Stadtmauer erhebliche Opfer an Grund und Boden, an schönen Anlagen und Promenaden bringen.

Das Offenburger *Eisenbahnausbesserungswerk* erhält eine große Lokomotiv- und eine Wagenwerkstätte sowie den Lokomotivbahnhof, das „Bahnbetriebswerk“. Obwohl die Bahn die betriebswirtschaftlich teuren Ausbesserungswerke stark reduziert, steht der Bestand des Offenburger Zweigunternehmens nicht in Frage. Das Werk hat sich in den letzten Jahren darauf spezialisiert, alte historische Loks und Wagen zu restaurieren und sich damit einen führenden Ruf in der Bundesrepublik erworben. Selbst die legendäre „Adler“ ist hier zum Jubiläumsjahr der Bahn 1985 bis aufs kleinste Detail nachgebaut worden<sup>58</sup>.

### *Das „Bähnli“*

Am Ende des vorigen Jahrhunderts erscheint ein neues Verkehrsmittel in der Stadt, das „Bähnli“<sup>59</sup>. Es gehört zur „Straßburger Straßenbahngesellschaft“, die mehrere Überlandbahnen im Raum Straßburg aufbaut, darunter auf der badischen Seite auch die Strecke Straßburg-Kehl-Altenheim-Offenburg. Unser Heimatdichter Carl Gütle begrüßt das „Bähnli“ mit einem seiner gewohnten Festlieder. Die erste von 7 Strophen lautet:

„Sei begrüßt du Tag der Freude,  
den wir stolz und fröhlich heute  
feiern an dem Kinzigstrand.  
Wo der Riedbahn erste Spuren  
von der Stadt durch weite Fluren  
führen in das Nachbarland“<sup>60</sup>.

Der gezielte Ausbau der Nebenbahnen in Deutschland erfolgt erst nach 1880, nachdem das Streckennetz für die Hauptbahnen steht. Das Ziel des Baus von Kleinbahnen ist es, das wirtschaftliche und kulturelle Gefälle zum „Hauptbahnhinterland“ schrittweise abzubauen und die Infrastruktur des „offenen Landes“ zu verbessern.



*Das „Bähnli“ am Stadtbuckel vor dem Hotel „Wiede/Grüner Baum“*

Die Kleinbahn stellt aber nicht nur einen entscheidenden wirtschaftlichen, sondern auch einen sozialen und kulturellen Faktor dar. Die Provinz wird aus ihrem Abseits herausgeholt; andererseits wird die Kleinbahn selbst zu einem Teil dieser Provinz. Über ihr liegt ein Hauch von Gesundheit, ländlicher Defizitigkeit, Gemütlichkeit und Poesie. Die Kleinbahn strukturiert den Tagesablauf. Der Pfiff des Morgenzuges fällt mit dem Arbeitsbeginn zusammen; ist der letzte Zug in die Stadt gepoltet, findet der Tag sein Ende. Und während der Fahrt zieht die Landschaft nicht im Flug vorbei, sie bleibt der Bimmelbahn sozusagen auf den Fersen.

Die Offenburger nennen ihr Bähnli liebevoll „Käsrutsch“ oder „Entenköpfer“. Es fährt fünfmal am Tag fauchend, bimmelnd und rauchend bis zu seinem Bahnhof an der Güterstraße. Manche Geschichte rankt sich bis heute um es: wie es am Stadtbuckel oder vor der „Neuen Pfalz“ stehenbleibt, zurückfährt, bei der „Krone“ Dampf macht und mit gewaltigem Anlauf nochmals versucht, die Steigung hochzukommen; wie die Schulkinder die Gleise einseifen oder wie die Bahn Marktstände umwirft, die zu weit in die Straßen hineingebaut sind.

1934 stellt das „Bähnli“ auf Dieseltriebwagen um. Nach dem letzten Krieg behindert das einmal links, einmal rechts verlaufende Gleis den rasch zunehmenden Autoverkehr und scheint dem Fortschritt im Wege zu stehen. Die Stadt Offenburg versagt die Erneuerung der Schienenkonzession und legt im Juli 1957 — 59 Jahre nach der Eröffnung — die Strecke still. Das „Bähnli“ verschwindet aus dem Straßenbild. Im Frühjahr 1986 werden beim Ausbau der Fußgängerzone in der mittleren Hauptstraße auch die Schienen des „Bähnli“ aus dem mit Teer überdeckten Kopfsteinpflasterbelag herausgerissen<sup>61</sup>.

## *7. Die Eisenbahn zwischen 1914 und 1945*

### *Im 1. Weltkrieg*

Wir kommen in das Jahr 1914 und erleben den Ausbruch des Ersten Weltkrieges. „Die Eisenbahnen in den Einzelstaaten müssen“, so heißt es in einem Grundsatz der Reichsverfassung von 1871, „den Anforderungen des Reiches zum Zwecke der Landesverteidigung entsprechen.“ Der Erste Weltkrieg bringt die entsprechende Bewährungsprobe. Auf den 13 nach Westen führenden Linien fahren während des Aufmarsches täglich bis zu 600 Transporte; in insgesamt 11 000 Transporten werden über 3 000 000 Mann und 800 000 Pferde an die Front im Westen geschafft<sup>62</sup>. Dazu kommt die Lieferung des Nachschubs. Auch an anderen Fronten, in Italien, Rußland und Rumänien, in der Türkei, Mesopotamien und Palästina sind deutsche Eisenbahner und deutsche Eisenbahn-Betriebsmittel eingesetzt. „Nur bei voller Ausnutzung der Schienenwege der Heimat und der besetzten Gebiete sowie in innigster Zusammenarbeit mit den Eisenbahnorganisationen der verbündeten Mächte ist die deutsche Heeresleitung befähigt, die ungeheuren Räume des Weltkrieges zu beherrschen und den Anforderungen des Mehrfrontenkrieges zu entsprechen“, heißt es im Vorwort zum Generalstabswerk „Der Weltkrieg 1914—1918“<sup>63</sup>.

Die entscheidende strategische Bedeutung der Bahn führt zwangsläufig dazu, daß wichtige Linien und vor allem Eisenbahnknotenpunkte wie Offenburg zu vorrangigen Operations- und damit auch Angriffsobjekten werden. Nach Ausbruch des Krieges verkehren ab Offenburg nur noch zwei bis drei zivile Züge pro Tag. Der Bahnhof ist aber dennoch stark belastet durch ein- und ausfahrende Militärzüge über die Rheinbrücke nach Frankreich, die schon nach den ersten Kriegstagen als Verwundetentransporte nach Offenburg zu-



*Französische Besatzungssoldaten vor dem Bahnhof*

rückkehren. Das Deutsche Rote Kreuz richtet eine Verpflegungsstation ein, die mit aufopfernder Unterstützung der Bevölkerung während des ganzen Krieges besteht und die sowohl Soldaten als auch Flüchtlinge betreut. Ab dem Sommer 1915 beginnt die Bombardierung auch des Eisenbahnknotenpunktes Offenburg. Vor allem zwei schwere Fliegerangriffe im August und im September richten große Schäden in der Stadt an. Das Ende des Krieges wird, auch das gehört am Rand zu unserem Thema, in einem Eisenbahnwaggon im Wald von Compiègne besiegelt. Es bedeutet auch den Zusammenbruch des Eisenbahnverkehrs, vor allem durch die Erfüllung der enormen Reparationslasten. Insgesamt ziehen die Siegermächte über 8.000 km Eisenbahnstrecken, 8.000 Lokomotiven und 41.000 Wagen ein. Viele der Transporte rollen über Offenburg<sup>64</sup>.

An einen Wiederaufbau der Eisenbahn auf Länderebene ist bei dem hohen Grad der Auflösung nicht zu denken. So vollzieht sich die Überführung der Bahn in Reichseigentum, die „Verreichlichung“, wie es in den Quellen heißt, fast automatisch. Sie setzt am 1. April 1920 ein. Durch zentrale Planung, Entwicklung und Beschaffung entfaltet die Bahn sehr bald rasch neue technische Möglichkeiten. Die Fahrpläne nehmen an Umfang zu, die Geschwindigkeit der Züge erhöht sich. Als imposanter Ausdruck dieser Entwicklung bietet sich den Offenburgern der „Rheingold“, der Pullmann-Express Zürich-Luzern-Hoek van Holland, der erstmals am 15. Mai 1928 durch unsere Stadt fährt,

bespannt mit der badischen Dampflokomotive IVh, die heute vor der Offenburger Fachhochschule steht. Zum Leidwesen der Bevölkerung hält er aber nicht in Offenburg, und man muß zur Kenntnis nehmen, daß die geringe Frequenz der Benutzer einen Halt nicht gerechtfertigt hätte. Es zeigt sich aber auch nunmehr bei derartigen durchfahrenden Schnellzügen, welche betriebliche Behinderung der enge Bogen südlich der Zähringer Straßenbrücke bedeutet: die Höchstgeschwindigkeit ist hier auf 65 km/h begrenzt, ein Problem, das heute noch Bahn und Stadt Sorgen bereitet.

### *Der „Kohlenkrieg“ 1923*

1923 besetzten französische Truppen Offenburg und Appenweier als Sanktion für den wegen Kohlenmangel ausgefallenen Luxuszug Calais-Bukarest<sup>65</sup>. Während der folgenden Monate ruht jeglicher Bahnverkehr. Die Züge aus dem Norden enden in Renchen, aus dem Süden in Schutterwald, von der Schwarzwaldbahn in Ortenberg. Wer sich für billiges Geld eine Eisenbahnreise leisten will, löst eine Fahrkarte von Schutterwald nach Renchen und fährt damit über Freiburg, Donaueschingen, Freudenstadt und Rastatt nach Renchen. Zu Fuß geht es allerdings schneller.

Der amerikanische Schriftsteller und Nobelpreisträger Ernest Hemingway reist in jenen Tagen als junger Reporter durch Europa. Als er im April 1923, von Straßburg kommend, in das besetzte Gebiet fährt, ist Offenburg seine erste Station. Er schreibt über seine Eindrücke im „Toronto Daily Star“ vom 25. April 1923: „Seit fast zwei Monaten ist kein einziger Zug durch Offenburg gefahren. Ich stand auf der Brücke über den Signalanlagen und schaute auf die vier breitspurigen Schienenstränge, die sich in der einen Richtung bis in die Schweiz, und in der anderen bis nach Holland erstreckten. Sie waren rot vom Rost. Die Züge in beiden Richtungen halten jeweils drei Meilen vor Offenburg, im Norden und im Süden. Die Passagiere steigen mit ihrem Gepäck aus, und wenn es Deutsche sind, können sie mit einem Bus nach Offenburg fahren, wo sie einen anderen Bus nehmen können, der sie zur anderen Seite der Stadt bringt, wo sie ihre Reise fortsetzen können. Sind es Franzosen, so dürfen sie laufen und ihr Gepäck tragen. Keine Kohle ist hier durchgekommen, seit die Stadt besetzt wurde. Nun stehen die Franzosen dem Problem gegenüber — wenn sie die Rheinebene kontrollieren wollen — jede Stadt entlang der ganzen Linie zu besetzen, wozu mindestens 400 Mann nötig wären, und dann die Züge selbst zu fahren<sup>66</sup>.

Im Dezember 1923 gibt die französische Regierung die Bahnhöfe Offenburg und Appenweier an die Reichsbahn wieder zurück. Mit dem Verkehr belebt sich auch die Wirtschaft wieder.

### *Im 3. Reich 1933—1945*

Wir kommen in das Jahr 1933. Die Einbindung der Bahn in den nationalsozialistischen Machtapparat erfolgt nahtlos und mit gekonnter Präzision. „Die nationale Regierung hat die Geschicke Deutschlands in die Hand genommen. Bei dem Wiederaufbau des deutschen Reiches kann sie mit der bereitwilligen Mitarbeit der deutschen Reichsbahn rechnen . . .“ ruft Generaldirektor Julius Dorpmüller 1933 am Tage des „Ermächtigungsgesetzes“ den rd. 570 000 Eisenbahnern zu<sup>67</sup>. Auf den Reichstagsbrand, die Verfolgung von Kommunisten, Sozialdemokraten und Gewerkschaftern folgen der Boykott jüdischer Geschäfte sowie die Entlassung zahlreicher Beamter aus rassistischen und politischen Gründen binnen weniger Wochen. Die Reichsbahnleitung stellt, um die Arbeitslosen von der Straße zu holen, rund 70 000 Menschen für Streckenarbeiten neu ein, darunter vorzugsweise Mitglieder von Partei, SA und SS. Für sie gilt der „Führergrundsatz“ und das „Treueverhältnis“ statt der zweiseitigen Tarifverträge. Über 10 000 Frontkämpfer des Ersten Weltkrieges werden Bahnbeamte. Ihre Uniformen schmückt der Adler mit dem Hakenkreuz. Im September 1936 sind vom Personal der Reichsbahn die ersten tausend Kilometer Autobahnen fertiggestellt.

Während des Zweiten Weltkrieges rücken überall die Eisenbahnpioniere mit der kämpfenden Truppe vor, um die Schienenwege auszubauen. Allein im Osten versorgt die Bahn eine 2 000 km lange Front in einer Entfernung von 800 Kilometern mit Nachschub. Als im Dezember 1941 die Temperaturen auf minus dreißig Grad absinken, fallen durch den Frost fast drei Viertel aller deutschen Lokomotiven aus. Im Juni 1942 beginnt die Reichsbahn mit einer Propaganda-Aktion unter dem Motto „Räder müssen rollen für den Sieg!“, in der sie zum Verzicht auf Reisen zugunsten des Transportes von kriegswichtigen Gütern aufruft<sup>68</sup>.

Hitler hat noch weiterreichende Pläne mit der Bahn, die er als Breitspur-Schnellbahn, den Ausmaßen seines geplanten Reiches anpassen will. Mit dem „Tausendjährigen Reich“ verschwinden auch die Pläne zu dieser „Gigantomanie auf Rädern“<sup>69</sup>.

Seit Januar 1944 richten sich die Luftangriffe in erster Linie gegen Verkehrsziele, also, wie auch schon im Ersten Weltkrieg, gegen die Rangierbahnhöfe, Betriebswerke und Brücken der Bahn.

Offenburg liegt zunächst noch abseits des großen Geschehens. Parallelen zu den Kriegen von 1870 und 1914 tun sich auf. Der Verkehr in Richtung Elsaß wird — wieder einmal — durch die Sprengung der Rheinbrücke unterbrochen. Ab 1943 nehmen die Luftangriffe auf Eisenbahnanlagen zu: Der 27. November 1944 bleibt den Offenburgern im Gedächtnis. Ein schwerer Fliegerangriff auf die Nord-West-Stadt und auf die Bahnanlagen fordert unter der Bevölkerung zahlreiche Opfer. Etwa 1000 Bombentreffer zerpflügen den Rangier-



*Bombentreffer im Bahnhofsgebäude*

bahnhof nahezu völlig. Am Kriegsende sind die Bahnanlagen zu 90 % zerstört. Die beiden großen Brücken nach Ebersweier sowie die Kinzigbrücke liegen, von der deutschen Wehrmacht gesprengt, am Boden. Das Ausbesserungswerk ist nahezu zerstört, der Personenbahnhof stark beschädigt<sup>70</sup>.

#### *Die „Reise zur Endstation“*

Erst in jüngerer Zeit haben historische Untersuchungen die Schlüsselrolle der Reichsbahn bei der Vernichtung des europäischen Judentums unter die Lupe genommen<sup>71</sup>. Die Ausrottungsmaschinerie erforderte ein perfekt arbeitendes Transportunternehmen. Nach Truppen-, Kriegsgefangenen-, Evakuierungs-, und Flüchtlingstransport lernen wir nun einen weiteren, zutiefst schrecklichen Aufgabenbereich der Eisenbahn kennen: den Massentransport zur Menschenvernichtung. Rund 3 000 000 Menschen befördert die deutsche Reichsbahn im Rahmen der „Endlösung“ in die Vernichtungslager. Die Fahrpläne, ursprünglich der friedlichen Vernetzung der Menschheit dienend, sind verlässlich, auch wenn es um die Verwirklichung menschenverachtender Bösartigkeit geht.

Auch die Regelungen organisationstechnischer Art, wie sie die Eisenbahnreise ansonsten bestimmen, bleiben auf schreckliche Weise erhalten: so werden die Judendeportationen von der Reichsbahn wie jeder andere Ziviltransport be-

handelt, nur mit dem Unterschied, daß nicht Personen-, sondern Güterwagen verwendet werden. Es gilt die laufende Tarifordnung. Ausgangsbasis ist der Personentarif für die Dritte Klasse. Ein Teil der Deportierten stirbt schon während der Fahrt durch Erschöpfung oder auf der Flucht. Auch in Offenburg stehen Züge mit gefangenen zusammengepferchten Menschen, meist zwischen der Union- und der Zähringerbrücke.

Vergessen wir nicht den 22. Oktober 1940, an dem die meisten unserer jüdischen Mitbürger in einen Zug steigen müssen, der, von Mannheim kommend, badische und pfälzische Juden in das Konzentrationslager Gurs in Südfrankreich transportiert. Jeder darf 100,— Mark in bar mitnehmen, an Handgepäck, was er tragen kann und Essen für 4 Tage. Die Chance des Überlebens ist gering, der Transport führt über Umwege in die Vernichtungslager wie Auschwitz und Majdanek<sup>72</sup>.

### *Die „Zonenbahnen“*

Nach dem Krieg mit all seinen Schrecken sind in den alten Reichsgrenzen rund 6000 km Gleis, 4000 Eisenbahnbrücken und 75 Tunnels nicht mehr befahrbar.

Die Pläne, in allen vier Besatzungszonen wieder eine gemeinsame Bahnverwaltung zu errichten, bleiben unausgeführt.

Die Franzosen grenzen ihr Besatzungsgebiet in Südwestdeutschland anfangs relativ stark gegen die Nachbarzonen ab und bilden am 1. August 1945 in Speyer eine Besatzungsdienststelle für die Eisenbahn (*Détachement d'occupation des chemins de fer*), ausschließlich mit französischen Eisenbahnern. Erst 1947 kommt eine deutsche Eisenbahnverwaltung hinzu. Mit Inkrafttreten des Bundesbahngesetzes am 18. Dezember 1951 endet auch im Bereich der Eisenbahn die Besatzungsgeschichte<sup>73</sup>.

### *8. Die Eisenbahn nach 1945*

In Offenburg beschränkt sich der Wiederaufbau auf Weisung der Besatzungsbehörde zunächst auf die Herstellung der Durchgangsstrecken, die ab Mitte 1945 funktionieren. Dann aber verlangsamt sich das Tempo. Es fehlt an Baustoffen, Werkstätten und Fachkräften. Erst ab dem August 1948 ist es den Offenburgern wieder gestattet, ohne ein „laissez passer“ nach Karlsruhe zu reisen. Im Güterzugverkehr sind die Verhältnisse ähnlich; dort beherrschen die zahlreichen Holzzüge aus dem Schwarzwald nach Frankreich das Bild.

Mitte 1950 wird, wir wissen es bereits, die neue Kinzigbrücke fertig.

Von diesem Zeitpunkt an verläuft der Eisenbahnverkehr im großen und ganzen wieder normal. Im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau der gesprengten Kinzigbrücke verpassen die Planer die vorläufig letzte Gelegenheit, die Eisenbahntrasse aus der Stadt heraus weiter nach Süden zu verlegen.

Ansonsten lassen sich die Jahrzehnte nach 1950 auch bei der Bahn mit den Schlagworten „Modernisierung“, „Rationalisierung“, „Elektrifizierung“ und „Konzentration“ umschreiben. Der Rangierbahnhof erhält ein neues Gesicht mit einer elektronisch gesteuerten Anlage. Die Umstellung der Rheintallinie auf elektrischen Betrieb erreicht von Basel ausgehend Offenburg im Jahre 1956. Dem geht ein spektakuläres Ereignis voraus: Am 11. April 1956 15.32 Uhr, stürzt die im Bau befindliche Unionbrücke mit Donnergetöse ein. Glücklicherweise kommt dabei niemand zu gesundheitlichem Schaden.

Die Schwarzwaldbahn rüstet vom Dampfbetrieb auf Diesellok um. Dies bedeutet den Abschied von der von vielen geliebten Dampflokomotive. Mit ihr verschwindet auch die Tag und Nacht über der Nordstadt schwebende Ruß- und Rauchwolke. 15 Jahre später beginnt die Elektrifizierung auch der Schwarzwaldbahn. Sie bringt Zeitersparnis und Leistungssteigerung im Verkehr, aber auch enorme Umbauten, bedingt durch die notwendig gewordene Erweiterung von Gleisabständen und Tunnelachsen.

Der Zwang zur Rationalisierung verändert auch in vielen anderen Bereichen das bisher gewohnte Bild. Einige Bahnhöfe schließen oder werden in unbesetzte Haltepunkte umgewandelt (Windschlag, Schutterwald, Niederschopfheim, Ohlsbach). Anstelle der schwachbesetzten Nahpersonenzüge treten die Bahnbusse mit ihrer besseren Möglichkeit der Flächenbedienung. Die gefährlichen Bahnübergänge verschwinden, das melodische Bim-Bam der Betriebsstellen ebenso wie der weithin hörbare dunkle Prärieton der Pfeifen der Dampflokomotiven. Die Konkurrenz des Kraftverkehrs beseitigt allmählich das 100 Jahre dauernde Monopol der Eisenbahn als Reise- und Transportmittel<sup>74</sup>.

Dennoch spielt die Bahn in unserer Stadt auch heute noch eine zentrale Rolle, wenn auch nicht mehr so auffallend wie im vorigen Jahrhundert. Neue Fragen über die „Austrocknung“ der Bahnanlagen, den Umbau des Bahnhofs, die Arbeitsplätze im EAW kommen auf. Zur Zeit laufen täglich ca. 350 Züge unsere Stadt an, der Bahnhof ist an den „Ein-Stunden-Takt“ des Intercity-Streckennetzes angeschlossen.

Wie gut das Verhältnis der Offenburger zu ihrer Bahn ist, zeigt u. a. das letztjährige Jubiläum des EAW, das an einem Wochenende 44 000 Besucher in seine Werkshallen lockte.

### *MultimediuM Eisenbahn*

Manches konnten wir uns ansehen, vieles haben wir aussparen müssen. Ich hätte noch Ideen gehabt, z. B. „Eisenbahn und Mode“, „Eisenbahn als Spielzeug meiner Kinder“, als Hauptdarsteller im Film (wie mit Buster Keaton im „General“). Wie wäre es mit dem Thema „Eisenbahn als Objekt der Denkmalpflege“, wie mit dem Blick in die Zukunft, in der die Eisenbahn wieder Verkehrsmittel Nummer Eins sein soll? Die Zeit hat dafür nicht ausgereicht.

## *Relativität von Raum und Zeit*

Haben Sie nicht auch auf der Fahrt gespürt, wie schnell der Zug der Zeit, die Geschichte, den Raum durchrast? Heinrich Heine schrieb 1843:

„Sogar die Elementar-begriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden. Durch die Eisenbahnen wird der Raum getötet, und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig<sup>75</sup>.“ Heine drückt damit die Empfindung aus, daß sich für den Menschen durch die Geschwindigkeit subjektiv das Zeit-Raumerlebnis ändert, eine Erkenntnis, die wir seit Einsteins Relativitätstheorie als bewiesen wissen. Eines stimmt sicherlich: Hohe Geschwindigkeit läßt Entfernungen schrumpfen, sie bringt aber auch die Gefahr mit sich, daß dabei nicht mehr die Wegstrecke, die zurückgelegt wird, das „Dazwischen“, das Erleben, das „Leben“ zählt, sondern lediglich Abfahrt und Ankunft. Reisezeit, ursprünglich Zeit für Erlebnisfülle, nimmt Warencharakter an; wenn Zeit Geld ist, wird die Reduzierung der Reisezeit zum ertragreichen Faktor: je intensiver umso rentabler<sup>76</sup>.

Bemerkenswert erscheint uns heute, daß es die Eisenbahn ist, auf welche diese Überlegungen angestellt worden sind; steht doch in unserer sich beschleunigenden Zeit gerade die Bahn für erholsames und kontemplatives Reisen.

Die Fahrt durch „150 Jahre deutsche Eisenbahnen“ erweist sich, wie Sie sehen, immer mehr als lange Reise durch eine kurze Zeit! Die Dimensionen, die sich dabei auftun, die Faszination, die von ihr ausgeht, befördern den Mitfahrenden in Lebensbereiche, die er hinter diesem Thema zunächst wohl nicht vermutet hätte.

### *Anmerkungen*

- 1 In diesem Jubiläumsjahr erschienen zahlreiche Schriften zum Thema „Eisenbahn“. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis enthält der „Offizielle Jubiläumsband der Deutschen Bundesbahn 150 Jahre Deutsche Eisenbahnen“, München 1985. Manche Anregungen zu diesem Vortrag stammen auch aus dem Buch „Die deutsche Eisenbahn. Bilder aus ihrer Geschichte“ von Hermann Glaser und Norbert Neudecker sowie aus dem zweibändigen Werk „Zug der Zeit — Zeit der Züge. Deutsche Eisenbahn 1835—1985“, herausgegeben zur gleichnamigen Ausstellung in Nürnberg.
- 2 Wochenblatt für die Amtsbezirke Offenburg, Oberkirch, Achern, Rheinbischofsheim, Kork, Gengenbach, Haslach und Wolfach, Redaktion, Druck und Verlag von J. Otteni, Stadtarchiv Offenburg (StAO) Bestand 14.
- 3 Gemeinderatsprotokoll vom 20. März 1844, Vermerk Nr. 1120, StAO Bestand 10.
- 4 Rudolf Friedmann, 125 Jahre Eisenbahn in Offenburg, in: „Die Ortenau“, 49./1969, S. 118.
- 5 Der Autor ist Jakob Schnerr. Die „Ludwigs Eisenbahn“ besitzt ihren Namen von der Tatsache, daß König Ludwig I. von Bayern 1834 ihren Betrieb mit einem auf 30 Jahre befristeten Privileg ermöglicht und dabei die Genehmigung zur Verwendung seines Namens gegeben hat.
- 6 Erhard Friedrich Leuchs in der von ihm herausgegebenen „Allgemeinen Handlungszeitung mit den neuesten Erfindungen und Verbesserungen im Fabrikwesen, und in der Stadt- und Landwirtschaft“ am 2. Januar 1833.

- 7 Hermann Glaser, Norbert Neudecker, Die deutsche Eisenbahn. Bilder aus ihrer Geschichte, München 1984, S. 13.
- 8 Karl Friedrich Zelter, Selbstdarstellung, Zürich 1955, S. 146.
- 9 Ludwig Börne, Monographie der deutschen Postschnecke. Skizzen, Aufsätze, Reisebilder, Stuttgart 1967, S. 26
- 10 Christian Fürchtgott Gellert, Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, Leipzig 1751, S. 127
- 11 Michael Friedmann, Die Offenburger Innenstadt. Ein historischer Rundgang. Offenburg 1979, S. 123 f.
- 12 Wochenblatt für die Amtsbezirke Offenburg . . . vom 5. Juli 1844
- 13 Friedrich List, Schriften, Reden, Briefe. Band 3, Schriften zum Verkehrswesen. Berlin 1929, S. 347 ff
- 14 Von Göler, Rede vor der Ersten Kammer der Landstände am 14. September 1846, zitiert bei: Albert Kuntzemüller, Die badischen Eisenbahnen 1840—1940, Freiburg 1940, S. 17
- 15 Vgl. Glaser, Neudecker a.a.O., S. 10
- 16 Vgl. zum gesamten Abschnitt: Michael Friedmann a.a.O., S. 26 ff
- 17 StAO. Bestand 26 Blatt 1/289
- 18 Wochenblatt für die Amtsbezirke Offenburg . . . vom 28. März 1845
- 19 D'r Alt Offeburger vom 15. 3. 1914
- 20 Die Formulierungen stammen aus: Die Welt der Bahnhöfe. (Hrsg. Centre Georges Pompidou, Paris, Jean Dethier und der Staatlichen Kunsthalle Berlin). Berlin 1980, S. 6 ff
- 21 Gert Mattenklott, Reisezeit, in: Merkur, 7/1979, S. 679
- 22 Zitat nach: Die Welt der Bahnhöfe, a.a.O., S. 6
- 23 Vgl. Rudolf Friedmann, a.a.O., S. 129 ff
- 24 Thomas Mann, Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull, Frankfurt a. M. 1965, S. 202
- 25 Werner Sölch, Orientexpress. Glanzzeit und Niedergang eines Luxuszuges. Hamburg 1980, zitiert in: Glaser, Neudecker a.a.O., S. 30
- 26 Zitat nach: Glaser/Neudecker a.a.O., S. 21
- 27 Vgl. Glaser/Neudecker a.a.O., S. 21
- 28 Zitat nach: Johannes Mahr, Eisenbahnen in der deutschen Dichtung. Der Wandel eines literarischen Motivs im 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert. München 1982, S. 37
- 29 Zitat nach Mahr a.a.O., S. 109
- 30 Dieter Wellershoff (Hrsg.), Gottfried Benn. Gesammelte Werke. Band 1. Wiesbaden 1960, S. 27 ff
- 31 „Die Aktion“ 3/1913 vom 23. April 1913, Spalte 451
- 32 City Museum and Art Gallery, Birmingham
- 33 The Metropolitan Museum of Art, New York
- 34 „Auf der Fahrt durch schöne Natur“, 1892, Hamburg, Privatbesitz
- 35 „In der Eisenbahn (Nordfrankreich)“, 1938, von der Heydt-Museum, Wuppertal
- 36 Compartment C, Car 193, IBM Corporation, Armonk, New York
- 37 Vgl. Rudolf Friedmann a.a.O., S. 128
- 38 Offenburger Tageblatt Nr. 159 vom 15. 7. 1969; OT Nr. 292 vom 18. 12. 1981; Informationsblatt der Fachhochschule Offenburg
- 39 Der Begriff stammt aus einem Kapitel mit Fotografien, in: Zug der Zeit — Zeit der Züge, Deutsche Eisenbahn 1835—1985 (Hrsg.: Eisenbahnjahr Ausstellungsgesellschaft mbH, Nürnberg), Band 1, S. 206 ff
- 40 Wochenblatt für die Amtsbezirke Offenburg . . . vom 13. März 1846
- 41 Notizen eines alten badischen Post- und Eisenbahnbeamten über die Entstehung und den Fortgang der Großherzoglich badischen Eisenbahnen, Karlsruhe 1889
- 42 Der Erzähler ist wohl identisch mit dem Dichter selbst. Bei dem Zug handelt es sich um den Nachtexpress D 21 nach Dresden vom 1. Mai 1906
- 43 Ernst Bloch, Spuren. Frankfurt—Berlin 1962, S. 208
- 44 Freundlicher Hinweis von Frau Ursula Flügler, Offenburg, vom 21. 10. 1985

- 45 Vgl. Rudolf Friedmann, a.a.O., S. 133
- 46 Albert Kuntzemüller a.a.O., S. 42 ff; Rudolf Friedmann, Die Schwarzwaldbahn, in: Badische Heimat 1960, Heft 3/4, S. 329 ff; Die Schwarzwaldbahn, Hrsg.: Bundesbahndirektion Karlsruhe, Karlsruhe 1973
- 47 Thomas Mann, Der Zauberberg, Frankfurt a. M. 1967, S. 4 ff
- 48 Das Wunder der Dampfwagen auf Eisenbahnen, in: Sachsenzeitung Nr. 293 vom 10. 12. 1833
- 49 Vgl. Abschnitt 3
- 50 Die Errichtung einer mechanischen Spinnerei und Weberei in Offenburg, Offenburg, 1. Oktober 1857, StAO, Bestand 9, Nr. 5/41
- 51 Michael Friedmann a.a.O., S. 96
- 52 Ebenda, S. 31
- 53 Rudolf Friedmann a.a.O., S. 143
- 54 Adreß-Buch der Großherzoglich Badischen Kreishauptstadt Offenburg, Hrsg.: Polizeikommissär Müller, Offenburg 1896, S. 67
- 55 Eisenbahnerversammlung, in: Soziale Praxis und Archiv für Volkswohlfahrt, 1897/98, S. 416 f
- 56 Dorothee Klinksiek, 150 Jahre Eisenbahn in Deutschland. Die Eisenbahnbediensteten im 19. Jahrhundert, in: Zug der Zeit — Zeit der Züge a.a.O., Band 1, S. 268; Freundlicher Hinweis von Herrn Oskar Krieger, Gewerkschaft deutscher Lokomotivführer und Anwärter, Ortsgruppe Offenburg, vom 21. 10. 1985
- 57 Karl-Otto Schimpf, Ja, Damals . . . (Persönliche Erinnerungen), Eigendruck der Stadtverwaltung Offenburg, ohne Datum, S. 2
- 58 Erwin Herrmann, 75 Jahre Eisenbahn-Ausbesserungswerk Offenburg 1909—1984, Offenburg-Karlsruhe, ohne Datum
- 59 Die Eröffnungsfahrt fand am 1. Juni 1898 statt
- 60 StAO, Bestand 9, Nachlaß Gütle
- 61 Vgl. dazu: Michael Friedmann a.a.O., S. 125; Badisches Tageblatt vom 9. 1. 1975; Offenburger Tageblatt vom 29. 7. 1977
- 62 Offizieller Jubiläumsband der Deutschen Bundesbahn a.a. O., S. 35
- 63 Zitiert nach: Hundert Jahre deutsche Eisenbahnen. Jubiläumsschrift zum hundertjährigen Bestehen der deutschen Eisenbahnen (Hrsg.: Reichsverkehrsministerium, Leipzig 1938), S. 42
- 64 Otmar Lang, Die Eisenbahn in der Weimarer Zeit, in: Zug der Zeit — Zeit der Züge a.a.O., Band 2, S. 655
- 65 Vgl. Franz Huber, Offenburg in der Zeit der französischen Besetzung, Offenburg, ohne Datum
- 66 Die Reportage erschien übersetzt im „Offenburger Tageblatt“ vom 31. 10. 1978. Sie stammt aus dem Buch „The wild years — Ernest Hemmingway“ (Hrsg.: Gene Hanrahan), New York 1962
- 67 24. März 1933
- 68 Vgl. Alfred Gottwald, Die Deutsche Reichsbahn im Dritten Reich, Chronik einer Abhängigkeit, in: Zug der Zeit — Zeit der Züge a.a.O., Band 2, S. 673 ff
- 69 Interessant dazu der gleichnamige Aufsatz von Anton Joachimstaler, Gigantomanie auf Rädern. Die Breitspureisenbahn Adolf Hitlers, in: Zug der Zeit — Zeit der Züge a.a.O., Band 2, S. 702 ff
- 70 Rudolf Friedmann a.a.O., S. 147 f
- 71 Raul Hilberg, Sonderzüge nach Auschwitz. Mainz 1981; Eugen Kreidler, Die Eisenbahn im Machtbereich der Achsenmächte während des Zweiten Weltkrieges. Göttingen 1975; Hans Günter Adler, Der verwaltete Mensch. Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland. Tübingen 1974
- 72 Vgl. Franz Hundsnurscher, Gerhard Taddey, Die jüdischen Gemeinden in Baden, Stuttgart 1968, S. 224 ff; Otto Kähni, Geschichte der Offenburger Judengemeinde, in: „Die Ortenau“ 1969, S. 80 ff; Hans Joachim Fliedner, Die Geschichte der Juden in Offenburg, Offenburger Tageblatt vom 8. 11. 1978 (1933 zählte Offenburg noch 270 Juden) und vom 9. 11. 1978 (Juden, die nicht sangen, wurden geschlagen).

- 73 Vgl. Offizieller Jubiläumsband der Deutschen Bundesbahn a.a.O., S. 35 ff  
74 Rudolf Friedmann a.a.O., S. 151 ff  
75 Heinrich Heine, Lutetia. Berichte über Politik, Kunst und Volksleben, in: Werke und Briefe in 10 Bänden (Hrsg.: Hans Kaufmann) Band 6, Berlin (Ost) 1962, S. 478 f  
76 Diese Gedanken sind angelehnt an Wolfgang Schivelbusch, Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert, München-Wien 1977, S. 52 ff

Das Bildmaterial wurde vom Stadtarchiv Offenburg zur Verfügung gestellt.

# Die Ur- und vorgeschichtliche Besiedlung der südlichen Ortenau

*Wolfgang Peter*

Es wäre vermessen, die Ur- und Vorgeschichte der südlichen Ortenau in ihrem allgemeinen geschichtlichen Rahmen umfassend darstellen zu wollen. Deshalb baut dieser Bericht insbesondere auf neuen Fundstellen auf, an denen Felssteingeräte und Silexartefakte<sup>1</sup> vorgefunden wurden. Hierbei ist zu beachten, daß derartige Artefakte zwar typische Gegenstände der Steinzeit sind, jedoch auch in der Bronze- und Eisenzeit noch vorkamen.

Es wird auch versucht, einen kurzen Überblick über den derzeitigen Stand der Vorgeschichtsforschung in der südlichen Ortenau zu geben und einige allgemeine und spezielle Probleme dieses Forschungsgebietes darzustellen.

Leider sind bisher von wissenschaftlicher Seite nur sehr wenige Veröffentlichungen zum Thema Ur- und Vorgeschichte in der Ortenau erfolgt.

## *Forschungsgeschichte*

Bis in die heutige Zeit wird die Ortenau in den meisten Veröffentlichungen als eine unwirtliche und besiedlungsfeindliche oder zumindest besiedlungsarme Landschaft für vergangene Kulturen dargestellt<sup>2</sup>. Teilweise wird auch eine Fundlücke in Mittelbaden erwähnt<sup>3</sup>. Seit dem 19. Jahrhundert sind Einzelfunde von Felssteingeräten bekannt; deren Bedeutung für die Besiedlung der Ortenau wurde jedoch nicht erkannt, da systematische Nachforschungen unterblieben. Diese Funde zeigten nach überwiegender Meinung höchstens eine kurze Anwesenheit des Menschen der Ur- und Vorzeit, jedoch keine feste Besiedlung unserer Landschaft.

Nach dem II. Weltkrieg hat Paul Braun aus Baden-Baden einige ur- und vorgeschichtliche Fundstellen in der Ortenau und den angrenzenden Regionen bei Begehungen entdeckt. Durch die Forschungen von Josef Naudascher<sup>4</sup> haben sich seit ca. 15 Jahren die Fundstellen vervielfacht, und das Fundmaterial hat sich vergrößert. In den letzten Jahren wurden die Begehungen an ur- und vorgeschichtlichen Fundstellen durch Mitarbeiter des Archäologischen Arbeitskreises im Historischen Verein für Mittelbaden intensiviert und zahlreiche neue Fundstellen festgestellt. Nicht zuletzt durch die Grabungsarbeiten und -ergebnisse bei den Fürstengräbern von Kappel<sup>5</sup> sowie durch vorgeschichtliche Funde bei den Ausgrabungsarbeiten römischer Reste in Lahr-Mietersheim, Friesenheim und Hohberg-Niederschopfheim wurde das Interesse an der Ur- und Vorgeschichte belebt und unser Wissen vergrößert. Man sollte jedoch

nicht darüber hinwegsehen, daß noch viele systematische Arbeiten, insbesondere Grabungen und deren Auswertungen notwendig sind, um wissenschaftlich fundamentierte Klarheit auf noch viele Fragen zu finden.

### *Geographie und Geologie<sup>6</sup>*

Charakteristisch für die südliche Ortenau sind die Oberrheinebene, die Schwarzwaldvorberge und der mittlere Schwarzwald.

Die Rheinebene verläuft vom Rhein im Westen bis etwa zur B 3 im Osten. Als Vorgebirgszone ist die anschließende Landschaft bis zum Verlauf des Schutter- und Ettenbachtals in Höhe von Schweighausen — Seelbach — Diersburg zu verstehen, dem östlich davon der eigentliche Schwarzwald folgt. Prägnant sind die vielen Wasserläufe, die diese Landschaft vom Vorgebirge her durchfließen und zusammen mit den Altrheinarmen die Rheinebene durchsetzen. Die Bleich, der Ettenbach (die Unditz) und die Schutter hinterließen teilweise Sumpfgebiete.



*Judenfriedhof bei Nonnenweier. Typische Lössanwehung in der Rheinebene, die in dieser Art oder weniger ausgeprägt oftmals vorkommt und sich besonders zur Ansiedlung in vor- und frühgeschichtlicher Zeit eignete.*

*Aufnahme: W. Peter*

Die Rheinebene, untergliedert in Rheinaue und Niederterrasse, weist kies- und sandhaltige Böden auf, die teilweise mit Löß und Lehm bedeckt sind. Zum Rand des Vorgebirges nehmen Löß- und Lehmböden zu. Der Löß baut auch die Hügel auf, die den Waldvorbergen vorgelagert sind. Die Waldböden des Vorgebirges bestehen aus rotem Bundsandstein mit teilweise vorgelagertem Porphy. Teilweise treten Sedimente des Erdmittelalters vom Muschelkalk bis zum Oberen Dogger auf<sup>7</sup>, die jedoch wegen der Lößüberdeckung selten zu sehen sind. Eine Besonderheit stellt der schwarze Basalt von Mahlberg dar, der vulkanischen Ursprungs ist und vermutlich zur Zeit der Kaiserstuhlbildung entstanden sein dürfte.

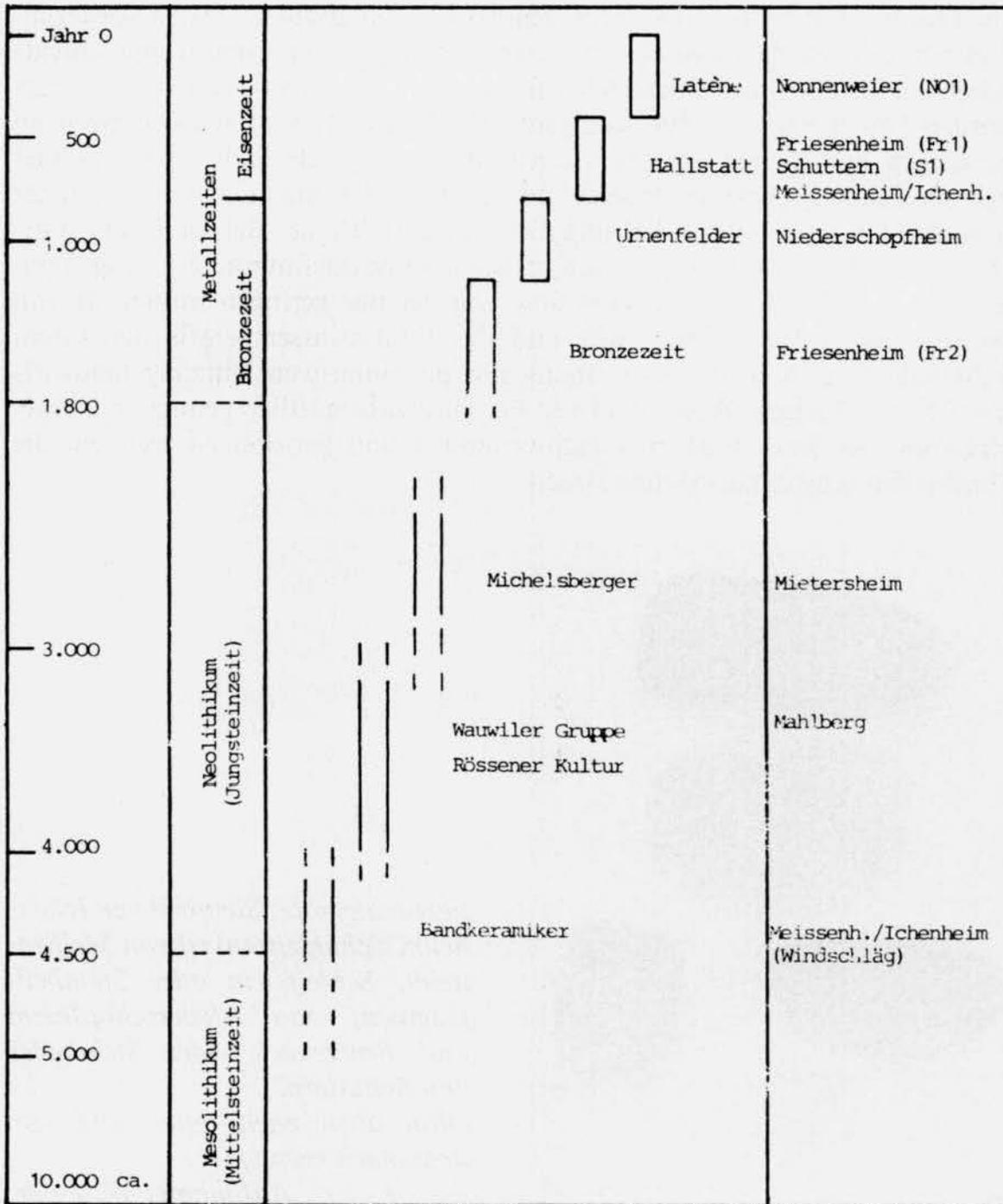
Die so geprägte Landschaft dürfte von dichtem, urwaldähnlichem Mischwald bedeckt gewesen sein. Obwohl sich diese Landschaft nicht gerade besiedlungsfreundlich für die Menschen der Vor- und Frühzeit darstellte, ist davon auszugehen, daß der Rhein seit frühester Zeit eine Wasserstraße war und die fruchtbaren Löß- und Lehmböden den Menschen der Vorzeit anzogen. Dies ist durch die Fundstellen zu belegen, die sich insbesondere am Rand der Rheinebene zum Vorgebirge und bei Lößanwehungen in der Rheinebene befinden.

### *Fundstellen und Funde*

Die in der ersten Abbildung dargestellte Zeittafel zeigt nur Kulturen, die in der südlichen Ortenau bisher auch nachgewiesen wurden. Weitere Kulturen (Schnurkeramik, Glockenbecher) sind jedoch denkbar. Die Zeittafel basiert im Wesentlichen auf den bisher verwendeten für Mitteleuropa und den südwestdeutschen Raum<sup>8</sup> und zeigt das klassische Dreiperiodensystem der Stein-, Bronze- und Eisenzeit. Jede dieser Perioden weist typische Funde auf, nach denen diese Epochen benannt sind. Allerdings zeigt sich zwischenzeitlich auch, daß der Gebrauch von Metall (Kupfer)<sup>9</sup> im südwestdeutschen Raum wesentlich früher als bisher vermutet anzusetzen ist und auch in der Bronze- und Eisenzeit noch Felssteingeräte und Silexartefakte vorkommen. Die Funktion dieser Steinartefakte in den Metallzeiten ist fraglich. Neben einem echten Gebrauch kommt auch eine religiös oder kulturell überlieferte Tradition in Frage<sup>10</sup>. Vermutlich ist diese Frage mit einem sowohl als auch zu beantworten.

Das erste Auftreten der neolithischen Kultur in Südwestdeutschland wird zwischenzeitlich auf ca. 5000 v. Chr. angesetzt. Es ist jedoch davon auszugehen, daß mesolithische und neolithische Kulturgruppen einige Zeit nebeneinander bestanden, wie auch einzelne neolithische Kulturen sich überschneiden und teilweise beeinflussen. Wir müssen jedoch auch davon ausgehen, daß die Zuwanderung von neolithischen oder metallzeitlichen Kulturen in der Ortenau nicht zu den frühesten in Südwestdeutschland nachgewiesenen Zeiten erfolgte.

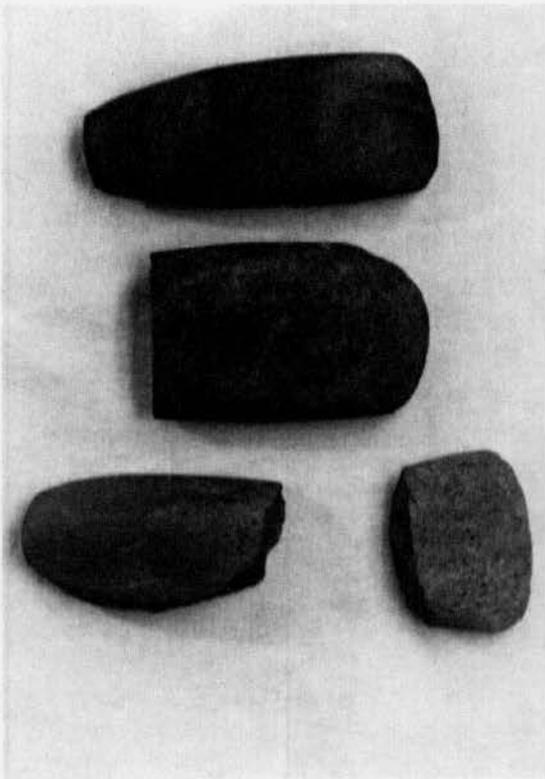
Diese kurzen Ausführungen zeigen bereits die derzeitigen Probleme bei der Angabe von festen Daten aus der Vor- und Frühzeit. Für die Ortenau kommt



10.000 ca.	Paläolithikum (Altsteinzeit)	Jungpaläolithikum	Hünersedel
		Mittelpaläolithikum	
300.000 ?		Altpaläolithikum	

Zeittafel

noch hinzu, daß keine C-14<sup>11</sup> oder dendrochronologischen<sup>12</sup> Daten vorliegen. Weiterhin beruht die Kenntnis eines großen Teiles von vor- und frühgeschichtlichen Fundstellen auf Oberflächenfunden mit sämtlichen sich daraus ergebenden Unsicherheiten. Die wenigen bisher stattgefundenen Grabungen an derartigen Fundstellen ergaben zumeist nur geringe Befunde. Hier zeichnet sich ein weiteres spezielles Problem der südlichen Ortenau und vermutlich der gesamten Ortenau in der Erhaltung dieser Fundstellen ab. Bei den bisher stattgefundenen Grabungen zeigten sich meistens keine oder nur noch geringe Spuren im gewachsenen Boden. Dies mag von der nur geringen Eintiefung von Wohn- und Abfallgruben<sup>13</sup> aufgrund des Grundwasserspiegels herrühren, steht jedoch auch in Zusammenhang mit der intensiven Nutzung landwirtschaftlicher Flächen. Weiterhin ist in der landwirtschaftlich genutzten Vorgebirgszone mit einer starken Verschwemmung und Erosion zu rechnen, die Fundstellen schwer ausmachen lassen.

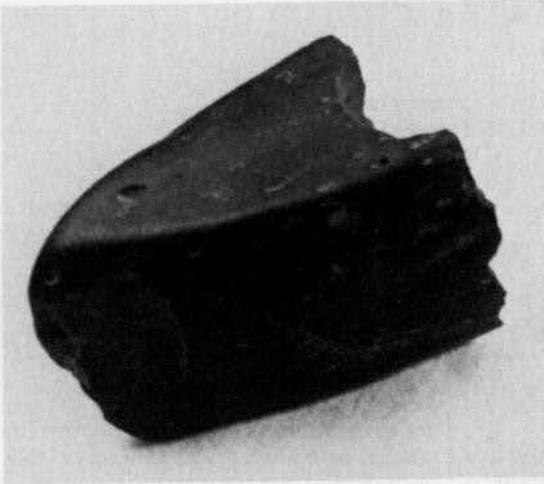


*Felssteingeräte; Steinbeil von Ichenheim, Schuhleistenkeil von Meißenheim, Schleifstein oder Steinbeilfragment von Niederschopfheim und Bruchstück eines Steinbeiles von Schuttern.*

*(Von oben nach unten und von links nach rechts)*

*Aufnahme: W. Peter.*

Die Einteilung von Fundstellen nach Kulturen erfolgt i.d.R. anhand der gefundenen Scherben mit typischen Formen und Verzierungen, die ihre Zugehörigkeit zu einzelnen Kulturen erkennen lassen. Schwierig, wenn nicht ganz unmöglich, ist die Zuordnung von Steingerätefinden ohne begleitendes Fundmaterial (Scherben, Grabungsbefunde). Zwar ist bekannt, daß geschliffene Felssteingeräte erst im Neolithikum auftreten und einzelne Kulturen mehr oder weniger typische Felssteingeräte<sup>14</sup> benutzten, jedoch ist hier äußerste



*Beschädigtes Steinbeil aus Basalt  
von Nonnenweier.*

*Aufnahme: W. Peter*

Vorsicht bei Einzelfunden angebracht. Vergleichbar sieht es bei Silexartefakten ab dem Neolithikum aus. Auch hier gibt es typische Leitformen<sup>14</sup> oder Bearbeitungshinweise, wie z.B. bei Pfeilspitzen. Eine eindeutige Zuordnung von Silexartefakten ohne begleitendes Fundmaterial ist jedoch wiederum sehr fraglich.

Der Fundkatalog nennt die bisher bekannten Funde von Silexartefakten und Felssteingeräten in der südlichen Ortenau, die nochmals kartographisch dargestellt werden. Bei den bisher in der südlichen Ortenau aufgefundenen Silexartefakten überwiegen Rohknollen und Restkörper (Nuklei) sowie Abschläge ohne erkennbaren Gebrauchswert. Den größten Teil von ausgearbeiteten Werkzeugen<sup>15</sup> nehmen Klingen ein, gefolgt von Schabern, Bohrern und Stacheln. Nur ein geringer Anteil der Artefakte sind Pfeilspitzen.

Das Silexmaterial besteht überwiegend aus Jaspis und Hornstein, jedoch kommt auch verschiedenfarbiger Feuerstein und Karneol vor. Untersuchungen über die Herkunft der verschiedenen Silexarten wurden noch nicht vorgenommen<sup>16</sup>. Der aufzufindende weiße bis graue Jaspis dürfte jedoch vom Isteiner Klotz stammen; der am häufigsten vorkommende gelbrote Bohnerjaspis stammt vermutlich aus dem Markgräfler Land. Auch in den Ablagerungen des Rheins mit seinen früheren Nebenarmen sind teilweise Jaspisknollen zu finden, die allerdings meist keine geeignete Bearbeitungsgröße aufweisen. Rohknollen aus Jaspis wurden bisher bei Wittenweier, Nonnenweier und Ichenheim/Meißenheim in jetzt trockenen Nebenarmen des Altrheins gefunden.

Die Identifizierung als von Menschenhand geschaffenes Werkzeug ergibt sich aus dem Gebrauchscharakter des Silexstückes und den nachweisbaren Bearbeitungsspuren<sup>17</sup> (Schlagflächen, Kanten, Retuschen). Das Erkennen als Artefakt wird durch Veränderungen erschwert, die durch Abrollen, Windschliff sowie Hitze- und Kälteeinwirkungen entstanden und durch die Tatsache, daß es sich bei diesen Silexartefakten teilweise um beschädigte Stücke handelt, deren Gebrauchscharakter nicht immer festzustellen ist.

# Fundkatalog

Ein detailliertes Fundstellen- und Fundverzeichnis liegt dem Verfasser vor.

Abkürzungen zum Fundkatalog:

wenig = 1—10 Stücke  
 einige = 11—50 Stücke  
 zahlreiche = 51—200 Stücke  
 viele = 201—500 Stücke

LDA = Landesdenkmalamt Freiburg

B.F. = Badische Fundberichte

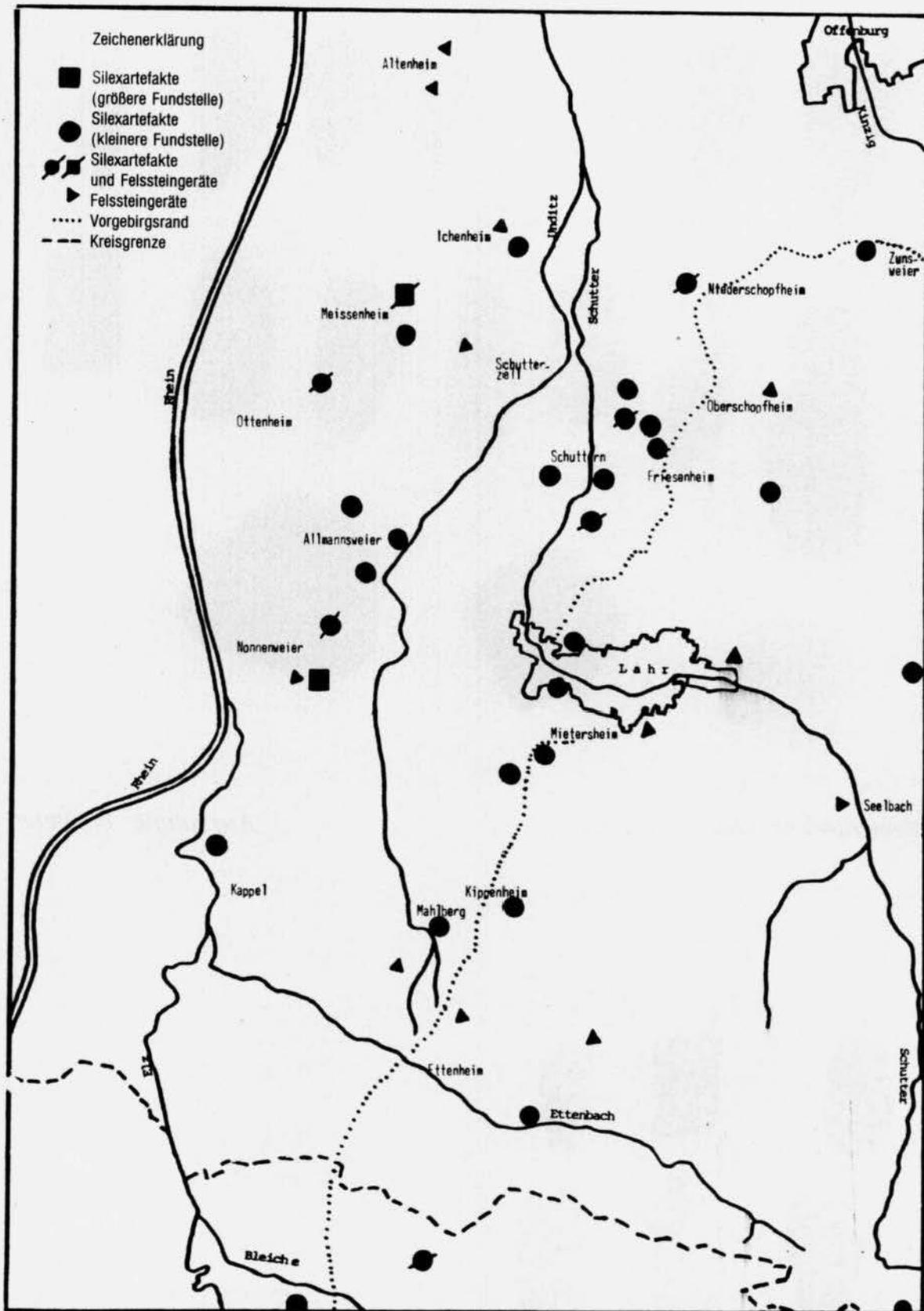
\* = Verfasser

\*\* = Sonstige Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes

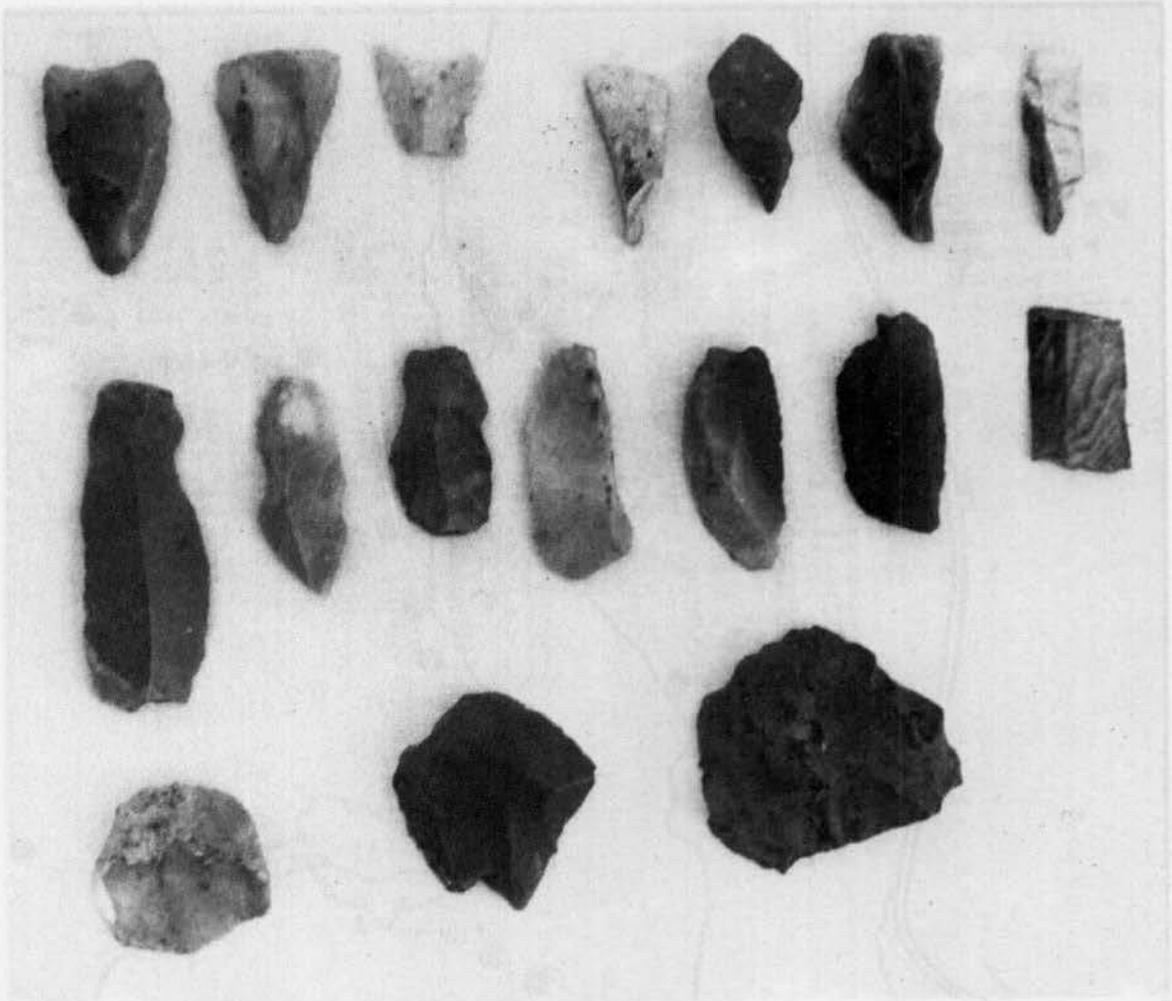
+ = Urgeschichte der Oberen Ortenau von J. Naudascher

Stand September 1985

Fundort	Silex-artefakte	Felsstein-geräte	Scherben	Kultur	Literaturhinweise
Ettenheim	wenig		wenig		+ Die Ortenau v. 1975
Ettenheim-Altendorf		1			+ Die Ortenau v. 1975
Ettenheim-Wallburg		1			Broschüre d. Museums f. Ur- u. Frühgeschichte in Lahr
Friesenheim (Fr1)	einige	1	einige	Hallstatt	* Berichte liegen dem LDA vor; Die Ortenau v. 1975
Friesenheim (Fr2)	einige		einige	Bronzezeit	* Berichte liegen dem LDA vor
Friesenheim (Fr3)	wenig		wenig	Hallstatt	* Berichte liegen dem LDA vor
Friesenheim-Oberschopfheim		1			B.F. 3 v. 1933—1936; B.F. 12 v. 1970
Friesenheim-Oberweier	wenig	1			+ Die Ortenau v. 1975
Friesenheim-Schuttern (S1)	einige		einige	Hallstatt ?	* Berichte liegen dem LDA vor
Friesenheim-Schuttern (S2)	einige		wenig		* Berichte liegen dem LDA vor
Friesenheim-Schuttern (S3)	einige	1	einige		*/** Berichte liegen dem LDA vor
Friesenheim-Schuttern (S4)	wenig				* Bericht liegt dem LDA vor
Hohberg-Niederschopfheim	einige	1	wenig	Urnenfelder	*/** Berichte liegen dem LDA vor
Kappel	wenig				* Berichte liegen dem LDA vor
Kippenheim			wenig		B.F. 5 v. 1980
Lahr		1			B.F. 3 v. 1933—1936; B.F. 12 v. 1970
Lahr		1			Wagner 1908; B.F. 12 v. 1970
Lahr		1			Wagner 1908; B.F. 12 v. 1970
Lahr	wenig				Broschüre d. Museums f. Ur- u. Frühgeschichte in Lahr
Lahr	wenig				* Bericht liegt dem LDA vor
Lahr-Dinglingen	wenig				* Berichte liegen dem LDA vor; + Die Ortenau v. 1975
Lahr-Mietersheim	wenig				* Berichte liegen dem LDA vor
Lahr-Mietersheim	wenig		wenig	Michelsberger	+ Die Ortenau v. 1975
Mahlberg	wenig		wenig	Wauwiler Kultur	+ Die Ortenau v. 1975
Mahlberg-Orschweier		1			B.F. 20 v. 1956; B.F. 12 v. 1970
Meißenheim-Ichenheim	viele	2	zahlreiche	Bandkeramik u. Hallstatt	*/** Berichte liegen dem LDA vor
Meißenheim-Kürzell	wenig				* Bericht liegt dem LDA vor
Neuried-Schutterzell		1			B.F. 17 v. 1941—1947; B.F. 12 v. 1970
Neuried-Altenheim		1			B.F. 12 v. 1970
Neuried-Altenheim		1			** Bericht liegt dem LDA vor
Neuried-Ichenheim		1			B.F. 17 v. 1941—1947; B.F. 12 v. 1970
Neuried-Ichenheim		1			B.F. 17 v. 1941—1947; B.F. 12 v. 1970
Neuried-Ichenheim	wenig				* Bericht liegt dem LDA vor
Schwanau-Allmannsweier (A1)	wenig				** Berichte liegen dem LDA vor
Schwanau-Allmannsweier (A2)	wenig				** Berichte liegen dem LDA vor
Schwanau-Allmannsweier (A3)	wenig				** Berichte liegen dem LDA vor
Schwanau-Nonnenweier (NO1)	zahlreiche	1	zahlreiche	Latène	*/ Bericht liegen dem LDA vor; Grabung 1975
Schwanau-Nonnenweier (NO2)	einige				** Berichte liegen dem LDA vor
Schwanau-Nonnenweier		1			Wagner 1908, B.F. 3 v. 1933—1936; B.F. 12 v. 1970
Schwanau-Ottenheim	wenig		wenig		*/** Berichte liegen dem LDA vor
Schwanau-Ottenheim		1			B.F. 3 v. 1933—1936; B.F. 12 v. 1970
Seelbach		1			B.F. 13 v. 1937; B.F. 12 v. 1970; Alt Vater 1963
Seelbach-Schönberg (Raukasten)	wenig				Beiträge zur mittelalterl. Geschichte von Lahr u. Umgebung v. 1954
Schweighausen (Hünersedel)	wenig			Altsteinzeit	B.F. 1 v. 1974
Zunsweyer	wenig				* Bericht liegt dem LDA vor

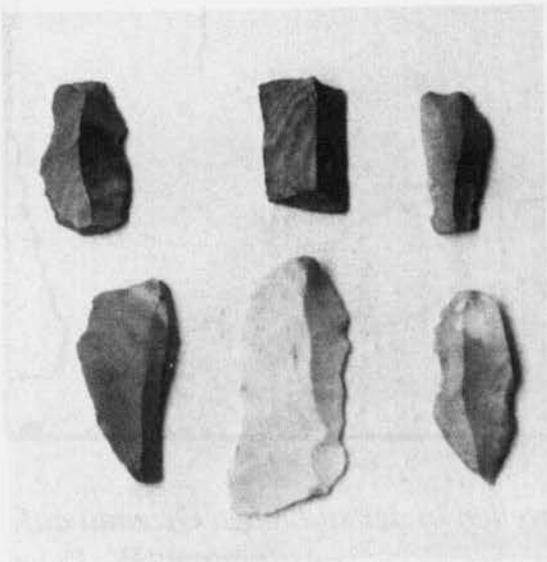


Die Fundkarte zeigt die wichtigsten Fundstellen in der südlichen Ortenau auf.  
Aufnahme: W. Peter



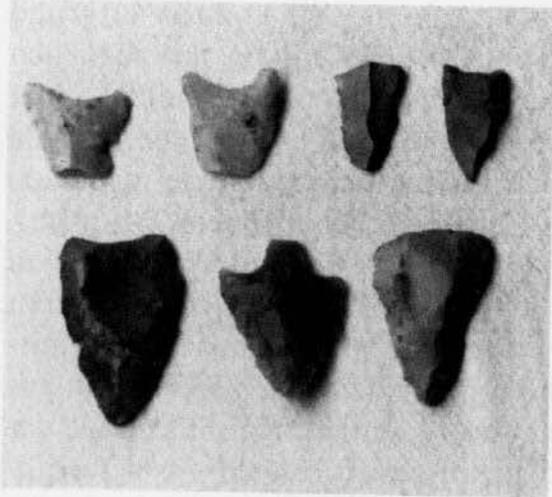
*Verschiedene Silexartefakte.*

*Aufnahme: W. Peter*



*Silex-Klingen von verschiedenen Fundstellen.*

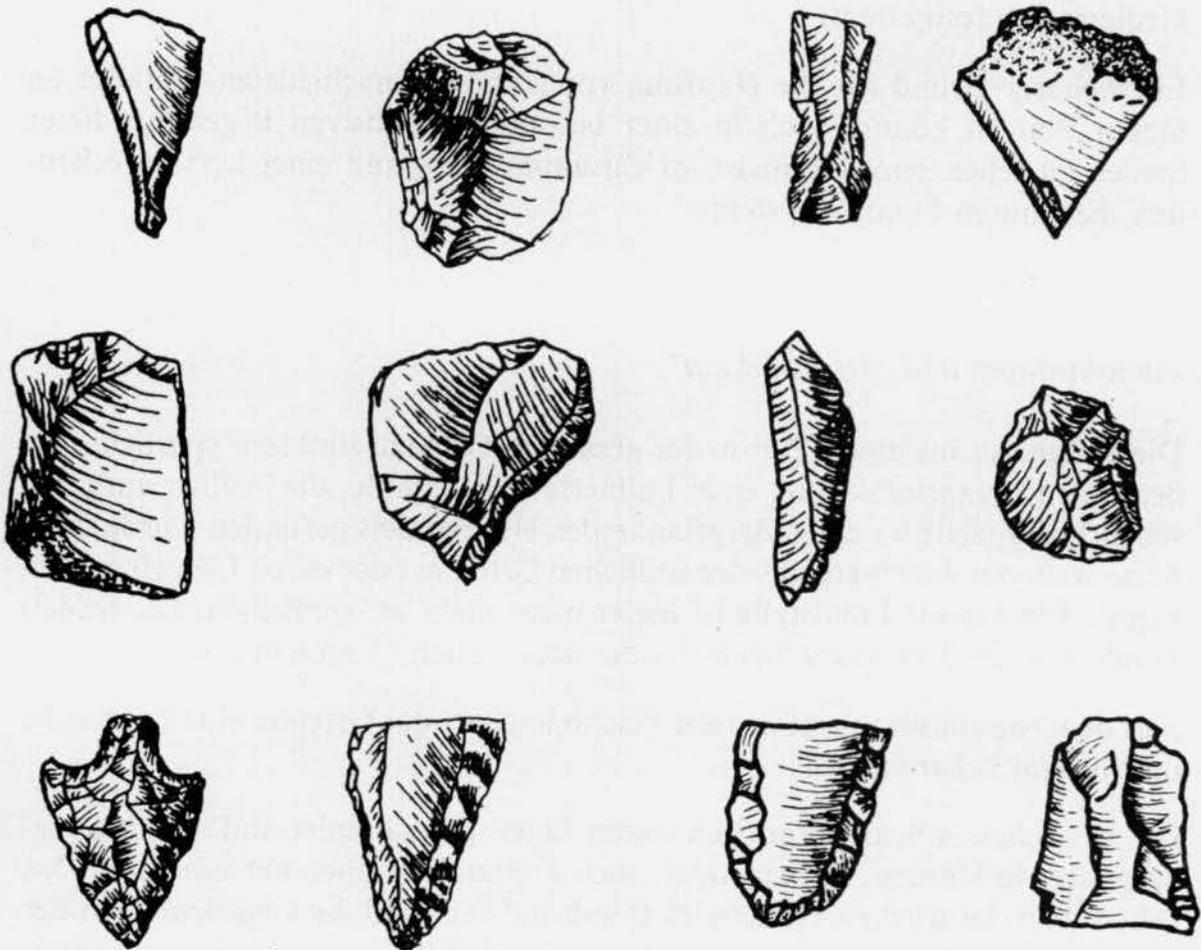
*Aufnahme: W. Peter*



*Pfeilspitzen von verschiedenen Fundstellen.*

*Die Aufnahme zeigt die unterschiedliche Formgebung dieser Artefakte.*

*Die Pfeilspitzen in der unteren Reihe links und rechts dürften der Bandkeramik, die gestielte Pfeilspitze in der Mitte der Hallstattzeit angehören. Aufnahme: W. Peter*



*Einige Silexartefakte zeichnerisch festgehalten, um die typischen Arbeitskanten und Retuschen besser aufzeigen zu können.*

*Aufnahme: W. Peter*

Trotz der Fundumstände und schwierigen Forschungslage können aufgrund der doch zahlreichen Funde Rückschlüsse auf die Besiedlung der südlichen Ortenau gewonnen werden. Teilweise ergibt sich aus dem Fundbild einer Fundstelle, durch das Auftreten von Funden verschiedener Kulturen, nahezu eine Besiedlungskontinuität<sup>18</sup>. So in der Umgebung der Grabhügel von Meißenheim, wo neben neolithischen und hallstattzeitlichen Funden auch römische und mittelalterliche Hinterlassenschaften zu finden sind. Westlich von Friesenheim in der mittelbaren Nähe der römischen Reste finden sich Spuren der mittleren Bronzezeit, der Hallstattzeit sowie wiederum römische und mittelalterliche Spuren. Ähnlich bietet Mahlberg Funde vom Neolithikum bis zum Mittelalter. Auch in Nonnenweier um den Judenfriedhof sind Funde der Urnenfelder- und Latènezeit vertreten, denen evtl. auch noch die der Hallstattzeit zuzufügen sind. Diese Siedlungsplätze dürften in erster Linie auf die begünstigte Lage innerhalb der südlichen Ortenau zurückzuführen sein, da es sich um Lössanwehungen im ansonst ebenen Gelände oder um fruchtbaren Boden am Rande der Vorbergzone handelt. Weiterhin wurde bei allen diesen Fundstellen ein Bach oder zwischenzeitlich verlandeter Rhein Nebenarm oder kleinerer See festgestellt.

Ein weiterer Grund für die Häufung von Funden verschiedener Zeitalter an diesen Plätzen könnte auch in einer besonders intensiven Begehung dieser Stellen zu sehen sein, die meist im Zusammenhang mit einer hervorstechenden, bekannten Fundstelle steht.

### *Paläolithikum und Mesolithikum<sup>19</sup>*

Die Zeugnisse aus dieser Zeit in der gesamten Ortenau sind sehr spärlich. Außer einem Silexartefakt und einer halbierten Silexknolle, die in einer aufgerissenen Hangpartie an einer Bergflanke des Hünersedels gefunden wurde, sind keine weiteren Artefakte aus der südlichen Ortenau oder deren Umgebung bekannt. Die genaue Fundstelle ist leider nicht mehr auszumachen. Die beiden Funde werden dem Spätacheuléen oder Moustérien<sup>20</sup> zugeschrieben.

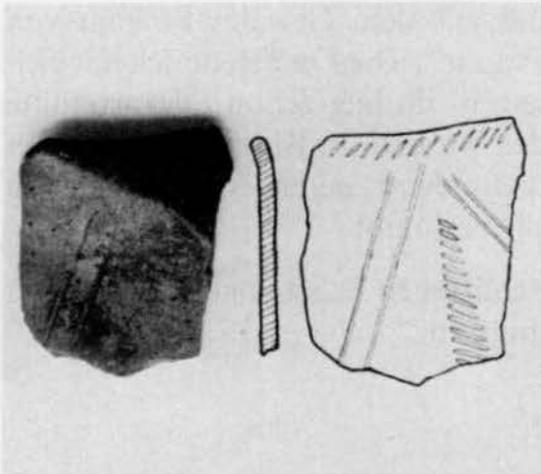
Aus dem Mesolithikum ist aus der Nachbarschaft der Ortenau eine Fundstelle im Murgtal bekannt.

Die Menschen in beiden Epochen waren Jäger und Sammler und wohnten insbesondere in Höhlen, wobei jedoch auch Freilandstationen bekannt sind. Das Fehlen von natürlichen Höhlen im Bundsandstein und die Gegebenheiten der Landschaft dürften mit Grund gewesen sein, daß bisher nur sehr wenige Spuren gefunden wurden. Genügend Nahrungsmittel müßten vorhanden gewesen sein; hierfür sprechen die fischreichen Gewässer und Funde von fossilen Tierknochen und Mammutzähnen aus Kieswerken.

## Neolithikum

Das Neolithikum<sup>21</sup> zeichnet sich durch das Selbstwerden des Menschen aus, dessen Mitbedingung die Schaffung des Ackerbaues<sup>22</sup> (Gerste, Emmer, Einkorn) und der Viehzucht war. Neben dieser Mischwirtschaft kamen jedoch auch noch der Jagd und dem Sammeln große Bedeutung zu. Eine weitere Besonderheit war die Entwicklung und Verwendung von geschliffenen Felssteingeräten.

Die erste vollneolithische Kultur war die der *Bandkeramik*<sup>23</sup>. Typisch für sie sind die großen Rechteckbauten, die aus fünf Pfostenreihen bestehen<sup>24</sup>. Die Verzierung der Keramik besteht aus breiten Bändern, die aus nebeneinanderlaufenden Ritzlinien gebildet sind und den Gefäßkörper umziehen. Teilweise sind zwischen den einzelnen Ornamenten Füllverzierungen angebracht<sup>25</sup>. Die Besonderheit der Keramikverzierung gab dieser Kultur auch ihren Namen. Neben der vom Landesdenkmalsamt Freiburg<sup>26</sup> in Windschlag bei Offenburg ausgegrabenen Siedlungsstelle besteht eine weitere Fundstelle dieser Kultur in Meißenheim/Ichenheim in der näheren Umgebung des bekannten Grabhügels. Viele Silexartefakte, ein Steinbeil aus Kieselschiefer und ein kleiner Schubleistenkeil<sup>27</sup> aus Granit sowie Scherben der jüngeren Bandkeramik wurden bisher aufgefunden.

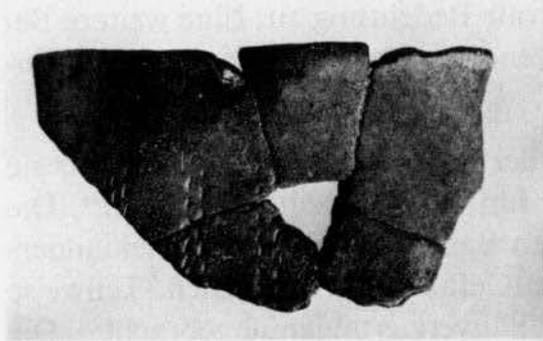


*Randscherbe der jüngeren Bandkeramik mit typischer Verzierung. Gefunden an der Gemarkungsgrenze von Ichenheim und Meißenheim.*

*Aufnahme: W. Peter*

Die nächste nachgewiesene neolithische Kultur, die *Wauwiler Gruppe*, stellt eine Sondergruppe der Rössener Kultur dar, die ihren Namen von einem Grabfeld bei Rössen, Ldkrs. Merseburg erhielt. Untersuchungen von Fundstellen am Oberrhein haben ergeben, daß sich das Siedlungsinventar kaum von dem der Bandkeramik unterscheidet<sup>25</sup>. Eine einheitliche Hausgrundbestimmung ist jedoch nicht nachzuweisen; neben Rundbauten wurden bisher auch Pfostenhäuser mit verschiedenen Grundrissen festgestellt<sup>25</sup>. Die Keramik weist breite Zierzonen auf der Gefäßmitte auf, die aus Winkelbändern oder

teppichartig angeordneten Doppelsticheln bestehen. Die Fundstelle südlich von Mahlberg<sup>28</sup> wurde bei Kanalisationsarbeiten entdeckt und barg neben Tonscherben auch eine Pfeilspitze aus Silex und Knochenreste.



*Scherbe der Wauwiler Kultur; gefunden bei der Ausgrabung in Mahlberg (St. Andreas) durch J. Naudascher.*

Bei der letzten in der südlichen Ortenau nachgewiesenen neolithischen Kultur handelt es sich um die *Michelsberger Kultur*<sup>29</sup>, benannt nach dem Michelsberg (Untergrombach) bei Bruchsal. Auffallend und interessant ist die Anlage befestigter Siedlungen auf Hügel oder Bergrücken. Ob diese Anlagen Verteidigungs- bzw. Schutzzwecken dienten oder lediglich als Viehkraal benutzt wurden, ist umstritten. Viele Dörfer wurden auch an Seeufern (z. B. Bodensee) nachgewiesen. Die Keramik der Michelsberger Kultur ist zum größten Teil unverziert<sup>25</sup>. Funde dieser Kultur sind aus dem Gewann Freimat von Lahr-Mietersheim (heute Fiat-Gelände) bekannt<sup>30</sup>. Die Fundstelle scheint sich in der anschließenden Hügelzone fortzusetzen, da hier schon Silexartefakte und eine vorgeschichtliche Scherbe gefunden wurden. In Kippenheim wurden ebenfalls einige neolithische Scherben aufgefunden<sup>31</sup>, deren Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kultur jedoch bisher nicht bestimmt.

Ein Großteil der Einzelfundstücke von geschliffenen Felssteingeräten dürften dem Spätneolithikum zugeordnet werden müssen.

### *Metallzeitalter*

Wie bereits angeführt, ist der Übergang des Neolithikums in den Beginn der Bronzezeit fließend. Zwischenzeitlich wird teilweise in der Fachliteratur zwischen Stein- und Bronzezeit eine Kupferzeit eingefügt. Bei den Kulturen der Bronzezeit ist davon auszugehen, daß eine starke Beeinflussung und auch Zuwanderung aus dem Osten erfolgte. Neben den neuen Werkstoffen Kupfer, Bronze und später Eisen waren die Werkzeuge aus Felsgestein oder Silex nach wie vor in Gebrauch, verloren jedoch im Laufe der Zeit an Bedeutung.

Die Fundstellen in der südlichen Ortenau zeigen eine starke Zunahme der Besiedlung, insbesondere ab der Hallstattzeit. Hiervon kündeten auch der Ringwall auf dem Burghard<sup>32</sup> bei Lahr, die Gisenburg<sup>33</sup> südöstlich und der Heiden-

keller südwestlich von Ettenheimmünster. Auch eine in der Nähe des Hohenbergsees von Lahr gefundene Bronzeaxt<sup>34</sup> und zwei Randleistenbeile<sup>35</sup> von Ottenheim sowie der Fund einer Münze<sup>36</sup> (Abb. 13) auf dem Mauerfeld in Lahr zeigen die Anwesenheit der Kelten in unserer Region. Nicht zu vergessen sind die drei Fürstengräber von Kappel<sup>5</sup> und weiterer Grabhügel bei Meißenheim<sup>37</sup>, die mit ihren interessanten Funden, neben den nachfolgenden, weniger spektakulären Fundstellen für eine relativ dichte Besiedlung der Ortenau in den Metallzeitaltern zeugen.

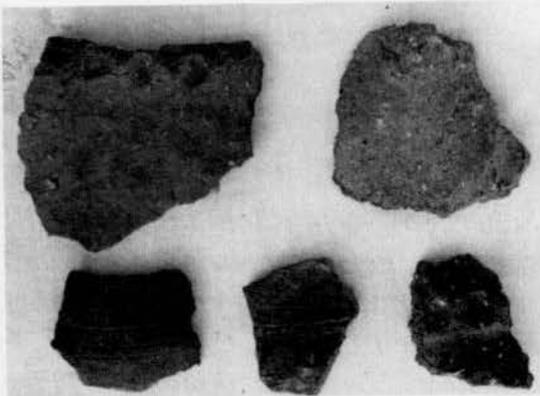


*Keltische Münze vom römischen Trümmerareal in Lahr-Dinglingen, Gewann Mauerfeld. Gefunden von J. Naudascher. Die Münze zeigt auf der einen Seite ein Fürsten mit Helm (Foto) und auf der anderen Seite einen Reiter mit Schild.*

*Aufnahme: Landesdenkmalamt  
Freiburg*

Die erste nachgewiesene Kultur der *Bronzezeit*, auch *Hügelgräberbronzezeit* genannt, zeigt eine Fundstelle westlich von Friesenheim, bei der viele Scherben der *mittleren Bronzezeit* (Abb. 14) sowie Silexartefakte gefunden wurden. Eine Sondierungsgrabung des Landesdenkmalsamtes Freiburg<sup>26</sup> im Frühjahr 1982 brachte jedoch keinen Befund. Vermutlich sind die Fundstücke im Laufe der Jahrhunderte von ihrer eigentlichen Lage verschwemmt oder verpflügt worden. Die Fundstelle liegt am Rande von zwei Lößanwehungen, jedoch selbst in leicht sumpfigem Gelände.

Die Besonderheit der Bestattung ihrer Toten gab der nachfolgenden Kultur ihren Namen, die *Urnenfelder Kultur*, auch als Hallstatt A und B bezeichnet. Im Gewann Blumert von Lahr wurde 1938 der Fund eines Urnengrabes<sup>38</sup> mit zwei Beingefäßen gemeldet, die beide Leichenbrand enthielten. Ein weiterer Kera-



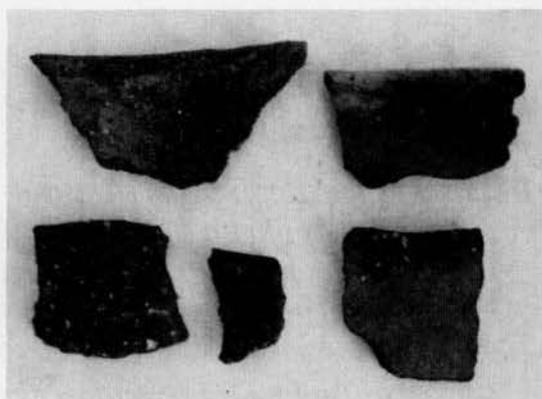
*Randscherben der mittleren Bronzezeit aus Friesenheim, teilweise mit den für die Metallzeitalter typischen Tupfenleisten und Fingertupfenleisten.*

*Aufnahme: J. Naudascher*

mikfund von Ettenheim<sup>39</sup> läßt ebenfalls auf ein Grab schließen. Weitere urnenfelderzeitliche Scherben wurden zwischenzeitlich in Nonnenweier nördlich des Judenfriedhofes und nordwestlich von Friesenheim gefunden. In Niederschopfheim wurden bei den Grabungs- und Restaurierungsarbeiten der römischen Gebäudereste ebenfalls urnenfelderzeitliche Scherben aufgefunden. Ein Zusammenhang mit gleichzeitig vorkommenden Silexartefakten an den Fundstellen von Niederschopfheim und Nonnenweier scheint gegeben.

In der nachfolgenden *Hallstattzeit*, benannt nach dem Ort Hallstatt im Salzkammergut, kommen wir in die geschichtlich faßbare Zeit. Bereits die frühen Griechen verweisen im Westen auf keltische Volksschaften und später auf nördlich der Alpen wohnente Galli<sup>40</sup>. Die Bezeichnung Kelten steht nicht für einen gemeinsamen Staat oder ein Volk im heutigen Sprachgebrauch. Eine besondere Neuerung der Hallstattzeit war die Herstellung und Verwendung von Eisengegenständen, wobei jedoch nach wie vor Bronze gebräuchlich blieb. Die Beigaben von Bestattungen zeugen von weitreichenden Handelsbeziehungen und einem bedeutenden eigenen Kunsthandwerk. Neben den bereits erwähnten Grabhügeln und Ringwällen ist eine Vielzahl von größeren und kleineren Fundstellen zu vermelden, die anhand von Keramikresten bestimmt wurden und auch teilweise Silexartefakte vorweisen. Es ist jedoch nicht auszuschließen, daß ein Teil dieser Funde die nachfolgende Kultur der Latènezeit betrifft, da viele Fundstücke der Endperiode der Hallstattzeit zugeordnet werden und die Unterschiede der Scherben aufgrund des teilweise geringen Materials nicht eindeutig herausgearbeitet werden konnten.

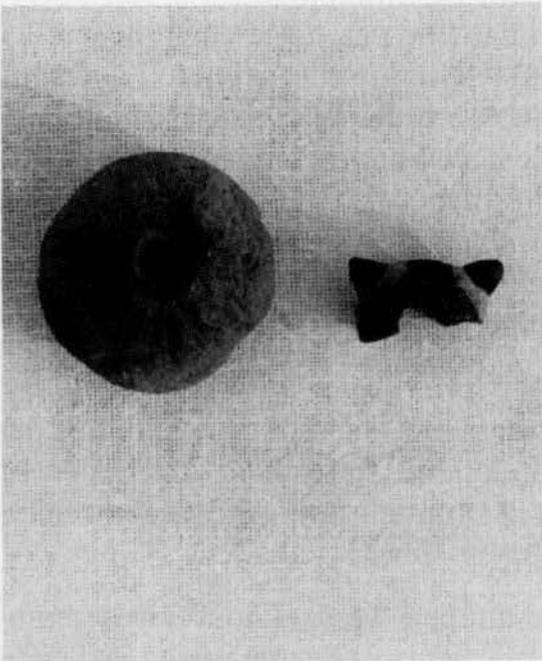
Zu nennen sind die hallstattzeitlichen Abfallgruben von Friesenheim, Gewann Bannstude<sup>41</sup>, in deren weiteren Umgebung vermehrt Scherbenreste und Silexartefakte, darunter eine schön bearbeitete, gestielte Pfeilspitze aus hellbraunem Feuerstein und ein kleines Steinbeilchen aus grünlichem Granit gefunden wurden. Weitere Funde waren Spinnwirteln und ein Mahlstein. Eine weitere größere Fundstelle von hallstattzeitlichen Scherben befindet sich in der Nähe des bekannten Grabhügels von Meißenheim. Aufgrund der großen Fundfläche und weiterer Fundstücke aus anderen Zeitaltern ist eine Zentrali-



*Scherben, vermutlich aus der Hallstattzeit; gefunden bei der Sondierungsgrabung des Verfassers bei Meißenheim.*

*Aufnahme: W. Peter*

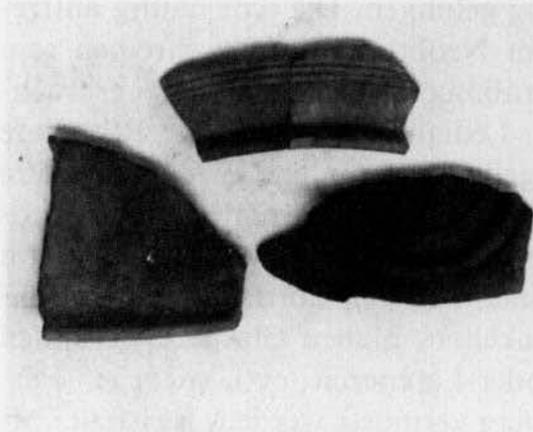
sierung der Fundstelle noch nicht eindeutig gelungen. Die sehr häufig auftretenden Silexartefakte dürften jedoch dem Neolithikum zuzuschreiben sein (vergl. Bandkeramik). Eine Sondierungsgrabung im Frühjahr 1985<sup>42</sup> erbrachte keinen Befund im gewachsenen Boden. Lediglich innerhalb der Pflugtiefe konnten Scherben und eine Silexklinge geborgen werden. Weitere kleinere Fundstellen von Scherben befinden sich südöstlich von Wittenweier und nordwestlich von Friesenheim sowie zusammen mit Silexartefakten nördlich von Schuttern an zwei Fundstellen und an einer weiteren nördlich von Friesenheim, bei der auch die Hälfte einer gebuckelten, blauen Glasperle gefunden wurde. Eine Siedlung aus der Hallstatt- oder Latènezeit, evtl. sogar ein Fürstensitz darf auf dem Mahlberger Schloßberg vermutet werden. Es ist zu hoffen, daß durch Sondierungsgrabungen am Abhang des Berges der hierfür noch fehlende Beweis erbracht wird.



*Die Hälfte einer gebuckelten, blauen Glasperle mit weißen Spiralauf-lagen und eine Schmuckperle aus Ton; gefunden an zwei verschiedenen Fundstellen der Gemeinde Friesenheim. Es dürfte sich hierbei um zwei Funde aus der Hallstattzeit handeln.*

*Aufnahme: W. Peter*

Die Hallstattzeit mündet in die *Latènezeit* ein, die gleichzusetzen ist mit den ersten Berichten der Römer über die Bevölkerung im südwestdeutschen Raum<sup>40</sup>. Aus diesen Berichten sind uns auch einige Namen von Stämmen überliefert. Neben den Grabfunden von Mahlberg<sup>43</sup> und Friesenheim<sup>44</sup> mit ihren Schmuckgegenständen ist auch die im Frühjahr 1985 stattgefundene Grabung des Landesdenkmalsamtes Freiburg in Nonnenweier am Judenfriedhof zu nennen. Hier wurde in einer Grube neben zahlreichen Scherben der Frühlatènezeit auch ein Bronzearmreif gefunden. Ob das beschädigte Steinbeil aus schwarzem Basalt und die zahlreichen Silexartefakte, die bisher beim Judenfriedhof gefunden wurden, ebenfalls der Latènezeit zuzuordnen sind, bleibt dahingestellt. Eine spätneolithische oder zumindest vorlatènische Herkunft wäre denkbar. Neben diesen zeitlich bestimmbareren Fundstellen ist noch eine



*Scherben der Latènezeit; gefunden beim Judenfriedhof von Nonnenweier bei der Grabung des Landesdenkmalsamtes Freiburg.*

*Aufnahme: W. Peter*

Reihe weiterer Fundstellen zu erwähnen, bei denen nur Siléxartefakte allein oder auch zusammen mit zeitlich noch nicht bestimmbar Scherben aufgefunden wurden. Diese Fundstellen runden das Bild der vorgeschichtlichen Besiedlung der südlichen Ortenau ab. Hierzu gehören je eine größere Fundstelle südwestlich und nördlich von Schuttern, wo auch das Bruchstück eines Steinbeiles aus Granit aufgefunden wurde. Kleinere Fundstellen sind südwestlich von Friesenheim-Oberschopfheim, nordwestlich von Oberweier, östlich von Ettenheim und an einigen Fundstellen um Allmannsweier anzutreffen.

#### *Allgemeine Ausführungen zur systematischen archäologischen Vorgeschichtsforschung*

Grundlage für eine archäologische Betätigung im Gelände ist die Kenntnis der entsprechenden Gesetze<sup>45</sup>, die je nach Bundesland abweichen. Am besten ist die direkte Zusammenarbeit mit Landesdenkmalsämtern<sup>26</sup> und dem Archäologischen Arbeitskreis des Historischen Vereins für Mittelbaden.

Wichtig ist, daß nicht nur Fundstücke gesammelt werden, sondern systematisch bei der Begehung von Fundstellen und den nachgeschalteten Arbeiten vorgegangen wird. Hierzu gehört auch die vergleichende Forschung und Auswertung von kompetenter Seite bzw. die Zusammenarbeit mit den vorgenannten Stellen.

Neben Zeit ist auch viel Geduld bei dieser Beschäftigung mitzubringen, da zahlreiche Begehungen in längeren Zeiträumen notwendig sind, um zumindest zu einigermaßen zuverlässigen Ergebnissen bei Oberflächenfunden zu gelangen.

Jede Fundstelle, auch die kleinste, bedarf einer sachgemäßen Behandlung und stellt einen Mosaikstein in der regionalen Forschung dar. Deshalb ist es wichtig, daß nicht nur bekannte Fundstellen aufgesucht und begangen, sondern neue Fundstellen gesucht werden. Auch sollten interessierte Heimatforscher zusammenarbeiten und Informationen und ihr Wissen austauschen.

Grabungen dürfen ohne entsprechende Genehmigung der zuständigen Denkmalsschutzbehörde<sup>26</sup> nicht erfolgen. Durch jede Grabung wird die Fundsubstanz unwiderruflich zerstört! Bei unsachgemäßen Grabungen kommt noch hinzu, daß keine zuverlässigen Grabungsbefunde gewonnen werden. Die Spuren im Boden sind teilweise recht spärlich vorhanden, und um jede verlorene oder zerstörte Fundstelle ist es schade.

Inwieweit gefundene Gegenstände behalten werden dürfen, ist abzuklären mit der zuständigen Denkmalsschutzbehörde.

Hilfestellung für eine ordnungsgemäße Vorgehensweise und systematische Erarbeitung des gewonnenen Fundmaterials ist aus der entsprechenden Literatur<sup>46</sup> zu entnehmen.

Einige kurze Anmerkungen zum Schluß. Die Funde sind auf Fundzettel zu vermerken und in Karten einzutragen (geeignet hierfür sind die Deutschen Grundkarten 1:5000). Die Fundstücke sollten gekennzeichnet werden und sind den Landesdenkmalsämtern zu melden. Gegebenenfalls ist eine Zeichnung oder ein Foto des Fundstückes diesen Meldungen beizufügen.

Auch der Archäologische Arbeitskreis kann hierbei Hilfestellung geben und diese Meldungen ausführen sowie Fundstücke oder Fundstellen vorher begutachten.

Urgeschichtliche oder vorgeschichtliche Fundstellen bedürfen einer besonders zeitraubenden Erarbeitung durch die Eintragung jedes einzelnen Silexartefakte<sup>5</sup> oder sonstiger Artefakte in Karten, da zumeist eine weite Fundstreuung vorliegt und das Fundzentrum lokalisiert werden sollte.

#### *Quellennachweis und weiterführende Literatur*

- 1 S. Fachwörterverzeichnis
- 2 Willi Hensle, Das Geroldsecker Land im Frühschein der Geschichte und Kultur. Bad. Heimat 48/1968 Heft 1/2, S. 81
- 3 Margarete Gallay, Die Besiedlung der südlichen Oberrheinebene in Neolithikum und Frühbronzezeit. Bad. Fundberichte, Sonderheft 12/1970, S. 99
- 4 Josef Naudascher, Urgeschichte der Oberen Ortenau, in: Die Ortenau 55./1975, S. 58
- 5 Die Kelten in Baden-Württemberg, hrg. von Kurt Bittel, Wolfgang Kimmig, Siegwalt Schick. Stuttgart 1981, Seite 408  
Marie Luise Droop, Keltische Fürsten in Kappel am Rhein, in: Geroldsecker Land, 2/1959/60, S. 119-  
Rolf Dehn, Ein reich ausgestatteter Grabfund der Hallstattzeit von Kappel am Rhein. Denkmalpflege Baden-Württemberg 3/1978, S. 123-  
Albert Köbele, Dorfsippenbuch Kappel am Rhein. 1955, S. 25
- 6 O.F. Geyer u. M.P. Gwinner, Einführung in die Geologie von Baden-Württemberg. 1968-  
Emil Baader, Der Landkreis Lahr, Lahr, 1952-  
Walter Fauler, Die Geologie und die Oberflächengestaltung der Ortenau. Bad. Heimat, 22/1935, S. 41-  
Kurt Sauer, Aus der Erdgeschichte von Lahr und seiner Umgebung. Bad. Heimat 48/1968 Heft 1/2, S. 53

- 7 Porphyrsteinbrüche am Schönberg und am Hünersedel (Ergußgestein); Muschelkalk (Trias) bei Kippenheim und Schmieheim sowie Lahr-Dinglingen  
Schwarzer Jura (Lias) bei Mahlberg  
Brauner Jura (Dogger) zwischen Bleich und Ettenbach, insbesondere in Ringsheim
- 8 Zeittafel der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern-  
Walter Torbrügge, Europäische Vorzeit — Kunst im Bild. Baden-Baden 1979
- 9 Helmut Schlichtherle u. Rolf Rottländer, Gustiegel der Pfyner Kultur in Südwestdeutschland.  
Bad. Fundberichte, 7/1982, S. 59
- 10 Gretel Gallay, Metallzeitliche Steingerätefunde aus Südwestdeutschland und dem Elsaß, in:  
Antike Welt 15/1984, S. 33
- 11 S. Fachwörterverzeichnis
- 12 S. Fachwörterverzeichnis
- 13 Werner Radig, Die Siedlungstypen in Deutschland und ihre frühgeschichtlichen Wurzeln. Ber-  
lin 1955-  
Hermann Müller-Karpe, Handbuch der Vorgeschichte, Band II, Jungsteinzeit. München  
1968-  
Jens Lüning, So bauten die Zimmerleute der Steinzeit. Bild der Wissenschaft, 8/1980, S. 44-  
Ulrich Boelicke, Bandkeramische Gruben, Archäologische Informationen, 7/1984, S. 70
- 14 Margarete Gallay. Bad. Fundberichte, Sonderheft 12/1970, S. 17
- 15 S. Fachwörterverzeichnis
- 16 W. Pape, Importfeuerstein an Hoch- und Oberrhein. Archäologische Nachrichten aus Baden,  
29/1982, S. 17
- 17 Stefan Unser, Die Feuerstein-Technologie der Steinzeit. Freiburg, 1983-  
J. Jelinek, Das große Bilderlexikon des Menschen in der Vorzeit. Verlagsgruppe Bertelsmann  
GmbH-  
Jürgen Weiner, Praktische Versuche zur neolithischen Klingenproduktion. Archäologische  
Informationen, 8/1985, Heft 1
- 18 Christian Strahn, Kontinuität und Kulturwandel im Neolithikum der Westschweiz. Bad.  
Fundberichte, 3/1977, S. 115-  
Christoph Bühler, Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung Lahrs, in: Geroldsecker Land,  
3/1981, S. 81
- 19 Urgeschichte in Baden-Württemberg, hrsg. von Hansjürgen Müller Beck, Stuttgart, 1983
- 20 Kulturstufen der älteren Altsteinzeit, benannt nach den Orten St. Acheul und Le Moustiers in  
Frankreich
- 21 Margarete Gallay, Die Besiedlung der südlichen Oberrheinebene in Neolithikum und Früh-  
bronzezeit. Bad. Fundberichte, Sonderh. 12/1970-  
Kimmig-Hell, Jüngere Steinzeit — Vorzeit an Rhein und Donau. Lindau und Konstanz 1958  
Ernst Wahle, Vorzeit am Oberrhein. Heidelberg 1937
- 22 Hans-Peter Uepermann, Betrachtungen zur Wirtschaftsform neolithischer Gruppen in Süd-  
westdeutschland. Bad. Fundberichte, 3/1977, S. 144-  
Jutta Maurers-Balke, Experimente zum Anbau und zur Verarbeitung prähistorischer Getrei-  
dearten. Archäologische Informationen 8/1985, Heft 1
- 23 W. Buttler, Handbuch der Urgeschichte Deutschlands; Namensgebung W. Buttler 1938-  
Die relativ-chronologische Stellung der Bandkeramik erarbeitete Buttler aus dem Material der  
bandkeramischen Siedlung von Köln-Lindenthal
- 24 Jens Lüning, Die Bauernkultur der Bandkeramik — So bauten die Zimmerleute der Steinzeit.  
Bild der Wissenschaft, 8/1980, S. 44
- 25 Margarete Gallay, Die Besiedlung der südlichen Oberrheinebene in Neolithikum und Früh-  
bronzezeit. Bad. Fundberichte, Sonderheft 12/1970, S. 15, S. 25 u. S. 31, S. 49
- 26 Landesdenkmalsamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg, -Archäologische Denkmal-  
pflege-, Marienstr. 10a, 7800 Freiburg. Eine weitere Außenstelle besteht in Karlsruhe
- 27 S. Fachwörterverzeichnis
- 28 J. Naudascher, Fundbericht an das Landesdenkmalsamt Freiburg vom 4. 2. 1979

- 29 Wilhelm Bauer, Zu neuen Gräberfunden der Michelsbergkultur. Südwestdeutsche Rundschau für Kultur, Wirtschaft und Verkehr, Karlsruhe. 5. Ausgabe 10/1958
- 30 J. Naudascher, Urgeschichte der Oberen Ortenau, in: Die Ortenau 55./1975, S. 63
- 31 Bad. Fundberichte, Band 5/1980, S. 31
- 32 Paul Vittali, Der Ringwall auf dem Burghard, in: Geroldsecker Land, 5/1962/63, S. 21
- 33 Josef Naudascher, Die Gisenburg, in: Burgen und Schlösser in Mittelbaden, hrsg. von Hugo Schneider. Ortenau 64/1984, S. 372
- 34 Wagner, Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden, Erster Teil, Das badische Oberland; Lfnr. 400, S. 238
- 35 Bad. Fundberichte, 22/1962, S. 248, Taf. 81 Nr. 17
- 36 Ph. Brucker, Brücke zur Heimat, 1978, Nr. 30, S. 16. Nach Herrn J.-B. Colbert de Beaulieu handelt es sich hier um eine Münze des keltischen Volksstammes der Sequaner. Die Münze wurde um 60. v. Chr. bei Besançon unter dem König Catamandaloede oder seinem Sohn Casticus geprägt
- 37 Wagner, Lfnr. 402, S. 239  
Friedrich Schwärzel, Das vorgeschichtliche Grab von Meißenheim, in: Geroldsecker Land 5/1962/63, S. 28
- 38 Bad. Fundberichte, 17/1941-1947, S. 283
- 39 Bad. Fundberichte, 22/1962
- 40 Franz Fischer, Die Kelten und ihre Geschichte, in: Die Kelten in Baden-Württemberg, hrsg. von Kurt Bittel, Wolfgang Kimmig, Siegwalt Schütz, Stuttgart 1981, S. 45
- 41 Landesdenkmalsamt Freiburg, 1973/1974
- 42 Sondierungsgrabung des Verfassers
- 43 Bad. Fundberichte, 17/1941-1947, S. 313, Taf. 83
- 44 Wagner, Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden, Erster Teil, Das badische Oberland; Lfnr. 398, S. 258
- 45 Gesetz zum Schutz der Kulturdenkmale (Denkmalschutzgesetz) vom 25. 5. 1971, in der Fassung vom 6. 12. 1983-  
Innenministerium Baden-Württemberg, Leben mit der Geschichte — Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Stuttgart 1984
- 46 Georg Theodor Schwarz, Archäologische Feldmethode. Wiesbaden, 1979

### *Fachwörterverzeichnis*

- Artefakte: Von Menschen geschaffene Gegenstände; in diesem Bericht als Werkzeuge zu verstehen.
- C-14: Die Messung des Radioaktivitätsverlustes von 14-C-Isotopen des Kohlenstoffes dient zur Zeitbestimmung.
- Dendrochronologie: Aufgrund der bei Hölzern unterschiedlichen Ausprägung der Jahreswachstumsringe durch klimabedingte und jahreszeitliche Schwankungen können langfristige Jahresringkalender erstellt werden, in die sich Proben gleichartiger Hölzer einordnen und dadurch zeitlich bestimmen lassen.
- Nukleus (Mz. Nuklei): Restkörper; Feuersteinknollen, von dem Teile zur Herstellung von Geräten abgeschlagen wurden.
- Silex (ma. Silices): Sammelbegriff für verschiedene Mineralien, die aus Kieselsäure (SiO<sub>2</sub>) bestehen, z.B. Jaspis und Hornstein.

Silexartefakte:

Klinge = klingenartiger Silexabschlag mit zumeist nur einer scharfen Arbeitskante, die zum größten Teil retuschiert ist. Klingen wurden insbesondere zum Schneiden verwendet.

Schaber = Silexabschlag mit einer retuschierten Kante, für eine schabende Tätigkeit.

Bohrer = Silexabschlag mit einer retuschierten Spitze.

Stichel = Silexabschlag mit keilförmig zugerichteter Spitze; diente zur Bearbeitung von Geweihen, Knochen und Elfenbein.

Mikrolithe = kleine, scharfkantige Silexabschläge, die in Holz, Geweih oder Knochen geschäftet wurden.

Retuschen = durch Schlag oder Druck erzeugte Absplitterungen, zur Formgebung von Silexgeräten und um die Arbeitskanten kräftiger und widerstandsfähiger zu machen.

Die einzelnen Werkzeugarten werden nach ihrer charakteristischen Formgebung oder Besonderheiten ihrer Arbeitsflächen weiter unterteilt, z.B. Halbrundschaaber, Winkelschaaber, Längsstichel, Querstichel.

Auch Kombinationen von Werkzeugen sind zu verzeichnen, z.B. Schaaber und Stichel.

Schuhleistenkeil = Felssteingerät mit einer flachen und einer gewölbten Breitseite. Hinsichtlich des Verwendungszweckes als Ackerbau- oder Holzbearbeitungsgerät bestehen noch unterschiedliche Meinungen.

# Die Reichsabtei Gengenbach und die Klöster der Straßburger Benediktinerkongregation

Eröffnungsvortrag vom 13. Oktober 1985 zur Ausstellung „Die Reichsabtei Gengenbach und die Klöster der Benediktinerkongregation Straßburg“ in Gengenbach

*Hermann Brommer*

Elegant-festlich vom Rokoko-Eingang der ehemaligen Reichsabtei Gengenbach empfangen und dort durch die persönlichen Wappen der Äbte Augustinus Müller und Benedikt Riescher begrüßt, haben wir uns heute unter dem in der Stuckdecke des Festsaals prangenden, doppelköpfigen Reichsadler des hiesigen Klosters zusammengefunden, um der ehemaligen Benediktinerkongregation der alten Diözese Straßburg zu gedenken. Noch besser als mit Worten wird dies sicher der mit Liebe und Einsatz aufgebauten Klosterausstellung drüben im Löwenberg-Palais (Stadtmuseum) gelingen. Erinnerungsstücke und Kunstwerke, ausgewählt und von den Leihgebern dankenswerterweise zur Verfügung gestellt, zeugen in den Ausstellungsräumen beziehungsreich vom religiösen, wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen und wirtschaftlichen Leben einer aus sieben Abteien bestehenden 200jährigen, während Französischer Revolution und deutscher Säkularisation vernichteten Mönchsgemeinschaft beiderseits des Oberrheins. Es gilt, gleich an dieser Stelle ein Dankeswort zu sagen, vor allem und auch stellvertretend für alle Mitarbeiter und Helfer, an Herrn Reinhard End, dessen Bemühungen die grenzüberschreitende Klosterausstellung im Stadtmuseum Gengenbachs zum Ereignis werden lassen. Was da geleistet wurde, ist großartig und wird sicher Wirkungen in die Zukunft hinein haben.

Doch zurück hierher ins ehemalige Kloster: Die Mauern, in denen wir den Festakt abhalten, atmen noch etwas vom Lebensgefühl der nicht vergessenen Gengenbacher Benediktinermönche, erinnern an deren segensreiches Wirken für Stadt und Landschaft. Gewiß wird mancher von uns den schloßartigen Charakter der Klosterbauten, die höfisch-elegante Pracht des Vestibüls und Treppenhauses, überhaupt den Repräsentationsanspruch des Baucharakters mit dem Verständnis eines Mönchklosters nur schwer vereinbaren können, wenn er solche klösterlichen Barockbauten nicht aus der Zeit ihrer Entstehung und Ausstattung begreift. Dazu muß ich sagen, daß Hauptportal, aufwendiges Treppenhaus, Fürstensäle, Kaisertrakte und Gästeflügel in vielen Benediktinerklöstern weniger den Eigenbedürfnissen der Mönche dienten, sondern mehr als Spielbühnen für das Zeremoniell des höfischen Stils gedacht waren, das beim Besuch hoher und höchster Persönlichkeiten oder anlässlich von

Abtsweihen für einige Tage in Haus und Alltag der Klöster eindrang. Zumal die Äbte allermeist auch weltliche Herren waren und ihre Klöster eine politisch-wirtschaftliche Stellung hatten, war dem Klosterbau mit aufgegeben, als Standessymbol nach außen zu wirken. In seiner repräsentativen, schloßähnlichen Wirkung bekam der barocke Bau der Klosteranlage, vor allem im Bereich des Abtsflügels, etwas von einer Imponiergeste gegenüber anderen, besonders der weltlichen Herren, mit.

Zu unser aller Festfreude trägt heute wohl wesentlich bei, daß die verantwortlichen Stellen der Verwaltung, des Hochbauamtes, des Landesdenkmalamtes, nicht minder die Restauratoren und Handwerker die Außenrestaurierung des Klosterkomplexes und die original getreue Instandsetzung des Eingangs- und Treppenhausbereichs weitgehend fertiggestellt haben. Alle Beteiligten an diesem Werk, aber auch allen, die hier wohnen dürfen, und nicht zuletzt der Stadt Gengenbach möchte ich zu der wiedergewonnenen Barockherrlichkeit dieses Klostergebäudeteils herzlich gratulieren. Gewiß, es gäbe in dieser Hinsicht noch viel zu tun. So zeigt der Blick aus den Fenstern der einst langen Flure auf den Innenhof, auf den ehemaligen hortus conclusus der Mönche, in dem ein Brunnen im Schnittpunkt kreuzförmig angelegter, mit Buchs eingefasster Wege plätscherte, jetzt einen öd wirkenden Platz. Deshalb hier die Frage: Könnte und sollte der Zustand des Innenhofs nicht auch wieder einer Gestaltung angenähert werden, die etwas von der früheren Bestimmung widerspiegelt? Eine Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes drängt sich als Wunsch außerdem für den Festsaal auf, in dem wir sitzen. Was bei der Restaurierung vorne im Treppenhaus erreicht wurde, wirkt für eine entsprechende Wiederherstellung des Refektoriums (Aula, Festsaal) sehr anregend. Bei der festlichen Einkehr, die wir — wie vor uns viele erlauchte und gastfreundlich aufgenommene Besucher — im ehemaligen Klostergebäude der Gengenbacher Benediktiner halten, werden wir allein schon durch den Rahmen dieser Veranstaltung dazu geführt, uns der Gründung und dem Ende der Straßburger Benediktinerkongregation, das heißt der engen und brüderlichen Zusammenhänge der sieben Abteien Altorf bei Molsheim, Ebersheimmünster (Ebersmünster), Ettenheimmünster, Gengenbach, Maursmünster (Marmoutier), Schuttern und Schwarzach zu erinnern.

Lassen Sie mich bei der Gründungsgeschichte dieser Klöster um Straßburg beginnen: Der sogenannte Landgraben, der vom Kamm der Vogesen südlich der Hohkönigsburg und östlich der Ill entlang nach Süden bis in die Gegend von Horburg bei Colmar und von dort ostwärts bis nördlich von Breisach verlief, trennte in der frühen Zeit Sundgau und Nordgau des Elsasses, das heißt gleichermaßen die beiden Diözesen Basel und Straßburg voneinander. Im Norden hatten noch das Bistum Speyer und im Süden die Diözese Besançon Anteil am kirchlichen Elsaß. Darin fallen unter den Benediktinergründungen zwei Gruppen auf und zwar im Unterelsaß fast nur Abteien, im Oberelsaß dagegen meist Priorate, also kleinere Klöster. Im Lauf der Jahrhunderte gingen davon dem



*Maursmünster*

*Aufnahme: J. Mühlán*

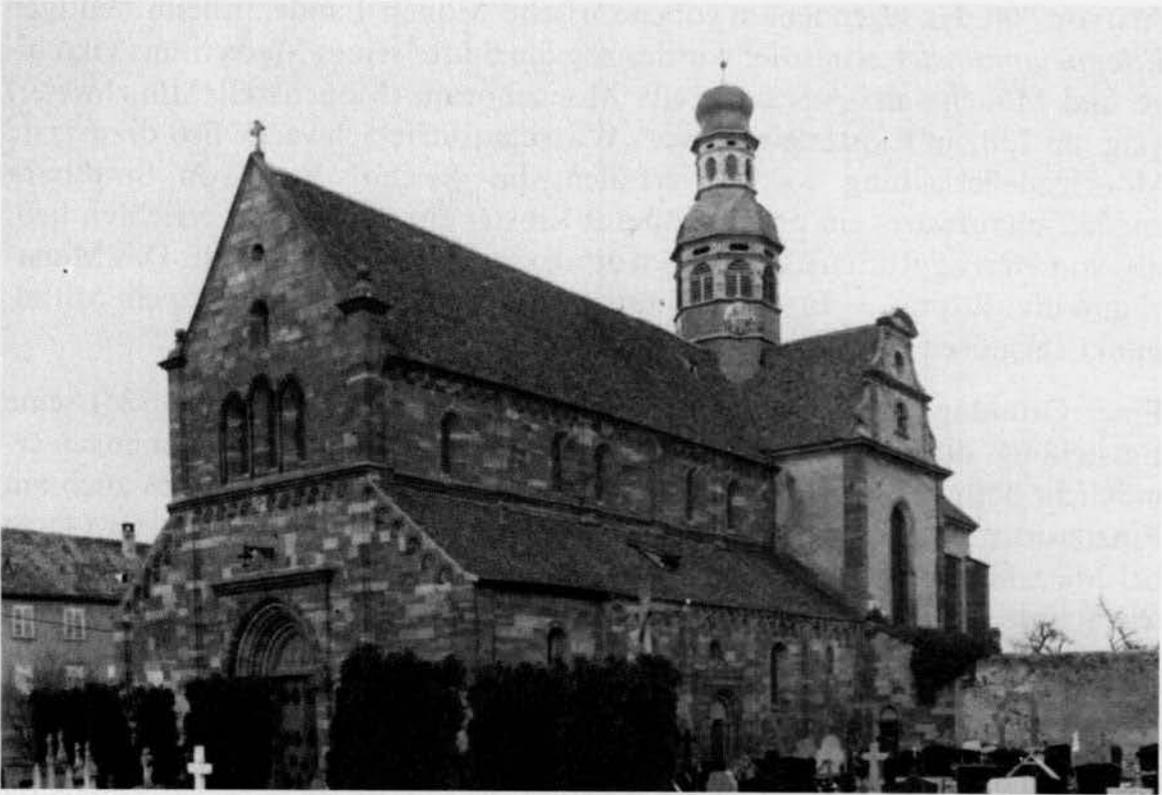
Orden durch Entfremdung, das heißt durch freiwillige Säkularisation oder Umwandlung in Kollegiatstifte, wieder eine Reihe von Klöstern verloren. Als sehr bedeutendes Benediktinerkloster müßte auch die Fürstabtei Murbach in den Südvogesen genannt werden. Da Murbach aber nur eine kurze Gastrolle in der späteren Straßburger Benediktinerkongregation spielte und 1764 in ein adeliges Ritterstift umgewandelt wurde, können wir es bei einer kurzen Erwähnung bewenden lassen. Für unsere Betrachtung bleiben im wesentlichen so die sieben Abteien übrig, derer wir mit der Gengenbacher Klosterausstellung des Jahres 1985 gedenken:

Die älteste Abtei war *Maurismünster*, um 660 von den iroschottischen Mönchen Leobardus und Sindenus, Schülern des hl. Kolumban, gegründet, daher zuerst Leobardicella genannt. Um 724 von Maurus, dem 5. Abt, erneuert und danach Maurimonasterium bezeichnet, führte um 740 der hl. Pirmin die Benediktinerregel ein. Das Mönchsleben Maurismünsters erhielt eine Stärkung durch die einjährige Anwesenheit Benedikts von Aniane (816). Im 12. Jahrhundert bekam der Mönch Theodewin die Kardinalswürde verliehen und spielte in der großen Reichspolitik eine Rolle. An jene bedeutenden Zeiten der Abtei Maurismünster erinnert uns heute noch die gottesburgähnliche Westfassade der Klosterkirche.

Die Stiftung von *Ebersmünster (Ebersheimmünster)* wird in der Gründungslegende einem elsässischen Herzog Attich oder Adalrich aus dem Haus der Ettichonen zugeschrieben. Bereits 870 war Ebersheimmünster steuerfreie Reichsabtei und entwickelte sich durch Schenkungen von Gütern bis zum 13./14. Jahrhundert zu einer der reichsten Abteien des Elsasses.

Von der dritten unterelsässischen Benediktinerabtei, dem am wenigsten bekannten, aber nicht weniger interessanten Kloster *Altorf (Altdorf)* bei Molsheim, wissen wir, daß es 947 durch den Straßburger Bischof Erchenbald in Gegenwart des Abtes Maiolus von Cluny und des Stifters, des Grafen Hugo von Egisheim (Eguisheim), eingeweiht wurde. Dieses Altum Coenobium erhielt 1049 durch den Elsässerpapst Leo IX., einem Sproß der Egisheimer Grafenfamilie, eine Armreliquie des hl. Nothelfers Cyriak und damit dann diesen Heiligen zum Schutzpatron.

Im rechtsrheinischen Alt-Straßburger Diözesengebiet können wir *Schuttern* als ältestes Benediktinerkloster der Ortenau vorweisen. Die erste Mönchsansiedlung wird zwar um 603 datiert, die Gründung liegt aber im Dunkel der Geschichte. Dem hl. Pirmin war 746/53 die Einführung der Benediktinerregel zu danken. Großes Aufsehen erregten vor Jahren die Grabungen unter der ehemaligen Klosterkirche Schutterns durch Architekt Karl List, der nicht nur den ältesten Mosaikfußboden nördlich der Alpen entdeckte, sondern auch das so genannte Stiftergrab des legendären Offo. Die Ausgrabungen, die eine frühe Kirche des 6./7. Jahrhunderts zutage förderten, lassen an eine Klostergründung vor dem 8. Jahrhundert denken.



*Altdorf*

*Aufnahme J. Mühlan*



*Klosterkirche Schuttern*

*Aufnahme J. Mühlan*

Als vor 700 der legendenumwobene irische Mönch Landelin beim heutigen *Ettenheimmünster* ermordet wurde, zog die Stätte seines Martyriums Gläubige und Mönche an. Aus der *Cella Monachorum* (Mönchszell/Mönchweier) ging um 730 ein Klösterlein hervor. Wirtschaftliche Schwäche ließ diese erste Mönchsniederlassung wieder verfallen, bis Bischof Etto von Straßburg ca. 762 talaufwärts ein neues größeres Kloster für 30 Mönche errichten ließ, das von Herzog Ruthard Stiftungen zur Existenzsicherung erhielt. Das *Monachium divi Ettonis* = *Ettenheimmünster* wurde für tausend Jahre ein Mittelpunkt religiösen Lebens und der Kultur.

Einer Gründung des hl. Pirmin verdanke auch *Gengenbach* (um 725) seine Entstehung, die Gaugraf Ruthard und seine Gemahlin durch Schenkungen ermöglicht hätte. So wurde wenigstens vielfach geschrieben und ist es auch am Kinzigtorturm zu lesen. Mönche aus dem lothringischen Musterkloster Gorze bei Metz besetzten die Gengenbacher Klostergründung, die 1007 — ähnlich wie Schuttern — durch den hl. Kaiser Heinrich II. der Lehensoberhoheit des Bischofs von Bamberg unterstellt wurde. Schwarzmeier und End wiesen in ihren Veröffentlichungen darauf hin, daß man über die Gründung und Frühzeit des Gengenbacher Klosters eigentlich herzlich wenig wisse. Gewiß muß eine enge Beziehung zum hl. Pirmin und zum Fürsten Ruthard gesucht werden. Und sicher ist, daß sich Gengenbach schon um 820 zum größten Kloster der Ortenau entwickelt hatte und wohl auch in jener karolingischen Zeit den Rang eines Reichsklosters erwarb.



*Klosterkirche und Abtei Gengenbach*

*Aufnahme: J. Mühlau*

Bleibe als letztes Benediktinerkloster noch die Abtei *Schwarzach* zu nennen. Mit ihm schließt sich die konzentrische Umlagerung der Klöster um die Bischofsstadt Straßburg. Wir erkennen im alten Straßburger Diözesangebiet ein dichtes, gleichmäßiges, für Mitteleuropa einmaliges Klösternetz. In Schwarzach, das mit dem etwas westlich gelegenen Kloster Arnulfsau in einer gewissen Beziehung stand, haben wir eine Abtei vor uns, die ihren um 750 anzusetzenden Ursprung oder zumindest die Regulierung durch den hl. Pirmin dem politischen Willen einer vom Elsaß nach Alemannien ausgreifenden fränkischen Oberschicht verdankte, — der wiederholt zitierte Ruthard wäre wieder einmal zu nennen, — einer fränkischen Adelschicht also, deren Aktivität im rechtsrheinischen Gebiet mit dem Wirken des hl. Pirmin Hand in Hand ging.



*Klosterkirche Schwarzach*

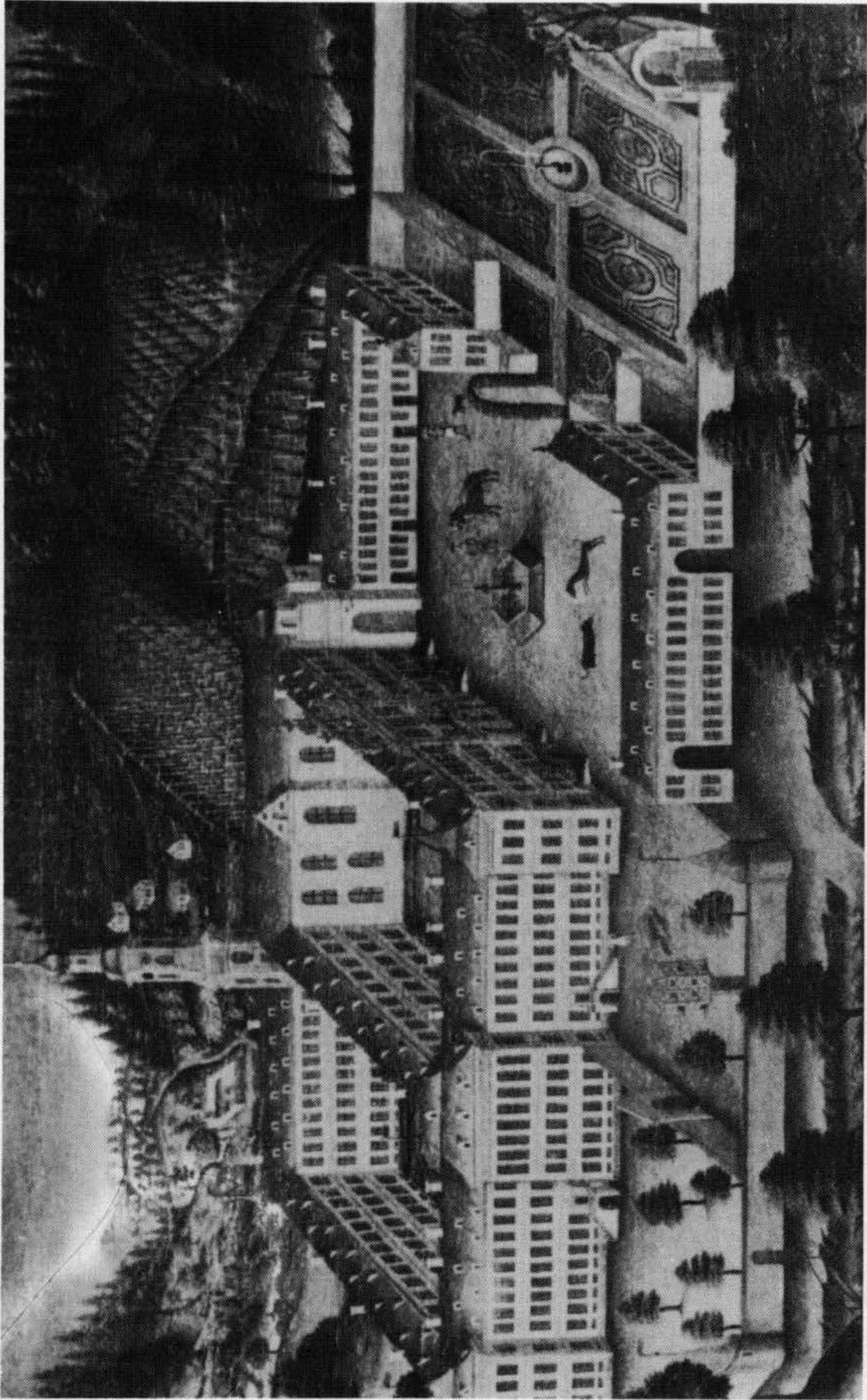
*Aufnahme: J. Mühlan*

Reformzentren der Benediktiner wie Gorze bei Metz oder Hirsau im Schwarzwald beeinflussten im Mittelalter das Leben in den Klöstern um Straßburg nachhaltig. Religion, Wissenschaft, Kunst und Wirtschaft begannen zu blühen. Segensreiche Wirkungen gingen auf das umliegende Land aus. Es blieb jedoch nicht aus, daß sich im Lauf der Jahrhunderte ein Auf und Ab der Klöstergeschichte anschloß. Das innere Leben der Abteien bedurfte immer wieder mancher Reformsorge. Nicht daß man unbedingt von Niedergängen reden müßte, aber in den Lebensformen der Klöster entfernten sich mancherorts



*Ebersmünster/Elsaß*

*Aufnahme: J. Mühlau*



*Bild von Ettenheimmünster im Rathaus Ettenheim*

*Aufnahme J. Mühlan*

Mönche von ihrer Regel. 1239 gab deswegen Kardinal Otto als päpstlicher Legat in Straßburg Reformstatuten für die zugehörigen Klöster heraus. Papst Benedikt XII. ging noch weiter und schloß in seiner „Benedictina“ genannten Bulle „Summi magistri“ 1336 sämtliche Benediktinerniederlassungen in 36 Provinzen zusammen, um die vorgeschriebenen General- und Provinzialkapitel durchzusetzen. Unsere Klöster kamen dabei zur Mainz-Bamberger Provinz. Das Zusammengehörigkeitsgefühl der einzelnen Abteien blieb trotzdem recht gering. Man hatte meist viel zu viel mit sich selbst zu tun, so daß der Blick fürs Große und Ganze oft getrübt war. Erst als sich unsere Klöster um Straßburg im Lauf der Zeit der sogenannten Bursfelder Union anschlossen, gelang es, den alten Geist der benediktinischen Regel zu neuem Leben zu erwecken und die Mönche wieder mit religiösem Schwung zu beseelen.

An und für sich kennt die Regel des hl. Benedikt keinen Verband mehrerer Klöster untereinander; vielmehr besteht danach jede Abtei für sich. Und das war bei den Abteien um Straßburg so bis ins 15. Jahrhundert hinein. Die kleineren Priorate des Oberelsasses hatten sich zwar fast alle Cluny angeschlossen, die Abteien des Unterelsasses und der Ortenau wurden jedoch erst später von einer anderen, der Bursfelder Reformbewegung erfaßt. Die 1093 gestiftete Abtei Bursfelde in der Diözese Hildesheim stieg von 1446 an bis zur Reformation in einem geschickten taktischen Vorgehen bei Bischöfen und Fürsten zum Haupt einer weitreichenden Benediktinervereinigung auf, der Ettenheimmünster und Schwarzach schon bald beitreten wollten. Mit Einwilligung des Straßburger Bischofs schaffte allerdings erst Schuttern 1490 als erstes Kloster den Beitritt zur Bursfelder Union. Die anderen sechs Abteien folgten in zwei Schüben bis 1607 nach. Wie Pater Paulus Volk, der verdiente Benediktiner-Historiker, betonte, wurden solche Bewegungen durch den Einfluß des Konzils von Trient auf das Ordenswesen (1563) sehr begünstigt. Nach den vielerorts in den Klöstern herrschenden Wirren der Reformationszeit hätte man erkannt, daß sich die Gründung von Kongregationen als Mittel zur Hebung und Festigung der Ordensdisziplin eignete und schon bewährt hatte. Außerdem war die einzeln dastehende Abtei oft schutzlos der Willkür weltlicher Klostervögte und Machthaber ausgesetzt. Genau so fehlte allein die Kraft, sich gegen Eingriffe kirchlicher Organe zu wehren. Aber zu einer Kongregation vereinigt, vermochten die Klöster ihre Rechte wirkungsvoll zu vertreten und schließlich auch zu behaupten.

In der Zeit von 1485 bis 1580 entstand im Unterelsaß kein einziges Kloster mehr. Im Gegenteil waren damals Verluste zu verzeichnen. Das 17. Jahrhundert schloß sich jedoch als ein Jahrhundert der katholischen Renovation an. Die Bischöfe von Straßburg unternahmen tatkräftig alles, um im Sinn des Konzils von Trient ihre Kirche zu erneuern, und riefen den Regularklerus zu intensiver Mitarbeit auf. Weil 1561 das Münster und die Jung-St. Peter-Kirche an die Straßburger Protestanten übergingen und 1573 bzw. 1597 der Sitz von Domkapitel und Konsistorium nach Molsheim verlegt werden mußte, gewan-

nen die Klöster um Straßburg als religiöse Zentren erhöhte Bedeutung, zumal auch der Besitz des Straßburger Bistums in katholischer Hand noch gar nicht gesichert war. In diesen kritischen Jahren kurz nach 1600 versuchte vor allem der Gengenbacher Abt Johann Ludwig Sorg, sein Kloster in engere Beziehungen zur Bursfelder Vereinigung zu bringen. Die Entwicklung lief so, daß der Straßburger Weihbischof Peetz alle sieben Äbte und Konvente seines Bistums 1607 kurzerhand erneut auf die Bursfelder Union vereidigte und zwar ohne Rücksicht darauf, ob sie früher schon einmal der Bursfelder Gemeinschaft zu Gehorsam verpflichtet waren oder nicht. Alles schien gut geregelt zu sein, um die Klöster zu stabilisieren und zur alten Bedeutung zurückzuführen.

Ein Ereignis mit tiefgreifenden Folgen sollte dem Lauf der Dinge jedoch eine andere Richtung geben. Kardinal Karl von Lothringen zog sich 1607 aus seinem Straßburger Bistum zurück und starb in Nancy. Er hatte noch den Erzherzog Leopold von Österreich nach Straßburg geholt, der ein Jahr später zum Bischof gewählt wurde. Bruder des Kaisers Ferdinand II. und aus einer erzkatholischen Familie stammend, verhinderte Leopold durch seine Wahl die Wiederholung des Versuchs, das Bistum Straßburg in protestantische Hände zu bringen. Im Gegenteil, er widmete sich mit Feuereifer den geistlichen und weltlichen Angelegenheiten seiner Diözese und trug viel zur Hebung und Förderung des religiös-sittlichen Lebens im Elsaß bei. Als Schüler der Jesuiten versicherte er sich der besonderen Unterstützung der Societas Jesu, für die er in Ensisheim, Schlettstadt, Rufach und Hagenau Kollegien einrichtete und deren Molsheimer Kollegium er 1617 in den Rang einer Theologischen Hochschule erhob, in die auch andere Klostersgemeinschaften ihre Studenten zur Ausbildung schicken mußten. Das brachte gewisse Spannungen mit sich, vor allem als 1616 Erzherzog Leopold seine sieben Benediktineräbte zu sich berief und ihnen zu verstehen gab, daß er deren Klöster von der Bursfelder Union lostrennen wolle, Bursfelder Äbte nicht mehr als Klostervisitatoren anerkennen werde und die Fratres ihre theologischen Studien nicht mehr im Bursfelder Seminar in Köln, sondern bei den Jesuiten in Molsheim zu absolvieren hätten. Davon hänge künftig sogar die Erteilung der heiligen Weihen ab.

In diesen Vorgängen werden die Jesuiten als treibende Kraft sichtbar, die größtes Interesse daran hatten, die Erziehung des gesamten Welt- und Ordensklerus in ihre Hände zu bekommen. Es versteht sich von selbst, daß der Einfluß der Jesuiten auf die Benediktinerklöster so lang nicht gelang, so lang diese bei der Bursfelder Kongregation verblieben und dort einen festen Rückhalt hatten. Eine Loslösung und die Gründung einer eigenen Diözesankongregation mußte die Benediktiner um Straßburg in die Gewalt des Bischofs und derer, die hinter ihm standen, führen. Vierzig Jahre später, 1654, klagten unsere sieben Äbte mit bewegten Worten: „Wie ist die Trennung von Bursfeld nur vor sich gegangen? Egoistische Personen haben dem Bischof diese unglückliche Trennung angeraten. Unter dem Wahlspruch „ad maiorem dei gloriam“ (Zur größeren Ehre Gottes) suchten die Hinterlistigen nur sich selbst.“ Dieses

Zitat erläutert, daß im Straßburger Diözesangebiet die Jesuiten unter völliger Verkennung der Belange der monastischen Orden den Idealen ihrer Gesellschaft Eingang bei den alten Orden verschafften. Die Dezentralisation der Benediktiner mit den Exemptionsprivilegien zahlreicher Abteien war mit der strengen Zentralisation der Societas Jesu nicht gut zu vereinigen. Daher unternahmen es die Jesuiten über die Bischöfe, denen sie das Schreckgespenst der Einschränkung, ja der Aufhebung ihrer Jurisdiktion an die Wand malten und die sie so zur Bildung einer Diözesankongregation antrieben, Einfluß auf die Benediktinerabteien zu gewinnen. Als erfolgreiche Vorkämpfer der Gegenreformation fanden sie in ihren Bestrebungen Unterstützung und williges Gehör.

Widerspruch, Abneigung und Starrsinn waren erste Reaktionen in den Abteien. Bischöfliche Visitatoren wurden sogar z.T. brüsk zurückgewiesen. Äbte und Konvente wehrten sich energisch. Doch gegen den Willen des mächtigen Fürstbischofs Leopold blieb alle Gegenwehr letztlich ohne Erfolg. 1621 hatten die sieben Äbte in Molsheim zu erscheinen. Sie sollten über neue Statuten für eine einheitliche und geeignetere Lebensweise beratschlagen und Vorschläge einreichen. Es setzte ein Kampf um diese Statuten ein. Die heimischen Benediktiner lehnten sich stark an Beispiele der französischen, spanischen, sizilianischen und kassinesischen Kongregationen an und trachteten danach, die heilige Regel einzuhalten und nur bei besonderen Bedingungen Milderungen vorzunehmen. Der Bischof war aber nicht gewillt, den Äbten auch nur geringste Freiheiten zu lassen. Er behielt sich für alle Änderungen und Beschlüsse zu den Statuten die Approbation vor. Bischof Leopold legte es darauf an, seine Benediktinerprälaten in die von den Jesuiten vorgeschlagene Abhängigkeit zu bringen. Das erkannten die Äbte gut, erreichten jedoch keine Wendung des bischöflichen Vorhabens mehr. Am 27. November 1623 mußten sich die sieben Kloostervorsteher in Ebersheimmünster versammeln, um von Weihbischof Peetz den Willen des Erzherzogs Leopold und Bischofs kundgetan zu bekommen. Mit Tricks versuchten sie zwar, die Anerkennung und Inkraftsetzung der neuen Statuten zu verzögern, Zeit zu gewinnen. Ein Jahr später, am 21. Oktober 1624, half jedoch nichts mehr. Wiederum in Ebersheimmünster wurden den sieben Äbten die neuen Statuten ausgehändigt, Visitator und Kongregationssekretär gewählt. Dieses erste offizielle Generalkapitel der neuen Straßburger Benediktinerkongregation, die der in den Himmel aufgenommenen Muttergottes geweiht wurde und sich später von 1742 an auch Congregatio Alsatensis Ordinis Sancti Benedicti per Dioecesim Argentinensem nannte, dieses erste Generalkapitel nahm die Statuten nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt entgegen, daß eine päpstliche Bestätigung erfolge und die Klöster von ihrem an Bursfeld geleisteten Eid entbunden würden. Doch damit sollte es noch hundert Jahre bis 1728 dauern. Ein endlos scheinendes Ringen setzte ein, bis das Ziel erreicht war und damit Hoffnungen auf eine Rückgliederung zur Bursfelder Union für immer erloschen. Im 18. Jahrhundert waren es dann vor allem Gengenbacher Äbte, und zwar der um den Wiederaufbau des Kloster-

komplexes verdiente Augustinus Müller, der kunstsinnige Paulus Seeger und der als schroff verschriene Benedikt Riescher, die sich als Präsidenten und Redaktoren neuer Kongregationsstatuten profilierten. Was Erzherzog Leopold vom Straßburger Bischofsstuhl her erzwungen hatte, ließ sich nach der päpstlichen Anerkennung der Kongregation nicht mehr halten. Einerseits sehnten sich die Mönche nach väterlichem Wohlwollen und kindlicher Ergebenheit im Verhältnis zum Abt und lehnten schrankenlose Macht des Prälaten und knechtische Furcht der Untergebenen ab. Andererseits waren aber weder kirchliche noch weltliche Gewalten bereit, den Abteien die Rückkehr zu früheren Freiheiten zu ermöglichen.

Die päpstliche Anerkennung beseitigte für die Straßburger Benediktinerkongregation nicht alle Schwierigkeiten. Denn nach der Einbeziehung des Elsasses unter die Herrschaft der französischen Krone erwachsen neue Schwierigkeiten durch die französische Verwaltung, die vor allem beim Visitationsrecht in den Klöstern die neuen staatlichen Gegebenheiten berücksichtigt sehen wollte. Das hinderte die in der Straßburger Schicksalsgemeinschaft verbundenen Benediktiner allerdings nicht daran, unter sich und vor allem mit dem blühenden Kloster Senones im Lothringischen rege Beziehungen zu pflegen. Theologische Studien, Wissenschaft, bildende Kunst, Musik und Unterricht wurden nicht nur im Dienst der Klöster betrieben, sondern auch für die Seelsorge eingesetzt.

Im letzten Jahrhundert des Bestehens zeigt sich uns — und das wird deutlich, wenn wir die klösterlichen Hinterlassenschaften in der aufgebauten Ausstellung betrachten werden — eine reiche, bunte, vielfältige Welt des Barock, die nach der Theologie ausgerichtet war und deren Geistigkeit ihr Maß von den Letzten Dingen nahm. Eindrucksvolle Kloster-, Kirchen- und Pfarrhausbauten bis hin zu den liturgischen Gerätschaften und Resten der einst wohlbestückten Bibliotheken demonstrieren, was die Klöster für unsere Landschaften rechts und links des Oberrheins geleistet und bedeutet haben. Ein eigener Kulturkreis der Straßburger Benediktiner läßt sich z.B. an den von einer Abtei zur andern weiterempfohlenen Baumeistern wie Peter Thumb, an Künstlern wie Bildhauer Philipp Winterhalder oder Maler Franz Joseph Stoeber ablesen. Alle Unternehmungen und Künste dienten zuguterletzt dem Klosterleben und der Seelsorge. Es wurde damit versucht, die Heilsgeschichte darzustellen, zu aktualisieren, ins tägliche Leben der Menschen einzubeziehen. Die in einer alle Kräfte fordernden Anstrengung entfachte Barockfrömmigkeit schenkte den Menschen während des 17. und 18. Jahrhunderts eine im Religiösen geborgene Lebenssituation. Die Klöster der Straßburger Benediktinerkongregation hatten dazu kräftig beigetragen, bevor den elsässischen Abteien 1792 der Sturm der Französischen Revolution das Lebenslicht ausblies. Auf unserer Rheinseite öffnete 1803 nach dem Reichsdeputationshauptschluß die sogenannte Säkularisation der Ländergier der Fürsten Tür und Tor und löschte die vier verbliebenen Klöster der Ortenau mit ihrer tausendjährigen Kultur aus.

Was wir drüben in der historischen Klosterausstellung als ausgewählte Erinnerungsstücke an die sieben Abteien der Straßburger Benediktinerkongregation zu sehen bekommen werden, kann der Wissende nach allem wohl nur mit Wehmut betrachten. Trotzdem wünsche ich Ihnen allen viel Freude und Anregung dabei, besonders aber der Stadt, der Pfarrei und dem Museum Gengenbachs, daß die Ausstellung ein großes Interesse in der Öffentlichkeit finden und bei unseren französischen Freunden und Nachbarn auch als Zeichen der Verbundenheit in der gemeinsamen Geschichte der alten Diözese Straßburg über die Rheingrenze hinweg verstanden werden möge.

*Benützte Archive und Literatur:*

Generallandesarchiv Karlsruhe, Archives Départementales du Bas-Rhin Strasbourg, Alsatica-Bibliothek Bischofsberg bei Obernai, Stadtarchiv Gengenbach, Pfarrarchive Ettenheimmünster, Gengenbach, Schuttern.

Wolfgang Müller (Herausgeber), Die Klöster der Ortenau - Historischer Verein für Mittelbaden, Jahrband 58/1978. - P. René Bornert OSB, Un Projet - L'Histoire des Monastères d'Alsace - in: Archives de l'Eglise d'Alsace 41/1982. - P. Paulus Volk OSB, Die Statuten der Straßburger Benediktiner-Kongregation vom Jahre 1624, in: Archiv für elsässische Kirchengeschichte (AEK) 8. Jg./1933, S. 317-320. - Ders., Die Straßburger Benediktiner-Abteien im Bursfelder Kongregationsverband 1481-1624, in: AEK 10./1935, S. 154-286.- Ders., Die Fürstabtei Murbach und die Straßburger Benediktinerkongregation, in: AEK 11./1936, S. 175-192. - Ders., Der Aufbau der Straßburger Benediktiner-Kongregation 1621-1728, in: AEK 12./1937, S. 185-283. - A.M. Burg, Die alte Diözese Straßburg von der bonifazischen Reform (ca. 750) bis zum napoleonischen Konkordat (1802) - Ein geschichtlicher Überblick mit besonderer Berücksichtigung des elsässischen Teils, in: Freiburger Diözesan-Archiv 86/1966, S. 220-351. - Louis Châtellier, Tradition chrétienne et Renouveau catholique dans le cadre de l'ancien Diocèse de Strasbourg (1650-1770). Association des Publications près les Universités de Strasbourg. 1981. - Henri Host, Pfarrkirche, ehem. Benediktinerabtei St. Cyriacus Altorf bei Molsheim. Schnell-Kunstführer Nr. 840/2. Aufl. 1981. - Roger Lehni. Die Abteikirche von Ebersmünster. Hansi Editions Benfeld 1979. - Walter Strittmatter, St. Landelin Ettenheimmünster. Schnell-Kunstführer Nr. 1153/1982; Die Reichsabtei Gengenbach und die Klöster der Benediktinerkongregation Straßburg. Gengenbacher Blätter 1985. - A.M. Renner, Kirchen und Kapellen in Gengenbach. Schnell-Kunstführer Nr. 909/2. Aufl. 1976. - J. Schmitt, Maursmünster (Marmoutier) im Elsaß - Ehem. Abteikirche der Benediktiner. Schnell-Kunstführer Nr. 893/10. Aufl. 1985. - List/Hillenbrand, Reichskloster Schuttern im Wandel der Zeiten (603-1980) - Herausgeber Kathol. Pfarrgemeinde Schuttern, 1983. - Wilhelm Smets, Kurzer Überblick über die Geschichte der Reichsabtei Schwarzach. Herausgeber Gemeindeverwaltung Schwarzach 1966.

# Zum Leben und Werk von Hermann Schilli (1896—1981)

*Dieter Kauß*

Anläßlich des 90. Geburtstages und des 5. Todestages von Studienprofessor Hermann Schilli im Jahre 1986 mag es an dieser Stelle erlaubt sein, sich etwas ausführlicher, als es die bisher erschienenen Nachrufe getan haben, mit dem Leben und dem Werk von Hermann Schilli aus einem gewissen zeitlichen Abstand heraus zu beschäftigen, dessen Bibliographie erstmals zu erstellen und ihm einige Aufsätze zu widmen. Hermann Schilli, der gebürtige Offenburger, war unter dem Einfluß von Dr. Ernst Batzer wohl im Jahre 1927 Mitglied unseres Historischen Vereins für Mittelbaden geworden. In unserer Zeitschrift veröffentlichte er 1936 und 1937 seine beiden ersten Aufsätze über die „Bauernhäuser der Ortenau“ und „Das Heidenhaus“. Damit hatte H. Schilli die beiden Bereiche seiner Hausforschung angekündigt, denen er bis zu seinem Tode treu blieb. Nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis der Denkmalpflege seit 1950 und des Schwarzwälder Freilichtmuseums seit 1963 konnte er diese immer wieder der Öffentlichkeit nahebringen. Als Gründer der Freiburger Meisterschule für das Zimmerhandwerk bildete er von 1938 bis 1962 etwa 1500 Zimmermeister aus.

Praxis, Lehre, Forschung und deren Realisierung machten denn auch die Bereiche aus, für die Hermann Schilli mehrfach geehrt wurde. So wurde er auch 1966 zum Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden ernannt. Im Jahre 1979 erhielt er als erster den Heimatpreis des Ortenaukreises.

## *Lebensweg*

Hermann Schilli wurde am 1. Januar 1896 in Offenburg als Sohn des Schlossers sowie Wagen- und Zugführers bei der Badischen Staatsbahn Stefan Schilli aus Zunsweier und dessen Frau Maria Bartlott aus Durlach geboren. Von 1902 bis 1913 besuchte Hermann Schilli die Volks- und Oberrealschule in Offenburg. Nach einem Baupraktikum in einem Offenburger Zimmergeschäft, nach einem Semester am Staatstechnikum in Karlsruhe nahm er von 1914 bis 1918 als Kriegsfreiwilliger am 1. Weltkrieg in Frankreich, Polen, Litauen, Kurland, Livland, Flandern und Frankreich teil.

Aus dem Krieg zurückgekehrt, nahm Hermann Schilli sein Studium am Staatstechnikum in Karlsruhe wieder mit dem Ziel auf, Lehrer an der Gewerbeschule zu werden. Nach dem Studienabschluß 1921 wurde er Gewerbeschulkandidat an der Offenburger Gewerbeschule, wo er 1927 planmäßig als Gewerbelehrer angestellt wurde. Nach Ersatzabitur (1929) und Prüfung für das Höhere Lehramt an Gewerblichen Schulen (1930) wurde H. Schilli 1931 zum Studienrat ernannt.



*H. Schilli unter der Türe des Vogtsbauernhofs*

*Foto: E. Kienle, Eppingen*

Unterdessen hatte Hermann Schilli 1927 in Offenburg Frieda Sammeth, die Tochter des Bierbrauers und Gastwirts zur „Kopfhalle“ am Stadt buckel, geheiratet. Die beiden Söhne Wilfried und Gerhart wurden 1929 und 1933 geboren. Dr. Ernst Batzer prägte in Offenburg H. Schilli in seinem historischen Denken entscheidend. Enge Freunde der Familie Schilli in Offenburg waren Fritz Hutzler, Geometer, sowie Leo Egger, Zahnarzt, mit ihren Familien.

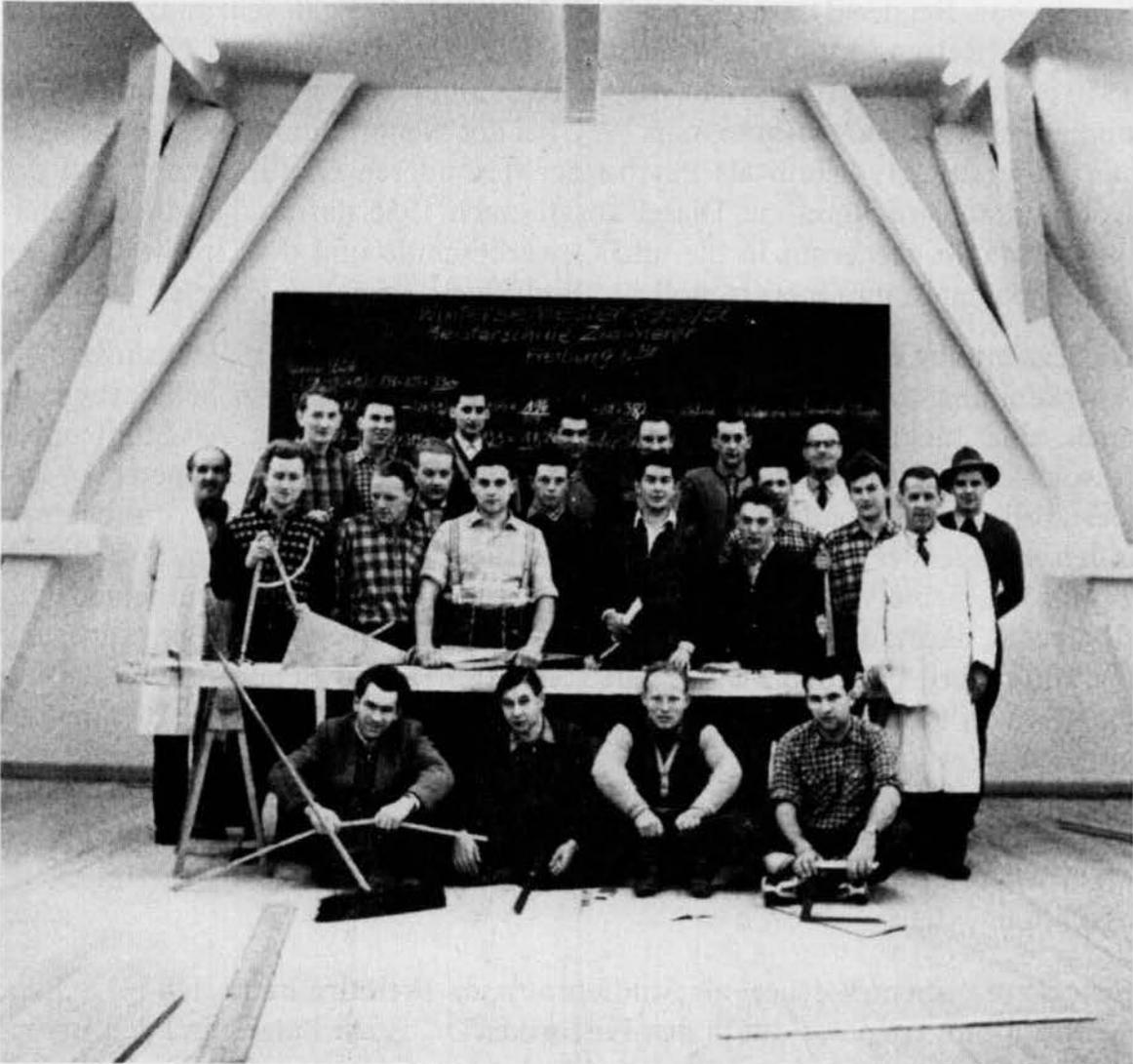
Im Jahre 1938 wurde Hermann Schilli auf Antrag des Landesverbands badischer Zimmermeister an die Gewerbeschule Freiburg versetzt, wo er die Zimmermeisterschule gründete und diese bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1962 leitete. Diese Zeit wurde durch den 2. Weltkrieg unterbrochen, in dem H. Schilli von Beginn an im Westen, danach bis 1942 im Osten als Hauptmann im Einsatz war. Im Jahre 1942 wurde er aus gesundheitlichen Gründen aus dem Heer entlassen.

Nach der Pensionierung widmete sich Hermann Schilli dem Aufbau des Schwarzwälder Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach. Seit 1936 hatte er sich in verschiedensten Publikationen dem Thema des Hausbaus im Schwarzwald und des Fachwerkbaus in der südlichen Oberrheinebene gewidmet. Seit 1950 war er als Denkmalpfleger im Regierungsbezirk Südbaden tätig, wobei er sich vor allem der Häuser im Schwarzwald und in der Oberrheinebene annehmen konnte. Forschung, praktisches Wissen und denkmalpflegerische Sorge vereinte H. Schilli ab 1964 im Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach. Er tat dies mit immerwährendem Engagement bis zum 28. August 1981, an dem er in Freiburg starb.

## *Lehrer*

Nachdem H. Schilli 1921 am Staatstechnikum in Karlsruhe die Gewerbelehrerhauptprüfung abgelegt hatte, war er an der Offenburger Gewerbeschule als Gewerbeschulkandidat tätig. Dabei unterrichtete er die ganze Bandbreite der gewerblichen Schüler mit Schwerpunkt der Baugewerbe. Seine Kurse in „Fachzeichnen“ waren damals schon geschätzt. Von 1926 bis 1928 übte H. Schilli beim Arbeitsamt Offenburg eine nebenamtliche Tätigkeit innerhalb der Berufsberatung aus, die in der Durchführung von Eignungsprüfungen für das Holzgewerbe bestand. Dazu besuchte er eigene Kurse an der Technischen Hochschule in Karlsruhe. 1927 erfolgte die planmäßige Anstellung in Offenburg als Gewerbelehrer.

H. Schilli erstrebte aber mittlerweile das Höhere Lehramt an gewerblichen Schulen. Nach bestandenem Ersatzabitur 1929 legte er 1930 die Prüfung für das Höhere Lehramt an gewerblichen Schulen ab und wurde 1931 Studienrat.



*H. Schilli und der Meisterkurs 1955/56 in der Gewerbeschule Freiburg.*

Er engagierte sich in Offenburg ehrenamtlich in der Schülerbibliothek und war für das Jugendherbergswerk tätig. Schon damals erkannte man, daß die Schüler an ihm hingen und er sie im Unterricht zu fassen verstand.

Im Jahre 1938 wurde H. Schilli an die Gewerbeschule Freiburg versetzt, um dort eine Meisterschule für Zimmerhandwerker einzurichten und aufzubauen. Dabei sollte das praktische handwerkliche Können im Vordergrund stehen, beruhend auf grundlegenden Kenntnissen in Abbund, Konstruktion, Statik und Treppenbau. Die eigenen hervorragenden handwerklichen Kenntnisse, die Neigung zur darstellenden Geometrie, das große Allgemeinwissen und die pädagogischen Fähigkeiten waren die besten Voraussetzungen dafür, daß H. Schilli sowohl 1938 als auch 1952 eine Meisterschule für das Zimmerhandwerk in Freiburg schuf, die zu den bedeutendsten ihrer Art in der Bundesrepublik zählt und schon 1954 als „bundeswichtige Fachschule“ anerkannt wurde. In der Kriegszeit legte er dabei großen Wert auf Werkstätten und eine praktische Zusammenarbeit mit dem Hochbauamt der Stadt, die damals die Trägerin der Schule war. Bei der Besetzung der Stadt Freiburg 1945 galt sein ganzes Augenmerk der Rettung und Bewahrung des Werkstätten-Inventars. Nachdem bis 1950 etwa der Pflichtunterricht für die Bauhandwerker wieder voll organisiert und angelaufen war, konnte man 1952 bei der Neugründung der Zimmermeisterschule auf H. Schilli als Person der besonderen Qualifizierung und der Kontinuität zurückgreifen. Dieser sorgte auch 1956 dafür, daß die Zimmermeisterschule wiederum in die alte Gewerbeschule und dort in die früheren Räumlichkeiten im Obergeschoß des Südflügels einziehen konnte.

Die Ernennung H. Schillis zum Studienprofessor im Jahre 1959 bestätigte die Anerkennung sowohl seiner handwerklich-organisatorischen Schularbeit als auch seiner fachlichen Qualifikation in Lehre und Forschung. Als Studienprofessor wurde H. Schilli Fachberater für das Fachgebiet der Zimmerer im Regierungsbezirk Südbaden. Dieser überregionalen Verantwortung vermochte er in hervorragender Weise bis zu seiner Pensionierung Ende März 1962 gerecht zu werden. Seine Vorliebe aber für den Meisterkurs zeigte sich bei seiner Pensionierung darin, daß er extra darauf bestand, auch nach seiner Pensionierung bis Mitte April 1962 den Meisterkurs fortzuführen und zu beenden. Immerhin hatte er von 1938 an etwa 1 500 Zimmermeistern die fachliche Ausrüstung mit auf den Weg geben können. Diese jedoch schätzten ganz besonders seine menschliche Art, mit der er manchem von ihnen Mut machte und sie alle durch die Schwierigkeiten des Meisterkurses brachte.

### *Denkmalpfleger*

Schon vor seinem Wechsel als Studienrat nach Freiburg hatte sich H. Schilli, beeinflußt und geprägt durch den Historiker Dr. Ernst Batzer und den Bauhistoriker Dr. Otto Gruber, mit den verschiedenen Hausformen des Schwarzwaldes und der Oberrheinebene beschäftigt. Sein Wissen darüber, das er seit

1936 immer wieder der Öffentlichkeit vorlegte, wurde noch vor Kriegsende in der praktischen Umsetzung der Denkmalpflege in der Weise anerkannt und gefördert, daß er beauftragt wurde, zur Erfassung alter Kulturgüter in den Luftnotgebieten alte Bauernhäuser im Schwarzwald aufzunehmen.

Nach dem Kriege suchte 1950 das Landeskulturamt Baden die Zusammenarbeit mit H. Schilli erneut, um alte Höfe im Schwarzwald in das Denkmalbuch einzutragen. So gab er die entscheidenden, beratenden Beurteilungen ab, aufgrund derer Bauern- und Fachwerkhäuser des Schwarzwaldes und der Oberrheinebene in das Denkmalbuch eingetragen wurden.

Seit etwa 1957 kommen zu diesen beratenden Tätigkeiten für die Denkmaleintragungen auch die Funktionen der Überwachung und der Beratung der Handwerker bei Instandsetzungsmaßnahmen an wertvollen Fachwerk- und Holzhäusern der Oberrheinebene und des Schwarzwalds hinzu. So gelang es ihm, Denkmalpflege auch bewußt und in Verantwortung für die Nachwelt ge-



*Der Schönbachhof in St. Peter, von H. Schilli restauriert*

*Foto: Schreiber, St. Peter*

stalten und vollziehen zu helfen. Stolz war er dabei vor allem auf vier Gebäude, deren Renovierung und Neugestaltung er entscheidend beeinflussen konnte: Den Mattenhof in Mühlenbach im Kinzigtal, den Dilgerhof in Furtwangen, den Schönbachhof in St. Peter, die „Arche“ in Istein.

Sowohl in seiner denkmalpflegerischen Arbeit als auch in deren Fortsetzung, der Leitung des Schwarzwälder Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach, verband H. Schilli eine mehr als nur kollegiale Freundschaft mit dem langjährigen Oberkonservator beim Staatlichen Amt für Denkmalpflege in Freiburg, Martin Hesselbacher. Dieser konnte ihm bezüglich seiner denkmalpflegerischen Arbeiten folgendes zusammenfassendes, bleibendes Verdienst bescheinigen: Die Erhaltung besonders wertvoller Schwarzwald- und Fachwerkhäuser der verschiedensten Konstruktions- und Stilformen in einer Jahrzehnte dauernden, kollegialen Zusammenarbeit.

### *Hausforscher*

Während seines Studiums in Karlsruhe (bis 1921) und seiner Kurse für Studienberatung ebenda (1926/27) hatte H. Schilli engen Kontakt mit Dr. Otto Gruber, Dozent und a.o. Prof. in Karlsruhe, von 1927 bis 1957 o. Prof. in Aachen. O. Gruber hatte mit der Schrift „Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser“ habilitiert, die 1926 bei G. Braun in Karlsruhe erschien. O. Gruber aber war auch Mitglied des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung, der schon vor dem 2. Weltkrieg das Vorhaben in Angriff genommen hatte, ein Gesamtwerk über „Haus und Hof deutscher Bauern“ herauszugeben. Prof. Dr. O. Gruber war für den Bereich „Geschichte des schwäbisch-alemannischen Bauernhauses“ zuständig, das auf 10 Abteilungen geplant war. Aufgrund seiner Beschäftigung und seiner wissenschaftlichen Publikationen über die Häuser der Ortenau und des Schwarzwaldes (1936-1941) war H. Schilli der berufene Spezialist für das Bauernhaus im südlichen und mittleren Schwarzwald sowie für die Fachwerkbauten in der Ortenau, dem Hanauerland und im Kaiserstuhl. 1939 hatte er seine Grundthesen im Alemannischen Institut Freiburg vorgetragen. Das Ministerium für Kultus und Unterricht unterstützte H. Schilli 1943 und 1947 bei dieser Arbeit. Er wird von dort aus geradezu für diese Tätigkeit beauftragt (1946). Im Jahre 1953 brachte er sein Buch „Das Schwarzwaldhaus“ als Sonderveröffentlichung des Alemannischen Instituts heraus. Dieses Buch verdient bis heute als Standardwerk angesprochen zu werden. In ihm sind die verschiedenen Haustypen des Schwarzwaldes in ihrer Entstehung, in ihren territorialen, geschichtlichen und landschaftlichen Bedingungen, in ihrer Verbundenheit mit Wirtschafts- und Rechtsgeschichte, mit Volks- und Stammesgeschichte dargestellt. In Bildern und besonders in klaren Bau- und Konstruktionszeichnungen zeigte H. Schilli auch, wie die Haustypen Umgestaltungen erfahren und wie sie sich nach den Bedürfnissen der Gebirgsbewohner gerichtet haben.

Seine Erkenntnisse über die Typen historischer Häuser im Schwarzwald diskutiert H. Schilli immer wieder im Kreise von Spezialisten: im Arbeitskreis für Hausforschung (1950 bis 1953) und im Alemannischen Institut Freiburg (1939, 1943, 1954). Letzterem gehörte er seit 1938 als Mitglied und seit 1957 als Beirat an.

H. Schilli's weitere wissenschaftliche Arbeit umfaßte schließlich, neben der allgemeinen Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes, die gesamte Holzbauweise des mitteleuropäischen Raumes. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dabei den Fachwerkbauten unserer engen Heimat. Das Ergebnis dieser Studien waren viele profunde Aufsätze in heimatgeschichtlichen Zeitschriften. Zusätzlich belieferte er bis zuletzt die deutschen Fachorgane des Zimmerhandwerks, der Bau- und Möbelschreinerei, die der praktischen Weiterbildung dienen, mit wertvollen Beiträgen.

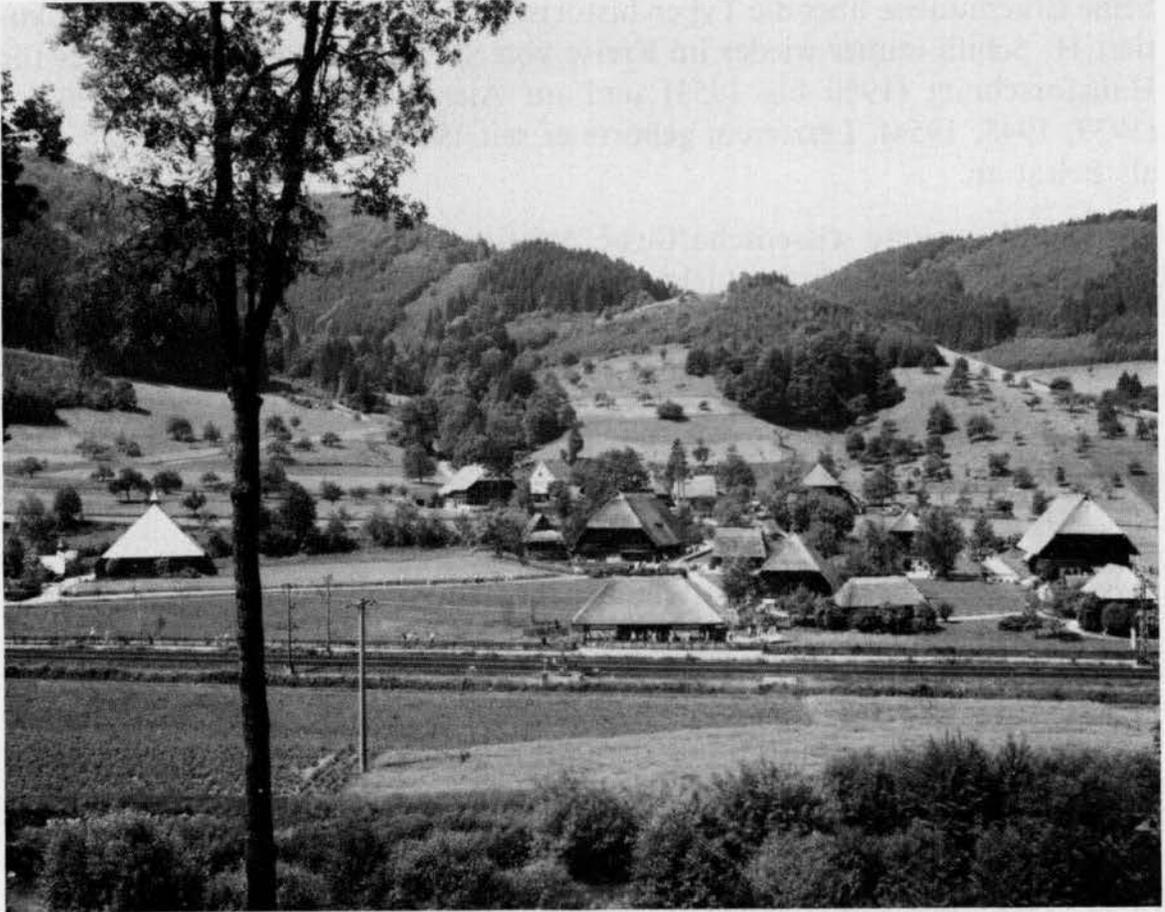
Zwischen 1957 und 1960 betätigte sich H. Schilli als Fach-Berater für drei Kultur- und Lehrfilme: „Das Schwarzwaldhaus“, „Ein Vogel erobert die Welt“ und „Köhlerei“. Diese waren damals sehr erfolgreich. So übernahm eine amerikanische Spielfilm-Verleihgesellschaft den Film „Ein Vogel erobert die Welt“ für einen fünfjährigen Filmtheatereinsatz, gekoppelt mit einem Spielfilm, in der Bundesrepublik, in Österreich, in Luxemburg und in der Schweiz.

In Vorträgen und Exkursionen vor verschiedensten Organisationen und Institutionen, auch in einem Lehrauftrag am Lehrstuhl für Volkskunde der Universität Freiburg, verstand es H. Schilli, das Interesse weiter Bevölkerungskreise auf das von ihm vertretene Spezialgebiet hinzulenken. So ist es ihm gelungen, eine breite Basis für das allgemeine Verständnis zu schaffen, das diesem wichtigen Zweig unserer heimatlichen Kulturgeschichte entgegengebracht werden sollte. Die sichtbare Frucht dieses Verständnisses wurde dann das letzte Lebenswerk des Hausforschers H. Schilli: Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach.

### *Museumsleiter*

Bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1962 hatte sich H. Schilli vor allem auf den Gebieten der schulischen Organisation und der Hausforschung besonders hervorgetan. Seine denkmalpflegerische Arbeit insbesondere seit 1950 gab ihm schon die Möglichkeit, Theorie und Pädagogik über den historischen Hausbau in die erhaltende Praxis umzusetzen. Ab 1960/61 beginnt nun der dritte und krönende Lebensabschnitt H. Schilli's als Museumsleiter.

Nach zehn Jahren ehrenamtlicher Denkmalpflege im Regierungsbezirk Südbaden vor allem für die Bauern- und Fachwerkhäuser des Schwarzwaldes und des südlichen Oberrheingebietes hatte er die Erfahrung machen müssen, daß trotzdem viele alte eindrucksvolle Häuser besonders im Schwarzwald nach



*Die Museumsanlage in Gutach*

*Foto: Gebr. Metz, Tübingen*

und nach aus der sie prägenden Landschaft verschwanden. Dies bestärkte seine Auffassung, der Nachwelt eine Einrichtung dieser charakteristischen Zeugen aus einer einzigartigen Kulturlandschaft zu vermitteln. Seit 1960 faßte er folgerichtig den Entschluß, ein Freilichtmuseum für den Schwarzwald zu errichten. Ein Jahr später erwirkte er die Zustimmung des Referates für Denkmalpflege im Kultusministerium von Baden-Württemberg und des Kreistages in Wolfach zu diesem Plan. Als erster Schritt dazu sollte der Vogtsbauernhof in Gutach aufgekauft und schrittweise danach zu einem Freilichtmuseum ausgebaut werden.

Der Erwerb des Vogtsbauernhofes gelang im Jahre 1963; damals wurde H. Schilli auch durch den Kreistag von Wolfach zum Leiter des Museums bestellt. Der Vogtsbauernhof, sein Back- und Brennhaus wurden 1963/64 renoviert sowie ein Speicher, eine Klopfsäge, eine Mühle und ein Leibgedinghaus rund um diesen Hof errichtet. 1964 stand diese Keimzelle des Museums den Besuchern offen. In Zusammenarbeit von Land, Landkreis und dem Spezialist H. Schilli war ein Museum gegründet worden, das bis auf den heutigen Tag sieben Millionen Besucher angelockt hat. Seine weiteren Ausbaustufen unter H. Schilli waren:

- 1966-1968 Erwerb, Abbruch und Wiederaufbau des „Hippenseppenhofs“ aus Furtwangen-Katzensteig.
- 1968 Erstellung der Hanfreibe mit Gerstenstampfe, des Bienenständers und des Pförtnerhauses.
- 1969/1970 Errichtung des Speichers beim „Hippenseppenhof“ und des Milchhäusle beim „Vogtsbauernhof“.
- 1971/1972 Erwerb, Abbruch und Wiedererstellung des „Lorenzenhofs“ aus Oberwolfach, der Backhütte, der Hochgangsäge, des Kinzigtäler Speichers und des Kohlenmeilers.
- 1973 In der Nachfolge des Landkreises Wolfach wird der Ortenaukreis Träger des Museums.
- 1979/1980 Nachbau des Hotzenwaldhauses; Neubau des „Zimmerbauernhofs“ u.a. als Archiv und Bibliothek.
- 1980/1981 Nachbau des Schauinslandhauses; Herausgabe eines Geräteführers.

Damit gilt das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ vorläufig als abgeschlossen.

In seinem Leben, in seiner Person und in seinem Wirken als Lehrer, Denkmalfleger, Hausforscher und Museumsleiter mußte sich H. Schilli oft genug an zwei Devisen halten, die er immer wieder von sich gab und die ihn vor allem auch als Mensch kennzeichneten: „No nit luck lo, mr druckets nus“ und „Wie es kommt, so wird es gefressen“.

#### *Bibliographie Hermann Schilli*

Bauernhäuser der Ortenau, in: Die Ortenau 23, 1936, S. 17-48.

Das Heidenhaus, in: Die Ortenau 24, 1937, S. 44-63.

Vom Kniestock, in: Der Deutsche Zimmermeister 39, 1937, S. 131.

Was unsere Fachwerke erzählen, in: Der Deutsche Zimmermeister 39, 1937, S. 387-394.

Vom Schlot der Schwarzwaldhäuser, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 12, 1938, S. 104-107.

Das Heidenhaus des Schwarzwaldes, ein vorgermanisches Baudenkmal, in: Der Deutsche Zimmermeister 40, 1938, S. 146-152.

Die Verteilung der Hausarten in der Ortenau. Versuch eines Beitrags zur Besiedlungsgeschichte, in: Die Ortenau 27, 1940, S. 156-187.

Sinnbilder, Hauszeichen und verwandte Symbole in unserer Heimat, in: Mein Heimatland 28, 1941, S. 147-165.

Die Verbreitung der Hausformen im Schwarzwald, in: Festschrift zu Ehren von Prälat Prof. Dr. J. Sauer, Freiburg 1947. (Das Werk ist nicht im Druck erschienen).

J.L. Wohleb — H. Schilli, Der Kinzigtäler Bergbau in den Jahren 1700-1754. Allensbach 1950. (Veröffentlichungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv, Heft 12).

Zur Hausforschung in Baden, in: Niederschrift über die Tagung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung in Büdingen 1950, S. 8/9.

Siedlungs- und Hausformen der Glasmacherrodung Äule, in: Festschrift für Fr. Metz, Freiburg 1950. (Das Werk ist nicht im Druck erschienen).

Kunst, Holz zu rechter Zeit zu hauen . . . in: Der Deutsche Zimmermeister 53, 1951, Nr. V, S. 13/14.

Ländliche Haus- und Hofformen im alemannischen Gebiet Badens, in: Bad. Heimat 31, 1951, S. 168-188.

Hausforschung in Baden, in: Niederschrift über die Tagung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung in Burghausen 1951, S. 58/59.

Die Bauernhäuser des Schwarzwaldes, in: Grundlagen der Landes- und Volksforschung in Südwestdeutschland und den alemannischen Nachbargebieten, Calw 1951, S. 41-47.

Württembergische Schwarzwaldhäuser, in: Schwäbische Heimat 3, 1952, S. 18-21.

Das Schwarzwaldhaus. Stuttgart. W. Kohlhammer 1953. 1. Auflage.

Siedlungen und Hausformen der Glasmacherrodung Äule, in: Alemannisches Jahrbuch 1953, S. 314-323.

Die Barocktreppe im „Roten Haus“ in Mondschau, in: Der Deutsche Zimmermeister 55, 1953, S. 467/468.

„Deutsche Hausforschung“ in Mondschau, in: Der Deutsche Zimmermeister 55, 1953, S. 468.

Sägemathishof im Vorderen Schützenbach/Furtwangen, in: Nachrichtenblatt der öffentlichen Kultur- und Heimatpflege im Regierungsbezirk Freiburg 4, 1953, Nr. 4, S. 4.

Schwarzwälder Hausformen, in: Der Schwarzwald 84, 1953, S. 24/25.

Die Fachwerkhäuser in Bottenau bei Oberkirch, in: Nachrichtenblatt der öffentlichen Kultur- und Heimatpflege im Regierungsbezirk Südbaden 5, 1954, S. 31.

Vom Fachwerkbau und seinem Stilgesetz, in: Der Deutsche Zimmermeister 56, 1954, S. 70/71.

Zimmermeister — Spannmeister, in: Der Deutsche Zimmermeister 56, 1954, S. 178/179.

Die deutschen Hausforscher in der Schweiz, in: Der Deutsche Zimmermeister 56, 1954, S. 477-479.

Der Aufschiebling — einmal anders, in: Der Deutsche Zimmermeister 56, 1954, S. 363/364.

Das Mittelbadische Kniestockhaus in neuer historischer Sicht?, in: Soweit der Turmberg grüßt 7, 1955, S. 89-95.

Zwei halbvergessene zimmermännische Schmuckformen (Seilhieb und Stern), in: Der Deutsche Zimmermeister 57, 1955, S. 134-136.

Schutzbedürftige Fachwerkbauten in Bahlingen und Malterdingen im Breisgau, in: Nachrichtenblatt der öffentlichen Kultur- und Heimatpflege im Regierungsbezirk Südbaden 6, 1955, S. 28/29.

Istein, Haus Nr. 66 (sog. „Arche“), in: Nachrichtenblatt der öffentlichen Kultur- und Heimatpflege im Regierungsbezirk Südbaden 6, 1955, S. 64.

Beim letzten Köhler des Schwarzwaldes, in: Der Schwarzwald 85, 1955, S. 94-96.

Die hölzerne Rheinbrücke zu Säckingen, das Werk und seine Meister, in: Bad. Heimat 36, 1956, S. 259-267.

Das oberrheinische (mittelbadische) Kniestockhaus, in: Bad. Heimat 37, 1957, S. 63-84.

Exposé zum Kulturfilm „Ein Vogel erobert die Welt“, Bremen 1957, 5 Seiten.

Wohn- und Werkbauten in Glashütten des nördlichen Schwarzwaldes, in: Alemannisches Jahrbuch 1958, S. 150-169.

Studienfahrten durch den mittleren und südlichen Schwarzwald (mit Zeichnungen), in: Bericht über die Tagung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung in Freiburg 1958, S. 131-141.

Exposé zum Kulturfilm „Das Schwarzwaldhaus“, Bremen 1958, 3 Seiten.

Das Bauernhaus in Ried und Tal, in: Gerodsecker Land 1, 1958/59, S. 97-100.

Die Hausformen der Ortenau, in: Die Ortenau 40, 1960, S. 112-133.

Das Schwarzwaldhaus, in: Bad. Heimat 40, 1960, S. 259-272.

Köhlerei, in: Publikationen zu wissenschaftlichen Filmen. Sektion B: Völkerkunde — Volkskunde II, Heft 5, 1960, S. 431-437.

Die alte Kinzigbrücke in Gengenbach ein Werk von Victor Kretz?, in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 3, 1960, S. 71.

Die Hausformen des Schwarzwaldes, in: Schwarzwald. Landesbildstellen Baden und Württemberg 1960, S. 27-32.

Gengenbach als Fachwerkstadt, in: P. Schaaf, Gengenbach, Vergangenheit und Gegenwart. Konstanz 1960, S. 211-232.

Die Fachwerke der Stadt Gengenbach, in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 4, 1961, S. 78-82.

Ein Vogel erobert die Welt, in: Der Schwarzwald 1961, S. 4/5.

Der Schwarzwaldhof von heute, in: Der Schwarzwald 1961, S. 98-101.

Haus- und Hofformen im Freiburger Raum, in: Geographische Rundschau 14, 1962, S. 190-198.

Dachgaupen am Schloß Bruchsal, in: Bauen mit Holz 64, 1962, Heft 1, S. 27-29.

Der Vogtsbauernhof in Gutach, der Grundstock eines Schwarzwälder Freilichtmuseums, in: Badische Heimat 43, 1963, S. 309-333.

Der Vogtsbauernhof in Gutach. Museumsführer 1964. Masch. Manuskript von 7 Seiten.

Das Schwarzwaldhaus. Stuttgart. W. Kohlhammer 1964, 2. Auflage.

Die Hausformen auf dem Schauinsland, in: Der Schwarzwald 1965, S. 4-6.

Haus- und Hofformen, in: Amtliche Kreisbeschreibung Freiburg Bd. I/1, Stuttgart 1965, S. 531-542.

Die Hausformen auf dem Schauinsland, in: Der Schwarzwald 1965, S. 4-6.

Die Hausform des Schauinslandgebiets, in: Der Schauinsland, Lahr 1966, S. 153-162.

Die Schwarzwälder Mühle, in: Ekkart, Jahrbuch für das Badner Land 1966, S. 81-107.

Zur Geschichte und zum Ausbau des Schwarzwälder Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach/Schwarzwald, in: Badische Heimat 65, 1967, S. 267-278.

Wohnbauten in den Glashütten des Schwarzwaldes zwischen 1600-1900, in: Arbeit und Volksleben. Deutscher Volkskunde-Kongreß 1956 in Marburg. Göttingen 1967, S. 58-66.

Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach im Schwarzwald, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 63, 1967, S. 62-69.

Ansprache bei der Verleihung des Oberrheinischen Kulturpreises im Jahre 1967, in: Gedenschrift der Johann-Wolfgang-von-Goethe-Stiftung 1967, S. 24-26.

Die Hausformen auf dem Schauinsland, in: Rund um das Jugendhaus Schauinsland. Mappe des Jugendförderungswerkes Baden-Württemberg 1967.

Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach, in: Der Schwarzwald 1967, S. 76.

Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach. Führer durch das Museum. Freiburg: H. Rebholz, 1. Auflage 1968.

Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach. Guide français. Freiburg: H. Rebholz, 1. Auflage 1968.

Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach. English Guide. Freiburg: H. Rebholz, 1. Auflage 1968.

Die ländlichen Haus- und Siedlungsformen im Landkreis Lahr, in: Badische Heimat 48, 1968, S. 137-151.

Wie der Schwarzwälder einst lebte. Ein Besuch im Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach, in: Freiburger Almanach 20, 1969, S. 25-32.

Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach. Führer durch das Museum. Freiburg: H. Rebholz, 2. Auflage, 1969.

„Vogtsbauernhof“. Ein Denkmal der Schwarzwälder Zimmermannskunst, in: Bauen mit Holz 71, 1969, S. 513-517.

Zur Geschichte und den Aufgaben des Schwarzwälder Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach im Schwarzwald, in: Alemannisches Jahrbuch 1970, S. 347-353.

Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach/Schwarzwald, in: Die Ortenau 50, 1970, S. 105-121.

Schwarzwaldhäuser. Karlsruhe. Badenia-Verlag 1971.

Ein Freiburger Übergabevertrag von 1833, in: Alemannisches Jahrbuch 1971/72, S. 199/200.

Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach. Führer durch das Museum. Freiburg: H. Rebholz, 3. Auflage, 1972.

Schwarzwälder Zimmermannskunst. Der „Lorenzenhof“ von Oberwolfach, heute im Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach im Schwarzwald, in: Bauen mit Holz 74, 1972, S. 552-555.

Das Longinuskreuz am Hippenseppenhof im Freilichtmuseum Gutach/Schwarzwald, in: Badische Heimat 53, 1973, S. 128-130.

Zimmermannskunst im Fachwerkbau. Ein Fachwerkhaus in Straßburg, Mühlenstr. 1, in: *Bauen mit Holz* 75, 1973, S. 316-318.

Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 4, 1974, S. 26-30.

Von den Schwarzwaldhäusern des Münstertales, in: *Münstertal/Schwarzwald. Geschichte und Geschichten*, Freiburg. K. Schillinger 1974, S. 51-61.

Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach im Schwarzwald. Guide français. Freiburg. H. Rebholz 1974, 2. Auflage.

Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach. Führer durch das Museum. Freiburg. H. Rebholz, 4. Auflage, 1974.

Hammerschmiede und Ölmühle im Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach, in: *Badische Heimat* 55, 1975, S. 259-264.

Die Schwarzwaldhäuser des Münstertales, in: W. Vetter, *Kunst im Münstertal*, Freiburg 1975, S. 41-50.

Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“. Lahr, Schauenburg-Verlag, 1975.

Zur Geschichte des Schwarzwald-Freilichtmuseums Gutach, in: *Badische Heimat* 56, 1976, S. 267.

Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach, in: *Freundeskreisblätter des Freilichtmuseums Südbayern* 4, 1976, S. 36-47.

Das Schwarzwaldhaus. Stuttgart. W. Kohlhammer, 3. Auflage, 1977.

Von den Walmen der Schwarzwaldhäuser, in: *Der Schwarzwald* 1977, S. 78/79.

Open-air -museum of the black forest Vogtsbauernhof in Gutach. English Guide. Freiburg. H. Rebholz, 2. Auflage, 1977.

Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach. Führer durch das Museum. Freiburg. H. Rebholz, 5. Auflage, 1977.

Schwarzwaldhäuser. Karlsruhe. Badenia-Verlag, 2. Auflage, 1978.

Übersicht über die Hausformen der Ortenau, in: K. Klein, *Land um Rhein und Schwarzwald*. Kehl 1978, S. 343-348.

H. Schilli — R. Dieterle, *Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ Gutach an der Schwarzwaldbahn*. Freudenstadt. H. Müller 1978.

Die Neubauten im Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach im Schwarzwald, in: *Die Ortenau* 60, 1980, S. 305-313.

Hausformen des Schwarzwaldes, in: E. Liehl und W.D. Sick, Der Schwarzwald. Beiträge zur Landeskunde. Bühl 1980, S. 319-353.

Die Hausformen, in: Breisgau und Hochschwarzwald. Land vom Rhein über den Schwarzwald zur Baar. Herausgegeben vom Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald, Freiburg, 1980, S. 152-157.

Die Schwarzwaldhäuser, in: Merian. Südlicher Schwarzwald 1980, S. 140-146.

Das Schauinslandhaus. Nachbau des „Reesenhofes“ in Hofgrund, in: Die Ortenau 61, 1981, S. 284-290.

Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach im Schwarzwald. Kehl. Morstadt-Verlag, 6. Auflage, 1981.

Fachwerkbauten in Baden. Freiburg. K. Schillinger 1981.

H. Schilli — R. Dieterle, Vogtsbauernhof Gutach an der Schwarzwaldbahn. Tübingen. Metz-Verlag 1982.

Das Schwarzwaldhaus. Stuttgart. W. Kohlhammer, 4. Auflage, 1982.

Open-Air-Museum of the Black Forest „Vogtsbauernhof“ in Gutach, English Guide. Lahr. E. Kaufmann, 3. Auflage, 1983.

Musée de plain air de la Forêt-Noir „Vogtsbauernhof“ à Gutach. Guide Français. Lahr. E. Kaufmann, 3. Auflage, 1983.

In 73 Folgen schrieb H. Schilli von 1958—1973 über Fragen und Probleme des Treppenbaus in der „Tischler-Zeitung“, Abteilung „Der Treppenbauer“. Hierbei führte er u.a. das rechnerische Verziehen der Treppen nach dem vergessenen Vorbild von Balt-  
hasar Neumann wieder ein.

Schließlich schrieb H. Schilli die Texte für die wissenschaftlichen Filme:

„Ein Vogel erobert die Welt“ (1957)

„Das Schwarzwaldhaus“ (1958)

„Köhlerei“ (1960)

Bei der Erstellung dieser Bio- und Bibliographie waren mir in zuvorkommender Weise, für die ich herzlich danke, behilflich: Damen und Herren des Alemannischen Instituts in Freiburg, des Bruderverlags in Karlsruhe, der Gewerbeschule I in Freiburg, des Landesdenkmalamts Außenstelle Freiburg, der Museumsbetreuungsstelle für Baden-Württemberg in Tübingen, des Staatsarchivs in Freiburg, des Stadtarchivs in Freiburg, so-  
dann einige ehemalige Meisterschüler, die Familien Dr. G. Schilli und Prof. Dr. W. Schilli in Freiburg und E. Schilli aus Offenburg.

# Zur Geschichte des Vogtsbauernhofs in Gutach

*Dieter Kauß*

Am 27. März 1963 erwarb der damalige Landkreis Wolfach durch die Initiative von Hermann Schilli den Vogtsbauernhof in Gutach<sup>1</sup> als Keimzelle für das der Öffentlichkeit seit 1964 zugängliche Schwarzwälder Freilichtmuseum<sup>2</sup> in Gutach. Dieser Vogtsbauernhof war ein gutes Beispiel für den Haustyp, den man nach seinem Standort das Gutacher Haus<sup>3</sup> nennt und der sich vor allem durch die Dreiraumbreite im Erdgeschoß des talseitigen Hausgiebels auszeichnet. Dabei ist der helle Mauerkerne der Küche zwischen den beiden dunklen Holzgezimmerten Räumen der Stube und der Kammer auf eine württembergische Bauordnung aus dem Jahre 1568 zurückzuführen<sup>4</sup>. Ist nun auch der Vogtsbauernhof seiner Besitzgeschichte nach ein Beispiel?



*Alte Ansichtskarte des Vogtsbauernhofs mit dem baulichen Zustand um 1920*

*Seit 1816 dreigeteilt*

Der Landkreis Wolfach hatte 1963 den Vogtsbauernhof in Gutach von drei Erbenparteien erworben: Jakob und Barbara Aberle, Johann Aberle und der Erbgemeinschaft des Jakob Summ. Verfolgt man anhand der Feuerversicherungsbücher und der Einschätzungstabellen<sup>5</sup> dazu die Besitzerparteien zurück, so ergeben sich für folgende Jahre die benannten Hauseigentümer:

- 1940: Jakob Aberle, Christian Aberle und Jakob Summ  
 1911: Konrad Aberle, Christian Aberle und Jakob Summ  
 1869: Conrad Aberle, Christian Wälde und Joh. Georg Summ  
 1855: Conrad Aberle, Christian Wälde und Joh. Georg Summ  
 1841: Conrad Aberle, Christian Wälde, Georg Schondelmaier/Joh.  
 Georg Summ  
 1826: Johann Jakob Wälde/C. Aberle, Christian Wälde, Georg Schondel-  
 maier



*Die letzte „Vogtsbüri“, Frau Aberle,  
 in der Küche an ihrem Herd*

Nach diesen Feuerversicherungsbüchern und deren Einschätzungstabellen setzt sich also die Besitzdrittelung bis 1826 fort. Es werden aber auch Vorläufer gewisser Familien deutlich. Diesen gilt es in den Gutacher Grundbüchern<sup>6</sup> und in den Gutacher Familienregistern<sup>7</sup> nachzuspüren. Der im Jahre 1963 und 1940 genannte Jakob Aberle war der Sohn des Konrad Aberle (1841—1916), der am 2. Februar 1888 Katharina Grimm, geb. Wälde heiratete. Diese war die Tochter des Christian Wälde (1809—1900), von dem sie ihren Hofanteil 1872 erhalten hatte<sup>8</sup>, um Johann Grimm zu heiraten. Dieser starb 1887; da die Ehe kinderlos war, fiel das Erbe wiederum zurück an den Vater Christian Wälde<sup>9</sup>. Ein Jahr später heiratete Katharina den schon erwähnten Konrad Aberle, der auf diese Art und Weise in den Besitz des Anteils von Christian Wälde kam. Christian Wälde hatte zwar schon 1834 geheiratet, erhielt aber erst 1851 von seiner Mutter<sup>10</sup> das Erbe übertragen. Deren Mann, Christian Wälde (1783—1832), kennen wir als Achtel-Bauer aus zwei Grundbucheinträgen<sup>11</sup> des Jahres 1849. Er aber war der Bruder des Johann Jakob Wäldin (1781—1866), der für den Vogtsbauernhof im Jahre 1816 eine entscheidende Rolle<sup>12</sup> spielen wird.

Johann Aberle aus dem Jahre 1963 war der Erbe des Christian Aberle (1884—1958). Bei dessen Heirat im Jahre 1909 erbte dieser durch Kaufvertrag<sup>13</sup> den Anteil seines Vaters Georg Aberle (1839—1914), der erst im Jahre 1883 geheiratet und mit seinem Sohn Christian nur ein einziges Kind hatte. Georg Aberle war seit 1876 im Besitz des Erbes seines Vaters<sup>14</sup> Conrad Aberle (1809—1871), der durch Heirat mit Maria Wäldin, der Tochter des Johann Jakob Wäldin (1781—1866) im Jahre 1838 auf den Vogtsbauernhof einheiratet. Er wird denn auch in Grundbucheinträgen<sup>15</sup> von 1849 und 1853 als Viertels-Bauer in Wellerhöfen genannt und erhielt 1848 seinen Anteil am Vogtsbauernhof aufgrund des Heiratsvertrages von 1838 grundbuchamtlich überschrieben<sup>16</sup>. Dieser Conrad Aberle (Aberlin) stammte aus dem Singersbach und war der Sohn des dortigen Christian Aberlin.

Die Erbengemeinschaft Summ als Mitbesitzer des Vogtsbauernhofs im Jahre 1963 ging auf Jakob Summ (1860—1947) zurück, dessen Vater Johann Georg Summ (1816—1906) aus Kirnbach stammte und 1843 Anna Maria Schondelmaier in Gutach<sup>17</sup> heiratete. Diese war wiederum die Tochter des Johann Georg Schondelmaier (1789—1859), der aus Reichenbach stammte und im Jahre 1816 in Gutach Christine Schultheiß aus St. Georgen geheiratet hatte. Zuvor aber erkaufte sich Joh. Georg Schondelmaier im Jahre 1816 von Joh. Jakob Wäldin (1781—1866) einen Anteil am Vogtsbauernhof und dessen Bauernhaus<sup>18</sup>. Sowohl Joh. Georg Schondelmaier als auch Joh. Georg Summ kennen wir daher 1827, 1828 und 1839 sowie 1849 als Achtels-Bauern in den Wellerhöfen aus dem Grundbuchurkunden<sup>19</sup>.

Während also die Anteile der beiden Familien Aberle aus dem Jahre 1963 aus kontinuierlich übergebenem Familienbesitz und aus einem durch Heirat erlangten Familienanteil stammen, war der Anteil der Familien Schondelmaier/Summ erkaufte. Dies geschah im Jahre 1816; die Urkunde darüber<sup>20</sup> wirft ein entscheidendes Licht auf die Besitzverhältnisse des Vogtsbauernhofs: Johann Jakob Wäldin (1781—1866) hatte den Hof als ältester Sohn von seinem Vater Hans Jakob Wäldin (1744—1820) übernommen. Er muß schon vor 1816 in große Geldschwierigkeiten gekommen sein, denn bis zu diesem Zeitpunkt hatte er ein Achtel des Hofgutes ohne Hausbeteiligung an Jakob Blum aus dem Singersbach und ebenso ein solches Achtel an Anna Maria Schissele verkauft. Er selbst besaß im April 1816 nur noch fünf Achtel des Hofgutes; sein Bruder Christian Wäldin (1783—1832) war im Besitz des letzten Achtels. Erneut durch Geldsorgen geplagt, veräußerte Johann Jakob Wäldin am 4. April 1816 an Joh. Georg Schondelmaier und dessen zukünftige Frau Christina Storz ein Achtel des Hofgutes und ein Viertel des Bauernhauses.

Damit war die Dreiteilung des Hof- und Hausbesitzes grundgelegt: Johann Jakob Wäldin besaß die Hälfte des Hauses und die Hälfte des Hofgutes (Vier Achtel). Er trat seinen Anteil über seine Tochter Maria durch Heirat 1838 und Übergabe im Jahre 1848 an Conrad Aberlin ab. Ein Achtel des Hofgutes und



*Umbauarbeiten im Bereich der Stube des Vogtsbauernhofes im Jahre 1963*

ein Viertel des Hauses besaß schon vor 1816 Christian Wäldin, der Bruder des Joh. Jakob Wäldin. Dieser Anteil ging an den Sohn des Christian Wäldin mit gleichem Namen, von diesem über seine Tochter an Konrad Aberle über. Das sechste Achtel des Hofgutes und das vierte Viertel des Bauernhauses erkaufte sich 1816 Joh. Georg Schondelmaier; seine Tochter Anna Maria brachte sie in das Erbe der Familie Summ ein.

Man wird hier deutlich sagen müssen, daß die Anteile des Hofgutes, hier Achtel genannt, dies in Wahrheit im Jahre 1816 nicht mehr waren; denn ab 1816 waren die restlichen zwei Achtel, d. h. ein Viertel des ursprünglichen Gesamtbesitzes des Vogtsbauernhofes, diesem schon entfremdet. Was also als Besitz des Vogtsbauernhofes nach 1816 überliefert ist, ist nur noch drei Viertel seiner ursprünglichen Größe.

*Seit 1447 Eigentum der Frühmeßkaplanei U.L.F. in Hornberg*

Die Gutacher Kirchenbücher und Familienregister sowie einige ältere Akten aus dem Gutacher Gemeindearchivbestand helfen uns beim Vogtsbauernhof auch in noch älterer Zeit hinüber zu jenem urkundlich belegten Sachverhalt, daß der Vogtsbauernhof zusammen mit fünf anderen Höfen Ausstattungsgut der Frühmeßkaplanei Unserer Lieben Frau an der Hornberger Pfarrkirche war.

Doch kehren wir in das Jahr 1816 zurück, in dem wir Johann Jakob Wäldin (1781—1866) als denjenigen kennengelernt haben, der aus Geldnot heraus sei-

nen Hof aufgeteilt hatte. Sein Vater Hans Jakob Wäldin (1744—1820) hatte es indes schwer gehabt, diesen Hof überhaupt in seiner Familie zu halten. Maria, seine Mutter, hatte ein zweites Mal geheiratet, so daß ein Jung Jacob Aberle, sicherlich schon seit 1752 dadurch Hofbauer auf den Wellerhöfen<sup>21</sup> geworden war. Hans Jakob Wäldin wird zwar 1765 schon als der künftige Hofbauer<sup>22</sup> in den Wellerhöfen genannt, erhält aber erst 1784 das Erbe seines Vaters<sup>23</sup> durch seinen Stiefvater übertragen. Dieser Sachverhalt ist sowohl im „Eheschaftenbuch Gutach“ von 1731 ff<sup>24</sup> als auch in den für uns jüngsten Lagerbüchern des Amtes Hornberg von 1716<sup>25</sup> und 1699<sup>26</sup> überliefert. Um die dortigen Eintragungen besser zu verstehen, lassen wir nochmals die Gutacher Familienregister<sup>27</sup> sprechen: Der Vater von Hans Jakob Wäldin (1744—1820) war Roman Wäldin, geb. 1721 und 1741 verheiratet mit Maria Schüsselin. Dessen Vater hieß Conrad Wäldin, war 1662 geboren und heiratete 1702 Anna Blum aus dem Ramsbach. Dessen Vorfahre hieß Georg Wäldin, der vor 1662 seine Frau Susanne geheiratet haben muß. Die Abfolge von Georg zu Conrad Wäldin ist uns im Lagerbuch der Kellerei Hornberg aus dem Jahre 1716 überliefert. Desgleichen erfahren wir dort wie auch in älteren Lagerbüchern das Eigentumverhältnis dieses Hofes: vogtbar der württembergischen Herrschaft, Eigentum der Frühmeßkaplanei U.L.F. Hornberg. Über Haus und Hof erfahren wir aus diesem Lagerbuch von 1716 folgendes: Haus und Scheuer waren aneinandergesetzt; es existierten ein Speicher und ein Krautgarten auf der Hofreite, ebenso ein Leibgedinghäusle und ein weiteres Häusle, die beide abgegangen sind.

Im Lagerbuch des Jahres 1699<sup>28</sup> ist Georg Wälden als Hofbauer, vormals Peter Täscher notiert. Im Stall überwinterten 25 Stück Vieh. Haus und Scheuer sind aneinandergesetzt. Speicher und Krautgarten bilden einen Bestandteil der Hofreite, der außerdem noch das baufällige Leibgedinghäusle, nun nicht mehr von Fremden bewohnt, zugehört. Das kleine Häusle wird auch schon als abgegangen bezeichnet.

Das Jahr 1691 erbringt dasselbe Hofbild<sup>29</sup>. Nur ist hier als Vorbesitzer vor Georg Wäldin ein Theiß Moser genannt. Dieselbe Besitznachfolge wird in einem weiteren Lagerbuch<sup>30</sup> aus dem Jahre 1686 ersichtlich. Haus und Scheuer aneinander, Speicher, Krautgarten und Leibgedinghaus werden hier aufgezählt. Im Bauernhaus überwintern 25 Stück Vieh, ein Bestand um 10 Stück höher als bei den Nachbarn. Ebenso sind die Abgaben doppelt so hoch wie bei den engsten Nachbarn.

Gerade dieser Sachverhalt wird auch in zwei Lagerbüchern<sup>31</sup> aus dem Jahre 1591 bestätigt. Sowohl die Geldabgaben an die Frühmesse als auch die Zehnten an die Herrschaft sind doppelt so hoch wie bei den anderen fünf Höfen. Auch die Viehzahl ist mit 25 die höchste. Als Hofbauer ist Theiß Moser, zuvor Peter Täscher, angeführt. Wiederum besteht der ganze Hofkomplex aus einem Haus und Scheuer aneinander, aus der Hofreite, dem Speicher und einem

Krautgarten. Das Leibgedinghäusle ist von zwei Witwen bewohnt, ein kleines Häusle von einem Hans Plum.

Ein weiteres Lagerbuch<sup>32</sup> aus dem Jahre 1590 ist insofern von großem Interesse, weil es nur beim Vogtsbauernhof den Vermerk trägt, daß bei ihm Haus und Scheuer aneinandergebaut sind. Bei allen anderen Höfen scheint noch die alte Struktur von Einzelgebäuden wie Haus, Scheuer und Speicher zu bestehen. Ist dies als ein Hinweis für einen Neubau nach 1568 zu verstehen und zu werten? Meiner Meinung nach könnte dies so sein. Ich möchte jedoch nicht verhehlen, daß schon 1591 die Bauart „von Haus und Scheuer aneinander“ bei zwei weiteren Höfen genannt ist.

Aber auch 1590 sind die Besitzverhältnisse klar angeführt<sup>33</sup>: „Vogtbar der Herrschaft Württemberg, aigenthum der fruemeß Hornberg“, Erbgut des Theiß Moser, vormals des Peter Täscher. Abgaben und Zinsen sind im Vergleich zu den Nachbarn sehr hoch; der Viehbestand beträgt auch hier 25 zu überwinternde Stück. Der Hof besteht aus Haus und Scheuer aneinander, einem Speicher, einem Krautgarten, einem Leibgedinghäusle, von zwei Frauen bewohnt, und einem kleinen Häusle, in dem Hans Plum gegen einen Mietzins wohnt.

Mit diesem Lagerbuch von 1590 endet eine Reihe von ausführlichen Lagerbuchbeschreibungen. Für das Jahr 1517 zeichnet ein älteres Lagerbuch<sup>34</sup> nur noch die Zehntabgaben an die Herrschaft Württemberg auf. Dabei wird ausdrücklich vermerkt, daß die sonstigen Abgaben und Zinsen an die Frühmesse zu Hornberg zu leisten sind. Peter Täscher bezahlt hier die höchsten Zehntabgaben unter den Hofbauern, die zur Hornberger Frühmesse gehören.

Denselben Betrag in derselben Höhe entrichtet laut Lagerbuch<sup>35</sup> von 1491 auch ein Hennslin Täscher. Man wird daher in der Annahme nicht fehlgehen, daß es sich hierbei um den Vater des Peter Täscher handelt.

Dieser oder erneut sein Vater Henn Täscher wird schließlich in der Urkunde<sup>36</sup> vom 25. Juli 1425 genannt, in der Rainold von Urslingen und Anastasia von Uesenberg, seine Gattin, an den Adligen Franz von Bernbach und dessen Frau Adelheid von Lustnau um 130 Rheinische Gulden Geld die Abgaben von fünf Höfen in Gutach verkaufen. Darunter befindet sich u.a. auch des Henn Täschers Gut. Ein Jahr später<sup>33</sup> erfolgt der Verkauf eines weiteren Hofes an diese Adligen.

Die Abgaben dieser insgesamt sechs Höfe in Gutach wurden danach an die adligen Edelknechte Mattis von Ow und Georg von Gypich vererbt, die 1447 auf Geheiß von Georg und Heinrich von Geroldseck auf diese Abgaben zugunsten der Heiligenpfleger der Pfarrkirche am U.L.F. Altar in Hornberg verzichteten<sup>38</sup>. Unter diesen Gütern, deren Abgaben nun nach Hornberg abgeliefert werden müssen, ist u.a. wiederum des „Täschers Gut“ genannt. Dieses war zusammen mit den anderen fünf Höfen Ausstattungsgut der Frühmeßkapla-

nei in Hornberg geworden, die nominell erst am 19. Dezember 1454 durch den Schultheiß und die Richter von Hornberg gestiftet und am 31. Juli 1455 durch den Konstanzer Generalvikar bestätigt worden war<sup>39</sup>. Die Geroldsecker hatten sich aber nicht schon 1447 mit den sechs Gutacher Höfen um diese Kaplanei bemüht, sondern Heinrich von Geroldseck-Sulz trat am 26. Mai 1451 weitere Hofrechte in Lauterbach<sup>40</sup> an diese Frühmeßpfründe ab. Diese Pfründe wurde auf den Marien- oder Unserer-Lieben-Frauen-Altar der alten St. Johann-Pfarrkirche vor der Stadt Hornberg<sup>41</sup> gestiftet, um sowohl am Sonn- wie an Werktagen eine Frühmesse an dieser Kirche zu garantieren. Dafür wurde ein eigener Kaplan angestellt<sup>42</sup>, der von den Naturalien und Zinsen leben mußte und konnte, die u.a. von den sechs Höfen in Gutach, zu denen auch der Vogtsbauernhof gehörte, nach Hornberg abgeliefert wurden.

In der Ausstattung der Hornberger Frühmesse mit den sechs Gutacher Höfen aus dem Jahre 1447 schließt sich der geschichtliche Ring bis hin zum jüngsten Hornberger Lagerbuch aus dem Jahre 1716. Der Vogtsbauernhof war von 1447 bis in das frühe 19. Jahrhundert Eigentum der Frühmesse in Hornberg, vogtbar der Herrschaft Württemberg. Diesen Eigentumsbezug behielt er auch, als wohl 1534 im Zuge der Reformation diese Frühmeßpfründe in Mittel des Armenkastens zugunsten sozialer Aufgaben umgewandelt wurde. Die immer wiederkehrenden Angaben in den Lagerbüchern und in den Familienregistern in Gutach ergänzen sich bis in das 18. Jahrhundert in ihren Aussagen; sie lassen mithin eine nahezu lückenlose Besitzgeschichte von Haus und Hof zu:

Henn oder Henslin Täscher (15. Jahrhundert);  
Peter Täscher und Theiß Moser (16. Jahrhundert);  
Georg Wäldin, Konrad Wäldin (17. Jahrhundert);  
Roman Wäldin, Hans Jakob Wäldin und Johann Jakob Wäldin  
(18. Jahrhundert).

### *Hornberger Besitz*

Aber mit dem Jahre 1447 ist die Geschichte des Vorgängerbaues des heutigen Vogtsbauernhofes nicht abgeschlossen. Es wurde schon angedeutet, daß dieser Hof 1425 im Besitz von Rainold von Urslingen und dessen Gattin Anastasia oder Anna von Uesenberg war. Anna von Uesenberg, die Tochter des Hesso (IV) von Uesenberg und der Anna von Geroldseck war mit Rainold (VI) Herzog von Urslingen in dritter Ehe verheiratet<sup>43</sup>. Zuvor hatte sie seit 1376 Konrad von Tübingen zu Lichteneck und seit 1392 Werner von Hornberg geheiratet. Aus dieser zweiten Ehe mit Werner von Hornberg aus der Linie Neu-Hornberg stammten die sechs Höfe im Gutachtal, die Rainold von Urslingen zusammen mit Anna von Uesenberg 1425 und 1426 an die Adligen von Bernbach verkauft hatte. Seine direkten Erben dieses Gutacher Anteils wurden die Söhne seiner Schwester<sup>44</sup>: die Brüder Heinrich und Georg von Geroldseck. Diese wiederum sorgten dafür, daß die sechs Gutacher Höfe 1447 an die Hornberger Frühmesse kamen.

Damit aber ist klar, daß die sechs Höfe im unteren Gutachtal um den Vogtsbauernhof herum schon lange zuvor aus dem Güterbesitz ausgespart waren, den Brun Werner von Hornberg dann am 25. November 1423 an die Württemberger Grafen Ludwig und Ulrich verkaufte. Über dessen Frau waren diese sechs Höfe in einer weiteren Ehe bis zum Jahre 1425 an Rainold von Urslingen übergegangen, der außerdem am 25. Juli 1424 um die Summe von 285 Rheinische Gulden jährliche Abgaben aus dem Gutach- und Kirnbachtal an einen Adligen verkaufte<sup>46</sup>. Für diesen Verkauf mußten vier Lehensleute aus dem Gutachtal bürgen, darunter ein „Vogt Henns Täscher“.

Dies alles bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß der Vogtsbauernhof aus früherem altem Hornberger Besitz über den Vertreter der Linie Neu-Hornberg mit Namen Brun Werner von Hornberg durch Heirat an Anna von Uesenberg gelangte. Diese, bzw. deren neuer Gatte, Rainold von Urslingen verkaufte 1425 u.a. den Vogtsbauernhof an Franz von Bernbach, von dem er durch Erbschaft an Mattis von Ow und Georg von Gypich kam. Diese wiederum traten diesen Hof 1447 an die zu gründende Frühmesse der Hornberger Pfarrkirche ab.

### *Zusammenfassendes Ergebnis*

Wenn eingangs die Frage nach der Beispielhaftigkeit des Vogtsbauernhofs in geschichtlicher Hinsicht gestellt wurde, so ist diese nach all den gewonnenen Erkenntnissen voll zu bejahen. Denn die Geschichte des Vogtsbauernhofs führte den Betrachter zurück in die Welt des Mittelalters, in den Bereich der im Gutachtal damals herrschenden Freiherren von Hornberg. Diese teilten um 1200 ihre Herrschaft in Althornberg/Triberg und in Neuhornberg auf, wobei das Gutachtal zur Neu-Hornberg gehörte<sup>47</sup>. Über die Heirat Werners von Neu-Hornberg mit Anna von Uesenberg gelangten Teile des unteren Gutachtales in den Besitz von Rainold von Urslingen. Dieser entstammte jenem Adelsgeschlecht von Urslingen bei Rottweil<sup>48</sup>, das sogar den Herzogstitel führte, der ihm durch Friedrich Barbarossa infolge der Belehnung mit dem Herzogtum Spoleto zuteil geworden war. Über die Erben des Rainold von Urslingen gelangte dann der Vogtsbauernhof zusammen mit den anderen fünf Höfen der näheren Umgebung an die Hornberger Frühmesse.

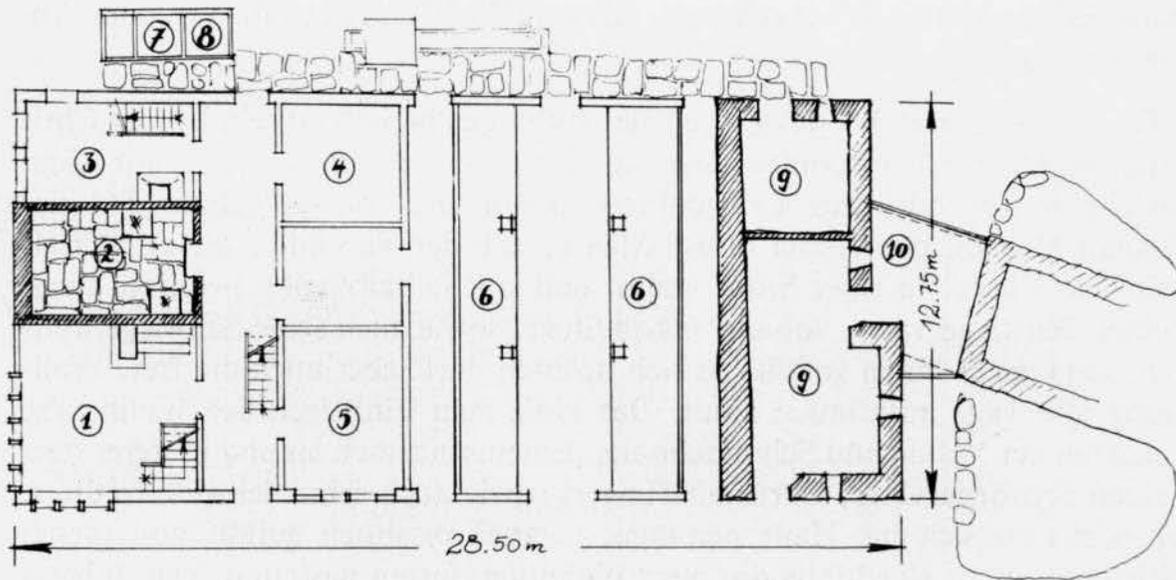
Dieser Weg zeigt aber auch zugleich auf, daß der Vogtsbauernhof immer Lehensgut war, der nicht den Bauern, sondern dem Adel und dem späteren Landesherren gehörte. Als solches wurde es von diesen immer wieder durch Heirat, Erbe und Verkauf je nach Bedarf weitergegeben: von Werner von Hornberg an Anna von Uesenberg, über Rainold von Urslingen an Franz von Bernbach, Mattis von Ow und schließlich an die Frühmesse von Hornberg. Als deren Eigentum wurde der Hof in der reformatorischen Säkularisation in den Besitz des Landesherren, der Württemberger eingegliedert<sup>49</sup>. Daher ist der Vogtsbauernhof auch immer in den württembergischen Lagerbüchern zu finden als vogtbar der Herrschaft, als Eigentum der Frühmesse.

Betrachten wir die uns bekannte Reihe der Hofbauern, so müssen wir bemerken, daß sie in ihrer Abhängigkeit vom Grund- und Landesherrn doch konstant als Erbbauern auf diesem Hof blieben. Dies gilt sowohl für die Täscher im 15. und 16. Jahrhundert als auch für die Wäldin vom 17. bis in das 19. Jahrhundert. Ja noch im 19. und 20. Jahrhundert behauptete sich einerseits die eingeheiratete Aberle-Familie als auch andererseits die Familie Schondelmaier/Summ mehrere Generationen lang auf diesem Hof. Im Anteil von Christian Wälde vermochte sich gar die Hofbauernfamilie des 17. Jahrhunderts bis 1888 auf dem Vogtsbauernhof zu behaupten.

Dieser Vogtsbauernhof stand und lebte aber nicht allein oder isoliert. Er war immer seit 1425/26 im Zusammenhang mit fünf weiteren Höfen zu sehen, die seit 1447 mit zu dem Ausstattungsgut der Hornberger Frühmesse gehörten. Diese fünf weiteren Höfe entsprechen heute dem Langenbacherhof, dem Hanschristehof, dem Zimmerbauernhof, dem Martinsbauernhof und dem Rotbauernhof. Aus den Lagerbüchern wissen wir, daß der Vogtsbauer von diesen Höfen die höchsten Abgaben und Zinsen zahlte. Er hatte auch das meiste Vieh im Stall. Dies bedeutet, daß der Vogtsbauer im Vergleich zu den anderen fünf Kaplaneihöfen eine herausragende Stellung einnahm. Im Feldmeßprotokoll des Jahres 1720 beinhaltet der Vogtsbauernhof 50 Hektar Gelände, der benachbarte Zimmerbauernhof dagegen nur etwa 20 Hektar.

Die Geschichte des Vogtsbauernhofs vermochte in einem weiteren Problem leider keinen direkten Aufschluß zu erbringen: dem des *Namens*. Erstens hieß kein Hofbesitzer oder kein Hofbauer „Vogt“ mit Namen. Zweitens war auch keiner der Besitzer je Talvogt von Gutach<sup>50</sup>. Man wird jedoch annehmen können, daß der Vogtsbauer innerhalb der sechs Höfe, die zur Frühmesse zu Hornberg gehörten, eine gewisse führende Position eingenommen hat, etwa die Organisation der Abgaben und Steuern dieser sechs Höfe<sup>51</sup>. Vielleicht war der Vogtsbauer damit auch eine führende politische Person im Gutacher Untertal gewesen, das zunächst ja nur teilweise an Württemberg abgetreten wurde, andererseits noch bei dem Urslinger Herzog und seinen Erben verblieb. Denn wohl nicht umsonst wird in einer Urkunde aus dem Jahre 1424 von Rainold von Urslingen als Bürge ein „Vogt Henns Täscher“<sup>52</sup> genannt. Dieser jedoch ist dem Vogtsbauernhof zuzuordnen. So wäre der Hofname des Vogtsbauernhof in alter geschichtlicher Tradition grundgelegt. Direkt beweisen läßt sich dies jedoch nicht.

Von 1590 an ist es möglich, das Hofareal mit seinen Gebäuden zu beschreiben<sup>53</sup>. Es standen sicherlich bis 1716 auf der Hofraite das Wohnhaus mit Stall und Scheuer aneinander, ein Speicher, ein Leibgedinghaus und ein kleines Häusle. Der Krautgarten gehörte mit zur Hofraite. Ende des 17. Jahrhunderts wurde das kleine Häusle baufällig und ging ab. Ebenso schien es sich im 19. Jahrhundert mit dem Leibgedinghaus verhalten zu haben. So finden wir im Teilungsvertrag von 1816<sup>54</sup> nur noch das Wohnhaus mit Scheuer und Bühne,



*Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof in Gutach*

*Grundriß: Maßstab 1:150*

*Erdgeschoß des Vogtsbauernhofs, (1) Stube, (2) Küche, (3) Kammer, (4) Kammer, (5) Kammer, (6) Viehstall, (7) Abort, (8) Schweinstall, (9) Keller, (10) Schafpferch unter der Hocheinfahrt.*

den Speicher, der nun baufällig ist, einen Schweinstall und eine Backhütte. Um 1870<sup>55</sup> wurden zum Wohn- und Ökonomiegebäude neben zwei Schweinstallanbauten ein Brennereigebäude und ein Backofengebäude erstellt. Diesen Gebäudebestand finden wir dann annähernd noch im Feuerversicherungsbuch von 1940: das Wohnhaus, zwei Schweinstallanbauten, ein Geräteschopf, ein Backhaus und ein Bienenhaus, das um 1910 erstellt wurde.

In diesem Hofareal lebten bis 1816 die Familien Wäldin. Deren Kinderzahl<sup>56</sup> betrug etwa bei Hans Jakob Wäldin (1744—1820) und seiner Frau Maria Breithaupt (1753—1832) sieben, bei Johann Jakob Wäldin (1781—1866) und seiner Frau Barbara Steiger (1791—1870) gar 15 Kinder. Beachten wir die Zeit nach 1816, so hatten die drei Hofbesitzer folgende Kinderscharen vorzuweisen: Conrad Aberlen (1809—1871) mit Maria Wäldin (1808—1876) 11 Kinder; davon sind drei im Geburtsjahr verstorben; Johann Georg Summ (1816—1906) mit Anna Maria Schondelmaier (1819—1898) 10 Kinder; davon sind ebenfalls drei im Geburtsjahr verstorben; Christian Wäldin (1809—1900) mit Lucia Blum (1810—1888) 11 Kinder. Beachten wir dabei außerdem, daß auch noch die Leibgedinghäuser der betreffenden Familien zum Lebensverband auf dem Hofe gehörten, so werden wir ohne Mühe während des 19. Jahrhunderts, besonders aber in den ersten beiden Dritteln, etwa bis zu 30 Personen innerhalb des Wohngebäudes ansiedeln müssen, da das Leibgedinghaus offensichtlich bald nach 1816 abgebrochen wurde. Diese Enge scheint auch schon in dem

*Kaufvertrag von 1816*<sup>7</sup> angedeutet, aus dem die wichtigsten Passagen als Abschluß hier mitgeteilt werden sollen:

„Da der Verkäufer  $\frac{3}{4}$  des ganzen Bauernhauses besitzt und sein Bruder Christian Wälde nur  $\frac{1}{4}$  darunter aber die hintere Stube und Kammer ganz allein welche letzter mit dem Leibgedinger bewohnt, von gedachten  $\frac{3}{4}$  des Bauern-Hauses, ein Viertel in der Maase, daß der Verkäufer dieses Viertels mit dem Käufer in einer Stube wohnt und solche halbtheilig benuzet, auch, seinen Schwiegervater, Johann Jakob Storz, sowie auch seine Schwiegermutter, so lange es ihnen gefällt, zu sich nehmen darf, aber auch die freie Wohnung alle Tage aufkünden kann. Das Holz zum Einheizen der Wohnstube schaffen der Wälde und Schondelmaier gemeinschaftlich an und Ersterer darf seinen Schwiegervater, Christian Steiger, sowie auch seine Schwiegermutter, ebenfalls zu sich ins Haus nemmen, solange es ihnen gefällt und diesen Schwiegereltern gleichfalls die freie Wohnung darinn gestatten. Der Johann Jakob Wälde'sche Antheil der Küche wird vom Verkäufer und Käufer zu gleichen Theilen gemeinschaftlich benutzt. Die Hälfte des vorderen Kellers im Bauernhaus, welche der Verkäufer besitzt, wird vom Verkäufer und Käufer zu gleichen Theilen gemeinschaftlich benutzt, in so lange bis die Leibgedings-Leute mit Tod abgehen, wo sodann der Käufer, den vorderen Keller räumen und sich mit demjenigen Antheil des hinteren Kellers begnügen muß, der auf Absterben der Leibgedings-Leute dem Verkäufer zufällt.

Von seinem Antheil und Küchengarten von welchem der Verkäufer 3 und sein Bruder Christian Wälde  $\frac{1}{4}$  besitzt ein Viertel und also von 4 Krautbeeten eines und zwar das kleinste.

Der Zaun so wie die furchen müssen nach Verhältnis, des besizers im Stand erhalten werden vom Schwein-Kerben ein Viertel es besitzt nämlich der Verkäufer davon  $\frac{3}{4}$  und sein Bruder Christian Wälde ein Viertel und von den  $\frac{3}{4}$  des Verkäufers erhält der Käufer ein Viertel.

Der Zaun um den Schwein-Kerbern wird gemeinschaftlich im Stand erhalten, von jedem Theilhaber nach Verhältnis des Antheils, den er am Schweine-Kerben hat.

Vom Grasgarten von der Hofreithe von der Backhütte von Welch' allem der Christian Wälde  $\frac{1}{4}$  und der J.J. Wälde  $\frac{3}{4}$  besitzt ein Viertel vom ganzen so, daß mithin der Christian Wälde davon  $\frac{1}{4}$  und der J.J. Wälde nur noch  $\frac{2}{4}$  und der Schondelmaier  $\frac{1}{4}$  inne hat. Diese Stücke müssen von jedem, nach dem Antheil eines jeden in Bau und Stand erhalten werden und also vom Christian Wälde zum vierten Theil vom Schondelmaier auch zum vierten Teil und von Johann Jakob Wälde zu zwei Viertel.

Den Speicher behält der Käufer für sich und will solchen mit seinem Bruder Christian Wälde, welcher den 4. ten Theil daran besitzt, auch den Abbruch davon besonders verkaufen. Wenn aber der Speicher abgebrochen ist, so er-

hält vom Platz, auf welchem solcher gestanden ist, der Kristian Wälde ein Viertel der Schondelmaier ein Viertel und der Johann Jakob Wälde zwei Viertel nicht nur allein zur Nuzung sondern auch zum Eigenthum.

Das Haus wird folgender maßen abgetheilt, der Kristian Wälde besizet davon den 4. ten Teil, so wie es zwischen ihm und seinem Bruder Johann Jakob Wälde verlängert abgetheilt worden ist.

Von den übrigen drei Vierteln des Hauses behält der Johann Jakob Wälde zwei Viertel und der Schondelmaier erhält ein Viertel, doch ist die vordere Wohnstube zwischen Johann Jakob Wälde und Schondelmaier, wie gesagt, gemeinschaftlich, und die Kammer ob der Wohnstube gehört dem J.J. Wälde allein und letzterer darf aus dieser Wohnstube auf einer Steege in diese Kammer gehen, die er aber auf seine Kosten machen lassen und unterhalten muß.

Dagegen erhält der Schondelmaier die Kammer ob dem Pferde-Stall zum alleinigen Gebrauch und als sein Eigenthum und darf er noch überdieß eine neue Kammer auf seine eigenen Kosten machen lassen ob dem Kühe-Stall, dawo die Leibgeding-Leute ihr Futter aufheben, erst aber als dann, wenn die Leibgedings-Leute gestorben sind oder ihm die Erbauung einer neuen Kammer auf diesem Plaz bewilligen.

Auch darf der Schondelmaier eine dritte Kammer auf seine Kosten erbauen, in den ehemaligen Pferdestall, so gros, als der Pferdestall gewesen ist, doch muß er davon einen Gang in Kuhstall, uneingewandert liegen lassen. Alle übrige eingewanderte Kammern und Gemächer gehören dem Verkäufer.

Von den Viehställen erhält der Käufer den hinteren Stall, in welchen die Stier gestanden sind, doch davon nur so viel, als er zu seinem haltenden Vieh braucht. Alle übrigen Viehställe, besonders der vordere Viehstall, bleiben dem Verkäufer. Von den Schwein-Ställen erhält der Käufer einen; der Verkäufer behält zwei.

Auf der Bühne erhält der Käufer einen Theil und der Verkäufer behält zwei Theile, sowie auch von der Scheuer und vom übrigen Plaz, der ein Hauswand getheilt anzutreffen ist, nämlich den vierten Theil vom Ganzen der Käufer und zwei Viertel der Verkäufer.

Die Bau- und Reparations-Kosten werden gemeinschaftlich bestritten, in der Maaße, daß der Verkäufer zwei Viertel der Baukosten und der Käufer ein Viertel, sowie auch der Kristian Wälde ein Viertel leiden muß.

Alle Hofbeschwerden ohn Ausnahm, die Erhaltung der Brücken, Weeg und Steeg auch dergl. sollen gemeinschaftlich getragen und auf gemeinschaftliche Kosten bestritten werden nach Verhältnis des Antheils, den jeder am Hofguth besizet.“

## Anmerkungen

- 1 Ortenaukreis. Registratur: 322/325
- 2 vgl. D. Kauß, „Vogtsbauernhof“ Schwarzwälder Freilichtmuseum Gutach. Braunschweig 1985, S. 18—24; ders., Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach, in: Museumsmagazin 2, 1985, S. 77—83.
- 3 H. Schilli, Das Schwarzwaldhaus. Stuttgart 4/1982, S. 199—206.
- 4 H. Schilli, Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach im Schwarzwald. Führer durch das Museum. Kehl 6/1981, S. 45
- 5 Gemeindearchiv Gutach. An dieser Stelle gilt mein herzlichster Dank dem Entgegenkommen und der Zusammenarbeit mit Herrn F. Ruf von der Gemeindeverwaltung Gutach.
- 6 Gemeindearchiv Gutach
- 7 Archiv des Evangelischen Pfarramts Gutach. Mein herzlicher Dank gilt hier Herrn Pfarrer R. Berger für die Benutzung und freundliche Bereitstellung
- 8 Grundbuch Bd. XI, S. 318 ff
- 9 Grundbuch Bd. XIII, S. 798
- 10 Grundbuch Bd. VII, S. 58 ff
- 11 Grundbuch Bd. VI, S. 195 und 199
- 12 Kontrakt-Protokoll Gutach vom 4. April 1816 (Privatbesitz)
- 13 Grundakten zu Grundbuch X, Heft 3
- 14 Grundbuch Bd. XII, S. 352
- 15 Grundbuch Bd. VI, S. 163  
Grundbuch Bd. VII, S. 721
- 16 Grundbuch Bd. V, S. 687
- 17 vgl. deren Vermögensübergabe vom 18. 2. 1843 laut Grundbuch Bd. XIV, S. 363 ff
- 18 s. Anmerkung 12
- 19 Grundbuch Bd. I, S. 143, 170;  
Grundbuch Bd. III, S. 161;  
Grundbuch Bd. VI, S. 230
- 20 s. Anmerkung 12
- 21 Generallandesarchiv Karlsruhe (= GLA) 229/37079
- 22 GLA 229/37077
- 23 GLA 229/37074
- 24 Eheschafftenbuch Gutach 1731 ff., fol. 117 b (Pfarrarchiv Gutach)
- 25 GLA 66/3860
- 26 GLA 66/3856 und 10893
- 27 An dieser Stelle danke ich Herrn A. Barth, Gutach, für die hervorragende Zusammenarbeit und insbesondere für die von ihm gelieferten Zusammenstellungen aus den Familienregistern.
- 28 GLA 66/3856, fol. 146—148 b;  
GLA 66/10893, fol. 146 b- 148.
- 29 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (= HSTA) H102, 35, Bd. I, fol. 162—163 b
- 30 GLA 66/3857, fol. 801
- 31 GLA 66/3855;  
HSTA H 102/35, Bd. I
- 32 HSTA H 101/78, fol. 176 b, 177
- 33 HSTA H 101/786, fol. 176 b
- 34 HSTA H 101/785, fol. 36
- 35 HSTA H 101/784, fol. 19
- 36 GLA 21/200
- 37 1426. IV. 23 (GLA 21/200)
- 38 Zwei Urkunden mit Datum vom 1447. I. 17 (GLA 21/200)
- 39 K. Rieder. Regesten der Bischöfe von Konstanz. Band IV. Innsbruck 1941, Nr. 11 899
- 40 Württembergische Regesten 1301—1500. Altwürttemberg. Stuttgart 1916, 1927 und 1940, Nr. 9744

- 41 vgl. W. Müller, Stadtgründung und Pfarrei, in: Ortenau 61/1981, S. 63/64
- 42 vgl. W. Müller, Die Kaplaneistiftung als spätmittelalterliche Institution, in: Von Konstanz nach Trient. Münster 1972, S. 263—276 und. D. Kauß, Mittelalterliche Kaplaneistiftungen an den Pfarrkirchen der Ortenau, in: Ortenau 52/1972, S. 106—121.
- 43 vgl. K. Schubring, Die Herzöge von Urslingen, Stuttgart 1974, S. 305
- 44 vgl. K. L. Hitzfeld, Hornberg an der Schwarzwaldbahn. Hornberg 1970, S. 28, 29, 47
- 45 GLA 21/237
- 46 GLA 21/267
- 47 vgl. K. L. Hitzfeld, Hornberg S. 27—29, 45—47
- 48 ebenda S. 28
- 49 ebenda S. 113
- 50 vgl. A. Barth, 700 Jahre Gutach. Gutach 1975, S. 28
- 51 vgl. D. Kauß, „Vogtsbauernhof“. Braunschweig 1985, S. 67
- 52 1424. VII. 25 (GLA 21/267)
- 53 erste Quellen dazu sind die genannten Lagerbücher
- 54 s. Anmerkung 12
- 55 als Quellen sind hier die Feuerversicherungsbücher von Gutach zu nennen.
- 56 Angaben aus den Familienregistern des Evang. Pfarramts Gutach
- 57 s. Anmerkung 12.

# Bäuerliches Alltagsleben im Hochmittelalter am Oberrhein

*Werner Rösener*

Die soziale Lage der bäuerlichen Bevölkerung in der Epoche des Hochmittelalters ist von den Historikern im allgemeinen als gut bezeichnet worden<sup>1</sup>. So gab Alfons Dopsch 1939 in seinem Werk „Herrschaft und Bauer in der deutschen Kaiserzeit“ folgendes Urteil zu den bäuerlichen Lebensverhältnissen während des Hochmittelalters ab: „Eben diese Zeiten (10.-13. Jahrhundert) stellen die Blüteperiode des deutschen Bauernstandes im Mittelalter dar. Die Bauern waren wohlhabend, weil sie gegenüber der früheren Zeit ihr Besitzrecht an dem grundherrlichen Leihegut verbessern und im Falle schlechter Ernte oder elementarer Not vom Grundherrn Zinsnachlässe oder positive Hilfe erhalten konnten . . . Die gewaltige Entwicklung des deutschen Bauernstandes hat aber umgekehrt auch bei dem wirtschaftlichen Aufschwung des Großgrundbesitzes mitgeholfen. Die großen Herrschaftsbildungen, geistlich wie weltlich, bauen auf ihm als fester Grundlage der Agrarwirtschaft auf. Und der Blütezeit des deutschen Bauerntums steht gleichzeitig eine höfische Kultur der fürstlichen Grundherren gegenüber, die durch die wirtschaftliche Erstarkeung dieser ermöglicht war<sup>2</sup>.“ Noch positiver beurteilte Friedrich Lütge die Lage der Bauern, als er 1949 emphatisch schrieb: „Es ist ja stets festzuhalten, daß das 13. Jahrhundert und die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts den Höhepunkt der ganzen Geschichte des deutschen Bauern darstellt; seine wirtschaftliche und auch soziale Lage war damals so gut wie nie zuvor und auch nie nachher. Das gilt nicht nur für ganz Deutschland, sondern im besonderen gerade für den Südosten des Reiches, wo Neidhard von Reuenthal in seinen bäuerlichen Liedern das hochmütig-üppige Leben der Dörfler darstellte und wo der Hof des „Meier Helmbrecht“ . . . stand“<sup>3</sup>. In einem ähnlichen Sinne äußerte sich vor kurzem der französische Sozialhistoriker Robert Fossier, als er konstatierte: „Es ist keine Übertreibung, wenn man feststellt, daß das französische Bauerntum bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert keine so ausgeglichene Lage wieder erreicht hat wie in den beiden Jahrhunderten der hochmittelalterlichen Blütezeit. Man hat daher mit Recht gesagt, daß das Hochmittelalter für das Bauerntum kein dunkles, sondern ein goldenes Mittelalter darstellte“<sup>4</sup>.

Angesichts dieser erstaunlich positiven Urteile zur Lage der Bauern im hochmittelalterlichen Europa stellt sich uns die Frage nach der Berechtigung dieser Aussagen. Waren die Existenzbedingungen der Bauern im 12. und 13. Jahrhundert tatsächlich besser als im frühmittelalterlichen Reich Karls des Großen oder in den Jahrhunderten des ausgehenden Mittelalters<sup>5</sup>? Vermitteln die Urteile der Historiker nicht ein zu idyllisches Bild der bäuerlichen Situation in-

nerhalb der hochmittelalterlichen Feudalgesellschaft, wo wir die große Masse der bäuerlichen Bevölkerung weiterhin in Abhängigkeit von weltlichen und kirchlichen Grundherren antreffen? Welche Momente und Wandlungen lassen es gerechtfertigt erscheinen, von einer Verbesserung der bäuerlichen Lage vom frühen zum hohen Mittelalter zu sprechen? Die Erhabenheit hochmittelalterlicher Kirchen und Kathedralen, die Großartigkeit der aufblühenden Städte und Burgen dürfen uns nicht dazu verleiten, von diesem äußeren Glanz auf die soziale Lage der bäuerlichen Bevölkerung zu schließen, zumal wir aus vielen Ländern und Epochen wissen, daß städtischer Reichtum und ländliche Armut häufig gleichzeitig auftreten. Bäuerliche Selbstaussagen sind ebenfalls keine zuverlässigen Gradmesser für die tatsächlichen Verhältnisse, wie wir von den Äußerungen heutiger Bauernverbände wissen.

Unwandelbar und ewig gleichbleibend waren die Existenzbedingungen der Bauern zu keiner Zeit. Die Vorstellung von einer tausendjährigen Ruhe im dörflichen Lebensbereich ist auch heute noch oft anzutreffen<sup>6</sup>, mag sie auch bei vielen Sachkennern verblaßt sein. Das Bild von der lang dauernden Beharrung im bäuerlich-ländlichen Sektor eignet sich vorzüglich als Kulisse, um davor das bewegte Spiel der Gegenwart im industriell-städtischen Bereich abheben zu können. Das Bild vom geschichtslosen Bauern, wie es Oswald Spengler 1922 in seinem vielgelesenen Werk vom „Untergang des Abendlandes“ gezeichnet hat, ist trotz seiner historischen Unrichtigkeit noch immer weit verbreitet. „Der Bauer ist der ewige Mensch, unabhängig von aller Kultur, die in den Städten nistet. Er geht ihr voraus, er überdauert sie, dumpf und von Geschlecht zu Geschlecht sich forzeugend, auf erdverbundene Berufe und Fähigkeiten beschränkt, der Ausgang und die immer fließende Quelle des Blutes, das in den Städten Weltgeschichte macht . . .“<sup>7</sup>.

Ähnlich undifferenziert zur bäuerlichen Sozialgeschichte äußerte sich der Mittelalterhistoriker Heinrich Dannenbauer, als er 1941 schrieb: „Die Welt des Mittelalters ist eine aristokratische Welt. Staat, Kirche und Gesellschaft werden vom Adel beherrscht. Eine Anzahl großer Familien, ausgezeichnet durch vornehme Geburt und weitausgedehnten Besitz, untereinander vielfach versippt, gebietet über Land und Leute . . . Die Taten und Untaten dieser weltlich-geistlichen Aristokratie machen die Geschichte jener Jahrhunderte aus, mit ihnen füllen die Chroniken die Blätter ihrer Bücher. Von anderen Leuten ist nichts zu vermelden. Das Volk auf dem Lande ist zum größten Teil abhängig, unfrei in mannigfachen Abstufungen. Es hat zu gehorchen, zu arbeiten und Abgaben zu entrichten. Zu sagen hat es nichts. Es hat im Grund keine Geschichte“<sup>8</sup>.

### *1. Die Eigenart der hochmittelalterlichen Epoche (11.-13. Jh.)*

Wenn wir uns nach diesen einleitenden Bemerkungen nun dem bäuerlichen Alltagsleben des Hochmittelalters zuwenden, scheint es angebracht, zunächst

die Eigenart der hochmittelalterlichen Epoche kurz zu charakterisieren. Vom 11. bis zum 13. Jahrhundert erlebte das abendländische Europa eine einzigartige Periode der Expansion, des Aufschwungs und der Entfaltung von Wirtschaft, Herrschaft und Kultur<sup>9</sup>. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts lassen sich eine Reihe sehr tiefgehender Veränderungen beobachten, die nach und nach alle Bereiche der Wirtschaft und Gesellschaft erfassen. Die Grundlage dieses wirtschaftlichen Wandels ist vor allem *die voranschreitende Besiedlung*, die unaufhaltsam das Gesicht Europas verändert: Die iberischen Hochflächen und die Gebiete östlich der Elbe werden neu besiedelt, und selbst in den alten Kernlandschaften dringt der Pflug ständig weiter in die noch verbliebenen Wälder und Ödländereien vor. Während dieser Rodungsphase werden auch die Kernzonen des Schwarzwaldes siedlungsmäßig erschlossen: Vom Oberrheingebiet dringen Klosterherrschaften wie Ettenheimmünster und Waldkirch oder weltliche Grundherren wie die Herzöge von Zähringen und die Herren von Eberstein in den Schwarzwald vor und besiedeln Täler und Höhen mit rodungswilligen Bauern<sup>10</sup>.

Diese neue Epoche der mittelalterlichen Geschichte bedeutet nach den Worten des französischen Mediävisten Jacques Le Goff weder ein Zurücktreten einer Agrargesellschaft vor einer städtischen Gesellschaft noch bringt sie den vollständigen Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft<sup>11</sup>. In der abendländischen Welt des 12. und 13. Jahrhunderts ist der Grundbesitz weiterhin die Hauptquelle von Reichtum und Macht, und der landwirtschaftliche Fortschritt ist die Grundlage des allgemeinen Aufschwungs. Der Bevölkerungszuwachs, die Arbeitsteilung, die ständische Gliederung, die Entwicklung der Städte und die dadurch ermöglichte Wiederaufnahme eines bedeutenden Handels treten dabei fast gleichzeitig auf, ebenso wie die nachfolgende geistige, religiöse und kulturelle Erneuerung, die einen Teil dieses übergreifenden Gesamtaufstiegs der abendländischen Christenheit bildet. Für die Erneuerung der Baukunst ist uns der Chronist Rodulf Glaber ein guter Gewährsmann, wenn er schreibt: „Als das dritte Jahr nach dem Jahr 1000 herankam, wurden fast überall, aber besonders in Italien und Gallien die Kirchen erneuert; obwohl die meisten sehr gut gebaut waren und eine Erneuerung nicht nötig gehabt hätten, trieb ein richtiger Wettstreit jede christliche Gemeinde dazu, eine noch prächtigere Kirche als die der Nachbarn zu haben. Man hätte sagen können, daß die Welt sich selbst schüttle, um ihre Baufälligkeit abzustreifen, und sich überall mit einem weißen Mantel von Kirchen bedecke. So wurden fast alle Bischofskirchen, die allen möglichen Heiligen geweihten Klosterkirchen und sogar die kleinen Dorfkapellen von den Gläubigen schöner wieder aufgebaut.“<sup>12</sup>

Der landwirtschaftliche Aufschwung, der in den nordalpinen Gebieten schon auf die karolingische Epoche zurückgeht, ist ebensogut Ursache wie Auswirkung der Bevölkerungszunahme<sup>13</sup>. Der *Agrarfortschritt* zeigt sich nicht nur in

der Ausbreitung des bebauten Bodens; zur Vermehrung der Anbauflächen kommen die quantitative und qualitative Verbesserung der Erträge, die Vielfalt der Bebauung, die Bereicherung der Nahrung. Der Agrarfortschritt zeigt sich ebenso in technischen Neuerungen wie in der Ausweitung der Anbauflächen. Das auffallendste Phänomen dieser Zeit ist zweifellos der rasante Bevölkerungszuwachs. Anhand indirekter Angaben erkennen wir, daß die Bevölkerung in fast allen Teilen Europas in einem beträchtlichen Ausmaß zunimmt; sie vergrößerte sich vom 11. bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts in den meisten Ländern um das Zwei- bis Dreifache. Diese *Bevölkerungsexpansion* fand ihren sichtbarsten Ausdruck im großflächigen Landesausbau und in einer intensiven Rodungstätigkeit<sup>14</sup>. Das Hochmittelalter wurde so zur Epoche der großen Landerschließung, in der sich das Bild der europäischen Natur- und Kulturlandschaften grundlegend veränderte und ein Aussehen gewann, das sich in vielen Gegenden in seiner Grundform bis zum 19. Jahrhundert erhielt. Von den Neusiedlungen des Hochmittelalters zeugen noch überall die Namen der Orte und deren Lage im Gelände. Auch in den altbesiedelten Landschaften trieb der Bevölkerungsdruck den Innenausbau der Ortsgemarkungen voran, so daß sich Einzelhöfe zu Weilern und Weiler zu Dörfern entwickelten. In den Fluß- und Seemarschen eroberte man durch Entwässerung neue Siedlungsflächen für landhungrige Bauern, während in den Waldzonen durch Rodung planmäßig neue Fluren und Dörfer entstanden.

Das spektakulärste Beobachtungsfeld für die Bevölkerungszunahme bieten neben den Rodungsgebieten die Städte<sup>15</sup>. Die städtische Erneuerung zeigt sich ebensogut in Neugründungen — z.B. Freiburg und Offenburg — wie in der Erweiterung bestehender Stadtkerne. Im Falle der „Neustädte“ ist es dabei oft schwierig, große Dörfer und Märkte von Städten im eigentlichen Sinn zu unterscheiden. In diesen neuen Städten und neuen Vierteln bekundet sich auch ein neuer städtischer Geist. Die regelmäßige Anlage vieler Städte zeigt eine Reifeperiode des städtischen Denkens, einen Willen zur Rationalisierung, der die geistigen Veränderungen erahnen läßt. Man darf diese beiden Welten, deren Wachstum im Hochmittelalter parallel läuft, nicht trennen: die Stadtentwicklung wirkt ihrerseits auf die ländliche Umgebung zurück. Zwischen Stadt und Land entwickelt sich allmählich eine Arbeitsteilung; der technische Fortschritt verändert dabei Landwirtschaft und Stadtwirtschaft zugleich. Die Wassermühle ermöglicht z.B. technische Veränderungen, die sowohl auf dem Land als auch in der Stadt tiefgreifende Folgen haben.

Der wirtschaftliche Aufschwung erfordert vor allem ein größeres Maß an Recht und Sicherheit. So entwickeln sich im Innern der abendländischen Staaten und Länder seit dem 11. Jahrhundert vermehrt Friedenseinrichtungen. In den Urkunden, die diesen Frieden herstellen sollen, wird der Schutz der wirtschaftlichen Betätigung ausdrücklich erwähnt. Als Papst Urban II. 1095 in Clermont zum ersten Kreuzzug aufruft, stellt er „die Ochsen und Pferde der Feldarbeit, die Wagenführer und Egger, sowie die Pferde, mit denen sie eg-

gen“, unter den Schutz des Gottesfriedens<sup>16</sup>. Im Kampf der gregorianischen Reformer gegen die kriegerischen Laien gibt es eine ausdrückliche Schutzpolitik für die neuen Wirtschaftsformen und die Menschen, die sie betreiben. Der 21. Kanon des dritten Laterankonzils von 1179, der den Gottesfrieden regelt, fordert Sicherheit für „Priester, Mönche und Kleriker, für Klöster, Pilger, Kaufleute, Bauern und Lasttiere“<sup>17</sup>. Die Friedenseinrichtungen wollen mehr die Menschen als die Wirtschaft und ihre Produkte schützen. So hat der wirtschaftliche Aufschwung tiefgehende soziale Veränderungen im Gefolge, die auch die Bauern und ihre Existenzbedingungen stark beeinflussen.

## *2. Das bäuerliche Leben im Gefüge der Grundherrschaft*

Die soziale Lage der bäuerlichen Bevölkerung in der hochmittelalterlichen Gesellschaft wurde vor allem durch den Wandel der Grundherrschaft verändert. Die vielfältigen Umbrüche in Wirtschaft und Gesellschaft des Hochmittelalters brachten auch neue Rahmenbedingungen für die Grundherrschaft hervor und führten dazu, daß das alte Fronhofsystem zerfiel<sup>18</sup>. Die Auflösung der alten Grundherrschaft, also der frühmittelalterlichen Form der Herrschaft über Land und die darauf ansässigen Leute, begann im 11. Jahrhundert und setzte sich dann kontinuierlich im 12. und 13. Jahrhundert fort.

Ein plastisches Bild vom bäuerlichen Leben und Treiben im Gefüge einer alten Grundherrschaft überliefert uns das Ortenaukloster Ettenheimmünster<sup>19</sup>; das berühmte Hofrecht von Münchweier aus der Mitte des 12. Jahrhunderts gibt uns einen vortrefflichen Einblick in die Organisationsstruktur eines alten Grundherrschaftszentrums mit klösterlichem Fronhof, abhängigen Bauernstellen und ausgedehnten bäuerlichen Dienstleistungen<sup>20</sup>. Das bereits im 8. Jahrhundert vor allem mit Gütern des Straßburger Bistums ausgestattete Ettenheimmünster hatte seinen Grundbesitz gemäß dem frühmittelalterlichen Villikationssystem organisiert: Im 12. Jahrhundert verfügten die Mönche von Ettenheimmünster über 8 Fronhöfe als Zentren ihrer breitgestreuten Besitzungen und zwar in Dörleinbach, Münchweier, Ettenheim, Rust, Ringsheim, Rufach, Stotzheim und am Klosterort<sup>21</sup>. Die Grundbesitzungen dieser insgesamt relativ kleinen Klostergrundherrschaft erstreckten sich demnach vor allem über altbesiedelte Ortsgemarkungen in der südlichen Ortenau, im nördlichen Breisgau und im mittleren Elsaß; zu den Landgütern kam ferner ein umfangreicher Kirchen- und Zehntbesitz.

Gemäß dem Hofrecht von Münchweier, das sich ausdrücklich an den Satzungen der Straßburger Dinghöfe orientieren will, sind die abhängigen Hufenbauern zu vielfältigen Abgaben und Diensten verpflichtet<sup>22</sup>. Jeder Bauer, der eine Vollhufe besitzt, soll dem Kloster am Festtag des hl. Andreas ein Schwein, das man „Hufenschwein“ nennt, abliefern; dieses soll von den Klosterleuten, vom Meier und vom Koch fachmännisch geprüft und auf Wert und

Gewicht untersucht werden, bevor es angenommen wird. Die Frau jedes Bauern soll zum Kloster kommen und vom Propst spinnfähige Wolle oder Leinen in Empfang nehmen; daraus soll sie dann Tücher in der Länge von 7 Ellen und der Breite von 3 Ellen herstellen. Diese Produkte soll sie ins Kloster bringen und vom Kellermeister dafür zwei Brote erhalten, wie man sie den Mönchen im Konvent vorsetzt. Von jeder Hufe müssen außerdem am Festtag des hl. Thomas 2 Scheffel Hafer abgeliefert werden, ferner Hühner und Eier als Bannzins. Wer eine Hufe innehat, soll an zwei Tagen in der Woche Frondienst am Herrenhof leisten und insbesondere für die Zeit der Getreideernte zur Verfügung stehen. Die Inhaber von Ochsesgespannen müssen mit ihrem Pflug außerdem 4 Morgen des klösterlichen Sallandes beackern. Die Dienstverpflichtungen der unfreien Knechte und Landarbeiter unterscheiden sich deutlich von denen der Hufenbauern. Der Abt des Klosters ist berechtigt, jede Person, die zur Klostergrundherrschaft gehört und keinen Leibzins zahlt, auf seinen Fronhof zu zwingen. Dem Knecht wird dann folgende Zuteilung gegeben: 120 Garben vom guten Korn, eine Kuh mit einem Kalb und genügend Mist für die Düngung der Felder. Jeder Knecht erhält außerdem noch 9 Joch Acker, die er auf eigene Rechnung bebauen darf.

Dreimal jährlich hält der Abt Gerichtstage ab, die „Ding“ genannt werden. Diese sollen am Abend vorher angesagt und am folgenden Tag ordnungsgemäß durchgeführt werden. Alle, die Häuser innerhalb der Pfarrei innehaben, müssen vor dem Hofgericht des Abtes erscheinen und den rechtmäßigen Verlauf der Gerichtsversammlung garantieren. Der Abt soll zunächst für sich richten, danach für alle, die irgendeine Klage haben; die Rechte des Hofes sollen der Versammlung zu Beginn laut vorgelesen werden. Nach diesen ersten drei echten Dingtagen finden drei Tagdinge statt, wo das abgeurteilt werden soll, was zuvor ohne Urteil geblieben ist; eigens vorzuladen sind diejenigen, die zuvor nicht erschienen sind. Der Abt des Klosters soll allgemein Gericht halten über die niederen Vergehen, d.h. über das Schädigen von Saaten, Weingärten und Wiesen, über deren Abweiden sowie deren Überfahren, über das Abschneiden von Feldfrüchten und das Überpflügen von Äckern. Über die schweren Vergehen, namentlich über Diebstahl und Frevel, richtet aber der Klostervogt oder dessen Beauftragter.

Überblicken wir die Stellung der Bauern in Ettenheimmünster um 1150 als Ganzes, so beobachten wir eine noch überraschend starke Abhängigkeit der Hörigen vom klösterlichen Grund- und Leibherrn. Diese enge Bindung hat sich aber im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts auch in Ettenheimmünster allmählich gelockert; die Fronhofwirtschaft wurde Schritt für Schritt aufgegeben, so daß Ettenheimmünster zu Beginn des 14. Jahrhunderts zu einer Rentengrundherrschaft geworden war<sup>23</sup>, in der die Klosterbauern vor allem zu Geld- und Naturalabgaben verpflichtet waren. Restbestände grundherrlicher Eigenwirtschaft erhielten sich vor allem am Klosterort selbst, wo die Mönche sogar noch bei der Aufhebung der Abtei im Jahre 1803 einen Klosterhof von



etwa 70 ha Größe auf eigene Rechnung mit Hilfe von Lohnarbeitskräften betrieben<sup>24</sup>.

Die Auflösung des Fronhofsystems vollzog sich im 12. und 13. Jahrhundert im wesentlichen nach zwei Grundmustern: Zum einen wurde die Eigenwirtschaft des Grundherrn völlig aufgelöst; aus dem Salland wurden dann entweder neue Bauernstellen gebildet oder das Land systematisch parzelliert und an Hufenbauern verteilt. Zum anderen erfolgte die Auflösung in einer Weise, bei der nicht das gesamte Eigenbauland des Grundherrn an Bauern verteilt, sondern ein beträchtlicher Teil des Herrenlandes zurückgehalten und als geschlossener Resthof an einen Bauern verliehen wurde. Solche Meier- und Dinghöfe dienten den Grundherren in der Regel als Hebestellen für die bäuerlichen Grund- und Zehntabgaben und vielerorts auch als Sitz des grundherrlichen Hofgerichts, das für die Angehörigen des alten Fronhofverbandes weiterhin zuständig war<sup>25</sup>. Die Auflösung des alten Fronhofsystems hatte insgesamt zur Folge, daß die grundherrliche Eigenwirtschaft wesentlich reduziert, die bäuerlichen Frondienste stark verringert und die persönlichen Bindungen der Hörigen an die Grundherren entscheidend gelockert wurden. Die Bauern erlangten so im Hochmittelalter eine größere Freizügigkeit, eine bessere rechtliche Stellung und zudem auch günstigere Besitzrechte an Hof und Land. Soweit die Frondienste durch Geldzinsen abgelöst und die bäuerlichen Abgaben fixiert wurden, verstärkte sich die Selbständigkeit der bäuerlichen Wirtschaft und machte die bäuerliche Arbeit auch lohnender. Im Zuge dieser Entwicklung waren es jetzt in erster Linie Bauernhöfe, die die zahlreichen Märkte und Städte mit Agrarprodukten versorgten. Durch die Ausbreitung der hochmittelalterlichen Marktwirtschaft profitierten daher auch die Bauern von den positiven Auswirkungen der ansteigenden Getreidepreise und der günstigen Entwicklung der Agrarkonjunktur.

### 3. *Der Wandel der Dorf- und Siedlungsstruktur*

Der hochmittelalterliche Grundherrschaftswandel hatte aber nicht nur bedeutende Auswirkung auf die bäuerliche Einzelwirtschaft, sondern setzte auch fundamentale Veränderungen im Dorfgefüge und in der Landgemeindestruktur in Gang. Die bis vor nicht allzu langer Zeit festverwurzelte Meinung, das Haufendorf mit Gewinnflur — dieser Dorftyp ist im mitteleuropäischen Raum am weitesten verbreitet — gehe bis in die germanische Zeit zurück, hat die neuere historische und archäologische Forschung als unhaltbare Position des 19. Jahrhunderts erweisen können<sup>26</sup>. Heute darf als gesichert gelten, daß die Grundstruktur des Dorfes ihre entscheidende Ausprägung im ausgehenden Hochmittelalter erfahren hat<sup>27</sup>. Die *Entstehung des Dorfes* ist Ausdruck eines tiefgehenden Wandels, der sich während des Hochmittelalters vor allem in der ländlichen Siedlungsstruktur, in der Wirtschaftsorganisation und in der Sozial- und Herrschaftsordnung vollzog. Die neuere Siedlungsforschung hat überzeugend nachgewiesen, daß die Zonen mit dominanter Dorfsiedlung und



*Blick auf ein süddeutsches Dorf mit Fachwerkhäusern im ausgehenden Mittelalter: Kalchreuth. Federzeichnung von A. Dürer (um 1500)*

vorherrschender Einzelhofsiedlung sich erst im Verlauf des Hochmittelalters herausgebildet haben, während vorher von einer stark fluktuierenden Siedlungsweise in Weiler und Höfegruppen gesprochen werden muß. Die Siedlungsforschung hat jedenfalls den Nachweis erbringen können, daß das für urgermanisch gehaltene Haufendorf erst seit dem Hoch- und Spätmittelalter in Erscheinung tritt; ebenso hat die Archäologie gezeigt, daß die Kleinsiedlung im Frühmittelalter auch im süddeutschen Raum eindeutig vorherrscht<sup>28</sup>. Der Wandel der Siedlungsweise geht im Hochmittelalter dann einher mit entscheidenden Veränderungen in der Hausbauweise<sup>29</sup>: Von den älteren Gruben- und Pfostenhäusern geht man zur Anlage von Ständerhäusern auf Steinfundamenten über, was zweifellos als ein sicheres Indiz für eine größere Seßhaftigkeit der bäuerlichen Bevölkerung anzusehen ist; die Verdichtung der Siedlung zum Dorf verläuft offenbar parallel zur Stabilisierung fester Wohnstätten. Gleichzeitig entstehen gerade im 12. und 13. Jahrhundert in vielen Dörfern neue Pfarrkirchen und Kapellen. Auf diese Weise wird das Dorf mit seinen darin wohnenden Bauern über den Sozialverband hinaus zu einem Kultverband; der Prozeß der Verchristlichung der ländlichen Gesellschaft hat so ein neues Stadium erreicht.

Hinsichtlich der Wirtschaftsweise treten im hochmittelalterlichen Dorf einige Wandlungen ein, die wir mit den Wortungetümen „Vergetreidung“, „Ver-

dorfung“, und „Verzelgung“ zu beschreiben uns angewöhnt haben<sup>30</sup>. Die Siedlungen und Dörfer grenzen ihre Anspruchszonen gegeneinander ab, die Dorfgemarkungen treten stärker hervor. Im Zuge der anhaltenden Bevölkerungszunahme werden die knapper werdenden Landreserven intensiver genutzt, die bebaute Ackerflur wird immer weiter in die Wald- und Weidezone der Allmende hineingetragen. Mit dem Begriff der Vergetreidung bezeichnen wir den Vorgang der Ausdehnung der Getreideanbauflächen und der Spezialisierung der landwirtschaftlichen Produkte auf Getreide. Um den Boden optimal zu nutzen, werden parallel zur Verdorfung intensivere Formen der Fruchtfolge entwickelt, und zwar häufig in Gestalt der Dreifelderwirtschaft bzw. Dreizelgenwirtschaft. Dieser als Verzelgung bezeichnete Prozeß führt im Dreifeldersystem zu einem jährlichen Wechsel von Winterfrucht, Sommerfrucht und Brache. Mit Zelgen oder Schlägen bezeichnen wir dabei die drei Großfelder, in die die Ackerflur des spätmittelalterlichen Dorfes in der Regel eingeteilt ist. Die individuelle Fruchtfolge ist von jetzt an ausgeschlossen; aufgrund der notwendigen Kooperation und gemeinsamen Abstimmung unterliegen alle Hofbesitzer dem dörflichen Flurzwang.

Eine wesentliche Voraussetzung für die Entstehung des Dorfes war der *Wandel der Grundherrschaftsordnung*, wie er sich in der bereits geschilderten Umgestaltung des alten Fronhofsystems vollzog. Für das hochmittelalterliche Dorf brachten es die Auflösung der Fronhofverbände und der Übergang zu Grundherrschaftsformen mit vorherrschender Abgabenbelastung mit sich, daß die Bedeutung der Fronhöfe im ländlichen Wirtschaftsraum bis zu Beginn des 14. Jahrhunderts ständig zurückging. Der Fronhof stand nun nicht mehr wie ehemals im Zentrum des bäuerlichen Alltags- und Wirtschaftslebens; stattdessen war das bäuerliche Leben jetzt stärker auf das sich verfestigende Dorf, die dörfliche Wirtschaft mit Flurzwang und Feldgemeinschaft und die sozialen Beziehungen innerhalb der Dorfgemeinschaft bezogen. Der Übergang von der alten Hofgenossenschaft zur neuen Dorf- und Landgemeinde ist dabei mehr im Sinne einer allmählichen Schwerpunktverlagerung denn als ein plötzlicher Vorgang zu verstehen. Die alten Fronhöfe behielten zudem auch gewisse Vorrechte im dörflichen Wirtschaftsleben, wie den Vorschnitt zur Erntezeit, und fungierten weiterhin als Zentren der grundherrlichen Gerichts- und Verwaltungsorganisation.

Die Veränderung in der Siedlungsstruktur, in den Wirtschaftsverhältnissen und in der Grundherrschaftsorganisation haben demnach im Laufe des Hoch- und Spätmittelalters auf vielfältige Weise zur Herausbildung von Dorfgemeinden mit eigenen Kompetenzen und Organen beigetragen<sup>31</sup>. Die Intensivierung der sozialen Beziehungen und die Komplizierung wirtschaftlicher Initiativen erforderten eine stärkere Reglementierung und Sicherung der für die ländliche Gesellschaft des Hochmittelalters wichtigen Bereiche: Neue Normen für das Zusammenleben mußten erstellt, Organe für die Einhaltung dieser Normen eingerichtet und Institutionen zur Klärung von Normverstößen geschaffen

werden. Der Bezugsrahmen für all diese Maßnahmen wurde das Dorf. Zur Regelung des Zusammenlebens entwickelte die Dorfgemeinde in der Gebots- und Verbots Gewalt ein eigenes Gesetzgebungsrecht. Verwaltungsorgane zur Durchsetzung der dörflichen Gebote und Verbote wurden mit den dörflichen Ämtern geschaffen; die Klärung von Normverletzungen erfolgte in erster Linie über das Dorfgericht. Da sich herrschaftliche und genossenschaftliche Elemente im mittelalterlichen Dorf begegnen, ist der Anteil beider an den dörflichen Organen je nach dem unterschiedlichen Kräfteverhältnis von Dorfgemeinde und Dorfherrschaft verschieden. Das zentrale Organ bäuerlicher Selbstverwaltung in der Dorfgemeinde bildete die Gemeindeversammlung, zu der mindestens einmal jährlich alle vollberechtigten Gemeindeglieder zusammentraten. Zu den gewählten Amtsträgern und Beauftragten der Dorfgemeinde gehörten vor allem der Bannwart, der Forstwart, der Wächter und der Dorfhirte. An der Spitze der Dorfgemeinde stand ein Mann, der je nach Landschaft Schultheiß, Ammann, Bauermeister oder Vogt genannt wurde.

Es wäre nun zweifellos eine verfehltete Annahme, wollte man sich *die dörfliche Gesellschaft* des Hochmittelalters als eine homogene Gemeinschaft gleichgestellter Bauern vorstellen; die Dorfbevölkerung weist vielmehr schon im ausgehenden Hochmittelalter eine ausgeprägte Schichtung auf. Die Anbindung der bäuerlichen Wirtschaft an den Markt verstärkte die soziale Differenzierung und gab Bauern mit hoher Marktproduktion die Möglichkeit, Einkommen und Besitz zu vergrößern. In fruchtbaren Landschaften wie dem Breisgau und der Ortenau, wo sich intensive Marktbeziehungen zum aufblühenden Städtewesen entwickelt haben, kam es daher zu einer deutlichen Besitzdifferenzierung zwischen armen und reichen Bauern. Aufgrund einer günstigen Quellenlage, die vor allem auf den Angaben des Tennenbacher Güterbuches beruht, läßt sich die Sozialstruktur des Breisgaudorfes Mundingen bei Emmendingen gut analysieren<sup>32</sup>. Infolge des starken Bevölkerungswachstums ist die Einwohnerzahl dieses Dorfes stark angestiegen, so daß Mundingen um 1300 etwa 300 Bewohner aufweist. Hier wie an anderen Orten, wo intensive Getreidewirtschaft und arbeitsaufwendiger Weinbau betrieben wird und die Sitte der Realteilung zu einer starken Güterzersplitterung geführt hat, sind somit Dörfer von einer beachtlichen Größe und Ausdehnung herangewachsen. Eine zunehmende Tendenz zur Bodenzersplitterung zeigt sich besonders in den altbesiedelten Orten mit Gewinnverfassung: betriebsmäßig dominieren vielerorts bereits die kleinbäuerlichen Anwesen, die im Zuge der Auflösung des Fronhofsystems durch fortgesetzte Teilung von Salländereien und Hufen entstanden sind. Die Angehörigen der bäuerlichen Oberschicht von Mundingen sind vornehmlich Inhaber der größeren Höfe, der Fron- und Dinghöfe. Außer ansehnlichem Grundbesitz gehören zu diesen Höfen repräsentative Wohnhäuser und umfangreiche Wirtschaftsbauten mit Scheunen und Stallungen. Aus der bäuerlichen Oberschicht kommen in der Regel auch die Dorfvorsteher und die Mitglieder des Dorfgerichts. Im Laufe des 13. Jahrhunderts

tritt diese gehobene Schicht der dörflichen Gesellschaft in den Quellen als *Meliorat* (*meliiores* und *honestiores villani*) in Erscheinung. Unterhalb dieser schmalen Oberschicht erkennt man eine mittlere Schicht von Bauern mit normaler Besitzausstattung, deren Güter die Größe von Ganz- und Halbhufen erreichen. Am unteren Ende der dörflichen Sozialgliederung findet sich schließlich die breite Masse der Kleinbauern und Kleinstelleninhaber. Der geringe Grundbesitz dieser Angehörigen der dörflichen Unterschicht reicht in der Regel nicht allein für den Lebensunterhalt aus; sie sind daher auf zusätzliche Einnahmen aus Lohnarbeit und handwerklicher Nebentätigkeit angewiesen.

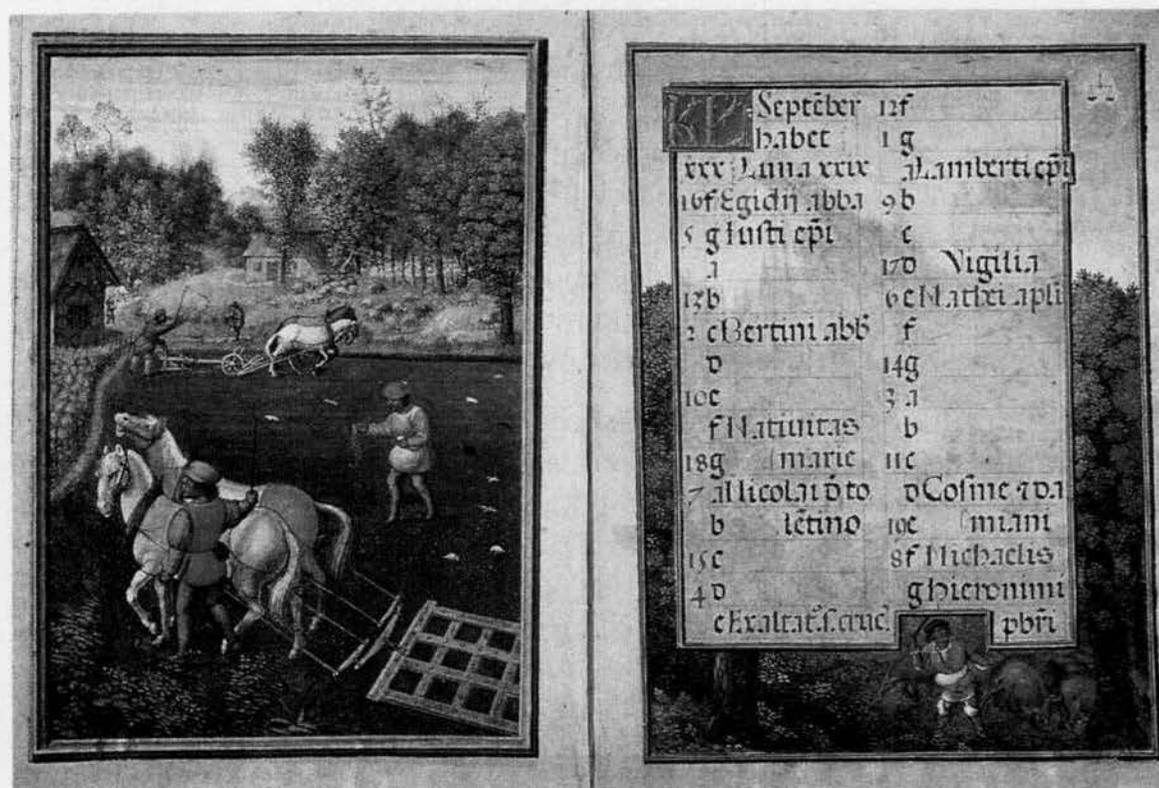
#### *4. Der Wandel im bäuerlichen Alltagsleben*

Neben den Wandlungen der Dorf- und Siedlungsstruktur veränderten sich während des Hochmittelalters auch einige Grundbedingungen im bäuerlichen Haus- und Wohnungswesen, in den Nahrungs- und Kleidungsverhältnissen und nicht zuletzt bei den Arbeitsgeräten der Bauern. Ohne allzu weitschweifig auf Einzelheiten einzugehen, sei hier vor allem darauf hingewiesen, daß das Hochmittelalter in der Ernährungsgeschichte insoweit einen Einschnitt darstellt, als der Getreidebau in den Vordergrund der bäuerlichen Wirtschaft rückt und die Viehwirtschaft, die im Frühmittelalter den ersten Rang einnahm, an Bedeutung verliert<sup>33</sup>. Die stetig anwachsende Bevölkerung Europas konnte im Hochmittelalter nur durch vermehrte Pflanzenproduktion und durch intensiven Getreideanbau ernährt werden. Seit dem 11. Jahrhundert gewann das Getreide, das man in Gestalt verschiedenartiger Brei- und Brotformen verzehrte, eine immer größere Bedeutung im bäuerlichen Ernährungswesen. Im Nahrungshaushalt hochmittelalterlicher Bauernfamilien nahmen die pflanzlichen Produkte daher die wichtigste Stelle ein; im Vergleich zu früher spielte die Fleischnahrung eine bedeutend geringere Rolle<sup>34</sup>. Zu den Produkten der Getreide- und Viehwirtschaft kamen die Erzeugnisse aus der Obst- und Gemüsewirtschaft und nicht zuletzt der Wein aus dem vermehrten Weinbau.

Bezüglich der Innovationen im bäuerlichen Gerätewesen<sup>35</sup> ist besonders auf Veränderungen in der Pflugtechnik zu verweisen. Seit dem Hochmittelalter breitet sich der schwere Beetpflug mit Rädern, Sech und schollenwendender Schar unaufhaltsam aus und trägt im Zeitalter der hochmittelalterlichen Rodung wesentlich dazu bei, daß neue Anbauflächen für den Ackerbau gewonnen werden können und man nun auch die schweren Böden der Niederungszonen unter den Pflug nimmt. Im Frühmittelalter waren die Felder noch ganz überwiegend mit dem Hakenpflug bearbeitet worden, der den Ackerboden nur aufriß und zur Einsaat unzulänglich vorbereitete. Der Beetpflug gräbt die Erde tiefer um, lockert sie besser auf, sichert der Saat besseren Stoffwechsel und hat deshalb höhere Erträge zur Folge. Auch kann er durch die gesteigerte tierische Zugkraft des Hochmittelalters wirksamer eingesetzt werden.



Kornernte. Miniatur des Simon Bening (1483—1561), Monatsbild August



Bäuerliche Feldarbeiten. Miniatur des Simon Bening (1483—1561), Monatsbild September

In ständischer Hinsicht werden die Bauern im Hochmittelalter vor allem durch ihr Verhältnis zur ritterlichen Oberschicht geprägt<sup>36</sup>. Die Gesellschaft des Hochmittelalters ist bekanntlich in die Stände der Kleriker, Ritter, Bürger und Bauern eingeteilt, was aber nicht dazu verleiten darf, dieses Ständespektrum mit der sozialen Wirklichkeit gleichzusetzen und dabei die tatsächliche Vielfalt der damaligen Gesellschaftsstruktur zu übersehen. Die Eigenart der bäuerlichen Lebensform spiegelt sich während des 13. Jahrhunderts in besonderem Maße in einigen literarischen Quellen, wie in Ständedidaxen, in der Predigtliteratur oder in den Erzählungen des Caesarius von Heisterbach<sup>37</sup>. Als Hauptsünden der Bauern werden in der Predigtliteratur Habsucht, Diebstahl, Zehntverweigerung und Unmäßigkeit in Essen und Trinken angeprangert. Aus Habgier versetzen die Bauern Grenzsteine, übergeben minderwertiges Zehntkorn, neigen zu abergläubischen Religionspraktiken und überlassen sich schrankenlos leiblichen Vergnügungen. Das bäuerliche Dasein ist dabei, wie man häufig einräumt, voll Mühe und Plackerei, und das bäuerliche Alltagsleben spielt sich in einer Welt von Armut, Not und Enge ab. Jakob von Vitry erzählt uns in seiner vielgelesenen Exempla-Sammlung die Geschichte von einem einfachen Bauern, der sich aus seiner herkömmlichen Umgebung nicht zu lösen vermag<sup>38</sup>. Dieser wuchs in einem kleinen Ort inmitten von Viehdung und Mistgestank auf. Als er später in einen größeren Ort umzog und dort neben einer Apotheke zu wohnen kam, konnte er, allzu gewöhnt an den Schmutz und Gestank seiner bäuerlichen Umwelt, den Wohlgeruch gewisser Kräuter und Salben nicht ertragen. Notgedrungen kehrte er daher zu seinem alten Haus und zum vertrauten Viehgestank zurück. An anderer Stelle erzählt Jakob von Vitry die Geschichte von einem habgierigen Bauern<sup>39</sup>. Dieser habe dem Pfarrer aus Habsucht keinen Getreidezehnt gegeben, statt dessen aber an großen Festtagen einen falschen Pfennig. Der Pfarrer merkte dies schließlich und legte dem Bauern statt der Kommunion das falsche Geldstück in den Mund. Daraufhin glaubte der Bauer, die Hostie habe sich in das falsche Geldstück verwandelt, und bereute seine Sünde.

Caesarius von Heisterbach erzählt uns die Geschichte von einem reichen Bauern aus einem niederrheinischen Dorf, der sich als Wucherer betätigt<sup>40</sup>. Dieser nimmt eines Tages das Kreuz, zahlt für die Lösung vom Kreuzzugsgelübde aber nur 5 Mark Silber, obwohl er gemäß seinem Reichtum 40 Mark Silber geben mußte. Eines Nachts wird er, als er sich bei seiner Mühle aufhält, von einem Teufel in die Hölle geführt. Dort sieht er einen ihm bekannten Ritter leiden; dieser hatte einer armen Witwe eine Kuh geraubt und wird jetzt zur Strafe immer wieder von den Hörnern dieser Kuh gestoßen. Nach drei Tagen stirbt auch der reiche Bauer; da er ohne Reue gestorben ist, muß er in der Hölle zur Strafe auf einem glühenden Stuhl sitzen. Ein anderer Bauer, dessen Lebensgeschichte Caesarius ebenfalls erzählt, kann noch kurz vor seinem Tod die Sündengefahr erkennen, in der er schwebt<sup>41</sup>. Als er im Sterben liegt, sieht er einen glühenden Grenzstein über seinem Haupt schweben. Er erinnert sich,

daß er vor längerer Zeit einen Grenzstein versetzt hat, um seinen Acker betrügerisch zu erweitern. Er bereut daraufhin seine Tat und leistet rechtzeitig Genugtuung für sein Vergehen.

##### *5. Krisensymptome im mitteleuropäischen Raum um 1300*

Kehren wir nach dieser Skizzierung des bäuerlichen Alltagslebens in seinen vielfältigen Spannungen und Wechselbezügen zu unserer Anfangsfrage nach der sozialen Lage der Bauern zurück. Die bäuerlichen Lebensverhältnisse haben sich während des Hochmittelalters zweifellos in vielen Bereichen verbessert, wie mit Recht von einigen Historikern betont worden ist. Auf der anderen Seite begegnen uns in der Zeit um 1300 aber bereits in vielen Gegenden ernste Krisenmomente, die es verbieten, pauschal von einem goldenen Zeitalter der Bauern zu sprechen. Durch die beträchtliche Zunahme der Bevölkerung und die sichtbar werdende Verknappung der Landreserven hat sich die bäuerliche Ernährungssituation im ausgehenden Hochmittelalter bedeutend verschlechtert. Angesichts des relativ niedrigen Standes der Agrartechnik, der Höhe der Feudalabgaben, der geringen Bodenerträge und des weit vorangehenden Landesausbaus gab es nur noch begrenzte Möglichkeiten, die Agrarproduktion weiter zu steigern. Die stark angewachsene ländliche Unterschicht in den dichtbesiedelten Gebieten war inzwischen darauf angewiesen, sich über den Markt zusätzlich mit Getreide zu versorgen, was ihr durch den Anstieg der Getreidepreise nur mit Mühe gelang und ihren Lebensstandard drückte. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts traten nun vermehrt Mißernten und Viehseuchen in Erscheinung, so daß die Bevölkerung vielerorts immer weniger mit ausreichend Nahrungsmitteln versorgt wurde. Es entstanden schwere Hungerkatastrophen, wie z.B. diejenigen der Jahre 1315 bis 1317<sup>42</sup>. Infolge der Bevölkerungsverdichtung und der Bodenverknappung kam es in vielen Gegenden zu einer ausgeprägten Kleingüterbildung und Bodenzersplitterung. Vorangetrieben durch die Erbsitte der Realteilung, wurde die Durchschnittsgröße der bäuerlichen Betriebe auch im Oberrheingebiet immer kleiner. Zu den kleinbäuerlichen Höfen der Schupposer gesellten sich die landarmen Stelleninhaber der Tagelöhner und Häusler, die teilweise überhaupt kein Ackerland mehr besaßen und nur unter Einschränkungen die Dorfallmenden benutzen durften. Viele Parzellen in der Ackerflur der Gewanndörfer waren in kleinste Flächen geteilt und umfaßten häufig nur noch Bruchteile eines Morgens. Durch die Ausbildung einer breiten bäuerlichen Unterschicht wurden die Vollbauern in vielen Gegenden zur Minderheit im Dorf.

Insgesamt gesehen zeigten sich um 1300 im mitteleuropäischen Raum somit ernste Krisensymptome<sup>43</sup>. Zunehmende Bodenzersplitterung, Bewirtschaftung von Grenzertragsböden, Erschöpfung der Bodenreserven, hohe Preissteigerungen, stagnierende Flächenerträge und Beschneidung der dörflichen Wald- und Weideallmenden sind als bedrohliche Zeichen dafür zu werten, daß der

Nahrungsspielraum sich damals einer kritischen Grenze näherte und Anzeichen von Überbevölkerung sichtbar wurden. Die schlechte Ernährungslage und das niedrige Lebensniveau breiter Bevölkerungskreise wurde aber wesentlich durch die Last der feudalen Abgaben mitverursacht, da man den Bauern dadurch große Teile ihrer Arbeitsleistung entzog. Diesen Aspekt darf man daher bei der Frage nach den Grenzen der Bevölkerungszunahme um 1300 nicht außer acht lassen.

#### Anmerkungen:

- 1 Der nachfolgende Beitrag geht auf einen Vortrag zurück, der am 11. Mai 1985 in Offenburg im Rahmen einer Veranstaltungsreihe des „Schwarzwälder Freilichtmuseums Vogtbauernhof in Gutach“ gehalten wurde. Der Text des Vortrages wurde im wesentlichen unverändert beibehalten und mit einigen knappen Hinweisen auf die Hauptliteratur versehen.
- 2 A. Dopsch, Herrschaft und Bauer in der deutschen Kaiserzeit. Untersuchungen zur Agrar- und Sozialgeschichte des hohen Mittelalters mit besonderer Berücksichtigung des südostdeutschen Raumes. 1939, S. 242.
- 3 F. Lütge, Die bayerische Grundherrschaft. 1949, S. 74.
- 4 R. Fossier, Paysans d'Occident (XI<sup>e</sup>-XIV<sup>e</sup> siècles), Paris 1984, S. 204 (Übersetzung des Verfassers).
- 5 Zur unterschiedlichen Einschätzung der sozialen Lage der Bauern im Spätmittelalter: W. Abel, Die Wüstungen des ausgehenden Mittelalters. (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte 32) 1980, S. 20 ff. — A. Hagelstange, Süddeutsches Bauernleben im Mittelalter. 1898, S. 49. — Neuerdings W. Rösener, Zur sozialökonomischen Lage der bäuerlichen Bevölkerung im Spätmittelalter. In: Bäuerliche Sachkultur des Spätmittelalters (Veröff. des Instituts für mittelalterl. Realienkunde Österreichs 7). Wien 1984, S. 9-47.
- 6 Vgl. W. Rösener, Bauern im Mittelalter. München 1985, S. 18.
- 7 O. Spengler, Der Untergang des Abendlandes 2, 1923, S. 113.
- 8 H. Dannenbauer, Adel, Burg und Herrschaft bei den Germanen (1941). In: H. Kämpf (Hg.), Herrschaft und Staat im Mittelalter (Wege der Forschung 2). 1956, S. 66 f.
- 9 Allgemein zur Epoche des Hochmittelalters: J. Fleckenstein, Grundlagen und Beginn der deutschen Geschichte (Deutsche Geschichte 1) <sup>2</sup>1983. — K. Bosl, Europa im Aufbruch. Herrschaft — Gesellschaft — Kultur vom 10. bis zum 14. Jh. 1980. — J. Le Goff, Das Hochmittelalter. (Fischer Weltgeschichte 11) 1965. — A. Haverkamp, Aufbruch und Gestaltung. Deutschland 1056-1273. 1984.
- 10 Vgl. Th. Mayer, Die Besiedlung und politische Erfassung des Schwarzwaldes im Hochmittelalter, in: ZGO 91 (1931), S. 500-522.
- 11 Le Goff, Hochmittelalter (wie Anm.9). S. 16.
- 12 Raoul Glaber, Les cinq livres de ses histoires, ed. M. Prou. Paris 1886, Buch 3, S. 62.
- 13 Zum Agrarfortschritt des Hochmittelalters: W. Abel, Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. <sup>2</sup>1966, S. 27 ff. — G. Duby, Krieger und Bauern. 1981, S. 161 ff. — Rösener, Bauern (wie Anm.6) S. 118 ff.
- 14 Zur hochmittelalterlichen Rodungsbewegung: M. Born, Die Entwicklung der deutschen Agrarlandschaft (Erträge der Forschung 29) 1974, S. 44 ff. — Speziell zu Südwestdeutschland: F. Huttenlocher, Baden-Württemberg. Kleine geographische Landeskunde.<sup>4</sup> 1972, S. 104 ff.
- 15 Allgemein zum Aufschwung des Städtewesens im Hochmittelalter: E. Ennen, Die europäische Stadt des Mittelalters. <sup>2</sup>1975, S. 73 ff. — Haverkamp, Aufbruch (wie Anm.9) S. 158 ff. — Zur Entfaltung des Städtewesens in Südwestdeutschland: H. Büttner, Zum Städtewesen der

- Zähringer und Staufer während des 12. Jh., in: ZGO 105 (1957), S. 63 ff. — K.O. Bull, Städte des Mittelalters. Beiwort zur Karte IV, 4. Historischer Atlas von Baden-Württemberg. 1973, S. 1 ff.
- 16 Le Goff, Hochmittelalter (wie Anm.9), S. 54. Zur Friedensbewegung des 11. Jh.: H. Hoffmann, Gottesfriede und Treuga Dei (Schriften der MGH 20) 1964.
  - 17 Le Goff, Hochmittelalter (wie Anm.9) S. 54.
  - 18 Vgl. F. Lütge, Geschichte der deutschen Agrarverfassung vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jh. (Deutsche Agrargeschichte 4) <sup>2</sup>1967, S. 83 ff. — F.-W. Henning, Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft in Deutschland 1. 1979, S. 93 ff. — Rösener, Bauern (wie Anm.6) S. 37 f.
  - 19 Allgemein zur Geschichte des Klosters Ettenheimmünster: H. Schwarzmaier, Ettenheimmünster. In: Germania Benedictina 5: Baden-Württemberg. 1975, S. 215-224 (mit ausführlichem Quellen- und Literaturverzeichnis). — Ders., Klöster der Ortenau und ihre Konvente in karolingischer Zeit, in: ZGO 119 (1971), S. 1 ff. — F. Schultz und H. Schadek, Das Benediktinerkloster Ettenheimmünster. In: W. Müller (Hg.), Die Klöster der Ortenau. 1978, S. 150 ff. — L. Heizmann, Das Benediktinerkloster Ettenheimmünster. 1932. — D. Kauß, Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau (Veröff. des Alemann. Instituts 29) 1970, S. 94 f.
  - 20 H. Bloch und W. Wittich, Die Jura curiae in Munchwilare, in: ZGO 54 (1900) S. 391-431.
  - 21 Zur Grundherrschaft der Abtei Ettenheimmünster: Schwarzmaier, Ettenheimmünster (wie Anm.19) S. 217 f. — Schultz/Schadek, Ettenheimmünster (wie Anm.19) S. 150 ff. — F. von Weech, Rechtsbuch des Klosters Ettenheimmünster, in: ZGO 30 (1878) S. 458-486. — Urbar der Abtei Ettenheimmünster von 1325/30: GLA 66/5623.
  - 22 Grundlage der nachfolgenden Bemerkungen zum Hofrecht von Münchweier ist der neuedierte Text mit Übersetzung bei L. Weinrich, Quellen zur deutschen Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte bis 1250 (Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 32) 1977, S. 202 ff.
  - 23 Vgl. dazu die Aussagen des Urbars von 1325/30 (GLA 66/5623).
  - 24 Heizmann, Ettenheimmünster (wie Anm.19), S. 58 ff., wo die Wirtschaftsverhältnisse des Klosters Ettenheimmünster um 1803 in der Zeit der Säkularisation dargelegt werden.
  - 25 Lütge, Agrarverfassung (wie Anm.18) S. 84 f. — W. Rösener, Die spätmittelalterliche Grundherrschaft im südwestdeutschen Raum als Problem der Sozialgeschichte, in: ZGO 127 (1979) S. 30 f.
  - 26 Vgl. K.S. Bader, Das mittelalterliche Dorf als Friedens- und Rechtsbereich. 1957, S. 4.
  - 27 Vgl. R. Sablonier, Das Dorf im Übergang vom Hoch- zum Spätmittelalter. Untersuchungen zum Wandel ländlicher Gemeinschaftsformen im ostschweizerischen Raum. In: Festschrift für Josef Fleckenstein. 1984, S. 727-745. — P. Blickle, Deutsche Untertanen. Ein Widerspruch. 1981, S. 23 ff. — Rösener, Bauern (wie Anm.6) S. 54 ff.
  - 28 K.H. Schröder und G. Schwarz, Die ländlichen Siedlungsformen in Mitteleuropa (Forsch. zur dt. Landeskunde 175) <sup>2</sup>1978, S. 54 f. — M. Born, Agrarlandschaft (wie Anm.14) S. 45. — A. Krenzlín, Die Entwicklung der Gewannflur als Spiegel kulturlandschaftlicher Vorgänge. In: H.-J. Nitz (Hg.), Historisch-genetische Siedlungsformen. 1974, S. 108 ff. — G.P. Fehring, Zur archäologischen Erforschung mittelalterlicher Dorfsiedlungen in Südwestdeutschland, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 21 (1973), S. 1-35.
  - 29 K. Baumgarten, Das deutsche Bauernhaus. 1980, S. 43 ff.
  - 30 Vgl. Henning, Landwirtschaft 1 (wie Anm.18) S. 126 ff. — H. Jänichen, Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte des schwäbischen Dorfes. 1970. — H. Ott, Studien zur spätmittelalterlichen Agrarverfassung im Oberrheingebiet. 1970.
  - 31 Grundlegend zur Entwicklung von Dorfgemeinde und Dorfgemeinschaft noch immer: K.S. Bader, Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes 2: Dorfgemeinschaft und Dorfgemeinde. 1962. — Vgl. ferner Th. Mayer (Hg.), Die Anfänge der Landgemeinde und ihr Wesen 1-2 (Vorträge und Forschungen 7/8) 1964. — Blickle, Untertanen (wie Anm.27) S. 30 ff. — Neuerdings W. Rösener, Art. Dorf. In: Lexikon des Mittelalters 3, 6. Lief. (1985) Sp. 1266 f.
  - 32 M. Weber u.a. (Hg.), Das Tennenbacher Güterbuch (1317-1341). (Veröff. d. Kommission f. geschichtl. Landeskunde in Baden-Württemberg A, 19) 1969, S. 350 ff. — E. Schillinger, Stu-

dien zu den sozialen Verhältnissen in Mündingen und umliegenden Siedlungen im ausgehenden Mittelalter, in: Alemann. Jahrbuch 1976/78, S. 73-109. — W. Rösener, Bauer und Ritter im Hochmittelalter. Aspekte ihrer Lebensform, Standesbildung und sozialen Differenzierung im 12. und 13. Jahrhundert. In: Institutionen, Kultur und Gesellschaft im Mittelalter. Festschrift für Josef Fleckenstein zu seinem 65. Geburtstag. Hg. von L. Fenske, W. Rösener und Th. Zotz. 1984, S. 681 f.

- 33 Vgl. Henning, Landwirtschaft 1 (wie Anm.18) S. 126 ff.
- 34 Rösener, Bauern (wie Anm.6) S. 106 ff.
- 35 Rösener, ebd. S. 118 ff. — U. Bentzien, Bauernarbeit im Feudalismus. Landwirtschaftliche Arbeitsgeräte und -verfahren in Deutschland von der Mitte des ersten Jahrtausends u.Z. bis um 1800. 1980, S. 60 ff.
- 36 Zur ständischen Position der Bauern im Hochmittelalter: J. Fleckenstein, Zur Frage der Abgrenzung von Bauer und Ritter. In: R. Wenskus u.a. (Hg.), Wort und Begriff „Bauer“. 1975, S. 246-253. — Rösener, Bauer und Ritter (wie Anm.32) S. 665 ff.
- 37 J. Strange (Hg.), Caesarii Heisterbacensis monachi ordinis Cisterciensis dialogus miraculorum 1-2. 1851. — H. Schüppert, Der Bauer in der deutschen Literatur des Spätmittelalters. Topik und Realitätsbezug. In: Bäuerliche Sachkultur des Spätmittelalters. Wien 1984, S. 125 ff.
- 38 Th. F. Crane (Hg.), The exempla or illustrative stories from the sermones vulgares of Jacques de Vitry. 1890, S. 80 Nr. 191.
- 39 Crane, ebd. S. 82 f. Nr. 198.
- 40 Strange, Dialogus 1 (wie Anm.37) II, 7.
- 41 A. Hilka (Hg.), Die Wundergeschichten des Caesarius von Heisterbach 3. 1937, S. 200 Nr. 85.
- 42 Vgl. Abel, Agrarkrisen (wie Anm.13) S. 44 f.
- 43 Vgl. H. Pirenne, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im Mittelalter. <sup>3</sup>1974, S. 186 f. — Rösener, Bauern (wie Anm.6) S. 53 f.

# Ursachen und Wandel vom Bild des Bauern im Spätmittelalter

*Peter-Johann Schuler*

Nach den rastlosen Aufbaujahren und der Rebellion der studentischen Jugend scheint heute eine Rückbesinnung auf kulturelle und geistige Werte unserer Geschichte wieder an Bedeutung zu gewinnen. Dabei fällt auf, daß neben der Suche nach historischer Identität vor allem die Sehnsucht nach Geborgenheit, nach Gemeinschaftssinn und Harmonie einen beträchtlichen Teil unserer Mitbürger bewegt. Bedroht von Umweltkatastrophen und atomarem Tod gewinnt die alte Rousseau'sche Forderung „Zurück zur Natur“ und das romantische Bild von der „heilen Welt“ des Landlebens, gleichsam als Gegenbild zur heillosen Stadt mit ihrer Unrast und dem Chaos immer mehr an Bedeutung. „Lebensqualität“ heißt das moderne Schlagwort dafür. Aber stimmt dieses romantische Bild von der ungebrochenen Tradition, von Solidarität und Geborgenheit auch mit der historischen Wirklichkeit überein? Laufen wir nicht Gefahr, daß wir uns mit unserer Sehnsucht nach Idylle den Blick für die heutigen und vergangenen historischen Realitäten verstellen? Ist dieses geschönte Bild der harmonischen Dorfidylle, das uns die Romantik in ihrer rückwärts gewandten Sehnsucht, das ein Ludwig Thoma oder Johann Peter Hebel vor uns ausbreiten, nicht die Reaktion auf eine politische, soziale oder wirtschaftliche Krise, in der verfestigte Formen in Frage gestellt wurden oder gar zusammengebrochen sind? Ganz symptomatisch für dieses Bedürfnis nach einer „heilen Welt“ ist, daß in den harten Aufbaujahren nach dem 2. Weltkrieg der Heimatfilm das deutsche Kino beherrschte. Tatsächlich werden in diesen literarischen und bildhaften Äußerungen Widersprüche und soziale Spannungen, die im Dorf ebenso wie in der Stadt auftraten, größtenteils mit romantischen Beschreibungen überdeckt, mit patriarchalischem Großmut scheinbar gelöst oder ganz tot geschwiegen. Dem Leser wird auf diese Weise ein völlig falsches Weltbild einer vergangenen Zeit vermittelt, nicht zuletzt um aktuelle und zeitgebundene Bedürfnisse und Sehnsüchte zu stillen. Dabei ist es bezeichnend, daß es fast immer die bäuerliche Welt ist, die als klischeehafte Idylle erhalten muß. Dies läßt sich bis zu Vergils „Georgica“ zurückverfolgen. Lassen wir uns nicht täuschen! Weder die bäuerliche Welt des Biedermeiers, noch die des Mittelalters, wie sie uns in der Romantik dargestellt wird, entspricht der historischen Realität.

## *Die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse auf dem Lande im Spätmittelalter*

Das Dorf ist seit dem Hochmittelalter ganz allgemein der soziale, rechtliche und politische Lebensraum seiner Bewohner. Es hat einen öffentlich-rechtli-



*Bauern bei der Dorfbefestigung.*

*Aus: Meisterlins Chronik*

chen Charakter und stellt für die ländliche Gesellschaft des Mittelalters das Gegenstück zum Rechts- und Friedensbereich der Stadt dar. Man kann mit Peter *Blickle* sogar von einer „staatlichen Funktion“<sup>1</sup> des Dorfes sprechen, die sich u. a. an den Weistümern ablesen läßt. Die Dorfgemeinschaft ist im Mittelalter für die Mehrzahl der Landbewohner der angestammte Personenverband, der es ihnen erlaubt, politisch zu agieren und rechtliche Ansprüche einzufordern sowie in Notzeiten in gewissem Umfang Hilfe und Rückhalt zu finden. Die Gemeinde war auch ein politischer Verband. In vielen Herrschaften vertreten die Ältesten oder gewählte Personen die dörflichen Interessen und Rechte gegen die Obrigkeit. Sie treten aber auch als juristische Person auf, um Rechtsansprüche einzuklagen. Im Innenverhältnis hatten sie durch Rechtssetzung das gemeinschaftliche Zusammenleben im privatrechtlichen wie auch wirtschaftlichen zu regeln<sup>2</sup>. Das Dorfgericht hatte selbständig für Sicherheit, gute Nachbarschaft im dörflichen Friedensbereich, dem sog. „Etter“, zu sorgen<sup>3</sup>.

Friedensbrecher wurden zu Bier- und Weinstrafen verurteilt, die dann an bestimmten Tagen von der ganzen Gemeinde vertrunken wurden. Diese häufig von den Obrigkeiten angeprangerten Trinkgelage hatten den Zweck, den Rechtsfrieden wieder herzustellen und den Rechtsbrecher in die Dorfgemeinschaft aufzunehmen<sup>4</sup>. Schließlich ist das mittelalterliche Dorf auch ein sozialer Verband, der sich unter anderem auf dem Gebiet der Nachbarschaftshilfe und dem gemeinsamen Feiern von Festen manifestierte. Bestimmt wird das



*Bauernhochzeit mit Karikierung tölpelhaften Benehmens, das in der Szene des Sich-Übergebens gipfelt.* Holzschnitt des Erhard Schön 1527

Leben der ländlichen Gemeinde von den geographischen und klimatischen Bedingungen sowie von den harten und körperlichen Anforderungen der bäuerlichen Wirtschaft. Um die allgemeinen Nöte und Probleme des Alltags besser bewältigen zu können, aber auch um eine möglichst ergiebige Nutzung von Feld, Weide und Wald zu erreichen, bildeten die Bauern eine „*communitas rusticorum*“, einen genossenschaftlichen Verband<sup>5</sup>. Die Dorfgemeinde, kaum mehr als 300—400 Einwohner<sup>6</sup>, berät und beschließt mit einfacher Mehrheit. Aber sie haftet im Spätmittelalter als vereidigte „*universitas*“ gesamtschuldnerisch für jeden ihrer Dorfgenossen gegenüber der Herrschaft<sup>7</sup>. Dennoch haben wir es nicht mit einer homogenen sozialen Gruppe von Bauern zu tun, sondern mit einem vielschichtigen, spannungsgeladenen Personenverband, der dem der Stadt in keiner Weise nachstand<sup>8</sup>. Allein Bauer ist nicht gleich

Bauer<sup>9</sup>. Die mittelalterliche Dorfgemeinschaft ist als Sozialgebilde vielmehr ein Spiegelbild der hierarchischen Gesellschaftsordnung ihrer Zeit.

Bevor wir uns mit dem Bild des Bauern und der Dorfgesellschaft des Mittelalters, wie es sich dem Adel und dem Städter darstellte, im einzelnen befassen, müssen wir einen Blick auf die wirtschaftliche Situation werfen. Mit dem Ende der landwirtschaftlichen Expansionsphase des Hochmittelalters, die *Herlihy* einmal zutreffend mit „Agrarischer Revolution“<sup>10</sup> bezeichnet hat, vollzog sich hinsichtlich der Agrarverfassung ein tiefgreifender Wandel. Denn mit der Auflösung der Villifikationsverfassung gingen die Frondienste zurück, die Abgabenverpflichtungen der Bauern wurden in weiten Teilen des Reiches genauer fixiert, und die Besitzrechte wurden verbessert. Die bäuerliche Agrarwirtschaft gewann insgesamt eine größere Unabhängigkeit vom Grundherren und zugleich mehr Selbständigkeit. Die Ablösung der Frondienste und die Abgabenfixierung machten die bäuerliche Arbeit lohnender. Mehrarbeit und Intensivierung des Anbaus kamen dem Bauern nun selbst zugute und gaben ihm die Chance, eventuelle Überschüsse auf dem Markt gewinnbringend abzusetzen und so in gewissem Umfang am allgemeinen Einkommensanstieg teilzuhaben. Mit der Auflösung der Villifikationsverfassung setzte eine Zersplitterung der Gutsherrschaft ein und damit auch ein Zerfall der persönlichen Bindungen zwischen Grundherrn und Bauer. Dieser Vorgang wurde von einer Kapitalisierung der grundherrlichen Rechte, d. h. einer Aufsplitterung in viele Einzelrechte begleitet. Der Niederadel verlor durch diese Entwicklung an politischem Gewicht und damit seine politisch-dominante Stellung auf dem Lande. Mit dem Niedergang der grundherrschaftlichen Stellung des Niederadels gewinnt die dörfliche „*communitas*“ an Gewicht<sup>11</sup>. Diesen Vorgang, den man begrifflich auch „Befreiung von der ersten Leibeigenschaft“ zusammenfaßt, ist für die spätmittelalterliche Geschichte von grundlegender Bedeutung.

Da aber ein Landausbau im Sinn von Erschließung neuer Kulturflächen nach 1250 nicht mehr möglich war, blieb als einzige Möglichkeit eine Intensivierung des Anbaus und Spezialisierung der Produkte. So läßt sich in Stadtnähe eine verstärkte Viehhaltung beobachten, was zu einer Ausweitung des Viehfutteranbaus führte. Mehr Vieh brachte wiederum mehr Dünger, der konzentriert bei der Brachweide eingesetzt werden konnte und damit die Erträge an Getreide, Wicken und anderen Futtersorten sowie der Früchte steigerte. Die Wicken waren für die auch in den Städten gehaltenen Reit- und Zugpferden ein begehrtes Futtermittel. Die wachsende Zahl der städtischen Bevölkerung führte seit dem 13. Jahrhundert nicht nur zu einer steigenden Nachfrage nach Getreide, Hülsenfrüchten und Fleisch, sondern auch nach Färbe- und Gewerbpflanzen wie Waid, Hanf, Krapp, Wau und später auch nach Hopfen<sup>12</sup>. Krapp, die rote Färberpflanze, die große Gewinne abwarf, wurde wegen ihrer Mehrjährigkeit sogar gärtnerisch angebaut. In den Gegenden um Speyer und Braunschweig nahmen diese Kulturen einen derart großen Umfang an, daß die Volksnahrung gefährdet wurde und man den Anbau durch Verbote einschrän-

ken mußte<sup>13</sup>. In Thüringen hat z. B. der Waid, ein Blaufärbemittel, die Anbaugewohnheiten grundlegend verändert<sup>14</sup>.

Die Intensivierung der Landwirtschaft muß man zugleich in engem Zusammenhang mit der Entstehung der Stadt im 11. und 12. Jahrhundert sehen, wodurch die bisher agrarisch strukturierte Welt Mitteleuropas sich grundlegend veränderte. Ein stürmischer Austausch von Gütern setzte ein, und die Geldwirtschaft der Städte bestimmte fortan das Wirtschaftsleben. Unter dem Druck der städtischen Geldwirtschaft vollzog sich in der Agrarwirtschaft eine Umstellung von Naturalabgaben auf festgeschriebene Geldleistungen. Für den Bauern brachte diese Umstellung der Abgabenform gegenüber dem Grundherren eine vom Ernteertrag abgekoppelte Leistungspflicht. In guten Erntejahren konnte dies ihm zum Vorteil gereichen, in schlechten Jahren, bei Krieg und anderen Unbilden hatte der Bauer allein die Last zu tragen. Für den Adel hatte es den großen Vorteil, daß er sich nun aufgrund seiner festen Geldeinkünfte am Geld-Warenverkehr beteiligen konnte und nicht selbst für die Vermarktung der Agrarprodukte sorgen mußte, was sich jedoch im weiteren Verlauf der wirtschaftlichen Entwicklung zu seinem Nachteil auswirkte. Mit der zweiten Städtegründungsphase in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden neue kleinere Zentren mit lokalen und regionalen Märkten, die zudem eine Vermittlerfunktion zu den größeren und überregionalen Zentren übernahmen. Diese städtischen Märkte, die die landwirtschaftlichen Überschüsse bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts ohne besondere Schwierigkeiten aufnahmen, schafften für den erstmals in größerer Eigenverantwortlichkeit produzierenden Bauern eine wirkliche Möglichkeit, Agrarprodukte in größerem Umfang gegen Bargeld verkaufen zu können. Der direkte Absatz auf dem Markt bedeutete ein höheres Einkommen<sup>15</sup> für die Bauern, bedeutete aber auch eine Umstellung des bisherigen Familienbetriebes auf eine auf Überschuß ausgerichtete Produktionsform mit Spezialisierung und Ausweitung der Sondernutzungsbereiche, was jedoch bei einem Teil der Dorfgenossen aus Angst um genügend Weideflächen auf großen Widerstand stieß<sup>16</sup>.

Durch die Städtegründungen wurden zugleich viele Arbeitskräfte von den Städten angezogen, die nur aus der Landbevölkerung heraus ihren Bedarf an Arbeitskräften decken konnten. Auch aus demographischen Gründen waren die Städte gezwungen, auf ständigen auswärtigen Zuzug zu achten<sup>17</sup>. Die verbesserten Lebens- und Rechtsbedingungen in der Stadt („Stadtluft macht frei“) waren Anreiz genug. Der Abzug der an die Scholle gebundenen Bauern in die Stadt war nicht legal. Einzelnen Bauern gelang bisweilen in der Stadt ein derart rasanter Aufstieg, daß es an manchen Orten für notwendig erachtet wurde, durch Verordnungen diesen Emporkömmlingen den Eintritt in den Rat zu versagen<sup>18</sup>. Um 1430 berichtet der Dichter Muskatblüth von solchen Mißbilligungen<sup>19</sup>. Die Landflucht bedrohte aber die wirtschaftliche Grundlagen der Feudalherrschaft, die zunächst mit Verboten und anderen Zwangsmaßnahmen der Flucht ihrer Bauern Einhalt zu gebieten suchte. Erst eine



A. Dürer: Marktbauern



A. Dürer: Bauer und seine Frau

Lockerung der drückenden personalrechtlichen Verhältnisse und eine Ermäßigung der Abgabenlast vermochte die Landflucht einzudämmen<sup>20</sup>. Auch die Bauern, die durch die Ausweitung ihrer Anbauflächen auf Tagelöhner angewiesen waren, bekamen die Verknappung von unselbständigen Arbeitskräften zu spüren und mußten steigende Löhne bezahlen<sup>21</sup>. Dies schlug sich, so lange die Getreidepreise stiegen, nur bedingt auf ihren Reingewinn nieder<sup>22</sup>.

Die bis Mitte des 14. Jahrhunderts steigende städtische Nachfrage nach Getreide und anderen Grundnahrungsmitteln führte im 13. Jahrhundert zu langsam, aber stetig anwachsenden Getreidepreisen<sup>23</sup>. Die deutlich wachsenden Erträge der Landwirtschaft wiederum zogen das städtische Kapitel an<sup>24</sup>. So lassen sich im Umkreis der großen Städte seit der Mitte des 13. Jahrhunderts steigende Anteile des Bürgertums am ländlichen Grundbesitz feststellen, wodurch nun von anderer Seite in die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse auf dem Land eingegriffen wurde. Gerade die städtischen Besitzer waren es, die die Innovationen hinsichtlich der Sonderkulturen vorantrieben<sup>25</sup>. Das Kleinbürgertum, das über weniger hohe Bargeldbeträge verfügte, wick auf die Getreideernten aus, die in dieser Zeit als gute Kapitalanlage galten und z.T. den fest verzinslichen Erb- und Zinsrenten vorgezogen wurden. Denn die stei-

genden Getreidepreise versprachen hohe Rentabilität bei relativ großer Sicherheit des angelegten Kapitals. Hinzu kommt, daß die schleichende Geldentwertung die Anlageform in Naturalangaben zusätzlich förderte. Für den kontrahierenden Grundherrn oder Bauern bedeuteten die Getreideernten eine weitere Kapitalisierung der Landwirtschaft. So kommt es, daß auch große Grundherren, die Marktanschluß hatten, nicht mehr auf eine Umstellung der bäuerlichen Abgaben auf Geld drängten. Die aufgezeigte Entwicklung macht den zunehmenden Kapitalbedarf der Landwirtschaft deutlich, ist aber auch Ausdruck eines intensiven Austausches einer prosperierenden Landwirtschaft mit der Geldwirtschaft der Stadt<sup>26</sup>.

Anfang des 14. Jahrhunderts wurden der wirtschaftliche Aufschwung und die allgemeine Euphorie durch verschiedene Anzeichen einer Krise immer mehr in Frage gestellt<sup>27</sup>. Die Bevölkerung war in weitaus größerem Umfang gestiegen, als die Agrarproduktion bei dem Stand der mittelalterlichen Agrartechnik hatte gesteigert werden können. Mißernten verschlimmerten die Ernährungssituation<sup>28</sup>. Selbst die bäuerliche Unterschicht mußte sich zeitweise auf dem Markt mit Getreide versorgen, was ihr bei steigenden Getreidepreisen nur mühsam gelang<sup>29</sup>. Hungersnöte z. B. in den Jahren 1315 und 1317 waren die Folge<sup>30</sup>. Mit den Pestepidemien Mitte des 14. Jahrhunderts brach die Wirtschaftsblüte der Landwirtschaft abrupt ab. Zwar waren die Menschenverluste auf dem Land geringer als in der Stadt, dennoch waren die Folgen des „Schwarzen Tods“ insgesamt für die Bauern verheerend. Die Pest hatte einen Bevölkerungsrückgang bewirkt, der in manchen Gegenden 30-40% betrug. Der Bevölkerungsrückgang ist allein schon an den zahlreichen Wüstungen des Spätmittelalters abzulesen<sup>31</sup>. Für die Landwirtschaft bedeutete dies, daß der Verbrauch von Getreide, eines der Hauptnahrungsmittel des Mittelalters, stark rückläufig war. Dem hohen Preisniveau der Expansionsphase folgt nun eine bis in die 70iger Jahre des 15. Jahrhunderts reichender fallender Trend bei den Getreidepreisen bei gleichzeitigem Ansteigen der gewerblichen Preise<sup>32</sup>. D. h. der einzelne Bauer mußte nun mehr Naturalprodukte auf dem Markt verkaufen, um seine Kosten, vorwiegend seine grundherrlichen Abgaben, decken zu können. Für die Bevölkerungsteile, die ausschließlich von den landwirtschaftlichen Erträgen lebten, öffnete sich eine immer weniger zu überbrückende Preisschere zwischen Agrar- und Gewerbeprodukten<sup>33</sup>. Die negative Wirtschaftsentwicklung auf dem Lande und der große Nachzugsbedarf der Städte durch die Pestepidemien verstärkte den Sog vom Land in die Stadt. Interessanterweise gerieten durch die Landwirtschaftskrise vor allem die ganz kleine und die große, nicht aber die mittlere Bauernschaft in existenzielle Bedrängnis. Denn trotz der Verelendung der Kleinbauern fielen die Löhne auf dem Land nicht, da die verarmten Bauern in die Stadt auswichen und damit das Angebot an Arbeitskräften weiter begrenzt blieb. Die mittleren Bauernstellen dagegen waren auch in Zeiten der Konjunktur in Eigenwirtschaft betrieben worden. Den Anteil der Ernteerträge, den sie auf dem Markt

verkauften, war relativ bescheiden. Auch hatten sie nie die eigene Gewerbe-  
produktion aufgegeben. Es eröffnete sich ihnen sogar die Möglichkeit, ihren  
Besitz durch frei gewordenes Land auszubauen<sup>33a</sup>. Für die meisten bäuerlichen  
Betriebe bedeuteten nun die in Geld fixierten Leistungen an den Grundherrn  
eine schwere Hypothek<sup>34</sup>. Durch die bereits angesprochene Feudalkrise wurde  
von Seiten der Grundherren der Druck auf die Bauernschaft noch weiter er-  
höht. Denn der Adel versuchte, den Schwund seiner Einkünfte durch immer  
neue und höhere Abgaben auszugleichen<sup>35</sup>. Hinzu kommt, daß sich die Dorf-  
gemeinschaften seit dem 13. Jahrhundert immer mehr mit den aufkommen-  
den Territorialherrschaften auseinanderzusetzen hatten, die mit dem Ausbau  
einer neuen landesherrlichen Gerichts- und Verwaltungsorganisation in die  
strukturellen und sozialen Verhältnisse auf dem Land eingriff. Zunächst hatte  
dies eine gewisse Vereinheitlichung der Rechtslage zur Folge. Aber inwieweit  
dies eine Nivellierung der Bauernschaft mit sich brachte, muß noch im einzel-  
nen untersucht werden<sup>36</sup>. Aber mit der Verfestigung der Landesherrschaft  
wurde nun auch die Landbevölkerung zu den feudalen Lasten, d. h. zu den di-  
rekten und indirekten Steuern herangezogen, wodurch zusätzliche Belastun-  
gen entstanden. Die Herrschaft anerkannte das Dorf als politisch-sozialen  
Verband an, machte es aber zugleich in seiner Gesamtheit für eventuelle Zins-  
verluste und verlassene Bauernstellen haftbar<sup>37</sup>. Durch den spürbaren Bevöl-  
kerungszuwachs im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts<sup>38</sup> deutet sich eine Sta-  
bilisierung des Agrarmarktes und damit ein Anstieg der Getreidepreise an<sup>39</sup>.  
Der Bauer geriet zwischen die Mühlsteine der Feudal- und Agrarkrise. Neue  
Landflucht und weitere Verödung der Bauernstellen waren die Folgen<sup>40</sup>. Eine  
andere Folge waren soziale Unruhen auf dem Lande, da viele Bauern eine  
Minderung ihrer Rechtsstellung hinnehmen mußten. Der einst so stolze Bauer  
des 13. und 14. Jahrhunderts war wieder in die Abhängigkeit der Grund- und  
Territorialherrschaft geraten. Abgabendruck und Unwille über die rechtlichen  
Verhältnisse bestimmten das Lebensgefühl des Bauern seit der Mitte des  
14. Jahrhunderts.

Werfen wir einen Blick auf die spätmittelalterliche Dorfgemeinschaft. Mit der  
fortschreitenden Auflösung der Fronverfassung lockerte sich auch die soziale  
Differenzierung des Bauern nach dem Rechtsstatus<sup>42</sup>. In den Dörfern fanden  
sich die Bauern der verschiedenen Grundherren allmählich zu einer Dorfge-  
meinschaft zusammen. Die geburtsständische Unterscheidung nach Freien  
und Unfreien, nach Zinsleuten, Halbfreien und Leibeigenen verlor an Bedeu-  
tung und ermöglichte es, daß sich bis zum Ende des 13. Jahrhunderts ein nach  
außen relativ einheitlicher Bauernstand entwickelte. An Stelle der alten perso-  
nenrechtlichen Abstufung gewannen mit Beginn des 14. Jahrhunderts die  
wirtschaftlichen Unterschiede immer mehr an Bedeutung. Der Einbruch der  
städtischen Geldwirtschaft und der Wirtschaftsaufschwung im 14. Jahrhun-  
dert verstärkten diesen Prozeß der sozialökonomischen Differenzierung inner-  
halb der Bauernschaft. Der Abstand zwischen reichen und armen Bauern ver-

größerte sich, und neue soziale Strukturen prägten nun das Bild der Landbevölkerung. Die Inhaber der größeren Höfe, vornehmlich der Meier-, Ding- und Fronhöfe stellten die bäuerliche Oberschicht. Außer ansehnlichem Grundbesitz hoben sich ihre Höfe durch repräsentative Häuser, umfangreiche Stallungen und Scheunen von den anderen Hofstellen ab. Sie stellten in der Regel die dörflichen Funktionsträger. Um ihre Höfe bewirtschaften zu können, waren sie auf Knechte, Mägde und Tagelöhner zwingend angewiesen. Die Erlöse aus ihren Produktionsüberschüssen legten sie in ihrem Eigen an oder gaben sie als Kredite an weniger erfolgreiche Nachbarn aus, wodurch sich ihr Einfluß noch weiter verstärkte. Die Zugehörigkeit zum dörflichen Meliorat gründete sich im Spätmittelalter also in erster Linie auf ausreichendem Besitz, Ansehen und Teilhabe an den öffentlichen Funktionen.

Unter dieser dünnen bäuerlichen Oberschicht erkennt man eine mittlere Schicht von Bauern mit ausreichender Besitzausstattung. Ihre Güter hatten die Größe von Ganz- und Halbstufen. An der bäuerlichen Bevölkerung macht ihr Anteil zwischen 25 und 30 % aus. Ihre Landausstattung reichte bei einigermaßen normalen Erntejahren gerade für die Sicherung ihres Lebensunterhaltes aus. Andererseits waren die Bauern in Notzeiten am besten in der Lage, ihre Situation selbst zu meistern. Denn sie bewirtschafteten ihre Bauernstelle in Eigenwirtschaft, konnten in schwierigen Zeiten selbst eine Nebentätigkeit suchen und die Arbeit auf dem Hof der Familie überlassen.

Am untersten Ende der dörflichen Hierarchie stand die Masse der Kleinbauern, Kleinstelleninhabern und die Tagelöhner, die alle unbedingt darauf angewiesen waren, durch landwirtschaftliche Arbeit ihren Unterhalt zu verdienen. Diese soziale Gruppe rekrutierte sich in Gegenden der Erbhofordnung aus den nachgeborenen Söhnen, in Gebieten der Realteilung war sie die Folge der Zersplitterung der Bauernstellen. Sie wohnten in der Regel am Dorfrand unter außerordentlich bedrückenden Bedingungen. Die Dorfgemeinschaft nahm sie kaum zur Kenntnis, traute ihnen aber alle Untaten und Verbrechen zu. Dieses „Dorfproletariat“ war von allen sozialen Sicherungen ausgeschlossen. Da ihnen in der Regel auch jegliche Barmittel fehlten, waren sie auch nicht in der Lage, gleich der bäuerlichen Mittelschicht am Aufschwung der ländlichen Gewerbeproduktion teilzuhaben. Auch hier mußten sie sich als Knechte verdingen. Für diese Menschen galt die Nachbarschaftshilfe nicht. Auch der Grundherr, der in so manchem Weistum verpflichtet war, für einen wirklich in Not geratenen leibeigenen Bauern zu sorgen<sup>44</sup>, ist ihnen gegenüber zu nichts verpflichtet. Denn zwischen ihm und dem Tagelöhner bestand nach mittelalterlicher Rechtsauffassung kein besonderes Treueverhältnis, das für den Leiboder Grundherrn eine Fürsorgepflicht begründet hätte. Seuchen, Hungernöte und Krankheiten haben diese Menschen immer ganz unmittelbar und unbarmherzig getroffen. Zwar begegnen in den Weistümern immer wieder Ansätze, diesen Menschen ein Minimum an Einkommen zu sichern, doch hören sie sich meist etwas rührend und hilflos an. So hatte in Menzesweiler das Brot des

Tagelöhners so dick zu sein, daß er seinen Daumen nicht in den Gürtel stecken konnte, wenn er den Brotlaib unterm Arm trug<sup>45</sup>. In der Ortenau mußte der sog. Nachlaib vom Knie bis zum Kinn reichen<sup>46</sup>.

Noch eine weitere soziale Gruppe ernährte sich weitgehend von den eigenen landwirtschaftlichen Erträgen, der landansässige Niederadel, der nur zum Teil im Dienst des sich ausbildenden Territorialstaates ein neues Tätigkeitsfeld gefunden hatte. Ihn hatte die Feudal- und Agrarkrise am nachhaltigsten getroffen. Der stolze Ministeriale der Stauferzeit, dem im Dienst des Kaisers die Welt offen gestanden hatte, war zum „Krautjunker“ herabgesunken. Noch versuchte er krampfhaft, seinen sozialen Status aufrechtzuhalten. Um aber überleben zu können, mußten viele von ihnen in sehr bescheidenen Verhältnissen leben und eigenhändig ihre Felder bestellen<sup>46</sup>. Im „Iwein“ wird ein solcher „buirischer herr“ geschildert: seine Haare sind struppig, unter seinem Wams trägt er keine Hose, barfuß mußte er seine Gäste empfangen<sup>48</sup>. Daß dies keine literarische Übertreibung ist, beweist eine Situationsbeschreibung im Frankfurter Fehdebuch. Ein Frankfurter Ratsbote hatte dem Ritter Wolf von Hattemheim eine Fehdebrief zu überbringen. Als er ihn antraf, hatte dieser „einen rechen uff sinem halse und weren in der hauwe uff den wiesen gewesen“<sup>49</sup>.



A. Dürer: Drei Bauern im Gespräch

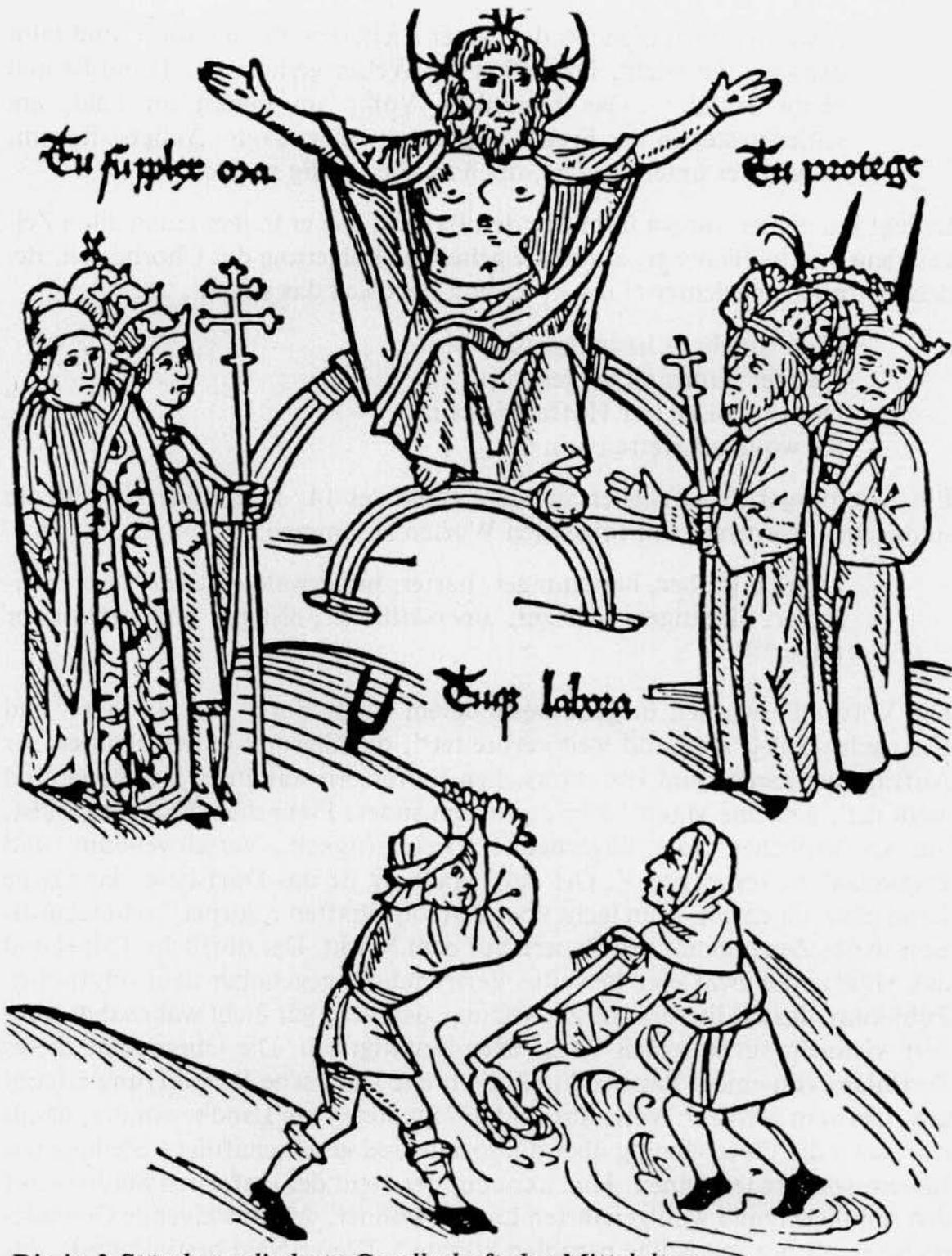


A. Dürer: Tanzendes Bauernpaar

### *Das im Spätmittelalter sich wandelnde Bild vom Bauern:*

Nachdem wir uns einen Überblick über die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse auf dem Lande verschafft haben, können wir uns dem Bild des Bauern im Spätmittelalter zuwenden. Hier stößt man schnell auf ein sehr großes Quellenproblem. Bis zum Ausgang des Mittelalters haben wir keine schriftliche Quellenüberlieferung bäuerlicher Herkunft, sieht man von den Weistümern ab. Man ist daher weitgehend auf die Quellen und die Literatur der anderen Stände angewiesen, in denen der Bauer immer Objekt, nie Subjekt der Darstellung ist<sup>50</sup>. Das Bild vom Bauern unterliegt daher je nach Standpunkt einer mehr oder weniger großen Verzerrung, vereinzelt auch der Schöpfung. Die Autoren bedienen sich gewisser Denk- und Darstellungsschemata, die ihrerseits über die Mentalität der anderen Stände gegenüber dem Bauer Aufschluß geben können. Die quellenkritische Aufgabe besteht nun darin, diese „Teilrealismen“ in die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten einzuordnen und Überzeichnungen auszusondern.

Das bisher gültige Weltbild des Mittelalters, nach dem die Gesellschaft in drei Stände gegliedert ist, in Beter (Klerus), in Kämpfer (Adel) und in Ernährer (Bauern), verliert seit dem 12. Jahrhundert immer mehr an Gültigkeit<sup>51</sup>. Mit der Ausbildung der Stadt entstand auch eine neue soziale Gruppe, die mit steigendem Selbstbewußtsein einen ihr angemessenen Platz in der Ständegesellschaft forderte. Der Bürger schob sich nicht nur in seinem Selbstverständnis zwischen den Bauern und den Adel. Bewußt hat der städtische Bürger schon sehr früh auf Distanz zwischen sich und der Landbevölkerung geachtet und dies, obwohl in den meisten Städten durch die landwirtschaftliche Tätigkeit eines Teils der Bürger nie die agrarische Komponente abriß: Der Bürger wollte Städter und nicht vom Lande sein; sein Aussehen sollte in keiner Weise an das eines Bauern erinnern. Nein! Er gehörte in seinem Selbstbewußtsein der fortschrittlichen Welt der Stadt an, die durch ihre weitgespannten Handelsbeziehungen nach allen Seiten offen war. Die räumliche Absonderung und die Sonderart der Wohnstätten, äußerlich symbolisiert durch die Stadtmauer und ihre verschließbaren Tore, wurden zu einem wesentlichen Statussymbol der Stadt des Mittelalters. Die räumliche Kluft zum Land wurde durch die Tatsache, daß die Stadt ein eigenes Gruppenrecht ausbildete und die Bauern aus der Nachbarschaft dem nachteiligen Fremdenrecht unterwarf, noch mehr aufgerissen. Nicht nur mentalitätsgeschichtlich suchte der Bürger bei den Herrschenden, dem Adel und dem Klerus den Anschluß, um sich auch in seinem Sozialprestige von dem Bauern abzusetzen. Auch in seiner Lebensart nahm er sich den Adel zum Vorbild. Mit dem Adel und dem Klerus stellte er sich über den „buren, den dörper“, der in den Augen des Städters weltfremd war, sich gegen den Fortschritt stellte, dem jede Lebensart und rudimentäre Bildung fehlte. Es entsteht in dieser Zeit der bis in die Neuzeit fortdauernde Antagonismus von „nobiles — urbanes — rusticus“ (Adel — Bürger — Bauer).



*Die in 3 Stände gegliederte Gesellschaft des Mittelalters  
 Aus: Joh. Lichtenberge, Prognostocatio, Mainz 1492*

Dem Bauern begegnete der Städter persönlich und regelmäßig auf dem Markt. Hier feilschte er mit dem rundlichen und selbstbewußten Landbewohner um dessen Agrarprodukte. Schnell bildete sich da eine Meinung, wie die des Zürcher Chorherren Felix Hämmerlin (um 1450), der die Bauern als stolz und übermütig charakterisierte.

„Nun weiß ich es recht: der Bauer sticht den, der ihn salbt, und salbt den, der ihn sticht. Daher hat ein Weiser gesagt: . . . Hund ist und bleibt Hund. . . Das bäuerliche Volk, am besten im Leid, am schlechtesten in der Freud, gleich wenn einer sagte: Äußerst fromm, so lange er unterlegen ist, doch im Sieg völlig ruchlos“<sup>52</sup>.

Drückt ihn nieder, macht ihn klein den Bauern, wie er in den guten alten Zeiten klein und häßlich war, lautet die gehässige Folgerung des Chorherren. Bei dem Nürnberger Dichter Hans Rosenblüt hört sich das so an:

„Ich sprich, es ist in dreissig Jorn  
Rechter Paurn nit vil gesporn  
Das ist wol an irer Hoffart Schein,  
Sie wölln all Herren sein“<sup>52a</sup>.

Ein Augsburger Schriftsteller aus dem Ende des 14. Jahrhunderts faßte die städtischen Vorurteile mit folgenden Worten zusammen:

„Oh du grober, hartsinniger, harter, hinterwäldlerischer, unbrauchbarer, untätiger, geiziger, unersättlicher, listiger und gefräßiger Bauer“<sup>53</sup>.

Die Vorurteile wurden in ganz besonderem Maße durch die Neidhart- und Fastnachts-Spiele im Land weit verbreitet<sup>54</sup>, die allerorts in den Städten zur Aufführung kamen und von städtischen Verfassern stammen. Der Bauer und nicht der „gemeine Mann“ oder sonst eine andere Figur dient als Protagonist, um als häßlicher Narr ungezügelter Triebhaftigkeit, Verschwendung und Dummheit zu verkörpern<sup>55</sup>. Ort der Handlung ist das Dorf bzw. das flache Land ganz allgemein. Man lacht über den tölpelhaften „dörper“ und identifiziert dieses Zerrbild mit den Bauern auf dem Markt. Der dörfliche Tölpel und das Milieu sind zwar eine bewußte Verfremdung gegenüber dem städtischen Publikum, das die literarische Zielsetzung als solche gar nicht wahrnahm, sondern vielmehr in seinen Vorurteilen bestätigt sah. Die Übernahme dieses Zerrbildes von einem Bauern durch die breite städtische Bevölkerung erlaubt uns, hierin in gewisser Weise das Bild des Städters vom Landbewohner, damit aber auch die Einschätzung über die soziale und gesellschaftliche Stellung des Bauern wiederzuerkennen. Hinzukommt der Neid des einfachen Städters auf den rundlichen und wohlgenährten Landbewohner, dessen steigende Getreidepreise er oft nur mit Mühe bezahlen konnte<sup>56</sup>. Dieser Neid bestimmt z.B. das Streitgespräch. „Der Ackermann von Böhmen“, das der Stadtschreiber Johann von Tepl um 1400 verfaßt hat. Auch in den Chroniken und anderen Erzählungen begegnet dieses negative Bild vom Bauern. In den Wundererzählungen des Caesarius von Heisterbach werden die Dämonen teilweise als vier-schrötige Bauern mit breiter Brust, eckigen Schultern, einem gedrungenen Hals und auf der Stirn ein verwegener Haarwuchs, der z.T. wie Borsten herabhängt, dargestellt<sup>57</sup>. Bei geistlichen Autoren kommt noch ein weiterer Vor-

wurf hinzu und zwar der der Gottlosigkeit. Der Straßburger Kaufmann Rudolf Merwin (1307—1382), der sich 1366 in das von ihm gestiftete Johanniterhaus in Straßburg zurückzog und sich als Mystiker einen Namen gemacht hat, urteilte vernichtend über den Bauernstand.

„Du solt wissen, die Geburen lebent in disen Citen onne alle Gottesforhte rehte also frihhe, und si sint och also gar schalcehte worden und also rehte hoffertig und also rehte bese in irm gemuote, und si tragent in disen Citen also gar ze Grunde bese Gedenke und Willen in irem hercen, domitte si der bese Geist besessen . . .<sup>58</sup>.

Dies ist ein Vorwurf der bereits 100 Jahre früher von dem Franziskaner Ludwig erhoben worden ist:

„Durch Trägheit, denn si suchen nicht zum Gottesdienste zu gehen, und an den Feiertagen suchen sie Ausflüchte, wenn sie sagen, sie müßten die ganze Woche durch arbeiten . . .“<sup>59</sup>.

In der Regel erhält der Bauer in den Fastnachtsspielen nur dann einen gewissen positiven Zug, wenn er „bauernschlau“ dem Teufel ein Schnippchen schlägt oder den Ansprüchen seines Herrn in seiner Einfältigkeit entkommt<sup>60</sup>. Eine gewisse Differenzierung und einen Wirklichkeitsbezug vom Bild des Bauern läßt sich in der Annalistik der Bettelorden feststellen. Sie idealisiert den Bauernstand als begnadeten Ur- und Grundstand, als „vera sancta rusticitas“<sup>61</sup>. Der Franziskaner Berthold von Regensburg klagt in seinen Predigten den Adel an und gibt ihm die Schuld an der Verarmung des Bauernstandes<sup>62</sup>. Nicht selten berief man sich in diesem Zusammenhang auf die gemeinsame Abstammung und auf die Gleichheit der Menschen vor Gott. Hugo von Trimberg formuliert dies im „Renner“ folgendermaßen:

„Pfaffen, ritter und gebure  
sint alle gesippe von nature  
und süln gar brüderlichen lebn“<sup>63</sup>.

Auch bei anderen Autoren dieser Zeit kann man eine positive Einstellung gegenüber dem Bauern finden, auch wenn diese selten ist. So bezeichnet Konrad von Ammenhausen in seinem „Schachzabelbuch“ (1377) den Bauer „ein kron ob andern antwerkluten“<sup>64</sup>. Eine hohe Wertschätzung erfährt der Bauer in der Chronik der Stadt Köln aus dem 15. Jahrhundert. Hier wird die Stadt durch den Bauer symbolisiert dargestellt. Der Name Köln wird von „colonus“ abgeleitet und mit Christus in Bezug gesetzt<sup>65</sup>. So wird in den stadtkölnischen Chroniken mehrfach der Reichsadler mit dem „Kölner Bauer“ belegt, für das spätmittelalterliche Bürgertum ein nicht alltäglicher Vorgang<sup>66</sup>. Auch in dem vor 1520 entstandenen Ständebaum des sog. Petrarca-Meisters<sup>67</sup> wird dem Bauer eine zentrale Stellung zugewiesen. Gleichsam im Wurzelgeflecht eines ausladenden Baumes knien zwei Bauern mit einer Mistgabel bzw. einer Keule, beides Arbeitsgeräte und Waffen zugleich, und tragen mühsam die in Stände



*Der Ständebaum. Petrarca-Meister 1523*

gegliederte Gesellschaft, deren Repräsentanten nach Rang geordnet und nach oben aufsteigend in den Zweigen sitzen. Aber ganz oben, in den Wipfeln des Baumes finden sich wiederum zwei Bauern, ganz entspannt und von denen einer mit seinem Fuß auf der Schulter des Papstes steht, während der andere scheinbar mit dem Fuß die Krone des Kaisers berührt. Deutlich wird aus der Gesamtdarstellung, daß der Künstler den Bauern für das Fundament der menschlichen Gesellschaft hielt. Aus seinem Stand sind nicht nur alle anderen entsprungen, der Bauer ist auch fähig, sich über alle anderen Stände, selbst über den Papst und den Kaiser emporzuschwingen. Im dazugehörigen Text wird die hier geübte Ständekritik ganz deutlich:

„Du darfst nicht denken, daß Blut edel macht. Blut ist einander gleich, des Bauern und des Edelmanns. Der Vater kann dir Leib und Blut vererben, den Adel aber nicht, den mußt du dir selbst mit redlichen Taten erwerben“<sup>68</sup>.

Während in den früheren Jahrhunderten verschiedentlich eine ausdrückliche Wertschätzung des Bauern festgestellt werden kann<sup>69</sup>, zeichnet sich seit dem 13. Jahrhundert und zwar mit dem Strukturwandel der feudalen Grundherrschaft eine Veränderung in der Einstellung des Adels gegenüber den Bauern ab. Immer häufiger bestimmen abschätzige und verächtliche Bemerkungen das Bild von der Landbevölkerung. Vor allem weckten die wirtschaftlichen Erfolge der Bauern bei den Grundherren Neidgefühle, hatten sie doch wegen der weitgehenden Festschreibung der Abgaben kaum einen Anteil am Wirtschaftsaufschwung. Ja sie fühlen sich in einem gewissen Umfang um den Ertrag ihrer Güter betrogen. Das Sprichwort „all beschyss yetz vom buren kommt“<sup>70</sup> machte die Runde. Heinrich der Glichezaere sagt in seinem „Reinhard Fuchs“:

„ein gebvre vil riche  
der saz gemecheliche  
bei einem dorfe vber eim velt,  
da hat er erbe vnde gelt,  
korn vnde hirsez genvc“<sup>71</sup>

Der Bauer kommt beim Adel in den Ruf eines geizigen, reichen und heimtückischen Mannes, der zudem noch faul ist.

„Korn und wyn halten hynder sich  
und anders, das die werden rich,  
und machen selber inn eyn dürr“<sup>72</sup>.

Aber nicht nur wirtschaftliche Gründe spielten in diesem Zusammenhang eine Rolle. Parallel zu den wirtschaftlichen Veränderungen auf dem Lande vollzog sich seit dem 13. Jahrhundert eine Abschließung des Rittertums, das im wesentlichen vom Niederadel gestellt wurde, nach unten. Bereits im Landfrieden Kaiser Friedrich I. von 1189 Dez. 29 wurde festgelegt, daß Bauern sich nicht

die Würde eines Ritters anmaßen dürften. Diejenigen, die es dennoch getan hätten, sollten vom Landrichter wieder aus dem Ritterstand ausgestoßen werden<sup>73</sup>. Der Bauernstand wird festgeschrieben und fortan als „homines rustici conditionis“ begriffen<sup>74</sup>. Mit der bewußten Abgrenzung des Adels gegenüber den anderen Ständen bildete er auch ein neues soziales feudales Selbstbewußtsein aus, wie es sich u. a. in der höfischen Literatur darstellt. Als Parzival das erste Mal den Artushof aufsuchte, begleitete ihn ein Landmann, um ihm den Weg zu weisen. An der Burg angekommen, forderte er seinen Begleiter auf, mit ihm einzutreten. Dieser wies dies erschrocken zurück, denn dies sei eine „missetat“<sup>75</sup>. Tatsächlich hätte die höfische Gesellschaft den Besuch des Landmannes als eine Untat und einen Einbruch in ihre „heile Welt“ angesehen. Dieses feudale Standesbewußtsein war nur zu erreichen, wenn der Ritter, meist selbst wenig oder gar nicht gebildet, sich von seiner ländlichen Herkunft und den bäuerlichen Analphabeten durch eine „höhere Lebensart“ absetzte. Die höfische Literatur benutzt zu diesem Zweck feste gegensätzliche Begriffs-paare:

kultivierter Ritterhof	— schmutziges Dorf
edler Ritter	— einfältiger Bauer
ritterliche Lebensart und Auftreten	— bäuerliche Häßlichkeit und Ungepflegtsein
ritterliche Tugend	— bäuerliche Maßlosigkeit und Lasterhaftigkeit

Die höfische Literatur verfolgt, wenn auch unausgesprochen, mit diesen Leitbegriffen durchaus ein gesellschaftspolitisches Ziel, indem sie die Stellung des Adels durch eine ethisch-moralische Begründung als eine besondere heraushebt. Aber nicht nur in der höfischen Literatur läßt sich diese Haltung nachweisen. In seinem Lehrgedicht „Der Renner“ hebt Hugo von Trimberg (gest. 1313), ganz in Übereinstimmung mit dem adeligen Selbstverständnis seiner Zeit, die feudale Bindung des Bauern heraus. Im Einklang mit der kirchlichen Lehre begründet er die Unfreiheit des Bauernstandes mit dem Fluch Noahs über ham. Deswegen sei jeder bäuerliche Widerstand zwecklos und gegen die von Gott gewollte Ordnung gerichtet. Nicht im Aufbegehren gegen das gesellschaftliche System, sondern im geduldigen Ertragen seiner Bürde erfahre er seine menschliche Vollendung. Der Gedanke schließt mit dem Hinweis auf die göttliche Gerechtigkeit, die den armen Frommen einst belohnen werde, der ungerechte Herr aber seiner verdienten Strafe ver falle<sup>76</sup>. Bezeichnend für diese Einschätzung ist die Darstellung des Bauernstandes auf den Planetenbildern. Die Bauern werden als die unglücklichen Kinder dargestellt, auf denen der Fluch Adams und Evas lastet.

Nur wenige Männer haben im Spätmittelalter erkannt, daß aus der bauernfeindlichen Haltung des Adels möglicherweise eine moralische Gefährdung erwachsen kann. So hat z.B. der Theologieprofessor Heinrich von Langenstein

den Herzog Albrecht von Habsburg auf die essentielle Gleichheit des Menschen, auch des Bauern, hingewiesen, wie schon bei den städtischen Bürgern. Generell wird der Bauer in der Adelskritik zum schematischen Gegenbegriff. Die Bauernbeschimpfung verbindet sich mit der Klage des Rittertums mit dem Niedergang der eigenen Welt, wie dies nicht nur in den Neidhartspielen sehr deutlich zum Ausdruck kommt.

„Die pauren wellen nicht vertragen,  
Daß die ritter und ir kind  
Anders, den si, geklaidet sind.  
Die nemen gar ser ab  
An tugend alle tag.  
Die pauerschaft hoch steiget  
Und ritterschaft nider steiget,

Hier vor in kurzen jarn  
Was kain paur so reich,  
Si muosten all geleich  
Grabe mäntl antragen.

Sie truegen auch, ich habs nit erdacht  
Daß nu lützel kainer tuot,  
Ain grabe kappen und ein pösen huot  
Und ain kittl hänfein  
Und ain joppen leinein  
Das war ain reich man,  
der die paide mocht gehan.

Die weil si des sitten pflagen,  
Da hetten si frid in den tagen.  
Nun mag es numer guot werden,  
Seid di pauren in ire kind  
Schaitelpärden worden sind.  
Ir kappenzipfel ist lang und zersnitten,  
Es wischet ars wol da mitte.  
Ir öck die sein egne,  
Anderhalbe elle an der lenge,  
Wenn er in hat angetan,  
Daß er nicht schreiten kan.

Aber von disen tagen  
Sol auf diser erden  
Nimmerkain recht frid werden  
Zwischen den pauren und ritterschaft“<sup>77</sup>.

Im Zusammenspiel von Abwehr der sozialen und gesellschaftlichen Unterbewertung und der verbesserten wirtschaftlichen Lage seit Ende des 13. Jahr-

hundreds reagierte die bäuerliche Bevölkerung mit einem gesteigerten Selbstbewußtsein, mit einer deutlichen Tendenz zur Trotzhaltung. Denn der Bauer wurde sich immer mehr bewußt, daß die anderen Stände mehr oder weniger von seiner Hände Arbeit lebten. Hieraus schöpfte er ein bisher nicht gekanntes Selbstbewußtsein seines Wertes. Im „Meier Helmbrecht“ empfiehlt der besorgte Vater seinem Sohn, doch lieber bei dem guten Auskommen eines selbständigen Bauern zu bleiben als das Leben eines armen „hofmannes“ zu führen<sup>78</sup>. In einem der Antineidhart-Lieder heißt es:

„Nu sag her, her Nithart, wer sol rüsten, hacken und waer nicht der doerper in dem lande wir vor hunger müssten dorren im (dem Herrn) die backen“<sup>79</sup>.

Doch nicht nur der Sohn des Meier Helmbrechts strebt nach Höherem, auch in einem der Neidhart-Lieder sagt die Tochter zu ihrer besorgten Mutter, die den Umgang mit einem Ritter nicht passend findet:

„sliezet mir den meier an die versen!  
ja truwe ich stolzem ritter wolgehersen.  
Zwui sol ein gebuwer mir ze man?  
er enkam  
mich nach minem willen niht getriuten.  
Er, waen, min eine muoz gestan.“

An anderer Stelle heißt es:

„Kein Gozbreht kumt zu minem libe,  
mich mache ein edel knecht zeinem wibe“<sup>80</sup>.

Noch prägnanter drückt sich das bäuerliche Selbstbewußtsein in dem Ende des 14. Jahrhunderts aus England herübergekommen und auch in Deutschland weit verbreiteten Spruch aus:

„Als Adam grub und Eva spann,  
wo war da der Edelmann?“

In einem dem Winkeldrucker zugeschriebenen Gedicht hört sich das dann so an:

„Nun wollt ich wissen also gern,  
wann die Edelleut herkommen wern.  
Sintemal das dy pösen und dy frumen  
nit mer dann von Adam und Eva sint kumen.  
Da Adam reutet und Eva span,  
wer was die zeit da ein edelman?“<sup>82</sup>

Anders ausgedrückt, der soziale Druck der Stadt und des niederen Adels auf das Bauerntum erzeugte einen Gegendruck. Der Bauer, von den anderen Stän-



*Adam hackt und Eva spinnt. Holzschnitt aus dem Heilsspiegel von Richele, 15. Jahrhundert*

den in eine soziale Isolation gedrängt, entwickelte nun bewußt und nicht mehr als bloße Überlebensmechanismen Denk- und Verhaltensweisen, die zum Schutz seines Selbstbewußtseins dienten. Diese sind zwar allgemein menschlich, aber in ihrer Verdichtung und Ausformung der ländlichen Umgebung und Lebensweise angepaßt. Traditionsgebundenheit und das Beharren auf dem Erprobten werden in dieser Epoche zu wesentlichen bäuerlichen Werten und bestimmen auf lange Zeit ihre Lebensweise<sup>83</sup>. Das neue Selbstbewußtsein, das in erster Linie im Lebensgefühl der wirtschaftlich potenteren Bauern zum Tragen kam, stieß auf dem Land auf das Standesbewußtsein des dort ansässigen Niederadels, der in einer tiefen Krise steckte. Denn nach außen unterschied sich die Lebensweise des Großbauern von der des Landritters nur wenig oder gar nicht. Für beide war sie eine typisch bäuerliche, beide bestellten eigenhändig ihre Felder<sup>84</sup>. Einen solchen „Krautjunker“ beschreibt z. B. Hartmann von der Aue in seinem „Armen Heinrich“<sup>85</sup>. Je mehr sich die äußere Angleichung vollzog, desto nachhaltiger drängten die potenteren unter den Bauern auf die Beseitigung der Standesschranken. Die reichsten unter den Bauern versuchten, die sozialen Barrieren durch die Einheirat ihrer Kinder in den Niederadel zu durchbrechen. Dort wo es nicht gelang, durch Familienverbindung die „Gott gewollte Ordnung“ zu durchbrechen, versuchte man bisweilen durch maßlose Übertreibung in der Kleidung oder beim Tanz auf dem Dorfanger den Adel nachzuahmen. Neidhart gießt in seinen Liedern verschiedentlich beißenden Spott über die „gecken“ Bauernburschen aus.

„Enge röcke tragen sie un smale schaperune,  
rote hüete, rinkelohnte schuohe, swarze hosen . . .“<sup>86</sup>

„Rädelohnte sporen treit mir Friderpreht ze leide  
niuwen vezzel hat er baz dan zweier hende breit . . .“<sup>87</sup>

„In enmac gehelfen niht sin hovelich gewant.  
Enge ermel treit er lanc  
die sint vor gebraemet,  
innen swarz und uzen blanc.  
Mit siner rede er vlaemet“<sup>88</sup>.

„Ich wil iu klagen mine schumpfentiure  
von einem doerper spaehen.

so kruse loc gesah ich vert noch huire.  
Den selben kripel waehen,  
den wir bekennen bi des lewen houbet,  
Derts wol anderhalb Franzeis,  
ein stöuber under wibern.  
Sin burse machet in puneis.  
sin kursit ist ein Schampeneis.  
Ja müge wir vor dem dörper niht beliben“<sup>89</sup>.

Auch der Schnitzer des Isenheimer Altars stellt den Bauern sowohl in brauner, wie aber auch in modischer, d. h. in greller grüner, roter Kleidung dar. Ähnliche Verse ließen sich aus den Neidhart-Liedern auch für die Bauernmädchen zitieren<sup>90</sup>. Die übersteigerte bäuerliche Geltungssucht drückte sich auch darin aus, daß einzelne Bauern ritterliche Waffen trugen, was ihnen seit dem Landfrieden von 1152 verboten war<sup>91</sup>. Andere imitierten in fast skuriler Weise und unter dem Gespött des Adels auf dem Dorffanger ritterliches Turnieren zu Ehren Mätzis. Die Helme sind aus Weidengeflecht, ihr Aufzug, ihre Rüstung werden z. B. folgendermaßen beschrieben:

„Der erst was unser Treifnas,  
ein held reht sam ein giesfas.  
Des wappen wahrend gabler zwo  
in einem mist; der war er froh“<sup>92</sup>

Aber auch so mancher Bauer scheint, wie Sebastian Brant berichtet, von diesem Gehabe angesteckt worden zu sein und sein Gut mit dieser Prahlerei durchgebracht zu haben<sup>62a</sup>. Diese grotesk-komischen Szenen verdeutlichen in ganz besonderer Weise, daß zumindest ein Teil der vermögenderen Bauern ritterliche Lebensformen annehmen wollten. Doch zwischen gesellschaftlicher Wirklichkeit und ihrem Wunschziel lagen zu viele tiefe Kluften, als daß man diese durch Imitation des Lebensstils oder Geld so einfach hätte überwinden können. Was sich hier andeutet, ist eine übersteigerte Trotzreaktion der ver-

möglicheren Bauern, die genauso zur Lächerlichkeit und Farce geriet, wie das Rittertum eines verbauerten Niederadeligen.

Die bäuerliche Putz- und Prunksucht war nicht nur ein literarischer Topos. Tatsächlich sind die Obrigkeiten durch Kleiderordnungen gegen solche Auswüchse vorgegangen<sup>93</sup>. Z. B. hat die Stadt Straßburg jungen Bäuerinnen, die zum Tanze in die Stadt kamen, verboten, Röcke zu tragen, die mehr als 30 Gulden gekostet hatten<sup>94</sup>. Der Ausspruch Sigfried Helblings traf den Zeitgeist so prägnant, daß er zu einem weit verbreiteten Topos wurde: „geburen, ritter, dienstmannen tragen alle gliches kleid“<sup>95</sup>. In den Augen der anderen Stände verstieß der Bauer mit seinem Auftreten und seiner Prunksucht gegen die mittelalterliche „Ästhetik der Lebensformen“<sup>96</sup>. Stoffe und Farben waren Teil der hierarchischen Feudalordnung und sollten bereits im alltäglichen Erscheinungsbild die einzelnen Stände von einander absetzen. Der landsässige Adel, der sich nicht nur wirtschaftlich, sondern auch in seinem äußeren Erscheinungsbild bedroht fühlte, mußte dies als ein Angriff auf die von „Gott gesetzte Ordnung“ auffassen. Die Problematik, die sich hier auftut, ist, daß, ungeachtet der tatsächlichen Gegebenheiten auf dem Land, der anstößige Lebensstil einiger vermögenden und überheblichen Bauern auf den Bauernstand insgesamt, bisweilen unterschiedslos auf die gesamte Landbevölkerung übertragen wurde. Die Mehrzahl der Landbewohner war weit davon entfernt, sich einen solchen Aufwand leisten zu können. Viele Bauern waren spätestens seit Ende des 14. Jahrhunderts gezwungen, bis zur Ernte in der Stadt Geld aufzunehmen, um die Saat bestellen und ihre Familie bis zum Herbst ernähren zu können. Aber schon bei der kleinsten Mißernte oder einem anderen nachteiligen Ereignis, war der Bauer schon nicht mehr in der Lage, seinen Schuldverpflichtungen nachzukommen und geriet in Not. Hugo von Trimberg beschreibt diesen Kreislauf sehr zutreffend:

„und leihen gelt uff ein frist  
biz ernte und biz herbist.“

Aber im Herbst nimmt der Gläubiger die Ernte an sich, weil der Bauer nicht sofort bezahlen kann

„und iener, der bauwet daz velt  
der hat mynner , dann mee  
dan er hat gehabt ee  
und wer sein neher zue kumen.  
hett ers under den Jüden genommen“<sup>97</sup>.

Die Straßburger Reformschrift geht sehr ausführlich auf diese Problematik ein und zeichnet ein sehr bedrückendes Bild über die wirtschaftliche Situation der Bauern im Elsaß. Sie beklagt, daß die Bauern bei dem geringsten Zahlungsverzug sofort vor dem geistlichen Gericht verklagt würden. Die kurzen Zahlungsziele der Gerichte könne aber keiner einhalten. Nach Ablauf der

Frist würden dann die Schuldner „on gnode mit sweren bannen, ußtribungen und verslagungen verderplich und dick flüchtig gemacht . . . von sinen kindern“<sup>98</sup>. Die Folge davon sei, so der unbekannte Verfasser, daß sich die Leute gar nicht mehr aus dem Bann lösten<sup>11</sup> und daß sie in „ändern sünden . . . versteinet und ganz verruoht“ wurden und so mancher „in vil iaren das heilig sacrament zuo den ostern niemer empfohent . . . und XXX jore und lenger im den bann also verliben ist“<sup>100</sup>. Damit ist gewissermaßen der Kreislauf geschlossen. Der Bauer blieb dem Gottesdienst fern, nicht weil er zu faul war, sondern weil er durch den Kirchenbann von diesem ausgeschlossen war<sup>101</sup>.

Die Darstellung vom kümmerlichen Leben des Bauern findet sich nicht nur in den bildlichen Darstellungen der Zeit, auf denen die mit Stroh gedeckten Hütten der Bauern mehr als auffällig sind, auf denen die Bekleidung der Menschen mehr Lumpen als einem ordentlichen Gewand gleicht. Auch in den schriftlichen Quellen, die nicht einem einseitigen ständischen Bild verpflichtet waren oder sich satirisch mit den Bauern auseinandersetzten, werden die Lebensumstände der Landbevölkerung ähnlich beschrieben. Hier wird nicht die üppig essende Bauernfamilie geschildert, sondern ein sehr bescheidenes Essen, das vor allem aus geringen Mengen Brot und größtenteils aber aus Haferbrei und gekochtem Gemüse bestand. Getrunken wurde Wasser oder Molke<sup>102</sup>. Das sind die Lebensumstände der „armen luit“, ein Ausdruck, mit dem die Straßburger Reformschrift aus der Mitte des 15. Jahrhunderts die Leute auf dem Lande ganz allgemein bezeichnet.

Fassen wir zusammen: Die Situation des Bauern hat sich seit dem 13. Jahrhundert ganz allgemein gebessert, wobei aber festgehalten werden muß, daß nicht alle an diesem Aufstieg in gleichem Maße teil hatten.

Insgesamt gesehen, war die Lage der bäuerlichen Bevölkerung im Spätmittelalter jedoch wenig beneidenswert. Bei der Masse der Bauern lagen die Erträge und das Einkommen weit unter vergleichbaren Einkommen der Stadtbewohner. Die Feudallasten an die geistlichen und weltlichen Grundherren und seit dem 14. Jahrhundert auch an die Territorialherren wurden angesichts der seit Mitte des 14. Jahrhunderts fallenden Getreidepreise immer drückender. Vielfach blieb selbst der mittleren Bauernschicht nur das Nötigste zum eigenen Verbrauch. Obwohl der Bauer die Hauptlast der mittelalterlichen Wirtschaft trug, blieb er das verachtete Mitglied der mittelalterlichen Ständegesellschaft, was in einem Spruch aus der Mitte des 15. Jahrhunderts sich deutlich niederschlägt:

„Der Bauer ist an Ochsen statt,  
nur, daß er keine Hörnert hat“<sup>103</sup>.

Der Begriff „gebur“ beinhaltet im Bewußtsein der anderen Stände, des Adel, des Klerus und der Städter schlechthin alle Merkmale des Derben, Zuchtlosen und des Ungebildeten.

„Nur den nenne ich meinem Sinne einen Bauern,  
der unrecht lebt und läppisch handelt“.

Zugleich wird der Bauer mit dem Adjektiv „konservativ“ belegt und zwar in dem verächtlichen Sinn von mangelnder Aufgeschlossenheit, von sturem Beharren und Festhalten an dem Hergebrachten, ohne daß man erkannte, daß die natürlichen, wirtschaftlichen und politischen Bedingungen den Bauern nur wenig Spielraum für Veränderungen gelassen hatten. Dieses abwertende Bild wird schließlich auf die gesamte nichtadelige und nichtstädtische, d.h. auf mehr als 80 % der Gesamtbevölkerung übertragen. Sie alle werden „dörper — dörpel“, d.h. Dorfbewohner genannt und damit auch im allgemeinen Sprachgebrauch ganz unten in der Ständegesellschaft angesiedelt. Positiv ist das Bild des Bauern in der Regel nur dann, wenn er als Fundament der Feudalgesellschaft beschrieben wird. Die christliche Lehre von der Gleichheit des Menschen vor Gott wirkt sich für den Bauern nicht aus. Vielmehr wird ganz in der biblischen Bildsprache der Fluch auf die zur Arbeit verdamnten Menschen betont. Ein Recht, sich gegen diese Ordnung aufzulehnen, steht ihnen nicht zu. Ihre Aufgabe besteht darin, geduldig die Last zu tragen und zu dienen, damit sie dereinst ihren Lohn empfangen können. Diese Abwertung des Bauernstandes hat ein gesellschaftspolitisches Ziel. Sie soll dem Adel erlauben, sich von seiner bäuerlichen Herkunft abzusetzen, aber zugleich die Bauern auszugrenzen, d.h. von der politischen Macht fernzuhalten. Den über seinen Stand hinausstrebenden Bauer empfand man als eine Bedrohung der eigenen sozialen Stellung. Die wirtschaftliche und politische Krise vor allem des Niederadels verschärfte die Gegensätze, ließ bei der Ritterschaft Neidgefühle gegenüber dem Bauern des 13. Jahrhunderts aufkommen. Dadurch bekam das mehr vom überlegenden Gesellschaftsgefühl und spöttischer Verachtung geprägte Bild des Bauern einen immer gehässigen Ton und zugleich neue Dimensionen. Der Spott der feinen Gesellschaft über den streitsüchtigen und dummen Bauern verdichtete sich zum Feindbild vom „rebellischen Bauern“, gegen den die rechtmäßige Obrigkeit vorgehen muß, will sie nicht die göttliche Ordnung gefährden. Der Bauer wird bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts zum „Fußhader“, zum Fußabstreifer der anderen Stände, wie dies eine reformatorische Schrift beklagt<sup>105</sup>.

#### *Anmerkungen*

- 1 Vgl. dazu: K. Ranke, Agrarische und bäuerliche Denk- und Verhaltensweisen im Mittelalter, in: R. Wenskus/H. Jankuhn/K. Grinda, Wort und Begriff „Bauer“ 1973, S. 219; W. Rösener, Bauern im Mittelalter 1985, S. 155 ff.; K. Schreiner, „Grundherrschaft“. Entstehung und Bedeutungswandel eines geschichtswissenschaftlichen Ordnungs- und Erklärungsbegriffs, in: H. Patze (Hg.), Die Grundherrschaft im späten Mittelalter Bd. 1 1983, S. 11 ff.
- 2 Vgl. dazu: K.S. Bader, Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes Bd. 2 1957, S. 266 ff.
- 3 Vgl. dazu: Bader (wie Anm. 2) Bd. 1 1957, S. 119 ff., S. 238 ff.
- 4 Ebd.; Rösener, „Bauern“ (wie Anm. 1), S. 155 ff.

- 5 Ebd. Bd. 2, S. 266 ff. und 342 ff.; E. Ennen/W. Jansen, *Deutsche Agrargeschichte* 1979, S. 178 ff.
- 6 Vgl. dazu ausführlich: M. Maurer, *Masseneide gegen Abwanderung im 14. Jahrhundert. Quellen zur territorialen Rechts- und Bevölkerungsgeschichte*, in: *Zs. f. würtembg. Landesgeschichte* Bd. 39 1981, S. 53 f.; P.-J. Schuler, *Die Einzugslisten des Gemeinen Pfennigs. Eine demographisch-wirtschaftsgeschichtliche Untersuchung am Beispiel einiger Städte der Pfalz*, in: *Quantitative Methoden in der Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Vorneuzeit*, hg. v. F. Irsigler 1978, S. 127 ff.
- 7 Maurer (wie Anm. 6), S. 38, 42; C. Ulbrich, *Leibherrschaft am Oberrhein im Spätmittelalter* 1979, S. 220 f., 265 f.
- 8 Vgl. dazu: A. Borst, *Lebensformen im Mittelalter* 1979, S. 363; Ennen/Janssen (wie Anm. 5), S. 186, 192 f.
- 9 Zum Begriff Bauer vgl. folgende Arbeiten: R. Wenskus, *Bauer — Begriff und historische Wirklichkeit*, in: Wenskus/Jankuhn/Grinda (wie Anm. 1), S. 11—28; K. Stackmann, *Bezeichnung für „Bauer“ in frühmittelhochdeutschen Quellen*, in: ebd., S. 153—180; G. Köbler, *„Bauer“ (agricola, colonus, rusticus) im Frühmittelalter*, in: ebd., S. 230—245
- 10 D. Herlihy, *The Agrarian Revolution in Southern France and Italy*, in: *Speculum* Bd. 33 1958, S. 28 ff.
- 11 Bader (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 62 ff.
- 12 F. Irsigler, *Die Auflösung der Villikationsverfassung und der Übergang zum Zeitpachtsystem in Nahbereich der niederrheinischen Städte während des 13./14. Jahrhunderts*, in: H. Patze (wie Anm. 1), S. 307 ff.
- 13 H.F. und H. Rosenfeld, *Deutsche Kultur im Spätmittelalter* 1978, S. 41
- 14 Vgl. dazu: Irsigler (wie Anm. 12), S. 309; Rosenfeld (wie Anm. 13), S. 40 f.
- 15 W. Rösener, *Zur sozialökonomischen Lage der bäuerlichen Bevölkerung im Spätmittelalter*, in: *Bäuerliche Sachkultur im Spätmittelalter* 1984, S. 21 ff.; Ders. *Bauern* (wie Anm. 1), S. 255 ff.; R. Sablonier, *Adel im Wandel* 1979, S. 230 f.; W. Abel, *Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert*, 2. Aufl. 1978, S. 98 ff.
- 16 Sablonier (wie Anm. 15), S. 238 mit Anm. 408
- 17 Vgl. dazu: P.J. Schuler, *Goslar — Zur Bevölkerungsgröße einer mittelalterlichen Reichsstadt*, in: *Stadt im Wandel*, hg. v. C. Meckseper Bd. 2 1985, S. 446 ff.
- 18 Rosenfeld (wie Anm. 13), S. 40
- 19 Ebd. S. 40
- 20 Rösener (wie Anm. 1), S. 257 f., S. 267 ff.
- 21 E. Wisplinghoff, *Zur Lage der Landwirtschaft und der bäuerlichen Bevölkerung im Klever Land während des Spätmittelalters*, in: E. Ennen/K. Flink (Hg.) *Soziale und wirtschaftliche Bindungen im Mittelalter am Niederrhein* 1981, S. 49 f.
- 22 Ebd. S. 45 f.
- 23 W. Abel, *Agrarkrisen und Agrarkonjunktur*, 3. Aufl. 1978, S. 29; W. Abel, *Die Wüstungen des ausgehenden Mittelalters*, 3. Aufl. 1976, S. 55 f.
- 24 Vgl. dazu allgemein: H. Aubin, *Agrargeschichte*, in: *Geschichte der Rheinlande von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart*, Bd. 2 1922, S. 220 ff.; B. Huppertz, *Räume und Schichten bäuerlicher Kulturformen in Deutschland* 1939, S. 93 ff.; F. Irsigler, *Kölner Wirtschaft im Spätmittelalter*, in: H. Kellenbenz (Hg.), *Zwei Jahrtausende Kölner Wirtschaft*, Bd. 1 1975, S. 238 f.; F. Graus, *Das Spätmittelalter als Krisenzeit*, in: *Mediaevalia Bohemica* Suppl. Bd. 1, Prag 1969
- 25 Irsigler (wie Anm. 12), S. 308 f.
- 26 Sablonier (wie Anm. 15), S. 238 f.
- 27 W. Abel, *Die Landwirtschaft 1350—1500*, in: H. Aubin/W. Zorn, *Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte* Bd. 1 1971, S. 300 ff.
- 28 Abel *Agrarkrisen* (wie Anm. 23), S. 44 ff.
- 29 Rösener (wie Anm. 15), S. 30 f.
- 30 Abel *Agrarkrisen* (wie Anm. 23), S. 44 f.

- 31 Abel Wüstungen (wie Anm. 23), S. 44; N. Bulst, Der Schwarze Tod, in: Saeculum Bd. 30 1979, S. 45—67
- 32 P. Kriedte, Spätmittelalterliche Agrarkrise oder Krise des Feudalismus, in: Geschichte u. Gesellschaft Bd. 7 1981, S. 42—68; E. Perroy, A l'origine d'une économie contractée. Les crises du XIVe siècle, in: Annales Bd. 4 1949, S. 167 ff.
- 33 W. Abel Wüstungen und Preiszerfall im spätmittelalterlichen Europa, in: Jbb. f. Nationalökonomie u. Statistik Bd. 165 1953, S. 329 f., 404 f.
- 33a Rösener (wie Anm. 1), S. 199
- 34 P.-J. Schuler, Reformation des geistlichen Gerichts zu Straßburg. Eine Reformschrift aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, in: Francia Bd. 9 1982, §§ 89—96
- 35 Abel Wüstungen (wie Anm. 28), S. 82; Rösener (wie Anm. 15), S. 30
- 36 Zur Ausbildung des Territorialstaates vgl.: H. Patze (Hg.), Der deutsche Territorialstaat im 14. Jahrhundert, bes. Bd. 2 1971; G. Droege, Die Ausbildung der mittelalterlichen territorialen Finanzverwaltung, in: ebd. Bd. 1 1970, S. 325 ff.; R. Sablonier, Zur wirtschaftlichen Situation des Adels im Spätmittelalter, in: Adelige Sachkultur des Spätmittelalters 1982, S. 26 f.
- 37 Maurer (wie Anm. 7), S. 46 f.
- 38 C.M. Cipolla/W. Borchardt, Bevölkerungsgeschichte Europas 1970, S. 22 f.; Schuler (wie Anm. 17), S. 446 ff.
- 39 Vgl. dazu: D. Ebeling/F. Irsigler, Getreideumsatz, Getreide- und Brotpreise in Köln 1368—1797, 2 Bde 1976/77 (Mitt. aus d. Stadtarch. Köln H. 66—67); H.-P. Sattler, Die Ritterschaft der Ortenau in der spätmittelalterlichen Wirtschaftskrise, in: Ortenau 45/1965, S. 34 ff.
- 40 Schuler (wie Anm. 34) §§ 76—78
- 41 Abel (wie Anm. 28), S. 57 ff; E. Pitz, Die Wirtschaftskrise des Spätmittelalters, in: VSWG Bd. 52 1965, S. 347—367; Kriedte (wie Anm. 32), S. 42 ff.; V. Henn, Der Bauernspiegel des Werner Rolevinck „De regimine rusticorum“ und die soziale Lage westfälischer Bauern im späten Mittelalter, in: Westfäl. Zs. Bd. 128 1978, S. 289 f.; E. Kristek, Bauernlage und Bauernnot in der Grafschaft Leiningen 1400—1525 1941, S. 51 ff.
- 42 H. Rabe, Das Problem der Leibeigenschaft 1977, S. 34, 68 f.; Rösener (wie Anm. 1), S. 199 f.; M. Bloch, Die Feudalgesellschaft 1982, S. 305 ff.; W. Rösener, Bauer und Ritter im Hochmittelalter. Aspekte ihrer Lebensformen, Standesbildung und sozialen Differenzierung im 12. und 13. Jahrhundert, in: Festschr. f. J. Fleckenstein 1984, S. 672 ff.
- 43 O. Borst, Alltagsleben im Mittelalter 1984, S. 118
- 44 Z.B. das Weistum von Blaubeuren von 1373, ebda. S. 118 f.
- 45 J. Grimm, Weistümer Bd. 4, ND 1974, S. 716
- 46 Ebd.
- 47 Sablonier S. 94 ff.; H.-P. Sattler, Die Ritterschaft der Ortenau in der spätmittelalterlichen Wirtschaftskrise, in: Ortenau 44/1964, S. 24 ff. Zur Ausstattung einer mittelalterlichen Burg vgl.: W. Goetz, Das Leben auf der Ritterburg, in: C. Meckseper/E. Schaut (Hg.) Mentalität und Alltag im Spätmittelalter 1985, S. 16 ff.
- 48 Hartmann von Aue, Iwein hg. v. Benecke-Lachmann, 4. Aufl. 1877, Vers 2807 ff.
- 49 E. Orth, Die Fehden der Reichsstadt Frankfurt a. M. im Spätmittelalter 1973, S. 115 Anm. 81
- 50 Vgl. dazu: F. Martin, Das Bauerntum im deutschen Schrifttum von den Anfängen bis zu 16. Jahrhundert, in: Dt. VjH f. Literaturwiss. u. Geistesgesch. Bd. 27 1944; H. Schippert, Der Bauern in der Literatur des Spätmittelalters, in: Bäuerliche Sachkultur des Spätmittelalters 1984, S. 125—130
- 51 Johannes von Salisbury (1159) vergleicht die Stände mit dem menschlichen Körper. Danach ist der Klerus das Haupt, der Kämpfer (Adel) die Arme, die Bauern und Handwerker die Füße. Nach ihm ist die menschliche Gesellschaft „entschuht“, d. h. hat nackte Füße, wenn Handwerker und Bauern Beute des Unrechts werden. Wenn die Masse des Volkes Not leidet, leidet der Fürst an Gicht (S. Epperlein, der Bauer im Bild des Mittelalters 1975, S. 79). Vgl.

- dazu: G. Duby, *Lestros Ordres ou l'imaginaire du fe'odalisme* (Paris 1978); O.G. Vexle, Die funktionale Dreiteilung der ‚Gesellschaft‘ bei Adalbero von Laon, in: *Frühmittelalterl. Stud.* Bd. 12/1978.
- 52 G. Franz (Hg.), *Quellen zur Geschichte des deutschen Bauern im Mittelalter* 1967, Nr. 214
- 52a Franz (wie Anm. 52) Nr. 216
- 53 Ranke (wie Anm. 1), S. 212
- 54 Vgl. dazu: *Neues Handbuch der Literaturwissenschaft*, Bd. 3: *Europäisches Spätmittelalter*, hg. v. W. Erzgräber 1978, S. 753 ff.; W. Frey/W. Raitz/D. Seitz, *Einführung in die deutsche Literatur des 12.—16. Jahrhunderts*, Bd. 3 1981, S. 123 ff.; H. de Boor, *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Bd. 4/1 1970, S. 282 ff.
- 55 Vgl. dazu: das Fastnachtsspiel des Nürnberger Meisters Hans Rosenblüt „Der Bauer und der Bock“ in: D. Wuttke/W. Wuttke (Hg.), *Fastnachtsspiele des 15. und 16. Jahrhunderts*, 2. Aufl. 1978, S. 13—20
- 56 Vgl. dazu: die Abb. 7. Wie sehr Albrecht Dürer das zeitgenössische Empfinden traf, zeigt sich daran, daß seine Bauern-Kupferstiche vielfach unter fremden Namen kopiert wurden. So z.B. der Kupferstich das „Tanzende Brautpaar“ von 1514, von Hieronimus Hafer (1500—1563), Hieronimus Wierix (1553—1620) und Pieter Maas (1560—1591). Dasselbe läßt sich auch für Dürers Kupferstich „Drei Bauern im Gespräch“ nachweisen. Vgl. dazu: *Vorbild Dürer. Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg* 1978, S. 48 f., 161—163
- 57 *Caesarius von Heisterbachs Himmelroder Wundererzählungen*, hg. v. G.W. von der Vron-eck 1925, S. 13
- 58 Franz (wie Anm. 52), Nr. 155
- 59 Ebd. Nr. 187
- 60 *Handbuch* (wie Anm. 54), S. 755 f.
- 61 H. Ebner, *Der Bauer in der mittelalterlichen Historiographie*, in: *Bäuerliche Sachkultur des Spätmittelalters* 184, S. 96
- 62 F. Thiel, *Die Lage der Bauern nach der Mitte des 13. Jahrhunderts. Auf Grund der Predigten Bertholds von Regenburg*, in: *4. Jahresbericht des Landes-Realgymnasiums in Klosterneuburg 1904/1905*. Vgl. dazu auch: Borst (wie Anm. 43), S. 114 ff.
- 63 Hugo von Trimberg, *Der Renner*, hg. v.G. Ehrismann 1908, Vers 503 ff.
- 64 Zitiert nach Epperlein (wie Anm. 51), S. 147. — Im Mittelalter werden die sog. „Gemeinden Fuguren“ des Schachspiels, die wir heute „Bauern“ nennen, „vende“, d.h. Fußgänger, genannt. Konrad von Ammenhausen nennt nur die Figur rechts vor dem König, der vor dem Turm steht „Bauer“, die andern sind Handwerker.
- 65 *Chroniken der deutschen Städte* Bd. 12, ND 1968, S. 58, Vers 1291 ff.
- 66 In der Handschrift „Agrippina“ des Heinrich van Beeck (Stadtarchiv Köln) erscheint dieselbe Abbildung, nur daß über dem Kreuz die Kaiserkrone abgebildet ist und sich oben von links nach rechts ein Schriftzug befindet „Des heiligen roemischen riches gebuir“. Der Bauer selbst ist umgeben von einer roten geflammten Mandorla. Abgebildet in: *Ausstellungskatalog des Stadtarchivs Köln: „Köln 1475 des Hl. Reiches freie Stadt“* 1975, Taf. 5
- 67 *Franciscus Petrarca. Von der artzney bayder glück*, gedruckt bei Heinrich Steiner Augsburg 1532, Buch 1, Kap. 16: *Vom adeligen ursprung*.
- 68 Zitiert nach Epperlein (wie Anm. 51), S. 147
- 69 Z.B. führt die sog. *Herkunftsage der böhmischen Przemysliden und Piasten*, deren Herkunft auf bäuerlichen Ursprung zurück (Cosmas von Prag, *Chronica Bohemorum*, in: *MGH SS SS NS 2* 1923, S. 16
- 70 Ranke (wie Anm. 1), S. 218; W.-E. Peuckert, *Die große Wende. Das apokalyptische Saeculum und Luther*, Bd. 1 1948, S. 65
- 71 *Heinrich der Glichezare*, Reinhart Fuchs, hg. v. K.-H. Göttert 1976, Vers 13 ff.
- 72 Zitiert nach Peuckert (wie Anm. 70) S. 70
- 73 Epperlein (wie Anm. 51), S. 96
- 74 J. Fleckenstein, *Zur Frage der Abgrenzung von Bauer und Ritter*, in: *Wenskus* (wie Anm. 1), S. 249 f.

- 75 Wolfram von Eschenbach, Parzival und Titurel, hg. v. K. Bartsch (4. Aufl.), Buch 5, 114, 15
- 76 Epperlein (wie Anm. 51), S. 82 f.; Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon Bd. 4 1983, Sp. 271—276
- 77 A. von Keller (Hg.) Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrhundert, Bd. 1 1853, Nr. 53, S. 439—441
- 78 Ranke (wie Anm. 1), S. 215
- 79 R. Brill, Die Schule Neidharts 1908, S. 43
- 80 S. Beyschlag, Die Lieder Neidharts, ND 1975, S. 50, 398
- 81 Peuckert (wie Anm. 70), S. 72
- 82 Zs. f. Bibliothekswissenschaft Bd. 24 1863, S. 231
- 83 Fleckenstein (wie Anm. 74), S. 249 f.
- 85 Vgl. auch oben S. 6
- 86 Beyschlag (wie Anm. 80), S. 214
- 87 Ebd., S. 216 f.
- 88 Ebd., S. 249
- 89 Ebd., S. 492 f.
- 90 Ebd., S. 485
- 91 H. Fehr, Das Waffenrecht der Bauern im Mittelalter, in: ZRG GA 35 1914, S. 138; H. Conrad, Geschichte der deutschen Wehrverfassung Bd. 1 1939, S. 121 f.; Epperlein (wie Anm. 51), S. 95 f.
- 92 Peuckert (wie Anm. 70), S. 67
- 92a Werner der Gärtner, Meier Helmbrecht, hg. v. J. Ninck 1966, Vers 10—114: Ausrüstung des Sohnes. Vgl. auch die Bemerkungen von Sebastian Brant: Peuckert (wie Anm. 70), S. 69
- 93 Vgl. Fleckenstein (wie Anm. 74), S. 251
- 94 A. Hagelstange, Süddeutsches Bauernleben im Mittelalter 1898, S. 53
- 95 E. Jöst, Bauernfeindlichkeit. Die Historien des Ritters Neithart Fuchs 1976, S. 156
- 96 Vgl. dazu: J. Huizinga, Herbst des Mittelalters, 10. Aufl. 1969, S. 87 ff.
- 97 Schuler (wie Anm. 34), § 29
- 98 Ebd. § 78
- 100 Ebd. § 78
- 101 Vgl. oben S. 7
- 102 Vgl. dazu: G. Franz, Quellen zur Geschichte des deutschen Bauerntums der Neuzeit, 2. Aufl. 1976, Nr. 1
- 103 K. Lamprecht, Deutsche Geschichte, Bd. 5/1, 2. Aufl. 1904, S. 100
- 104 Borst (wie 43), S. 116

Die Bilder sind entnommen

S. 175 aus: W. Hansen, Das deutsche Bauerntum Bd. 1, o.J., S. 89

S. 176 aus: W. Brunner/G. Jaritz, Landherr, Bauer, Ackerknecht, 1985, S. 101

S. 179 aus: Vorbild Dürer, Ausstellungskatalog des Germanischen National Museums Nürnberg, 1978, Abb. 28

S. 183 aus: Laube u.a. Illustrierte Geschichte . . . S. 101, 215

S. 185 aus: S. Epperlein, Der Bauer im Bild des Mittelalters, 1975, S. 127

S. 188 aus: Epperlein S. 148

S. 193 aus: Epperlein S. 142

## Der Raum Herbolzheim im 14. Jahrhundert

Wirtschaft und Gesellschaft des nördlichen Breisgaus nach dem Güterbuch des Klosters Tennenbach\*

*Norbert Ohler*

Jubiläen bieten Gelegenheit zu danken. Wir verdanken es zu einem ganz kleinen Teil unserem eigenen Verdienst, daß wir heute — trotz Unfriede und Unsicherheit in der Welt — in gesichertem Wohlstand Feste feiern können. Wir sind uns meist nicht der Tatsache bewußt, wie tief wir in der Schuld unserer Eltern, Großeltern und früherer Generationen stehen. Wir halten es für selbstverständlich, daß wir Bäche und Flüsse trockenen Fußes überqueren, daß wir uns auf länder- und völkerverbindenden Straßen schnell fortbewegen können, daß Steine von den Feldern gelesen, Sümpfe in fruchtbares Ackerland verwandelt worden sind, so daß rings um Herbolzheim vielfältige Feldfrüchte angebaut werden können; wir halten es für selbstverständlich, daß in Herbolzheim ein wohlschmeckender, bekömmlicher, weithin geschätzter Wein wächst. Vor vierzig Jahren wurde den Menschen plötzlich bewußt, wie zerbrechlich unsere Welt ist: Brücken waren gesprengt, Lebensmittel bewirtschaftet und oft von schlechter Qualität, Wein nur dank guter Beziehungen zu bekommen. Zerstört war, was Generationen in mühevoller Kleinarbeit aufgebaut hatten.

Damit bin ich mitten in meinem Thema: Wirtschaft und Gesellschaft des nördlichen Breisgaus nach dem Güterbuch des Klosters Tennenbach<sup>1</sup>. Tennenbach liegt 12 km von Herbolzheim, 4 km nordwestlich von Emmendingen entfernt. Dort wurde um 1160 ein Zisterzienserkloster gegründet<sup>2</sup>. 1317 legte ein Mönch dieser Gemeinschaft, Johann Zenlin, ein Buch an, das er 1341 — inzwischen Abt geworden — abschließen konnte und in dem er Besitzungen und Rechte seines Klosters verzeichnete. In der von Friedrich Hinn kenntnisreich und liebevoll zusammengestellten Ausstellung, die gleich eröffnet werden wird, finden Sie an zentraler Stelle Auszüge aus diesem Buch. Die Einträge zu Herbolzheim füllen in der Handschrift 42 Spalten, entsprechend 25 engbedruckten Seiten; nur zu wenigen Orten (z. B. Malterdingen und Mundingen) bringt das Güterbuch umfangreichere Einträge. Wie Ihnen die ersten, aus dem Lateinischen übertragenen Zeilen zu Herbolzheim zeigen mögen, tritt uns eine fremde Welt entgegen, fremd, was Recht, Wirtschaft, Maße, Sprache angeht: „Zinsen und dort zinspflichtige Güter. Zunächst am Morsberg 2 Mannhaut Reben, die der Wöplinger genannte Mann hatte, oberhalb der Reben von Frau Inwenin. Davon gibt man uns jährlich nach Erbrecht 4 Viertel Rotwein und als Erschatz 2 Viertel.“ Späterer Nachtrag: „Jakob Spilmans hat sie jetzt.“ Ich möchte Sie einladen, von diesem Eintrag ausgehend einen Blick in das Tennenbacher Güterbuch zu werfen. Vielleicht gewinnen auch Sie den Ein-

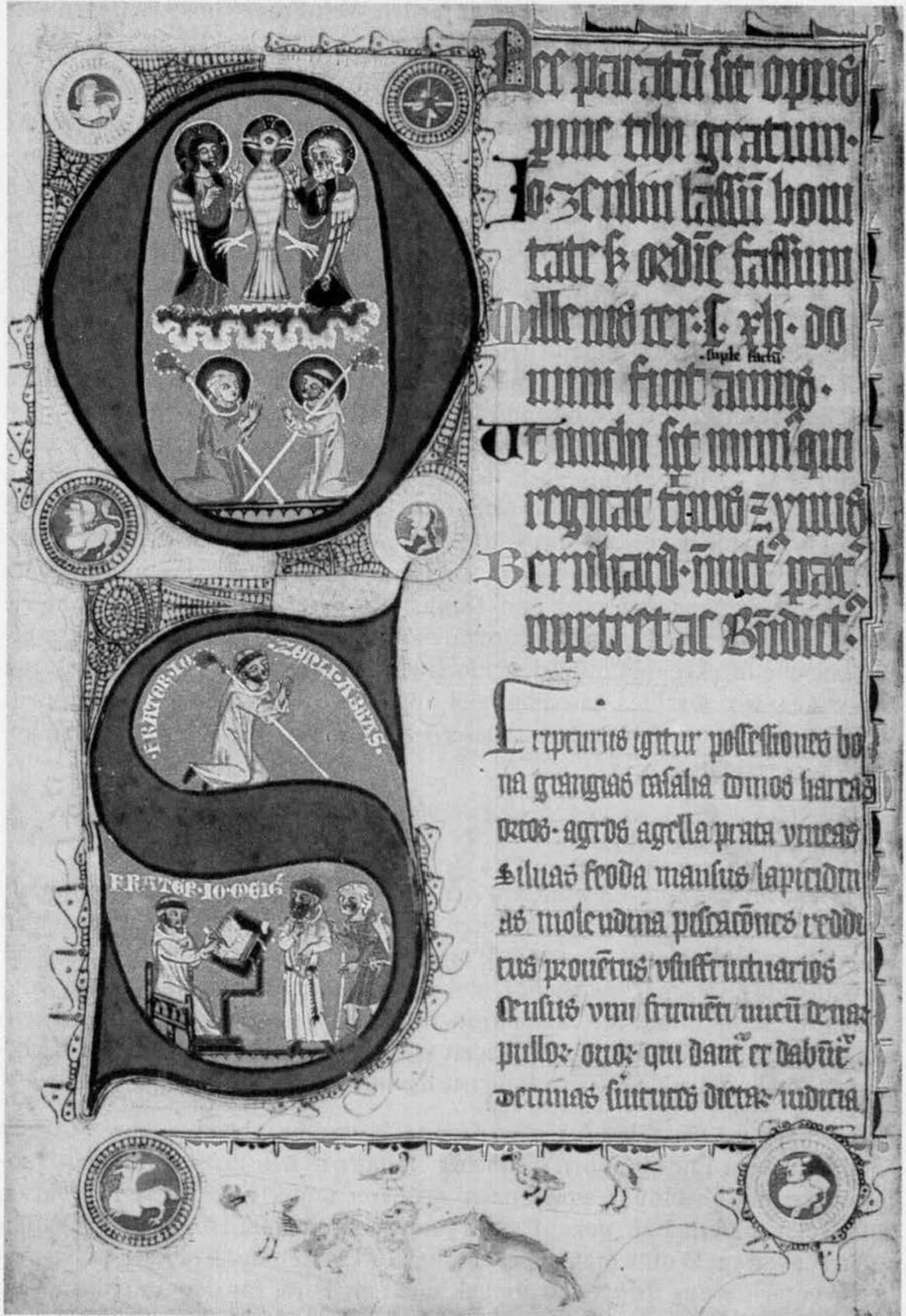
druck, daß die Beschäftigung mit einer fernen Welt Fragen unserer Gegenwart überraschende Tiefenschärfe verleihen kann<sup>3</sup>.

Tennenbach erhielt von den Reben in Herbolzheim jährlich Abgaben in Form von Rotwein. Hier könnte man nun fragen: Brauchten die Mönche Wein? Warum tat es nicht Wasser? Sie hatten sich doch für ein Leben der Askese entschieden! Dazu ist folgendes zu sagen: Das Leben dieser Männer sollte sich an zwei normativen Schriften orientieren, der Bibel und der Regel des hl. Benedikt. Im Alten Testament heißt es, und diese Stelle war auch Mönchen wohlbekannt: „Der Wein erfreut des Menschen Herz“. Und im Neuen Testament wird berichtet, Jesus habe als erstes seiner Zeichen auf der Hochzeit zu Kanaa Wasser in Wein verwandelt<sup>4</sup>. Benedikt, der Vater des abendländischen Mönchtums, war in der Mittelmeerwelt so stark verwurzelt, daß er seinen Mönchen den Genuß eines bestimmten Maßes Wein täglich zugestand, wenn auch nicht ohne Bedenken<sup>5</sup>. Der Wein wurde mit Wasser vermischt, wie es in romanischen Ländern heute noch Brauch ist. In Maßen genossen, regt er den Kreislauf an; nicht von ungefähr bringt Rotkäppchen der Großmutter ja auch Wein als Geschenk mit. — Im Mittelalter war das Trinkwasser häufig verseucht; noch heute können Sie im Breisgau mancherorts das unmittelbare Nebeneinander von Brunnen und Dungstätte beobachten. Zwar waren die Menschen dann von Jugend an durch den Kreislauf der Krankheitserreger gegen manche Infektion immunisiert; doch gesünder lebte, wer seinen Durst mit einem Getränk löschte, das allenfalls abgetötete Krankheitskeime enthielt. Vielleicht erklärt es sich auch mit dieser Lebensweise, daß Mönche oft ein hohes Alter erreichten.

### *Der Autor und sein Werk*

Es spricht für das Selbstbewußtsein Zenlins, daß er sich in der zweiten Initiale des Güterbuches wie die Gründerväter Benedikt und Bernhard hat darstellen lassen: Knieend, graues Gewand, Tonsur, zum Gebet gefaltete Hände, der Abtsstab als Herrschaftszeichen. Unter ihm, am Schreibpult sitzend, ein Konverse, an Gewand und Strick als Mönch, am Bart als Laienbruder zu erkennen, und ein Bauer. Dessen Aussagen werden im Buch als bindende Richtschnur für kommende Generationen festgehalten.

Zenlin hat eine gewaltige Aufgabe angepackt und in jahrzehntelanger Arbeit zu glücklichem Ende geführt: Tennenbach hatte in den fast zweihundert Jahren seit seiner Gründung eine Unzahl größerer und kleinerer Liegenschaften zum Geschenk erhalten, gekauft oder getauscht, die über Hunderte von Orten verstreut waren. Wollte man diesen Besitz vor Entfremdung bewahren, war eine Inventarisierung dringend geboten, auch als Hilfe für den jeweiligen Verwalter der Klostergüter. 700 zweiseitige Seiten des Güterbuches hat Zenlin größtenteils mit eigener Hand beschrieben, in mustergültig klarer Schrift. Seine Einträge zu Recht, Wirtschaft, Pächtern, Bauern weisen ihn als Mann mit



Eingangsseite des Tennenbacher Güterbuches (1317—1341) Dia: W. Rösener

weitem Horizont aus; er hat zahlreiche Einzelheiten festgehalten, die das Güterbuch zu einer einzigartigen Quelle für die Orts-, Sprach- und Kunstgeschichte machen und die uns über den Stand des Landesausbaues<sup>6</sup> in Herbolzheim unterrichten. Andernorts wurden vergleichbare Aufzeichnungen nicht angelegt, oder sie gingen verloren, oder sie wurden absichtlich zerstört: Abgabepflichtige wußten, warum sie Güteraufzeichnungen verbrannten, wenn sich die Gelegenheit dazu bot<sup>7</sup>. Träumen nicht auch wir gelegentlich davon, unangenehme Unterlagen des Finanzamtes seien ein Raub der Flammen geworden?

Zenlin zeigte sich als Kind seiner Zeit. Die Scholastik bemühte sich, Widersprüche zwischen unterschiedlichen Überlieferungen und voneinander abweichenden Autoritäten in Philosophie und Theologie, Widersprüche zwischen These und Antithese in einer beide überhöhenden Synthese aufzufangen, unter Einsatz des menschlichen Verstandes. Zenlin versichert in der Einleitung, er habe sich nicht nur auf schriftliche Dokumente gestützt, sondern nach seinen Möglichkeiten „die Wahrheit auch von glaubwürdigen Menschen zu erforschen gesucht, Menschen, die dem geistlichen oder dem weltlichen Stand angehören“ (2/5). In solchen Fällen wurden mit den örtlichen Verhältnissen vertraute Männer — zumeist wohl Bauern — unter Eid befragt (z. B. 217/499). Eine derartige Einvernahme stellt die schon erwähnte untere Initiale der Eingangsseite dar. Da Meineid vom weltlichen und kirchlichen Recht mit schweren Strafen belegt war, fallen die Aussagen — Weistümer, weil Menschen hier Recht „weisen“, eine für den Historiker reiche Quellengattung — oft sehr differenziert aus. Zu bestimmten Gütern sagen die Befragten etwa, „daz si an disen guetern zwifeleten“ (220/504). Herbolzheimer Bauern versicherten einmal, offensichtlich unaufgefordert, bei einer Transaktion seien dem Kloster weitere Güter zugefallen. Zenlin ist dieser Aussage nachgegangen, stellt dann jedoch fest: „Aber hierin irrten sie, denn die Ländereien sind in den oben verzeichneten Gütern eingeschlossen“ (290/689). Das Beispiel zeigt, daß Bauern nicht nur als Arbeitskräfte unentbehrlich waren<sup>8</sup>. Zwar sind sie generationenlang ausgebeutet, geschunden und — wie noch heute das Schimpfwort „bäurisch“ zeigt — verachtet worden; doch war man sich ihres Wertes bewußt, wie zwei Hinweise aus dem Bereich der Literatur und des Spiels veranschaulichen mögen: Ein Bauernmädchen ist bereit, einen Ritter mit ihrem Blut vom Aussatz zu befreien<sup>9</sup>. Im Schachspiel, das schon im Mittelalter gern gespielt wurde, kann der Bauer nur kurze Schritte tun; als einzige Figur darf er nie zurück — aber er kann in die Dame, die stärkste Figur, verwandelt werden, und: Er kann den König mattsetzen und damit das Spiel entscheiden.

Unorganisch, so möchte man sagen, geht Zenlin bei der Gliederung seines Werkes vor. Er legt es nicht nach dem Zeitpunkt des Erwerbs der Güter an, was nahegelegen hätte, auch nicht durch Zusammenfassung benachbarter Orte; vielmehr entscheidet er sich bewußt für die alphabetische Reihung (*secundum ordinem litterarum alfabeti*; 2/7). Dadurch werden räumlich zusammen-

gehörige Orte auseinandergerissen. Über diese und andere Grundsätze der Anlage gibt Zenlin sich und dem Leser im Vorwort Rechenschaft: „Konstanten“, d. h. Besitzungen, Zinsen, Rechte werden in das Buch eingeschrieben; „Variablen“ dagegen, die Namen der Pächter, schreibt Zenlin, werden auf einem Zettel notiert „wegen der Sterblichkeit und des Wechsels der Menschen; diese Zettel, die nach Bedarf ausgetauscht werden können, werden mit Leim auf dem Pergament befestigt werden“ (3/8). Dank dieser durchdachten Anlage konnte das Güterbuch ein halbes Jahrtausend lang der Betriebsführung des Klosters und gegebenenfalls dem Gericht als Beweismittel dienen; wiederholt mußte es vor der verständlichen Zerstörungslust Abgabepflichtiger in Sicherheit gebracht werden.

### *Wirtschaft im Raum Herbolzheim*

Tennenbach hatte in Herbolzheim, wie aus der ersten Zeile des Eintrages hervorgeht, Zinsen und zinspflichtige Güter. Diese werden oft genau beschrieben. Das Güterbuch konnte den Mönchen nur deshalb so lange Zeit gute Dienste leisten, weil zu Äckern, Wiesen, Gärten, Reben, Wald ins einzelne gehende Angaben gemacht werden: Lage, Größe, Anrainer, Pächter, Vorbesitzer, Art und Höhe der Abgabe, Grund für die Eigentumsübertragung usf.

Vielerorts kann man keine genauen Aussagen dazu machen, wann der Übergang von der extensiven Zwei- zur intensiveren *Dreifelderwirtschaft*<sup>10</sup> erfolgte; diese war nach Ausweis der Einträge im Güterbuch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Herbolzheim weit verbreitet: Wiederholt ist davon die Rede, im ersten Jahr sei Roggen oder Weizen, im zweiten Gerste oder Hafer, im dritten dagegen nichts abzuliefern (sed tercio anno, quando sunt in brache, nichil datur; 491/1197). Der Wechsel Winterfrucht, Sommerfrucht, Brache bestimmte die badische Landwirtschaft bis ins 19. Jahrhundert. Die Brache diente als Viehweide, auf die man vor Einführung der Stallfütterung nicht verzichten konnte; möglicherweise bot sie auch dem Dorfarmen die Chance, sich ein Stück Großvieh zu halten. In späterer Zeit trat an die Stelle der Brache mehr und mehr der Anbau von Kartoffeln und Rüben. Vielerorts hat man die Bewirtschaftung der Felder heute weiter intensiviert: Gezielte Düngung und Schädlingsbekämpfung machen es möglich, dieselbe Frucht mehrere Jahre nacheinander anzubauen. Der Preis dieser Maßnahme wird uns immer stärker bewußt: Unsachgemäß gegeben, vergiften Schädlingsbekämpfungsmittel und chemische Dünger den Boden, gefährden Flora und Fauna von Feldern und Weinbergen, belasten über Feldfrüchte und tierische Produkte auch uns mit Schadstoffen. Das Ziel — Erträge steigern, Verluste mindern — hat die heutige mit der mittelalterlichen Landwirtschaft gemeinsam. Man kann sogar sagen, daß die mittelalterliche Dreifelderwirtschaft mit ihrem Brachejahr recht erfolgreich gewesen ist: Der jährliche Produktionsverzicht auf einem Drittel der Anbaufläche lief auf die gezielte Bekämpfung schädlicher Pflanzen und Tiere hinaus.



*Mönche beim Baumfällen. Initiale „I“  
(wie Ida) aus einem Manuskript des  
12. Jahrhunderts*

*Zeichnung: Ohler*



*Mönche beim Kornmähen. Initiale „Q“  
aus einem Manuskript des 12. Jahr-  
hunderts*

*Zeichnung: Ohler*

Dank höherer Erträge und der Ausweitung der landwirtschaftlichen Nutzfläche konnte sich die Bevölkerung in wenigen Jahrhunderten verdreifachen. Nach Schätzungen lebten in West- und Mitteleuropa um das Jahr 1000 etwa 12 Millionen, zur Zeit der Anlage des Tennenbacher Güterbuches dagegen schon etwa 36 Millionen Menschen<sup>11</sup>. Obwohl viele Nutzpflanzen seinerzeit widerstandsfähiger gegen manche Pflanzenkrankheiten waren als moderne Sorten (aber auch ertragsschwächer!), obwohl zeitweise ein der landwirtschaftlichen Produktion günstigeres Klima herrschte als heute, kam es immer wieder zu Krisen: Die plötzliche Massenvermehrung von Mäusen, Heuschrecken, Raupen, ferner Frost, Überschwemmung, Dauerregen, Hagel und ähnliche Plagen lösten für ein oder mehrere Jahre regionale oder überregionale Hungersnöte aus, die vielen Menschen das Leben kosteten. Generationenlange Erfahrungen finden wir im Märchen gespiegelt: Hungersnot, Kindsaussetzung und Kannibalismus sind Motive aus „Hänsel und Gretel“.

Wohlhabende Familien und kapitalkräftige Institutionen waren in der Lage, sich gegen den Hunger zu schützen: Sie verfügten über Geld und Speicher, um

rechtzeitig Vorräte anzulegen; kurzfristig konnten sie auch ein Vielfaches des üblichen Preises zahlen für Brotgetreide, den Hauptbestandteil der menschlichen Nahrung, oder sie waren in verschiedenen Landesteilen, vielleicht sogar Ländern begütert. Lokale Mißernten wurden für sie dann nicht mehr existenzbedrohend. Tennenbach hatte Besitzungen in Markgräflerland, Breisgau, Ortenau und Elsaß, ferner im Raum Villingen<sup>12</sup>. Besitzstreuung bot Nach- und Vorteile: Ferngelegener Besitz verursachte unverhältnismäßig hohen Verwaltungsaufwand und war, zumal wenn es sich um kleine Parzellen handelte, noch stärker als anderer Besitz dem Risiko der Entfremdung ausgesetzt. Im Zuge einer „Verwaltungsrationalisierung“ strebten adlige und klösterliche Landeigentümer seit dem Hochmittelalter nach Besitzabrundung<sup>13</sup>. Tennenbachs Besitz erstreckte sich von Nord nach Süd und von West nach Ost „nur“ über jeweils drei Tagereisen (die Entfernung Friesenheim-Bellingen und Biesheim/Elsaß-Schwenningen beträgt jeweils etwa 75 km); eine Besitzkonzentration durch Kauf und Verkauf sowie Tausch war hier weniger nötig als bei manchem anderen Kloster. Erhebliche Vorteile bot eine Streuung des Besitzes aus folgenden Gründen: Das Kloster erschien nach außen nicht als reich; von wenigen Eingeweihten abgesehen, wußte niemand genau, was den Mönchen alles gehörte. Wichtiger dürfte ein anderer Gesichtspunkt gewesen sein: Besitzstreuung lief auf Risikostreuung hinaus. Hatte ein Hagelschlag die Weizenernte am Tuniberg vernichtet, so wurde im Raum Herbolzheim vielleicht eine gute Ernte eingebracht.

Es genügt nicht zu produzieren, wie heute auch die sogenannten Entwicklungsländer zeigen; man muß die Erträge bis zur Weiterverarbeitung bzw. bis zum Verzehr angemessen lagern können. Wie andere Zisterzienser, so haben auch die Tennenbacher Mönche inmitten ihrer Besitzungen *Wirtschaftshöfe* angelegt. Wiederholt ist in den Einträgen von „curia nostra“ (206/479) bzw. von „grangia . . . in villa Herbolzheim in smide gassun“ die Rede (214/494), vom Wirtschaftshof im Dorf Herbolzheim in der Schmiedegasse<sup>14</sup>. Zu einer Grangie — der Name leitet sich von „granum“ (das Korn) ab, — gehörten neben Wohn- vor allem Wirtschaftsgebäude, d. h. Ställe, Scheunen, Speicher, Mühlen, Werkstätten, Trotten; dazu kam gelegentlich auch eine eigene Kapelle, in der für die hier Arbeitenden der Gottesdienst gefeiert wurde. Von solchen Höfen aus wurden Ländereien, Weiden, Teiche, Flüsse und Wälder bewirtschaftet. In Teichen wurde intensive Fischwirtschaft betrieben; Flüsse und Bäche, von den Zisterziensern systematischer als von ihren Zeitgenossen zur Energiegewinnung genutzt, trieben Korn-, Öl- und Sägemühlen sowie Hammerwerke an. Der Wald lieferte Bau- und Brennholz, Holzkohle und Honig, im Herbst mit Eicheln und Bucheckern Mastfutter für die Schweine.

Ursprünglich arbeiteten auf diesen Höfen Konversen, Laienbrüder<sup>15</sup>. Der Name rührt daher, daß diese sich von der Welt und ihrem Betrieb abgekehrt und dem geistlichen Leben zugewandt hatten. Sie unterstanden einem Meister, der dem für die Wirtschaftsführung des Klosters verantwortlichen Kellermeister

(Zellerar; als Zellerar hatte Zenlin mit der Anlage des Güterbuches angefangen) unterstellt war. Die Laienbrüder waren an die klösterliche Disziplin gebunden, Frauen wurden also auf den Höfen nachts nicht geduldet.

Die Wirtschaftshöfe der Zisterzienser — oft durch planvolles, Unfrieden stiftendes „Bauernlegen“ entstanden<sup>16</sup> — entwickelten sich in vielen europäischen Ländern zu Musterbetrieben, die die Kultivierung des Landes förderten. Doch konnte das Grangiensystem nur so lange funktionieren, wie sich Laienbrüder zum entsagungsvollen Dienst an den Mönchsgemeinschaften bereitfanden. Zur Zeit, da Zenlin das Güterbuch anlegte, hatte der Mangel an Arbeitskräften Tennenbach schon gezwungen, große Teile seiner Liegenschaften zu verpachten.

Herbolzheim sieht sich seit je durch Klima, Boden, Lagen und Bodenschätze von der Natur gefördert. Die naturräumlichen Gegebenheiten begünstigen den Anbau unterschiedlicher landwirtschaftlicher Kulturen<sup>17</sup>, wie auch das Güterbuch zeigt. Dieses bezeugt ferner die Spezialisierung in *Handwerk und Gewerbe* und die Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land. Die wirtschaftliche Selbständigkeit früherer Bauernwirtschaften ist ein Mythos; der Bauer war ein, allerdings ein sehr wichtiges Rad in der arbeitsteiligen Gesellschaft. Nach Ausweis der Einträge im Güterbuch fanden in Herbolzheim auch Schmiede, Schneider, Müller, Bäcker ihr Brot<sup>18</sup>. Im Raum Herbolzheim wurden, z. T. seit vorgeschichtlicher Zeit bis ins 20. Jahrhundert, Bodenschätze ausgebeutet; das Güterbuch erwähnt eine „isengruobe“ (209/486), die „steinen gruben“ (230/521) und einen „kalchofen“ (288/685). Arbeitslosigkeit als Massenerscheinung, wie sie uns wieder zu schaffen macht, schärft den Blick des Historikers für den Arbeitsmarkt vergangener Zeiten. In Eisengrube und Steinbruch sowie am Kalkofen konnten nachgeborene Bauernsöhne, die auf dem heimischen Hof nicht gebraucht wurden, Arbeit finden; sie waren nicht zur Abwanderung in die Stadt oder in die dünnbesiedelten, noch kaum erschlossenen Länder Ost- und Südosteuropas gezwungen.

Weitere Gewerbe lassen sich aus den Quellen erschließen, Fuhrmann und Brunnenbauer seien ausdrücklich genannt. Mit Eisenbahn, Autobahn, Schifffahrt und Bundesstraße 3 bildet das Rheintal heute eine der wichtigsten Verkehrsachsen Europas. Wenn bis in die Neuzeit der Landverkehr auch vornehmlich auf der linksrheinischen Straße von Basel nach Straßburg verlief, so war Herbolzheim doch verkehrsmäßig begünstigt: Wer von Freiburg oder Breisach nach Norden reiste, brauchte nach einer Tagereise Unterkunft für Mensch und Tier, vielleicht auch einen Schmied, der die Pferde neu beschlagen, oder einen Stellmacher, der den Wagen in Ordnung bringen konnte. Herbolzheim liegt dreißig Kilometer von Breisach, Freiburg und Offenburg entfernt. Wie die Geschichte des Ortes zeigt, auch die Stadtrechtsverleihung, derer wir heute gedenken, hat das heimische Gewerbe die Gunst der Lage zu nutzen verstanden, obwohl sich auch Kenzingen und Ettenheim um die Reisenden bemüht haben.

Ein Wort zu den vielen *Brunnen*<sup>19</sup>, die das Güterbuch in Herbolzheim erwähnt: Bau und Unterhaltung erfordern Spezialkenntnisse, die nicht jedermann hat; Brunnenbau war deshalb so kostspielig, daß auch wohlhabende Häuser sich oft keine eigene Wasserstelle leisteten; eimerweise wurde das Trinkwasser vom nächsten Brunnen geholt. Wir möchten heute den Komfort nicht missen, den fließend warmes und kaltes Wasser an mehreren Zapfstellen in der Wohnung bedeutet. Doch muß diese Annehmlichkeit bezahlt werden, nicht nur mit Geld, sondern auch mit einer weiteren Vereinzelung der Menschen. Konkret gesprochen: In früheren Zeiten war der Platz vor der Kirche und der Brunnen das, was wir heute hochtrabend „Kommunikationszentrum“ nennen würden: Die Menschen sahen sich täglich, oft mehrfach, am Brunnen, der vielleicht — wie es im Liede heißt — „vor dem Tore“ lag. Hier begegnete man Einheimischen und Fremden, erfuhr, was es Neues gab und hatte Zeit zu einem die Nachbarschaft stärkenden Schwätzchen; das heute gefürchtete Gefühl der Isolierung konnte gar nicht erst aufkommen. Im Herbolzheim des 14. Jahrhunderts trugen die Brunnen oft eigene Namen, vielleicht ein Hinweis darauf, daß sie den Menschen wie beseelte Wesen erschienen; nach einem wurde sogar eine Straße benannt. Möglicherweise hat auch der Name „keckbrunnengasse“ (230/521) die Jahrhunderte überdauert, wie die Namen „rintgasse“ (209/486; heute Ringstraße) und „smida gasse“ (210/487).

Das Güterbuch erwähnt ein „nidertor“ (210/487), das Zinsbuch von Ettenheimmünster ein Obertor<sup>20</sup>. Bei dem „dorfe graben“ (212/491) dürfte es sich um den späteren Stadtgraben handeln, der entlang der heutigen Friedrichstraße von der Bundesstraße bis zur Eisenbahnstraße führte; erst um 1900 eingedolt, dient er noch heute als Abwasserkanal.

### *Abgaben*

Die im Güterbuch festgehaltenen Abgaben verweisen auf die landwirtschaftliche Produktion in dem jeweiligen Ort. Tennenbach bezog aus Herbolzheim neben dem eingangs erwähnten Rot- auch Weißwein, ferner Winter- (Roggen, Weizen, Einkorn) und Sommerfrucht (Gerste und Hafer), Hühner und Kapuane sowie Wachs. Hafer verweist nicht nur auf den Haferbrei, lange Zeit die Hauptspeise armer Leute, sondern auch auf Pferdezucht. Der Bauer konnte sich damals wohl nur ausnahmsweise ein Pferd als Zugtier leisten; noch vor zwanzig, dreißig Jahren sah man gelegentlich im Breisgau Ochsen vor den Pflug gespannt. Geflügel war auch von armen Bauern, die sich kein Großvieh erlauben konnten, als Abgabe aufzubringen. Wachs war, zumal in Kirchen, für Beleuchtungszwecke immer willkommen, da es fast geruchlos verbrennt. Auch Nüsse werden gelegentlich als Abgabe erwähnt (z. B. 225/511); man schätzte sie als nahrhafte, wohlschmeckende und leicht lagerfähige Nahrung für den Winter und für die Reise.

Die Abgaben begegnen in Form von Naturalrente, Natural- und Geldrente oder nur als Geldrente. Auch diese Verschiedenheit läßt sich mit dem Streben

nach Risikostreuung erklären: Im Falle einer Mißernte schnellten die Preise hoch; dann waren festgesetzte Nahrungsmittellieferungen willkommen. Andererseits ist Geld leichter zu transportieren (und vor den Blicken argwöhnischer Eintreiber von Abgaben zu verstecken!) sowie vielfältiger verwendbar als Getreide und Geflügel, aber es war — wie heute — einem schleichenden Entwertungsprozeß ausgesetzt, der den Zeitgenossen nicht verborgen geblieben ist. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sank der Silbergehalt der Münze, hier mehr, dort weniger. Deshalb wurde die Münze, in der die Abgabe zu leisten war, wiederholt genau festgesetzt; aus Herbolzheim bezog Tennenbach u. a. Abgaben in Straßburger Pfennigen (227/516).

Die Höhe der Abgaben war meist<sup>21</sup> genau festgelegt, was den Abgabepflichtigen begünstigte: Fleiß und Aufmerksamkeit zahlten sich aus. Wer die Reben richtig beschnitten, die Ernte vor dem Gewitter eingebracht hatte, erzielte höhere Erträge, brauchte prozentual weniger abzuliefern. Daneben begegnet in den Aufzeichnungen eine andere, an der Ertragshöhe ausgerichtete, die bäuerliche Aktivität eher lähmende Abgabe: Der Zehnt. Da der Bauer im allgemeinen warten mußte, bis der Zehntherr jede zehnte Garbe ausgesondert hatte, konnte die Ernte oft nicht rechtzeitig geborgen werden — zum Schaden auch des Zehntherrn.

Der moderne Staat erhebt unterschiedliche Steuern. Vorläufer dieses Abgabensystems reichen weit in die Vergangenheit zurück, wie auch das Güterbuch zeigt. Das Kloster beansprucht außer der jährlich fälligen Abgabe eine Gebühr bei Besitzwechsel, oft die Hälfte des Jahreszinses (z. B. 289/688). Wollte jemand in die Bewirtschaftung des Besitzes eintreten, mußte er sich als erbberichtig ausweisen und den Eigentümer mit einem Anerkennungszins ehren, daher die Bezeichnung Erschatz (laudemium)<sup>22</sup>. Da die Menschen jünger starben als heute, wurde diese Gebühr häufiger fällig, konnte sich also bei den Einnahmen des Klosters spürbar auswirken.

Die meisten Abgaben sind an Martini (11. November) fällig. Bis dahin war die sprichwörtliche Martinsgans fett, konnte ein Teil des Getreides ausgedroschen, vielleicht auch schon verkauft sein, so daß die Abgabepflichtigen ihre Geldzinsen leisten konnten. Da es sich um Bringschulden handelte, mußten sich die Pächter bei dieser Gelegenheit als Schuldner des Klosters öffentlich bekennen. Selten sind andere Termine ausgemacht; Geldzinsen sind gelegentlich an zwei Halbjahresterminen fällig, am Fest Johannes des Täufers (24. 6.) und an Weihnachten (290/689). Ein andermal ist davon die Rede, daß Weizen, Roggen und Gerste „vor Weihnachten“ nach Kenzingen geliefert werden sollen (214/494); diese Bestimmung begünstigte den Empfänger: Tennenbach war der Mühe der Lagerhaltung und des Transportes zum Markort enthoben.

Auch im Herbolzheimer Raum wird man im langjährigen Durchschnitt selten mehr als das Dreifache der Aussaat geerntet haben. Angesichts der fast immer angespannten Ernährungslage mußte der größte Teil der landwirtschaftlichen

Nutzfläche mit Getreide eingesät werden. Die Bauern konnten nur wenig Vieh halten, noch weniger durch den Winter bringen; deshalb fiel kaum Dünger an, und die Erträge blieben niedrig. Insgesamt ist Europa aus diesem Teufelskreis erst im 19. Jahrhundert herausgekommen. Daß die Menschen sich über die Zusammenhänge zwischen Düngung und Ertrag im 14. Jahrhundert klar waren, daß sie eine Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion anstrebten, macht eine andere Bestimmung deutlich: Ein Abgabepflichtiger muß jährlich fünfzehn Karren Dünger zur Fastenzeit, also im Frühjahr, zum günstigsten Zeitpunkt, auf die Äcker der Tennenbacher fahren (224/510f.).

Die intensive Bewirtschaftung der Ländereien ermöglichte den Zisterzienserklöstern, landwirtschaftliche Überschüsse zu produzieren. Für Tennenbach war es ein Glücksfall, daß seine Besitzungen im Einzugsgebiet von städtischen Märkten lagen. In Staufen, Neuenburg, Freiburg, Kenzingen, Endingen, Ettenheim hatte Tennenbach Wirtschaftshöfe, in denen für den Verkauf bestimmte landwirtschaftliche Produkte gelagert wurden und von denen aus man den Markt beobachten konnte; das spekulative Ausnutzen von Preisschwankungen war wirtschaftlich versierten Mönchen durchaus vertraut. Mit den Erlösen wurden weitere Liegenschaften und Rechte gekauft, z. B. in Broggingen (73/125) und Langenbogen (286/681). Als Verkäufer kamen nicht nur verarmte Adlige<sup>23</sup> in Frage, sondern auch andere Zisterzienserklöster, die vielleicht daran interessiert waren, ihren Besitz abzurunden und fernegelegene Liegenschaften abzustößen.

### *Recht*

Eine zentrale Frage blieb bislang unbeantwortet: Wie kam das Kloster Tennenbach an den vielfältigen Besitz in Herbolzheim und in 232 weiteren Orten? Zenlin gibt sich meist nicht damit zufrieden, die Tatsache des Eigentums oder der Abgabe zu vermerken, vielmehr bringt er mehr oder weniger ausführliche Angaben zum Vorbesitzer und zu den genauen Umständen, die zu dem Eigentumsübergang auf Tennenbach geführt haben; gelegentlich schreibt er seitenweise Urkunden aus dem Klosterarchiv ab, deren Originale verlorengegangen sind und die wir deshalb nur aus diesem Buch kennen. Oder er begnügt sich mit knappen Zusammenfassungen des Urkundeninhaltes. Stolz und einen Anflug von Unsicherheit verraten seine wiederholten Bemerkungen, das Kloster habe „besiegelte Urkunden“, „gute mit echten Siegeln besiegelte Urkunden“ (215/496), „mit den Siegeln der Herren von Üsenberg, der Stadt Kenzingen und des Zoller genannten Ulrich besiegelte Urkunden“ (214/495). In Urkunden heißt es oft, die Eigentumsübertragung solle auf ewige Zeiten gelten (z. B. 286/681); doch gerade kirchliche Einrichtungen haben im Laufe der Geschichte immer wieder die Erfahrung gemacht, daß je nach den Zeitumständen die Erben und die nachwachsenden Generationen sich nicht an die Abmachungen ihrer Vordenen gehalten haben. Daher wird dann etwa an einer Stelle betont, man habe besiegelte Urkunden, daß im Jahre 1316 Sophia, Herrin von Hor-

burg, rechtmäßige Gattin des Herrn Hugo von Üsenberg, mit Wissen und Willen ihres seinerzeit noch lebenden Ehemannes dem Kloster zehn Schillinge Breisgauer Pfennige jährlich vermacht, übergeben und gegeben habe; die Schenkung sei frei und unbedingt, ohne List und Hintergedanken oder Betrug erfolgt (libere et absolute sine dolo et fraude; 294/697).

Nicht zu allen Besitzungen konnte das Kloster „Brief [Urkunde] und Siegel“ vorweisen. Gab es Streit um Größe oder Abgaben einer Liegenschaft, um die Nutzung eines Wasserlaufes zum Betrieb einer Mühle oder zum Wässern von Wiesen, so wurde zunächst eine gütliche Einigung durch Befragung von Zeugen versucht; notfalls wurden die Gerichte angerufen; das Ergebnis wurde als rechtsverbindlich im Güterbuch festgehalten, hatte dieses doch anerkanntermaßen einen Beweiswert, der dem von Urkunden schon recht nahe kam.

Zu allen Zeiten hat es Probleme mit säumigen Zahlern gegeben. Eine Bestimmung läßt aufhorchen: „Und swenne eins zins den andern rueret, so ist der hof mit allem guet ùns lidig und gevallen“ (214/494). Wer mit der geschuldeten Abgabe ein Jahr in Rückstand geriet, so daß beide Zinsen sich „berührten“, sollte also sein Recht an dem gepachteten Land verlieren.

Die Zisterzienser strebten danach, unbelastete Liegenschaften zu erwerben (z. B. 217/500; 223/509). Da diese zur Zeit der Klostergründung im dichtbesiedelten, fruchtbaren Breisgau meist nicht mehr zu haben waren, mußten die Tennenbacher nehmen, was ihnen angeboten wurde; nicht immer gelang es ihnen, die auf der Erwerbung ruhenden Lasten ein für allemal abzulösen. Auch in den Einträgen zu Herbolzheim ist von Streitigkeiten mit der weltlichen Macht um Abgaben die Rede — und beide Seiten wußten, daß sie viel zu riskieren hatten. Die Kirche hatte Grund, die Gewalt großer und kleiner weltlicher Machthaber zu fürchten. Die weltliche Macht hatte nicht vergessen, daß die Kirche über Waffen verfügte, die schon Kaiser in die Knie gezwungen hatten. Trotz ihres häufigen Mißbrauchs waren Exkommunikation und Interdikt im Spätmittelalter gefürchtet. Ein Exkommunizierter durfte nicht in geweihter Erde begraben werden; die nachträgliche Lösung eines Verstorbenen vom Bann war zeitraubend, ärgerlich und kostspielig. Die Menschen hatten noch weitere Gründe, gut zu überlegen, ob sie sich mit der Kirche anlegen sollten. Klöster verfügten über die besser geführten Archive; ihre Angehörigen waren oft — wie z. B. Zenlin — der lateinischen und der deutschen Sprache mächtig, konnten lesen und schreiben, sie konnten einen Streitfall vor das höhere, möglicherweise auch das Königsgericht bringen. Nach einem langwährenden Konflikt läßt sich die eine Partei ausdrücklich bestätigen, daß Tennenbach weder wegen des gerade geschlichteten Streites noch wegen früherer Schäden die Üsenberger je belangen werde, „weder mit geistlichem noch mit weltlichem Gericht“ (217/499).

### *Landesausbau*

In den Genuß genereller Abgabefreiheit gegenüber der weltlichen Obrigkeit kam das Kloster dann, wenn es Land urbar gemacht hatte. Bei dem Tennenba-

cher Besitz in Langenbogen wird stolz auf die Abgabefreiheit verwiesen, da es sich um Neubrüche (novalia) handele, die Tennenbach auf eigene Kosten in Kulturland verwandelt habe (287/683). Hier hatten die Mönche offensichtlich in großem Rahmen landwirtschaftliche Erschließungsarbeiten durchgeführt. Während im Herbolzheimer altbesiedelten Gebiet die Parzellen durchschnittlich nur eine Juchart maßen (etwa 1/2 ha)<sup>24</sup>, begegnen in Langenbogen Flurstücke von 10, 14, 16, 18, 30, 40 Juchart, einmal sogar 100 Juchart Acker „an eime stücke“, wie betont wird (287/683), insgesamt über 200 Hektar. Hier brauchte nicht nach wenigen Schritten der Pflug gewendet zu werden; hier ließen sich hohe Erträge erzielen, erst recht wenn, wie in Langenbogen wahrscheinlich, das Land künstlich bewässert werden konnte. Daß großräumige Eingriffe in die Landschaft — das Trockenlegen der Elzniederungen im 14., die Anlage weiter Rebterrassen im 20. Jahrhundert — nicht unproblematisch sind, ist uns in den letzten Jahren mehr und mehr bewußt geworden, bedeuten diese Eingriffe doch immer auch Verluste für die Vielfalt der Arten von Pflanzen und Tieren. Diese Seite der Medaille können wir deshalb sehen, weil wir vor dem Problem landwirtschaftlicher Überproduktion stehen. Wer mit dem Hunger zu kämpfen hat, kann sich nicht den Luxus leisten, auf die Erschließung landwirtschaftlicher Nutzflächen zu verzichten oder tierischen und pflanzlichen Schädlingen ein Lebensrecht zuzubilligen.

### *Maße*

Zur Veranschaulichung der Parzellengröße in Langenbogen wurde als Größe der Juchart 1/2 Hektar angenommen<sup>25</sup>. Es ist problematisch, mittelalterliche Maßangaben in das metrische System umzurechnen, weil die Größe der einzelnen Maße nicht nur im Laufe der Jahrhunderte, sondern oft auch von Ort zu Ort schwankte. Interesse verdienen die Bezeichnungen: Juchart, Mannhaut, Mannwerk als Flächen-, Saum und Eimer als Hohlmaße orientieren sich an der Kraft von Mensch und Tier. So gesehen bildete der Mensch das Maß aller Dinge. Eine Juchart ist die Fläche, die ein Mann mit einem Ochsen an einem Tag pflügen kann — bei schwerem Boden weniger, bei leichtem Boden mehr. Eine Mannhaut ist die Rebfläche, die ein Mann an einem Tag mit der Hacke bearbeiten, eine Mannsmahd die Wiesenfläche, die er an einem Tag mähen kann. Dem entsprechen die Hohlmaße: Ein Saum kann von einem Saumtier (Maultier, Esel, Pferd), ein Eimer von einem Menschen auch über längere Strecken getragen werden.

### *Die Sprache*

Das Tennenbacher Güterbuch ist in lateinischer Sprache angelegt, der Sprache der Kirche, der Sprache, die Gebildete zwischen Island und Sizilien, Irland und Ungarn schrieben und verstanden. Das Buch ist aber auch mit Brocken, Sätzen und ganzen Abschnitten (meist Urkunden) in deutscher Sprache durchsetzt. Etwa zur gleichen Zeit, da Zenlin das Güterbuch aufzeichnet, läßt in

Freiburg das Dominikanerinnenkloster Adelhausen seine Güter aufschreiben: Von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, ausschließlich in Deutsch. Offensichtlich gingen auch in Klöstern in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Lateinkenntnisse zurück (also nicht erst bei unseren Kindern, wie manche Lehrer heute klagen!). Gleichzeitig wurde die deutsche Sprache geschmeidiger, so daß sich in ihr sogar übersinnliche Wahrnehmungen wiedergeben ließen; das zeigt die auch im südwestdeutschen Raum verwurzelte Mystik. Zweihundert Jahre nach Anlage des Güterbuches fand Luther eine weitgehend durchgeformte, bildreiche, ausdrucksstarke Sprache vor, die er bei der Bibelübersetzung genial einzusetzen wußte.

Zenlin beherrscht das Lateinische und das Deutsche. Dieses verwendet er im Interesse der Eindeutigkeit vor allem dann, wenn Personen- und Flurnamen, Abgaben u. ä. verständlich wiedergegeben werden sollen. Der einziehende Beamte hatte es in aller Regel mit Analphabeten zu tun. Wollte er nicht unverständlich bleiben, so mußte er Namen so aussprechen, daß klar war, welche Person und welches Zinsgut bzw. Flurstück gemeint waren. Wie solche Einträge formuliert wurden, sei an zwei Beispielen erläutert; zunächst die Übertragung: „Ferner im Herbolzheimer Bann zehn Joch Acker, die ‚Hezzels Brache‘ genannt werden; sie liegen an dem Weg, über den man nach Ringsheim geht, und am Eichholz.“ Nun das Original: „Item in Herbolzheimer ban 10 jugera agri dicunter Hezzels brache, sita an dem weg, qua itur versus Ringsheim, und an dem eichholz“ (288/685). Oder: „Weitere 12 Juchart auf dem oberen Feld; oben grenzen sie an die hundert Juchart, die an der Straße in dem Winkel an der Bleiche liegen, halb im Kenzinger, halb im Herbolzheimer Bann; diese sind ein echtes Eigengut unseres Klosters und von ihnen wird kein Zehnt gegeben, da es sich um einen Neubruch handelt, der auf unsere Kosten urbar gemacht worden ist.“ Nun das Original: „Item uf dem obern velde obenan stozent an die 100 juchart an die strasze in dem winkel an die bleicha 12 jugera, halb in Kenzinger ban et altera pars in Herbolzheimer ban, et sunt verum allodium nostri monasterii et nulla decima datur de eis, quia novalia fuerant sumptibus nostris ad cultum redacta (288/684).

### *Das kirchliche Leben*

Dieser Bereich wurde bislang weitgehend ausgeklammert; dabei spiegelt sich das kirchliche Leben in diesen vorwiegend der Wirtschaft gewidmeten Aufzeichnungen in vielfältiger Weise. Heiligenfeste bestimmen den Jahresablauf; im Bewußtsein weiter Bevölkerungskreise leben davon wohl nur noch Martini, Nikolaus und Silvester weiter. Aus Herbolzheim werden erwähnt die „Kapelle bzw. untere Margaretenkirche“ (207/482), deren Restaurierung so erfreuliche Fortschritte macht, und die „Kirche vor dem Friedhof an der Straße“ (210/488). Fast in allen Orten liegt die Kirche wenn schon nicht an zentraler, so doch an leicht zugänglicher Stelle — hier an einer Straße und in unmittelbarer Nachbarschaft des Friedhofes: Auf dem Weg zur Kirche, auf dem Weg

von der Kirche zur Familie oder zur Arbeit erfuhren die Menschen sich als Gemeinschaft von Lebenden und Toten.

Alle Christen, Lebende wie Verstorbene, wurden im Hochgebet der Messe tagaus, tagein den Fürbitten der Gläubiger empfohlen. Vielen war das nicht genug. Sie vermachten kirchlichen Gemeinschaften, vorwiegend Klöstern, deren Angehörige als fromm, deren Gebet als wirkmächtig galt, bestimmte Güter unter genau schriftlich festgehaltenen Auflagen. Das Kloster verpflichtete sich zu wirtschaftlichen und/oder zu Gebetsleistungen. Für das erstere sei als Beispiel ein Leibgeding erwähnt: Einer Reinlind in Wöplinsberg waren auf Lebenszeit jährlich je drei Maß Roggen und Hafer gegeben worden (211/490); in anderen Fällen wurde vereinbart, daß ggf. auch der Ehepartner, vielleicht sogar die Kinder lebenslänglich Anrecht auf bestimmte Leistungen haben sollten. Ein Leibgedinge konnte man auch andernorts erhalten, z. B. in einer Stadt wie Kenzingen oder Ettenheim. Aber dort war man nicht imstande, den religiösen Bedürfnissen der Spender zu genügen. Der Zisterzienserkonvent, so wird einmal festgelegt, soll jährlich am Fest der Heiligen Vitus und Modestus (15. 6.) eine Jahrzeit für die Schenkerin, Sophie, Herrin von Horburg, feiern. Der Inhalt der Jahrzeit ist hier nicht genauer bestimmt und wird als bekannt vorausgesetzt; die Jahrzeit könnte aus Meßfeier, Gebeten und/oder Armenspeisung bestanden haben, für das Seelenheil der Schenkerin. Sollte der Konvent in einem Jahr dieser Verpflichtung nicht nachkommen — „und swenne das von unserem wegen wurdi versumet“ — so sollen die zehn Schillinge dem Spital von Kenzingen gegeben, also ausschließlich für caritative Zwecke verwendet werden (295/697).

Auch wenn es um die Sicherung des Seelenheiles geht, begegnet das Streben nach Risikostreuung. Wer über die nötigen Mittel verfügt, stiftet Jahrtage in verschiedenen religiösen Gemeinschaften; die erwähnte Sophie, Herrin von Horburg, z. B. in den Klöstern Wonnental (bei Kenzingen) und Tennenbach (290/689). Bei solchen Stiftungen handelt es sich im allgemeinen nicht um egoistische Bekundungen nach dem Motto „Rette Deine Seele!“ Meist denkt der Stifter, z. B. Heinrich Zinsmann (225/512f.), an sein, seiner Ehefrau, seiner Eltern und aller seiner Verwandten Seelenheil; oft werden ausdrücklich auch die Kinder und deren etwaige Nachkommen in das Gebet eingeschlossen.

Wie schon erwähnt, erfuhren die Menschen sich bei jedem Kirchgang als Gemeinschaft von Lebenden und Toten. Die Stiftung einer Jahrzeit bot die Möglichkeit, über das pauschale Gedächtnis aller Verstorbenen hinaus nach dem Tod persönlich, durch Nennung des Namens, zu bestimmten Terminen wieder in die Gemeinschaft der Lebenden zurückgerufen, vergegenwärtigt zu werden<sup>26</sup>. Dieses Gebet stiftete Gemeinschaft über Raum, Zeit und Generationen hinweg. Adlige und bürgerliche Familien haben das Bewußtsein der ungebrochenen Kontinuität ihres Geschlechtes gerade aus solchen Erinnerungen geschöpft. Von der Macht, die der Namensnennung innewohnt, können wir

uns heute kaum noch eine angemessene Vorstellung machen. Das Wissen um diese Macht begegnet allerdings nicht nur in historischen Quellen, wie das Märchen von „Rumpelstilzchen“ zeigt.

### *Zusammenfassung*

Zu der Zeit, da das Tennenbacher Güterbuch zusammengestellt wurde, war Herbolzheim — wie der Ortsname auf -heim andeutet — schon seit langem besiedelt, vielleicht gar seit den Zeiten der alemannischen Landnahme. Durch Klima, Böden und Lage an einer wichtigen Nord-Süd-Verbindung begünstigt, hatten die Menschen hier jahrhundertlang Landesausbau betrieben, um die immer wieder drohenden Hungersnöte zu bannen. Daß dieser Prozeß auch in den 20er und 30er Jahren des 14. Jahrhunderts noch nicht abgeschlossen war, zeigen Hinweise auf Rebneuanlagen (nusetzi, z. B. 208/483). Aus Herbolzheim bezieht ein Kloster, das zu wirtschaften gelernt hat, jährlich hohe Abgaben, die auf intensiven Getreidebau, auf Weinbau, Weidewirtschaft, Viehzucht, Imkerei hinweisen, weiter auf Ansätze zur Geldwirtschaft. Wie zahlreiche Einzelangaben zeigen, ist das Land verkehrsmäßig gut erschlossen; gelegentlich werden Kunstbauten, wiederholt Straßen erwähnt<sup>27</sup>; zwar würden wir diese heute bestenfalls als Wege einstufen, doch dürften sie so breit gewesen sein, daß Karren und Wagen einander begegnen konnten. Zusätzlich dienten Pfade der Erschließung der Felder und der Verbindung der Siedlungen untereinander. Die Wasserkraft von Bächen wurde genutzt für die Energiegewinnung, Brunnen versorgten die Menschen mit dem nötigen Trinkwasser. Das typisch dörfliche Gewerbe erscheint mit Mühlen und Schmieden, daneben werden Fischer, Bäcker, Schneider genannt. Bodenschätze sorgten für Arbeitsplätze in Steinbrüchen, Eisengruben und am Kalkofen.

### *Ausblick*

In der Ausstellung sehen Sie ein Faksimile der Eingangsseite des Tennenbacher Güterbuches. Die Miniaturen regen uns an, dieses Dokument in größere geistes- und kulturgeschichtliche Zusammenhänge einzuordnen.

Die obere Initiale zeigt zwei kniende Männer. Das kreisförmig geschorene Haar, die Tonsur, weist beide als Angehörige des geistlichen Standes aus. Das braune Habit kennzeichnet den Mann zur Linken als Benedikt, das graue den Mann zur Rechten als Bernhard von Clairvaux. Der Stab weist bei beiden auf die Abtswürde, der Kreisnimbus auf die Heiligkeit hin. Der Gründer des abendländischen Mönchtums und der Erneuerer benediktinischen Mönchtums leben nämlich in der Nähe Gottes, von der Dreifaltigkeit nur durch ein schmales Wolkenband getrennt. Mit dieser Miniatur waren dem seinerzeitigen Betrachter weite Zusammenhänge eröffnet: In der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts hatte Benedikt von Nursia dem von ihm gegründeten Kloster Monte Cassino eine Regel gegeben, die dem abendländischen Mönchtum verpflich-

tende Richtschnur wurde; in Benediktinerklöstern gilt sie heute noch. Man wird in der europäischen Geschichte vergeblich nach einer Verfassung suchen, die sich — bei orts- und zeitbedingten Anpassungen — über fast eineinhalb Jahrtausende als tragfähig bewährt hat.

In Benediktinerklöstern versammelten und versammeln sich Menschen, die in der Nachfolge Jesu ein „alternatives“ Leben führen wollen: Armut, d.h. Verzicht auf persönlichen Besitz, Keuschheit (nicht nur Ehelosigkeit!), persönlicher Gehorsam der Regel und dem Abt gegenüber, Bindung an die eine Gemeinschaft (*stabilitas loci*) — und das alles auf Lebenszeit! Jahrhundertlang zog diese Daseinsform Menschen an, die hohe Ansprüche nicht an andere, sondern an sich selbst stellten. Unter ihnen waren wiederholt sogar Mitglieder von Königs- und Kaiserhäusern. Da diese Menschen die biblischen Normen ernstnahmen, erhielten sie oft so reichen Zulauf, daß einzelne Gemeinschaften zeitweilig auf mehrere hundert Mitglieder anwuchsen. Größere Konvente sandten Mönche aus zur Gründung eines neuen Konventes, der seiner Verfassung und wirtschaftlichen Stellung nach jedoch selbständig blieb.

Die Klöster erhielten Zuwendungen von Mächtigen und Besitzenden — oft zur Sündentilgung, als Hilfe für die diesseitige wie auch für die jenseitige Läuterung; oder als Zeichen des Dankes, z.B. für gesunde Heimkehr von einem Kreuzzug; oder als Mitgift für ein in das Kloster eintretendes Familienmitglied. Solche Mitgift war unentbehrlich, wenn ein behindertes Kind in ein Kloster abgeschoben wurde, von diesem also zeitlebens versorgt werden mußte.

Mittel zum Erwerb von Liegenschaften verschafften sich die Klöster auch mit fürbittendem Gebet, Jahrtagsfeiern, Totengedächtnis, Begräbnis auf Klostergrund<sup>28</sup>. Viele Güter wurden getauscht oder gekauft. Das Kloster bezahlte mit Geld, Naturalien oder einem Leibgedinge. Gelegentlich haben politisch bedrohte Familien Teile ihres Besitzes dem Zugriff eines Mächtigeren durch die Übergabe an ein Kloster entzogen; so läßt sich der breitgestreute Besitz des Klosters St. Gallen (auch im Breisgau) deuten.

Die Ausstattung mit materiellem Besitz diente der wirtschaftlichen Absicherung der Gemeinschaft. Besitz war die Voraussetzung dafür, daß der Konvent leben, caritative Aufgaben wahrnehmen, Arme speisen, Fremde beherbergen konnte. Doch zeigte der Besitz auch bei den Benediktinern seinen Pferdefuß. Da die Regel nur die persönliche Armut des einzelnen Mönches forderte, konnte die Gemeinschaft wohlhabend sein; viele Klöster waren aufreizend reich. Damit wurden sie in weltliche Händel verstrickt, verfochten ihre materiellen Interessen genauso rücksichtslos wie andere Mächtige. Sie waren oft nicht mehr als Gemeinschaften von Menschen in der Nachfolge Jesu zu erkennen. Die Quellen wissen dann von persönlichem Besitz, Konkubinat, ausschweifendem Leben, Auflösung der klösterlichen Disziplin zu berichten.

Die Geschichte des abendländischen Mönchtums folgt einem wellenförmigen Auf und Ab. Sie zeigt, wie schwierig es für Gemeinschaften von Menschen ist,

über längere Zeit harten Anforderungen an das eigene Leben gerechtzuwerden. Sie zeigt weiter, wie schnell Menschen, die sich voll Ekel vom Getümmel der Welt abgewandt hatten, wieder in die Welt hineingezogen wurden; nur wenige von ihnen wurden sich der Tatsache bewußt, daß die proklamierten hehren Ziele von einst nun der Bemäntelung krassesten Gruppenegoismus dienten. Angewidert von diesem Zerrspiegel wahren mönchischen Lebens beschließen junge Menschen, sich den Herausforderungen wahren christlichen Mönchtums zu stellen. Einer der bekannten Reformer war der in der Initiale neben Benedikt dargestellt Bernhard von Clairvaux. Unter Rückbesinnung auf Evangelium und Benediktregel strebte er nach einem Gleichgewicht zwischen Gottesdienst, geistlicher Lesung und Handarbeit. Angesichts des entsagungsvollen Lebens der ersten Generationen von Zisterziensermönchen „konvertierten“ sogar Amtsträger und Adlige; freiwillig stellten sie sich als Viehhüter und Handwerker in den Dienst klösterlicher Gemeinschaften.

Das neue zisterziensische Mönchtum übte eine solche Anziehungskraft auf die Menschen aus, daß sich innerhalb von zweihundert Jahren der Raum von Portugal bis Schweden, von Irland bis Ungarn mit einem Netz von insgesamt etwa 740 Zisterzienserklöstern überzog. Der Ausdruck „Netz“ ist berechtigt, weil Mutter- und Tochterklöster verbunden blieben und weil alle Klöster dem Generalkapitel unterstanden, der Versammlung der Zisterzienseräbte, die jährlich zu Cîteaux in Burgund zusammenkamen. Hier konnte auch der Abt von Tennenbach seine Erfahrungen in Überlegungen einbringen, wie mit aufsässigen Laienbrüdern zu verfahren, wie Sumpfland urbar zu machen, der Ertrag von Feldern, Weinbergen, Wiesen zu steigern sei. Solche Anregungen waren um so notwendiger, als auch der Zisterzienserorden ständig in der Spannung zwischen idealem Programm und der schwierigen Umsetzung in die Alltagswirklichkeit stand.

Die Reformmönche hatten die Flucht aus der Welt, das asketische Leben in der Einöde gesucht. Die für die damalige Zeit unerhörte Intensität, mit der sie Landwirtschaft und Gewerbe betrieben, verstrickte sie in die Händel der Welt, wie Auseinandersetzungen um Zehntabgaben auch in den Einträgen des Tennenbacher Güterbuchs zu Herbolzheim zeigen. Schlimmer noch: Die Disziplin ließ nach einigen Generationen in vielen Klöstern zu wünschen übrig. Es kam zu einer weiteren Reform — und zu einer weiteren Spaltung, und das heißt Schwächung — des Mönchtums; zu Anfang des 13. Jahrhunderts entstanden die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner, die die Armut des einzelnen Mönches *und* des Konvents forderten. Die Krise, in die die Zisterzienser geraten waren, äußerte sich auch darin, daß sie keine Laienbrüder mehr fanden, die bereit gewesen wären, unter Verzicht auf Ehe- und Familienleben hart zu arbeiten, während es den Mönchen immer weniger gelang, die Kluft zwischen Norm und Wirklichkeit ihres Lebens zu schließen. Verwalter von Klostergütern eigneten sich den ihnen anvertrauten Besitz als Eigentum an; in Herbolzheim hatte Abt Zenlin Mühe, sich gegen Verwalter durchzusetzen. Die

Laienbrüder liefen fort, vielleicht den Bettelorden zu, oder sie wanderten in die aufblühenden Städte ab. Infolgedessen sah das Kloster sich gezwungen, immer mehr Güter zu verpachten, für Langenbogen hält Zenlin ausdrücklich den Zeitpunkt des Wandels fest: 1326 (290/690).

Das Tennenbacher Güterbuch erhellt blitzlichtartig manche Seiten aus dem wirtschaftlichen, rechtlichen und gesellschaftlichen Leben im Breisgau zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Es führt in weite Zusammenhänge europäischer Geistes- und Kirchengeschichte ein, lenkt aber immer wieder den Blick zurück auf den einzelnen Ort.

Seit unvordenklichen Zeiten kommen die in Herbolzheim Lebenden mit Reisenden aus vielen Ländern in Berührung, die hier Rast machten. Wertvolle Anregungen erhielten die hier wohnenden Menschen dadurch, daß zahlreiche kirchliche und städtische Einrichtungen in Herbolzheim begütert waren. Geistliche Gemeinschaften haben im Laufe der Geschichte die Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit oft nicht ausgehalten; zeitweilig traten sie als menschenchinderische Ausbeuter auf, was weder verschwiegen noch beschönigt werden soll. Aber die Klöster Tennenbach, Ettenheimmünster, Wonnental, Waldkirch, Andlau/Elsaß, der Johanniterorden, das Spital zu Kenzingen brachten die Erfahrungen ihrer Gemeinschaften, oft international organisierter Verbände, in diesen Raum ein, im Falle Tennenbachs die Erfahrungen des ganz Europa umspannenden Zisterzienserordens. Direkt oder indirekt wurden die Menschen im Raum Herbolzheim Nutznießer von Kenntnissen und Fähigkeiten, über die die Zisterzienser in Acker-, Obst- und Rebbau, Vieh- und Fischzucht, Bergbau und Metallverarbeitung verfügten.

Die Herbolzheimer haben sich Herausforderungen gestellt, die Klima und Verkehr, das rechtliche, wirtschaftliche und politische Umfeld sowie die von den Zisterziensern eingeführten Neuerungen bedeuteten. Daß sie Antworten auf diese Herausforderungen gefunden haben, davon zeugen die Größe des Ortes, die Vielfalt der hier ausgeübten Gewerbe, Zahl und Wohlstand der Bewohner. Generationenlange Aufbauarbeit, jahrhundertelange Mühen fanden verdiente Anerkennung, als die badische Regierung vor 175 Jahren den Ort, der längst städtisches Gepräge trug, auch rechtlich zur Stadt erhob.

#### *Anmerkungen*

- \* Vortrag, den der Autor im Rahmen der Festveranstaltung „175 Jahre Stadtrecht der Stadt Herbolzheim“ am 30. März 1985 in Herbolzheim gehalten hat. Für den Druck wurde das Manuskript geringfügig überarbeitet und um Quellen- und Literaturhinweise ergänzt.
- 1 Das Tennenbacher Güterbuch (1317-1341). Bearbeitet von Max Weber und Günther Haselier, Alfons Schäfer, Hans Georg Zier, Paul Zinsmaier (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, 19. Band) Stuttgart 1969. Zitiert wird im Interesse einer leichteren Auffindbarkeit nach Seiten- und Spaltenzahl. Um die Zahl der Anmerkungen nicht unnötig groß werden zu lassen, sind die Nachweise oft im lau-

- fenden Text in Klammern beigelegt. Ausgewertet wurden die Einträge zu Herbolzheim und den heute mit Herbolzheim verwaltungsmäßig zusammengeschlossenen Orten Bleichheim, Broggingen, Tutschfelden, Wagenstadt sowie zu dem abgegangenen Langenbogen.
- 2 Vgl. hierzu Berent Schweineköper: Das Zisterzienserkloster Tennenbach und die Herzöge von Zähringen. Ein Beitrag zur Gründungs- und Frühgeschichte des Klosters, in: *Forschen und Bewahren. Festschrift für Hermann Rambach*. Waldkirch 1983, S. 95-157.
  - 3 Einen vorzüglichen Überblick über den Forschungsstand zur Geschichte des Ordens vermittelt der Sammelband: *Die Zisterzienser. Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit. Ergänzungsband*, hrg. von K. Elm unter Mitarbeit von P. Joerißen, Köln 1982, und hierin zu Tennenbach besonders der Beitrag von Werner Rösener: *Grangienwirtschaft und Grundbesitzorganisation südwestdeutscher Zisterzienserklöster vom 12. bis 14. Jahrhundert*, S. 137-164. Über den Besitz der südwestdeutschen Zisterzienserabteien um 1340/50 orientiert: *Historischer Atlas von Baden-Württemberg. Karte VIII, 4*, Stuttgart 1975, mit Beiwort von M. Schaab, K. Andermann, C. Carl, H.-M. Maurer, W. Rösener, L. Scherg, W. Schöntag. Vgl. ferner Frédéric van der Meer: *Atlas de l'Ordre Cistercien*. Paris, Bruxelles 1965.
  - 4 Ps. 104, 15 bzw. Joh. 2, 1-12. — Es ist kein Zufall, daß das Deckengemälde im Speisesaal des ehemaligen Hofes des Benediktinerklosters St. Blasien in Freiburg — heute Lesesaal des Stadtarchivs Freiburg — gerade dieses Wunder vergegenwärtigt.
  - 5 „Wir lesen freilich, daß der Wein für Mönche überhaupt nicht passe; doch da die Mönche unserer Tage sich davon nicht überzeugen lassen, wollen wir uns wenigstens dazu verstehen, nicht bis zur vollen Befriedigung zu trinken, sondern etwas weniger: ‚Der Wein verleitet ja selbst Weise zur Sünde.‘“ Die Klosterregel des Heiligen Benedikt, Kapitel 40, in: *Die großen Ordensregeln*, hrg. von Hans Urs von Balthasar. Zürich, Köln, 2. Auflage 1961, S. 229.
  - 6 Vgl. hierzu die instruktiven Überblicke mit guten Karten in: *Freiburg im Breisgau. Stadtkreis und Landkreis. Amtliche Kreisbeschreibung (Die Stadt- und Landkreise in Baden-Württemberg [4], Bd. I, 1* 1965.
  - 7 Vgl. hierzu, frühere Forschungen zusammenfassend, C. Ulbrich: *Agrarverfassung und bäuerlicher Widerstand im Oberrheingebiet*. In: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 30 (1982) S. 149-167.
  - 8 Vgl. hierzu: Wort und Begriff „Bauer“. Zusammenfassender Bericht über die Kolloquien der Kommission für die Altertumskunde Nord- und Mitteleuropas. Hrg. von Herbert Jankuhn und Reinhard Wenskus (= *Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Phil.-hist. Kl.* 89). Göttingen 1975.
  - 9 Hartmann von Aue, *Der Arme Heinrich*. Hrg. von F. Neumann (Reclam 456) Stuttgart 1964, Vers 561-564.
  - 10 Vgl. *Handbuch der Deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte*. Hrg. von Hermann Aubin † und Wolfgang Zorn. Bd. 1, Stuttgart 1971, S. 95 f. und Schaubild S. 96.
  - 11 *Europäische Wirtschaftsgeschichte. Deutsche Ausgabe* hrg. von Knut Borchardt. Bd. 1: *Mittelalter*. Stuttgart, New York 1978, S. 21.
  - 12 Vgl. die Karte „Übersicht über den Tennenbacher Besitz nach dem Stand des Urbars“, in: *Güterbuch (wie Anm. 1), Anhang*.
  - 13 So dürfte sich auch erklären, daß die Zisterzienserklöster St. Urban in der Schweiz und Lützel im Oberelsaß — Tennenbach war eine „Enkeltochter“ der elsässischen Zisterze — Breisgauer Besitzungen an Tennenbach verkauften (215/496 und 223/503).
  - 14 Vgl. hierzu E. Schillinger, *Curtis und Curia in den Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts. Untersuchungen zum Sprachgebrauch dieser beiden Begriffe im Oberrheingebiet*. In: *Alemanisches Jahrbuch 1979/80*. Bühl/Baden 1983, S. 99-122.
  - 15 Vgl. hierzu *Ordensstudien I und IV (Berliner Historische Studien 2 und 10): Beiträge zur Geschichte der Konversen im Mittelalter*. Hrg. von K. Elm; M. Toepfer: *Die Konversen der Zisterzienser. Untersuchungen über ihren Beitrag zur mittelalterlichen Blüte des Ordens*. Göttingen 1980 bzw. 1983.
  - 16 Vgl. Werner Rösener: *Bauernlegen durch klösterliche Grundherren im Hochmittelalter*. In: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 27 (1979) S. 60-93.

- 17 Vgl. hierzu die entsprechenden Abschnitte der Kreisbeschreibung (wie Anm. 6) und Karten des Historischen Atlases Baden-Württemberg (wie Anm. 3).
- 18 Zum ländlichen Handwerk und Gewerbe vgl. Handbuch (wie Anm. 10) S. 218 ff., 339 ff.
- 19 Vgl. H. Hinz: Brunnen. In: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 2. Auflage, Bd. 4, 1981, S. 1-11; A. Reinle, D. Kocks, W. Brückner: Mittelalterliche Brunnen in Mittel- und Westeuropa. In: Lexikon des Mittelalters Bd. 2, München, Zürich 1983, Sp. 767-780.
- 20 F. Hinn, Die Stadt Herbolzheim im Breisgau. Ein Beitrag zur Stadtgeographie. Herbolzheim 1970, S. 81; zum Stadtgraben ebd. S. 78 f.
- 21 In Brachejahren entfällt die Abgabe (212/492); ein Eintrag wie „3 sextaria secundum quod crescit ibi“ (207/482; 211/489) zeigt, daß bei der Festsetzung der Abgabenhöhe das Ernteergebnis berücksichtigt wurde.
- 22 Einmal (214/494) wird ausdrücklich betont, es sei in Herbolzheim nicht üblich, für den Getreidezins Erschatz zu bezahlen.
- 23 Zisterzienser nutzten gelegentlich sogar die Notlage, in die Adlige infolge ihrer Teilnahme am Kreuzzug geraten waren, zur Erweiterung ihres Grundbesitzes; vgl. Werner Rösener: Die Entwicklung des Zisterzienserklosters Salem im Spannungsfeld von normativer Zielsetzung und gesellschaftlicher Anpassung während des 12. bis 14. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 133 (1985) S. 43-65, hier S. 54.
- 24 Offensichtlich war das Kloster bestrebt, eine zu starke Parzellierung des Bodens zu verhindern; jedenfalls heißt es 293/694, der 22 Mannsmahd große Brügel in Langenbogen dürfe nicht in mehr als sechs Teile geteilt werden.
- 25 Vgl. zu Münzen, Maßen und Gewichten den Exkurs von Norbert Ohler: Die Urbare des Klosters Adelhausen von 1327 und 1423. Zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Breisgaus. In: Alemannisches Jahrbuch 1976-1978, Bühl/Baden 1979, S. 111-182, hier S. 176-181.
- 26 Vgl. hierzu Otto Gerhard Oexle: Die Gegenwart der Toten. In: Death in the Middle Ages. Ed. by Herman Braet and Werner Verbeke (= Mediaevalia Lovaniensia 9). Leuven/Belgien 1983, S. 19-77.
- 27 Z.B. „publica strata“ (288/684), Steg (214/494; 294/696), hölzerne (216/498) und steinerne Brücke (219/503; 225/511). Da einmal von der Furt durch die Elz gesprochen wird (292/693), muß es offenbleiben, ob es schon eine Elzbrücke gab.
- 28 Vgl. Gedächtnis, das Gemeinschaft stiftet. Hrg. von Karl Schmid (Schriftenreihe der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg) München, Zürich 1985, und hier bes. die Beiträge von J. Wollasch, A. Angenendt, K. Schmid und Otto Gerhard Oexle.



*Daniel Speckle, Baumeister der Stadt Straßburg, wurde geboren 1536 und starb 1589 in Straßburg — das besagt die Umschrift des Porträts in der Ausgabe der Architectura von Vestungen von 1599, eine Arbeit des aus Lüttich stammenden Frankfurter Kupferstechers Joh. Theodor de Bry (1528—1598).*

## Der Straßburger Baumeister Daniel Specklin (1536—1589)

*Carl Helmut Steckner*

1536 wurde Daniel Specklin in Straßburg geboren, ein Mann, der vom Seidensticker zum bewährten Berater von Fürsten und Städten aufrückte, der als Festungsbaumeister der europäischen Fortifikationskunst grundlegende Ideen entwickelte, der als Stadtbaumeister in die Geschichte Straßburgs eingegangen ist, der als Zeichner das Bild der Stadt und ihres Münsters im 16. Jahrhundert festhielt, dessen Elsaßkarte einen wichtigen Schritt in der Geschichte der Kartographie bedeutete, der als Archäologe und Chronist in die Vergangenheit schaute, doch als Praktiker für die Gegenwart baute und den Zeitgenossen Bauideen hinterließ, die weit in die Zukunft wirkten.

Sein Geburtstag ist nicht bekannt, wohl aber sein Geburtshaus, ein Vorgänger des heutigen Hauses „zur Meise“, das der Meisengasse, der Rue de la Mésange, den Namen gab. Sein Vater Veyt Rudolph war Formenschneider, der Zeichnung und Schrift in den Holzstock schnitt und für Straßburger und Basler Drucker arbeitete. Sein Sohn Zacharias, Daniels älterer Bruder, war in Basel als Formenschneider tätig für den Drucker Froben. Er arbeitete mit an den Illustrationen zu Georg Agricola's „De re metallica“ — Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen, das 1556 erschien. Zunächst schloß Daniel Specklin

1552 eine Lehre als Seidensticker ab. Die Seidenstickerei war seit den Kreuzzügen in Europa bekannt — an ihre orientalische Herkunft erinnert der damals gebräuchliche Name „Heidnischwerk“. Dies Handwerk ist seit 1318 in Straßburg nachzuweisen.

Danach ging er auf Wanderschaft durch Europa, kam 1555 nach Wien. Dort betätigte er sich auf einem völlig anderen Gebiet, nämlich beim Bau der Festungen Raab und Komorn an der von Wien aus errichteten Wehrgrenze gegen die Türken in Ungarn und bei der unter Leitung des kaiserlichen Bausuperintendenten Hermann Schallantzer entstehenden Befestigung Wiens. Hier hat er die Begabung zu seinem künftigen Metier erkannt. Er ging erneut auf Wanderschaft, um sich andere Festungsbauten anzusehen, kam durch Ungarn, Polen, Skandinavien, 1560 nach Antwerpen, wo Meister Frans die Stadt befestigte und 1561—63 wieder nach Wien, „allwo er seinen anfang in der bawmeisterei genommen“.

Er kehrte dann nach Straßburg zurück, zeichnete einen Plan der Stadt, den ihm der Rat noch vor der Fertigstellung aus Sicherheitsgründen 1564 abkaufte. 1565 heiratete er Susanne Wegrant, wie es im Heiratsregister der Münsterpfarre eingetragen wurde: „Eingeseget Montag den 26. November hora 9: Daniel Speckle, Susanne Johann Endringers seligen hinderlasne witwe“. Auf der Suche nach einer Aufgabe reiste er 1567 nach Düsseldorf, Jülich und dann nach Regensburg, wo er Besprechungen über eine mögliche Neubefestigung Straßburgs führte. Er fertigte darüber einen Plan an. Von 1569 bis 1573 war er dann in Wien als Rüstmeister tätig und auch mit der Aufsicht über die Kunstkammer Kaiser Maximilians II. beauftragt. Inzwischen war er wieder im Elsaß tätig für Samson von Fleckenstein. Für die Stadt fertigte er einen „Abriß der Zarg um die Stadt“, er nahm also den Zustand der Befestigungen auf.

Wichtiger für ihn wurde nun ein Auftrag aus Wien. Für Erzherzog Ferdinand war eine „Landtafel oder mappa unserer vorderösterreichischen Lande“ herzustellen. Dies beschäftigte ihn von 1574 bis November 1575. Danach folgte ein Beratungsvertrag für die Befestigung Ingolstadts. Der dafür angefertigte Plan ist in Karlsruhe erhalten. Die Stadt Ulm holte seinen Rat ein, es ist vom Grundriß eines steinernen Werkes die Rede (1578). Als nunmehr „Fürstlich bayerischer Baumeister“ wurde Specklin nach Regensburg berufen zu einer Konferenz von „Baw- und Kriegsverstendigen“ unter Vorsitz des kaiserlichen Feldhauptmanns, Diplomaten und Militärschriftstellers Lazarus von Schwendi, Lehnsherr von Dorf und Burg Kaysersberg im Elsaß und Besitzer von Burg Hohenlandsberg. Specklin sagte von Schwendi, der das gesamte Kriegswesen leitete und auch zeitweise sein Dienstherr war „daß er von ihm viele gute Ratsschläge und Bedencken die Gebäude betreffend“ erhalten habe. Nach Ablauf des Vertrages mit Bayern nahm ihn endlich 1577 seine Vaterstadt in ihre Dienste. Als erstes schickte ihn die Stadt auf Reisen zur Besichtigung der 1567 neuerbauten Zitadelle von Antwerpen, ein Werk des Italieners Paciotto von Urbino.

In den nun folgenden Jahren entstand eine Reihe von Projekten und teilweise ausgeführten Plänen für Herrenstein, Lichtenberg, Colmar, Belfort, Ensisheim, Schlettstadt, Kaysersberg. 1585 fertigte er einen Plan der Neubefestigung Straßburgs an, der heute in Kopenhagen liegt, und 1588 folgte ein Projekt für Basel mit Architektur- und Bau-Ordnung, Plänen und Bericht. Im letzten Lebensjahr hat er in Heilbronn noch Ratschläge für Befestigungsanlagen gegeben.

Als Nebenbeschäftigung sammelte Daniel Specklin Daten und Nachrichten zur Straßburger Geschichte, der Baugeschichte insbesondere. Die Hauptwerke des Schriftstellers aber sind zwei Manuskripte und ein gedruckter Traktat. Der sogenannte „Codex mathematicus“ in Stuttgart enthält neben seinen eigenen Gedanken wichtige Auszüge aus den Werken seiner beiden großen Vorgänger, deren Weg er verfolgt und über die er hinausgegangen ist. Es sind dies Albrecht Dürers „Etliche Underricht zu befestigung der Stett, Schloss und Flecken“ von 1527 und der Traktat „Della architettura militare“ des Italieners Francesco de Marchi von 1565, damals nur als Manuskript oder Abschrift vorhanden und erst 1599 gedruckt. Specklins anderes Manuskript in Straßburg entstand 1583 als Vorarbeit zu seiner Befestigungslehre, die 1589 gedruckt erschien und später in veränderter Fassung 1599 und 1609 bzw. als Neudruck 1705, 1712 und 1736 — also noch drei Jahrzehnte nach dem Tod des großen französischen Festungsbaumeisters Vauban.

Am Ende des Jahres 1589 ist Daniel Specklin in der Predigergasse gestorben. In den Auszügen aus den Protokollen der Einundzwanziger wurde festgehalten: „Daniel Specklin stirbt und sein gemach in seines schwagers Lazari Zetzners haus verschlossen, und mhh. visitirt und seine sachen und zu handen genommen was davon zustendig“.



*Namenszug und Signatur Daniel Specklins (1575).*

### *Der Architekt Specklin*

Der Architekt der Antike war zugleich Ingenieur. Kunst und Technik waren kaum zu trennen. Frührenaissance und Humanismus haben an die Alten an-

geknüpft, ihre Schriftsteller als Autoritäten betrachtet, die originalen Quellen erforscht, um sie auszuschöpfen. Die einzige antike Quelle zur Baukunst, die „Zehn Bücher von der Architektur“ von Marcus Vitruvius Pollio, ist nur in späteren Abschriften erhalten (so in der Humanistenbibliothek in Schlettstadt). Poggio Bracciolini hatte eine solche Abschrift 1414 in der Sankt Gallener Klosterbibliothek entdeckt. Nach einem ersten Druck in Rom 1483 erschien in Straßburg 1543 und 1550 Vitruv lateinisch, 1548 in Nürnberg deutsch — alle drei von Walter Rivius oder Ryff und Georg Messerschmidt aus Straßburg herausgegeben — und 1547 in Paris auf französisch.

Bedeutende Baumeister der Renaissance verfaßten nun eigene Abhandlungen und folgten ihrem großen Vorbild bis hin zum Titel. Sie hoben die Baukunst auf einen Rang, den sie seit der Antike nicht erreicht hatte, denn als Handwerk war sie den vier Künsten der Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik untergeordnet. In der Renaissance erhielt sie neue theoretische Grundlagen, und ihre Entwicklung wurde eines der Hauptthemen der Kunstgeschichte.

In der späten Renaissance hatte sich aus dem Allgemeinwissen des Architekten ein Fachgebiet herausgelöst, die Befestigungskunst, für die mehr und mehr der Ingenieur allein zuständig wurde. Anfangs gehörte diese zum Aufgabenbereich auch der bedeutendsten Architekten, wie bereits in der Antike. Tatsächlich hatte die Befestigungslehre aber von der antiken Tradition wenig oder gar nicht profitieren können. Mit dem Auftreten des Schießpulvers, mit dem Gebrauch von Feuerwaffen wurden Erfahrungen und Methoden, die sich in der Antike bewährt hatten, nun zum Schutz von Städten und Burgen völlig wertlos. Es wurde Aufgabe von Spezialisten, hier neue Wege zu suchen.

Nach Aristoteles „erzeugt Erfahrung Kunst“. Es waren die Italiener, die die unerwartete Wirkung türkischer Bombarden und französischer Geschütze erfuhren und Ansätze zu einem neuen Verteidigungssystem entwickelten. Die mittelalterlichen hohen Türme und Mauern ersetzten sie durch runde Bollwerke, dann durch spitze Bastionen, die nur geringe Höhe hatten und dem Verteidiger ermöglichten, sich mit der eigenen Artillerie zu wehren. Vitruvs Erfahrungen konnten zu dieser Entwicklung nichts beitragen.

Daniel Specklin, der wie seine Fachkollegen den Vitruv kannte und schätzte, verteidigte und entschuldigte ihn dafür in seinem 1575 geschriebenen sog. „Codex Mathematicus“: Er habe ja nicht mit der Kraft der Feuerwaffen rechnen müssen. Statt dessen habe er, Specklin, in Ungarn, in Ober- und in Niederdeutschland (d. h. auch in den Niederlanden) fast alle Festungen besichtigt, die damals von Italienern gebaut wurden. Damit verfügte er über die Erfahrungen der Italiener und der Niederländer im Festungsbau und über die Erfahrungen mit Festungsbauten aus den Türkenkriegen. Die theoretischen Abhandlungen über den Festungsbau von Albrecht Dürer und von Francesco de Marchi hat er eingehend studiert. Er bildete sich ein eigenes kritisches Urteil auch gegenüber den italienischen Festungsbauern, die als führend galten,

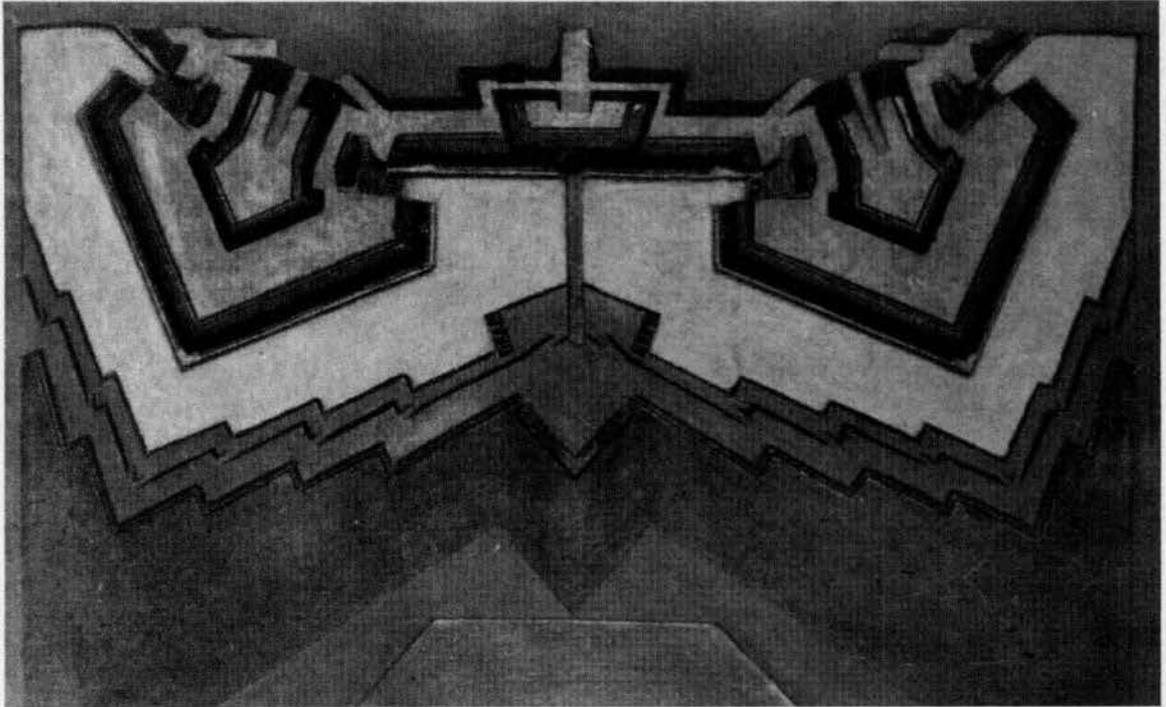
denn bastionierte Befestigungen waren in Italien bereits vor 1525 gebaut worden. Aber die Entwicklung war noch im Fluß und brachte immer neue „Manieren“ der Befestigung hervor.

„Manierismus“ kennzeichnet die Epoche der Spätrenaissance zwischen 1520 und 1650 nicht nur auf den Gebieten der Architektur, der Malerei oder der Literatur. Alte Vorstellungen galten nicht mehr. Der Umsturz alter Ordnungen verursachte allgemeine Ängste, denen man auf irgendeine erfindungsreiche „Manier“ zu entrinnen suchte. Montaigne gab in seinen Essais 1580 der bewußt gewordenen Relativität allen Daseins bleibenden Ausdruck. Man suchte der Antinomie des Berechenbaren und des Unberechenbaren zu begegnen. Um die Risiken berechenbar zu machen, dazu boten Geometrie und Mathematik die Mittel. Gerade der Festungsbauer vermochte mit sorgfältig überlegter Planung künftige Kriegsrisiken einzugrenzen und zu vermindern, vielleicht ganz auszuschalten.

Mathematiker und Astronomen hatten bereits in großem Maßstab begonnen, unser auf Augenschein und Erfahrung beruhendes Weltbild in Frage zu stellen. Sie konstruierten eine abstrakte, künstliche Welt. So verlor auch die Stadt, die Burg, ihr gewohntes Bild mit ihren schon von ferne Stärke symbolisierenden hohen Türmen und Mauern. Jetzt war die Stärke einer Befestigung kaum mehr zu erkennen. Sie bestand aus niedrigen Bastionen und Außenwerken, deren Anordnung unübersichtlich blieb; die bloße Ansicht besagte wenig, aussagekräftig war allein die Aufsicht, der Übersichtsplan, eine geometrische Konstruktion, deren Realitätsbezug nur der Fachmann beurteilen konnte.

Daniel Specklin kam aus dem Handwerk. Den Rahmen von Zunft, städtischer Ordnung und Tradition verließ er, um auf einer höheren, allgemeineren Ebene sich an der Lösung von Problemen zu versuchen, deren Vorrangigkeit er erkannte. Er schlug einen Weg ein, dessen Ungewißheit er häufig zu spüren bekam. Dennoch entließ er sich nie aus der Verantwortung für die von ihm selbst gewählte Aufgabe, die Gemeinwesen vor drohenden Gefahren mit neuen besseren Mitteln zu schützen. Fremd wäre ihm des Bürgers Wort im Faust: „Nichts Bessers weiss ich mir an Sonn- und Feiertagen als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn hinten, weit, in der Türkei die Völker aufeinander schlagen . . .“

Eben hierin lag für Daniel Specklin der stete Ansporn, nach Mitteln zum Schutz vor Angriffen zu suchen. Er hat mit offenen Augen und vorurteilsfrei sein Leben lang nicht aufgehört, in den großen Linien und im Detail, das einmal Gefundene weiter zu verbessern und es mit durchdachten Argumenten zur Diskussion zu stellen. In seiner Unvoreingenommenheit, Risikofreudigkeit und Selbständigkeit im Urteil und im Denken gehört er in die Reihe der Menschen, die die Renaissance erstmals in Italien hervorgebracht hat, ein geistiges Individuum, ein Kosmopolit und Europäer, ein moderner Mensch, der seiner Zeit voraus dachte.



*Specklins 1. Manier, die er auf Kupferblatt 10 im 1. Teil seiner Architectura dargestellt hat. Sie ist als Modell im Wehrgeschichtlichen Museum Rastatt zu sehen; angefertigt nach Angaben von v. Zastrow.*

### *Der Festungsbaumeister*

Die erwiesene Unzulänglichkeit überkommener Befestigungen gegen Angriffe von Feuerwaffen rief die größten Geister unter den Architekten auf den Plan, Gegenmittel zu erfinden. Leonardo da Vinci entwarf neue Lösungen. Michelangelos Projekt für das Forte Belvedere über Florenz führte Antonio Sangallo d. J. 1530 aus. Dieser baute dort im folgenden Jahr die Fortezza da Basso als Fünfeck, wohl die erste große geschlossene bastionierte Festungsanlage. Sein Onkel Giuliano, Schüler des Francesco di Giorgio Martini, der 1482—1492 den ersten Traktat über Zivil- und Militärbaukunst geschrieben hatte, hat sein Wissen an den Erbauer der ersten Bastionen in Verona und Venedig, Sanmicheli, weitergegeben. Im Kreis jener Architekten zu Beginn des 16. Jahrhunderts sind die Ursprünge der Kenntnisse Daniel Specklins vom Festungsbauwesen zu suchen. Die maßgebliche Rolle als Berater bei der Planung einer modernen Befestigung der Stadt Rom hatte Francesco de Marchi (etwa 1500 bis 1576) gespielt. Er hat die Arbeit auch ausgeführt. In einer Abhandlung über Militärarchitektur faßte er zwischen 1545 und 1565 sein Wissen zusammen. Der Traktat „Dell’architettura militare libri tre“ erschien gedruckt erst 1599. Vom Manuskript oder einer Abschrift hat Specklin Textauszüge und Zeichnungen in seinen Codex mathematicus von 1575 aufgenommen, gekennzeichnet als „Architectur des weitberümpften und stritbaren Hauptmann Francesci de Marchis de Bononia“. Specklin hat auf diesen Arbeiten aufgebaut

und die Ideen fortentwickelt. Der deutsche Militärgeschichtler Max Jähns hat 1889 de Marchi als „den Höhepunkt der italienischen Fortifikation des 16. Jahrhunderts“ bezeichnet, „über den erst Speckle hinausgeführt hat“.

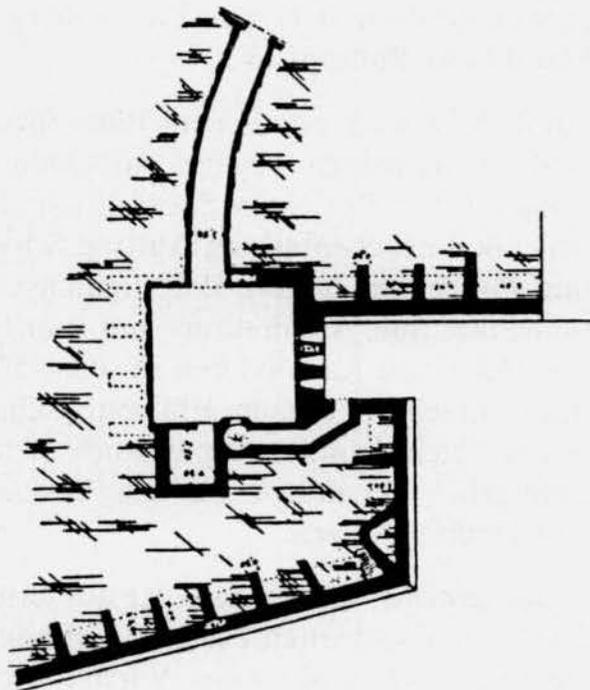
Daniel Specklin hat sein schriftliches Lebenswerk, die „Architectura von Vestungen“ dem Herzog Julius von Braunschweig und Wolfenbüttel gewidmet, es ist erst in seinem Todesjahr in Straßburg erschienen.

Es ist das Schicksal von Befestigungen, daß sie eines Tages überflüssig werden. Das gilt auch für Specklins Befestigungsbauten, die ihrerseits ältere Anlagen ablösten. Man hatte bereits begonnen wie zuvor schon in Italien, altes abzureißen, da es nur einen Schein von Sicherheit versprach.

Als erstes fiel der Turm. Er war sichtbares Symbol von Macht und Stärke — als Kirchturm, als Burgturm, als Stadtturm, als Wohnturm, als Rathausturm. Früher, 1225, „führte man in Strassburg die Mauern und Thürne über sich so hoch man konnte mit Zinnen“. 1480 noch errichtete man „eine Warte mit einem hohen thurn“. Nun erschienen hohe Türme nutzlos, teuer, ja gefährlich, denn sie zogen das Geschützfeuer auf sich.

1534 wurde der Hauptturm der Hohkönigsburg „bis auf die Höhe von zwei Landsknechtsspiessen“ abgebrochen. 1580 riß man den Turm der Burg Dachstein nieder. Straßburger Tortürme wurden „erniedrigt, damit man das feld besser von den wählen bestreichen könne“. Man verlegte die Befestigungen weit vor die mittelalterlichen Ringmauern und opferte dafür Äcker, Häuser,

*Das Roseneck, eine halbe Bastion zum Schutz des Steinstrassertors, ist nach Daniel Specklins Plan von 1578 bis 1580 erbaut und 1879 beim Abbruch vermessen worden. Erkennbar sind die Hauptkasematte ca. 13,5 x 14,3 m groß mit drei Schießscharten, eine Pulverkammer, Zugang, Ausfallpforte und Wendeltreppe (von Apell, Geschichte der Befestigung von Straßburg, 1902). Eingetragen ist diese Anlage auch in dem 1585 von Specklin angefertigten Plan der gesamten Befestigung Straßburgs, den Hartwig Neumann 1976 in der königlichen Bibliothek Kopenhagen aufgefunden hat (abgebildet bei R. Peter 1978).*



ganze Vororte, Kirchen und Klöster. Man schüttete neue Wälle auf, zog breite Gräben, schützte die Tore durch „Rondele“ und dann zu Specklins Zeit durch Bastionen, die die ganze Stadt umgaben. Der Sicherheit mußten die Städte ihre Ausdehnungsmöglichkeiten opfern. Heute, nach der Entfestigung, zeigen die Städte noch ihre Spuren, jetzt verwandelt in Esplanaden, Boulevards, Grünanlagen, Ringstraßen, Neubaugebiete des 19. Jahrhunderts.

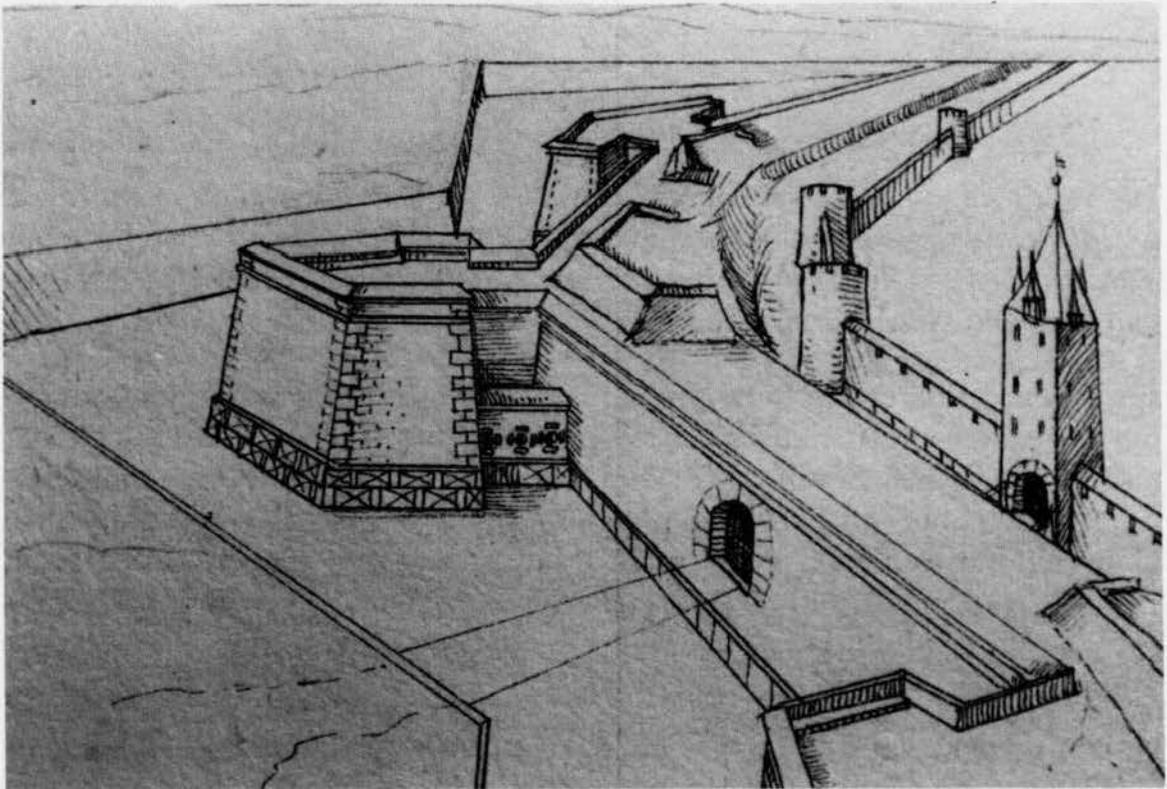
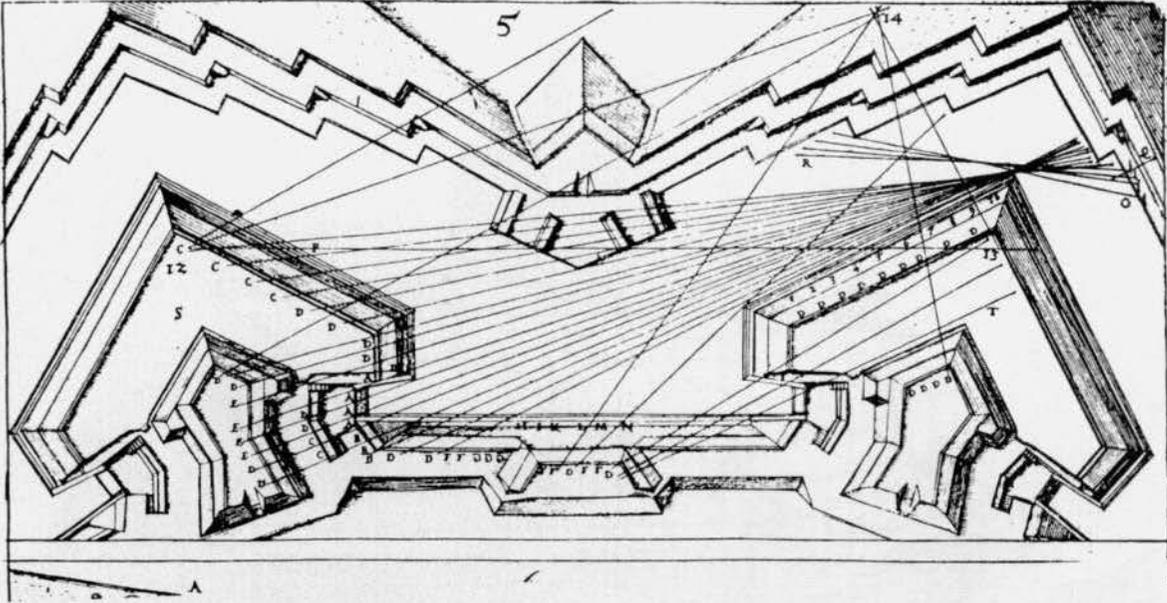
Von Specklins Plänen wurde nur wenig ausgeführt, so in Straßburg die Anlage zum Schutz des Rosenecks bei der Finckmatt (sie wurde vermessen beim Abbruch 1879) und die Bastion vor dem Judentor.

Interessanter und heute noch sichtbar sind die Spuren Specklinscher Bauideen auf Burg *Lichtenberg*. Ursprünglich wurde der hohe weithin sichtbare Felsklotz von drei Türmen überragt. Dies mittelalterliche Bild hat Specklin gründlich verändert. Die Burg war, wie sie Specklin 1583 in seinem Manuskript zur *Architectura von Vestungen* noch festgehalten hat, in dieser alten Form — zudem „sehr zerfallen“ für die praktischen Erfordernisse einer neuen Zeit nicht mehr verwendbar. Die drei Türme wurden verkürzt, durch eine rückwärtige Mauer verbunden und zu einer Plattform ausgebaut. Das ursprüngliche Mauerwerk aus der Erbauungszeit (13. Jh.) der mit einer Art Schildmauer zusammenhängenden alten westlichen Türme ist im Innern erhalten.

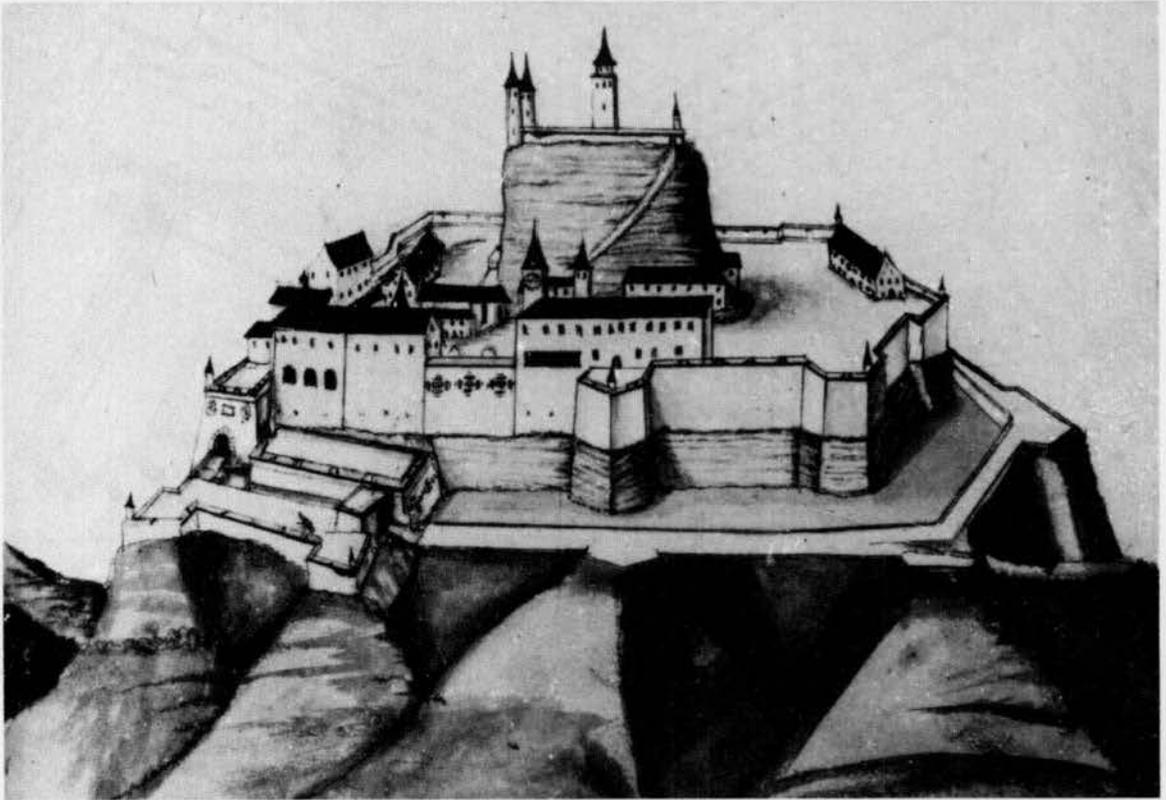
Die Südseite der Burg wurde nach Specklins Plan (der eine Anzahl von Bastionen ringsum vorsah) in ganzer Höhe von einer aufragenden Bastion geschützt, deren erhaltene Schießscharten die Südfront beiderseits bestreichen konnten. Der Aufbau erfolgte mit „lauter quaterstücken . . . ohne beschwerung der unterthanen, auf seine (des Grafen von Hanau-Lichtenbergs) kosten“. Die Notwendigkeit und die Möglichkeit dazu ergab sich aus der Übernahme der ganzen Grafschaft Hanau-Lichtenberg und Vereinigung im Jahre 1570 in der Hand Graf Philipps IV.

Ähnlich ist nach erhaltenem Plan Specklins die Burg Herrenstein über Neuweiler neu, jedoch weniger aufwendig befestigt worden. An weiteren, z. T. ausgeführten Projekten Specklins sind zu nennen Stadt und Burg Kaysersberg, Belfort, ebenfalls im Auftrag Schwendis (Plan von 1597), Pläne, Modelle und Gutachten für die Befestigungen von Colmar, Ensisheim, Schlettstadt und Basel (mit Architektur- und Bau-Ordnung von 1588). Die Ausarbeitung von Plänen zu Kanalbauten für das 1560 von Pfalzgraf Georg Hans von Veldenz-Lützelburg erbaute Pfalzburg, ein Vorhaben, das er „für ein unmöglich werck“ hielt, lehnte er ab, um sich nicht „wieder Gott und arme leute zu ver-sündigen“. Ein anderes Mal ging es dem Pfalzgrafen um ein Projekt zum Bau von Drahtämmern.

Umfangreicher als die Zahl der ausgeführten Arbeiten ist die Anzahl der Projekte, der ungebauten Festungsarchitektur Specklins, die nur auf dem Papier entstanden ist, weil sie den Vorstellungen und Möglichkeiten seiner Zeit vor-



Jede Bastion ist Teil eines Systems; ein Plan legt die Stellungen und Ziele für jedes einzelne Geschütz fest. Beispiel eines „Feuerleitplans“ bietet die Visierung 5 im 5. Kapitel des 3. Teils der *Architectura* (1589). (Oberes Bild).  
 Beispiel Specklins für die Modernisierung einer mittelalterlichen Stadtbefestigung: Mauer und Türme bleiben bestehen, ein breiter Wall wird davorgesüttet und durch Bastionen gesichert, die sich gegenseitig unterstützen können (1575).



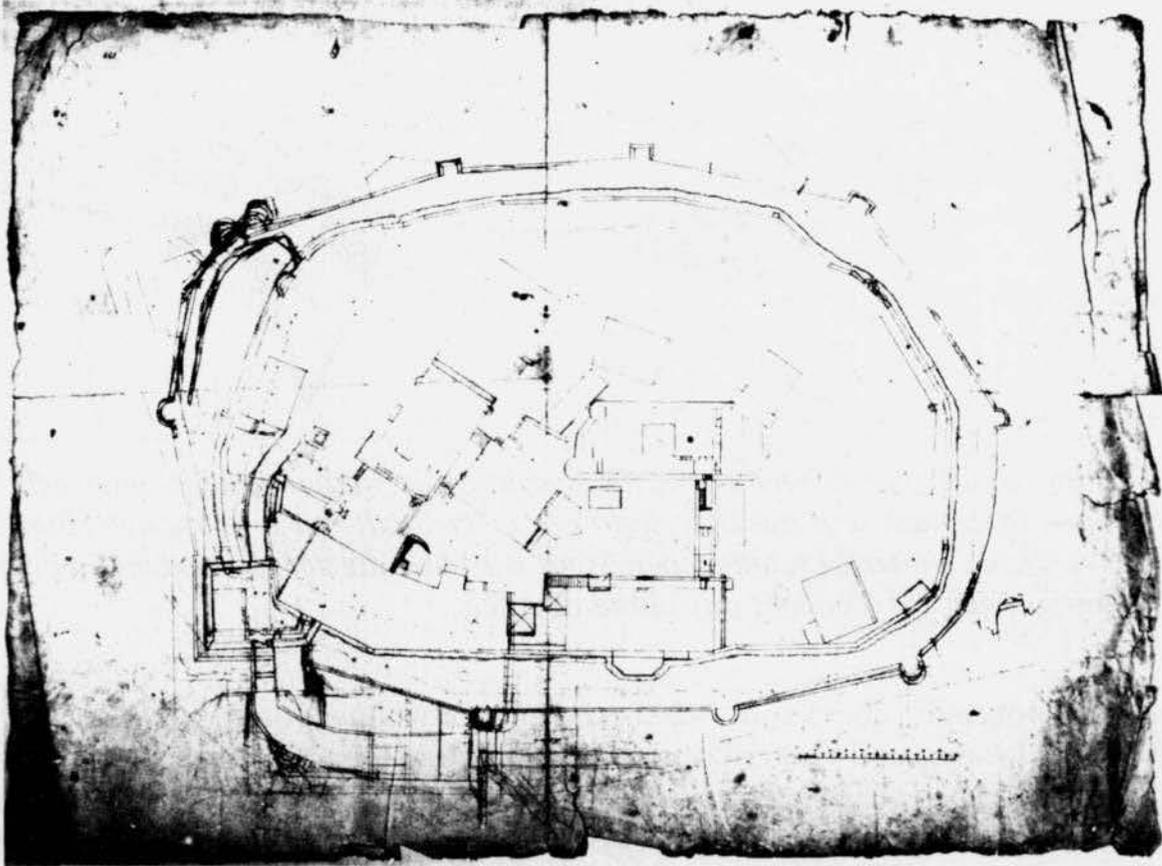
*Die vieltürmige Burg Lichtenberg. Das Bild der drei mittelalterlichen Türme ist im Straßburger Manuskript von 1583 erhalten: Neben zwei halbrunden Türmen im Westen der dritte große quadratische Turm in der Mitte des Felsplateaus. Die Pläne zum Umbau finden sich im Generallandesarchiv Karlsruhe.*

ausgingen. Er hatte sich in langen Jahren auf vielen Reisen eine Fülle von Erfahrungen verschafft und ein Urteil gebildet über die Arbeiten italienischer und holländischer Festungsingenieure. Er hat versucht die Lehren weiterzuentwickeln und zu vervollkommen. Dieser Wissensvorrat ist zu seinen Lebzeiten nur wenig genutzt worden. Man findet ihn detailliert vorgetragen, erläutert und mit Argumenten versehen in den beiden Manuskripten (Stuttgart, Straßburg) und in seinem Hauptwerk, dem Traktat „*Architectura von Vestungen*“.

Es gibt manche Gründe für das heutige Interesse an Daniel Specklins Leben und Werk. Man findet Parallelen zwischen der Epoche des Manierismus im 16./17. Jahrhundert und der Moderne, unserer Gegenwart. Es will scheinen, daß das Thema „Specklin“ auch interessant ist, weil es den Blick auf solche Parallelen öffnet.

#### *Der Stadtplaner: Die Idealstadt*

Nicht erst seit Thomas Morus' „Utopia“, versuchen Architekten solchen Ideal-Stadt-Utopien Form zu geben und so Vitruvs Forderungen für eine Stadtanlage zu erfüllen.

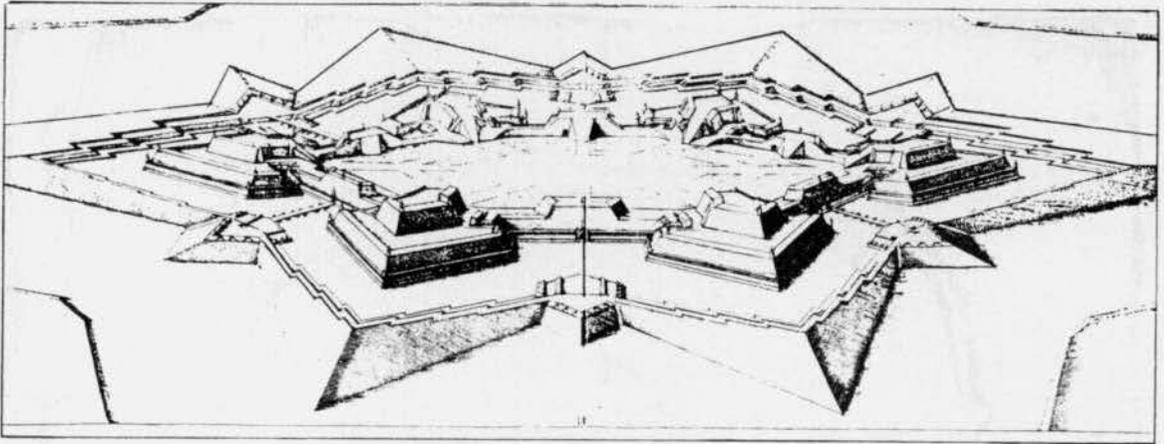


*Dieser Plan der Burg Lichtenberg im Generallandesarchiv Karlsruhe ist Daniel Specklin zuzuschreiben (Thomas Biller, 1978). Er zeigt den ursprünglichen Zustand mit den ersten von Daniel Specklin geplanten Bastionen. Ein zweiter Plan gibt den Ausbau der Westtürme als Plattform wieder. Das Bild der drei mittelalterlichen Türme ist im Straßburger Manuskript von 1583 erhalten: Neben zwei runden Türmen im Westen der dritte große quadratische Turm in der Mitte des Felsplateaus.*

Vorher, gegen 1464, hatte bereits Filarete seine Idealstadt „Sforzinda“ entworfen und gleichzeitig wurde ein Idealplan in Pienza teilweise ausgeführt. Albrecht Dürer dachte eher an den Schutz gegen die Türkenbedrohung, als er 1527 eine rechteckige Stadtanlage vorschlug. Aus gleichem Anlaß entwarf Daniel Specklin polygonale Grundrisse. Als die zur Verteidigung günstigere Formen bevorzugte er Fünf-, Sechs- oder Achtecke, und er hat dies Schema ungezählte Male abgewandelt.

In der *Architectura von Vestungen* beschreibt er eine achteckige Stadtanlage und eine Stadtbefestigung mit sechs Bollwerken, beide mit radialem Straßennetz.

Vier Tore führen durch die Wälle in die achteckige Stadt, die durch acht Bastionen mit Cavalieren gesichert ist. Kirche, Kirchhof, Statthalter, Rathaus sind um den Markt herum angeordnet, „in den anderen Häusern auf dem



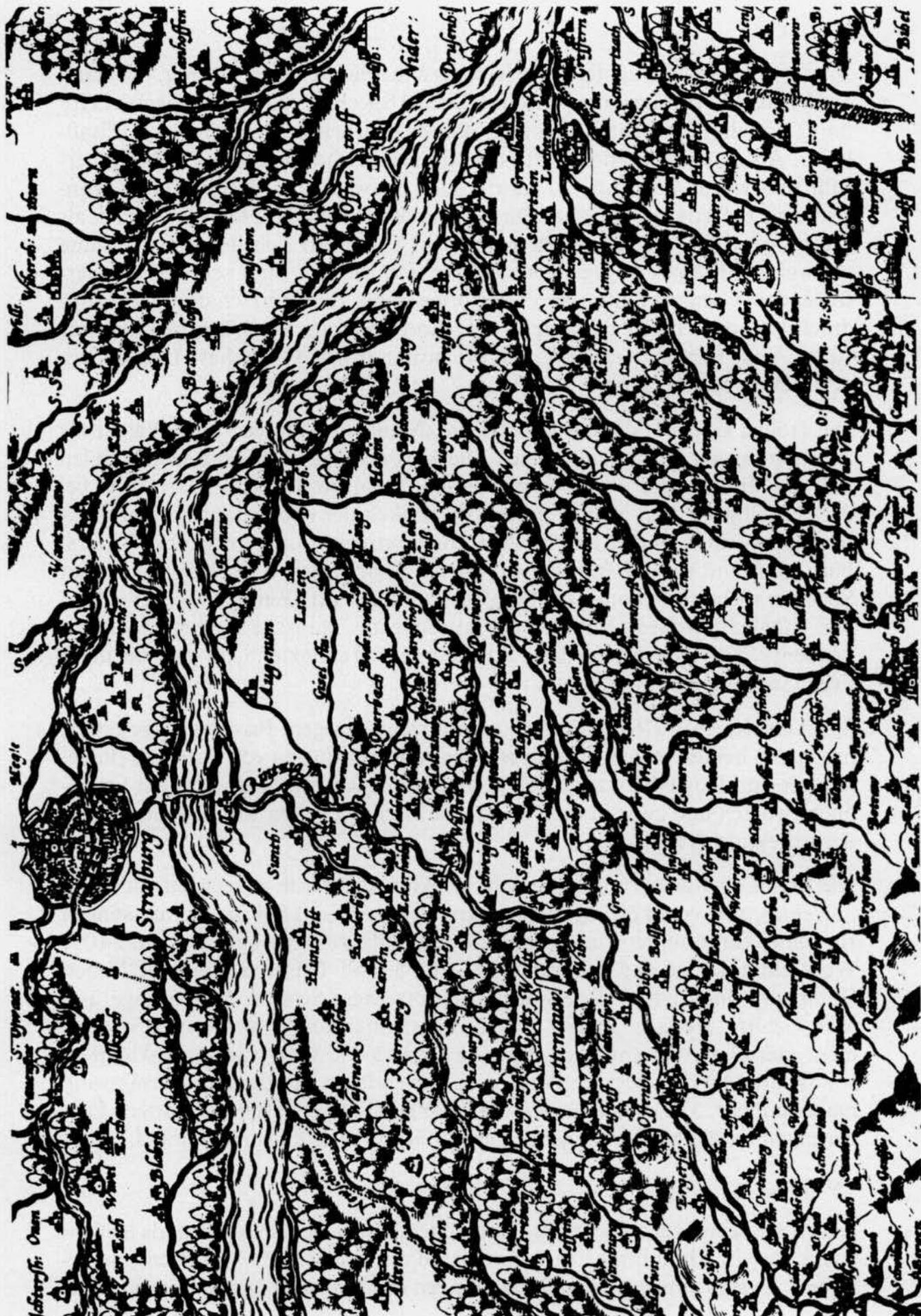
*Die Idealstadt. Nebeneinander stellt Specklin die Radial-Anlage einer achteckigen Idealstadt und die Befestigungen einer Stadt mit 6 Bastionen (Bild). Im Vergleich zu der zu schützenden Stadt wird hier die große Ausdehnung der Befestigungen bei Verzicht auf Höhe deutlich.*

Markt mögen die obern vom Adel und der Stadt wohnen, doch soll unten herum eitel kramm und Gewerb sein“, die Häuser sollen nach der Schnur angeordnet und auch gleich hoch sein. Also haben um den Marktplatz herum ihren Platz die Kirche im Osten, beiderseits das Rathaus im Norden und das Haus für den Fürsten oder Statthalter im Süden, die Waage und das Kaufhaus gegenüber auf der Westseite. Er legt Plätze fest für die Herberge und das Landsknechtsquartier, für das Kranken-Spital („gegen Mittag oder West“), für Zeughaus, Speicher, Korn- und Fruchthäuser, Scheuern für Holz, Kohlen etc. Niedrige Türme sind für Handmühlen bestimmt, andere bei den Bollwerken für Pulver und Kugeln, „doch weit voneinander“.

Bürger und Handwerker sollen ihre Ordnung in Artikeln festlegen und jeder allein bei seinem Gewerbe bleiben, die Marktordnung soll den „Vorkauff“, den Groß- und Zwischenhandel also, verbieten.

#### *Der Kartograph: Die Elsaßkarte*

Während sich Habsburg und das Reich mit hohem Aufwand gegen die türkische Gefahr schützen mußten und im Norden die spanischen Niederlande verloren gingen, schienen die österreichischen Vorlande am Oberrhein im 16. Jahrhundert noch nicht unmittelbar gefährdet zu sein. Dennoch wollte der Statthalter, Erzherzog Ferdinand, in Innsbruck die Lage richtig einschätzen, und hier fehlte eine geeignete Karte des Elsaß und des badischen Gebietes. Er fragte 1571 in der Stadt Straßburg nach einem „Maler für die Anfertigung einer Mappa mit allen Gelegenheit statt, schlösser, flecken, geholz, gepürg und wasser des Elsasses“. Die Stadt schlug vor den Mathematiker Konrad Dasypodius, der soeben mit der Erneuerung der alten Münsteruhr begonnen hatte.



An der als zu hoch erachteten Preisforderung scheiterte der Auftrag, den dann auf Vorschlag von Lazarus Schwendi Daniel Specklin zu weit niedrigerem Honorar annahm. Innerhalb von zwei Jahren erarbeitete Specklin seine Elsaßkarte. Als eine damals neue Art von Militärkarte hat sie ihren Zweck voll erfüllt und wurde noch im 18. Jahrhundert verwendet. Die Signaturen kennzeichnen befestigte Orte und Burgen, diese sind als Höhenburgen oder als Tiefburgen bzw. als Ruine unterschieden. Es finden sich heute interessante Hinweise auf längst abgegangene Dörfer und Burgen. Statt schwierig zu verfolgender Grenzverläufe der Territorien sind die Herrschaftsverhältnisse durch Wappenschilder dargestellt. Zugehörigkeit zum Reich kennzeichnet der Adler, zum Bistum Straßburg der Bischofsstab, zur Grafschaft Lichtenberg der Lichtenberger Löwe.

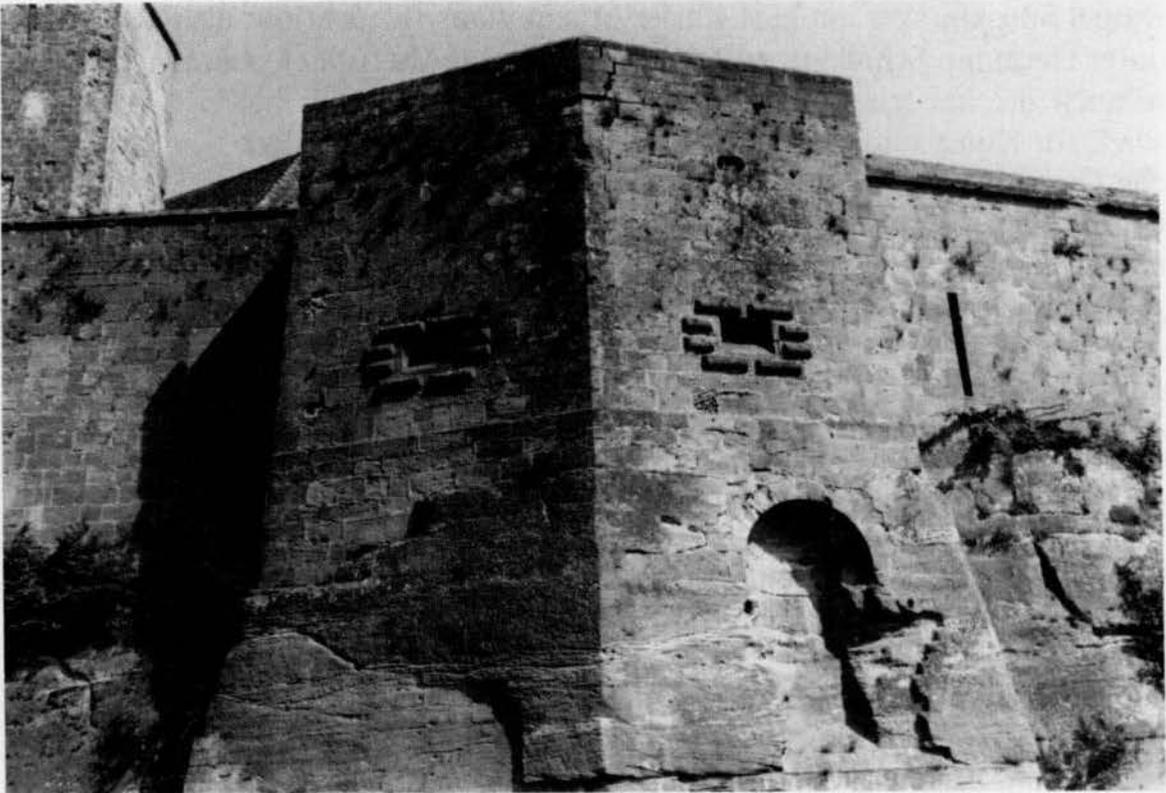
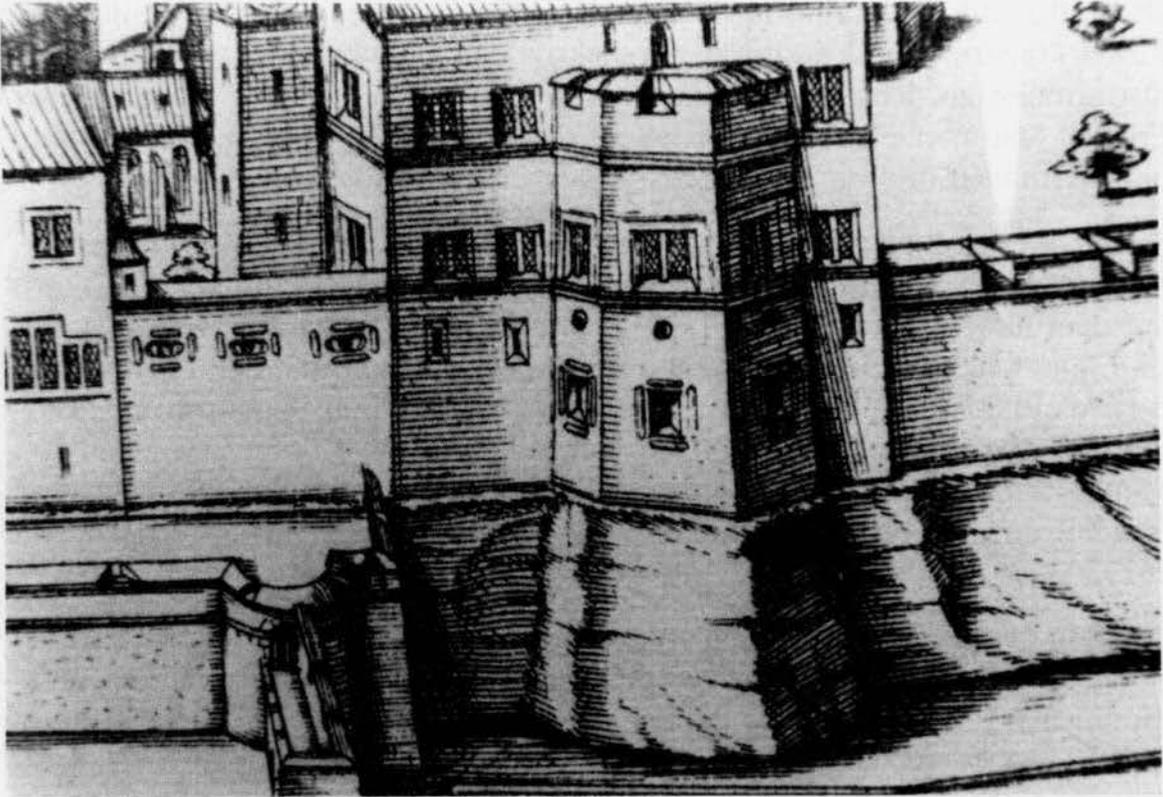
Die Höhen sind wie damals üblich, als „Maulwurfshaufen“, die Wälder als Ansammlungen von Baumkulissen, die Flüsse als geschlängelte Doppellinien und die Straßen, das war ebenfalls üblich, gar nicht angegeben. Irrtümer bei der Schreibweise von Namen durch Ähnlichkeit der handgeschriebenen Fraktur-Majuskeln K und R im Entwurf kommen vor, so stehen Rorck, Rittersburg, Rell und Rintzig für Namen, die mit K beginnen — eine Korrektur hat Specklin nicht vorgenommen. Das läßt auf einen ortsfremden Stecher schließen, möglicherweise in Köln, da der dort lebende flämische Stecher Franz Hogenberg 1578 eine Karte dem Straßburger Architekten „in ewiger tiefer Freundschaft“ gewidmet hat.

Specklins Karte, 1576 erschienen und mit zehnjährigem Privileg ausgestattet, hat in den beiden folgenden Jahrzehnten weiteren Karten von Ortelius, Bussemacher und Hogenberg zur Vorlage gedient. Auch eine Weltkarte hat Specklin entworfen und zwar in der von Mercator entwickelten winkeltreuen Zylinderprojektion (1583).

Die Praxis als Kartograph hatte sich Specklin schon früh angeeignet. In seiner „*Architectura von Vestungen*“ beschreibt er, wie er 1564 die Vermessungen für seinen Straßburger Plan ausgeführt hat und zwar so genau, daß auf 24 000 Werkschuh Länge des Stadtumfangs nur 5 Zoll Differenz fehlten. Neben Kompass, Quadrant, Wasserwaage, Schrotwaage, Schnur, Meß-Stange und Meß-Gehilfe arbeitete er mit einem selbstentwickelten Vermessungsinstrument, dessen Beschreibung er gibt. Die Dreiecksmessung war ihm bekannt so wie sie die Markscheider im Bergwesen anwendeten, für die Landvermessung hatte bereits 1533 Gemma Frisius die Triangulation eingeführt. Heutigen Forderungen an die Maßgenauigkeit hält die Karte allerdings nicht stand.

### *Der Zeichner*

Zeugnisse seiner zeichnerischen Fähigkeiten, die er in der Lehrzeit als Seidensticker gewiß schon brauchen konnte, sind erst seit seinem 30. Lebensjahr erhalten. Es sind einige wenige Darstellungen des Münsters und des Stadtbildes.



*Die zum Schutz der Südseite der Burg Lichtenberg von Specklin entworfene Bastion mit vorwärts und seitwärts gerichteten Schießscharten ist im unteren Teil noch erhalten.*

Die technische Zeichnung war dagegen das Hauptanwendungsgebiet: mit dem Zirkel konstruierte Grundrisse, perspektivische Darstellungen, technische Illustrationen zu den Abhandlungen und daneben mit einiger künstlerischer Freiheit fast manieristisch übertriebene Bilder von Burgen (z. B. Fleckenstein) und Festungen in ihrer charakteristischen landschaftlichen Umgebung.

Sein frühestes Bild des Münsters von 1566, von Bernhard Jobin gestochen, zeigt das Bauwerk von Südwesten gesehen (von konstruiertem Blickpunkt aus) mit dem hohen Turm auf der linken Seite, perspektivisch nach rechts abfallend. Die Legende in der Kartusche nennt den Zeichner und den Formschneider. Als Bild-Typus hat diese Ansicht ein Jahrhundert lang nachfolgende Darstellungen angeregt. Verkleinert erscheint das Bild in Kupfer gestochen von Matthäus Greuter 1587, ein anderes 1603. Oseas Schad übernahm das von Isaac Brunn überarbeitete Bild als Kupferstich für sein Münsterbuch von 1617.

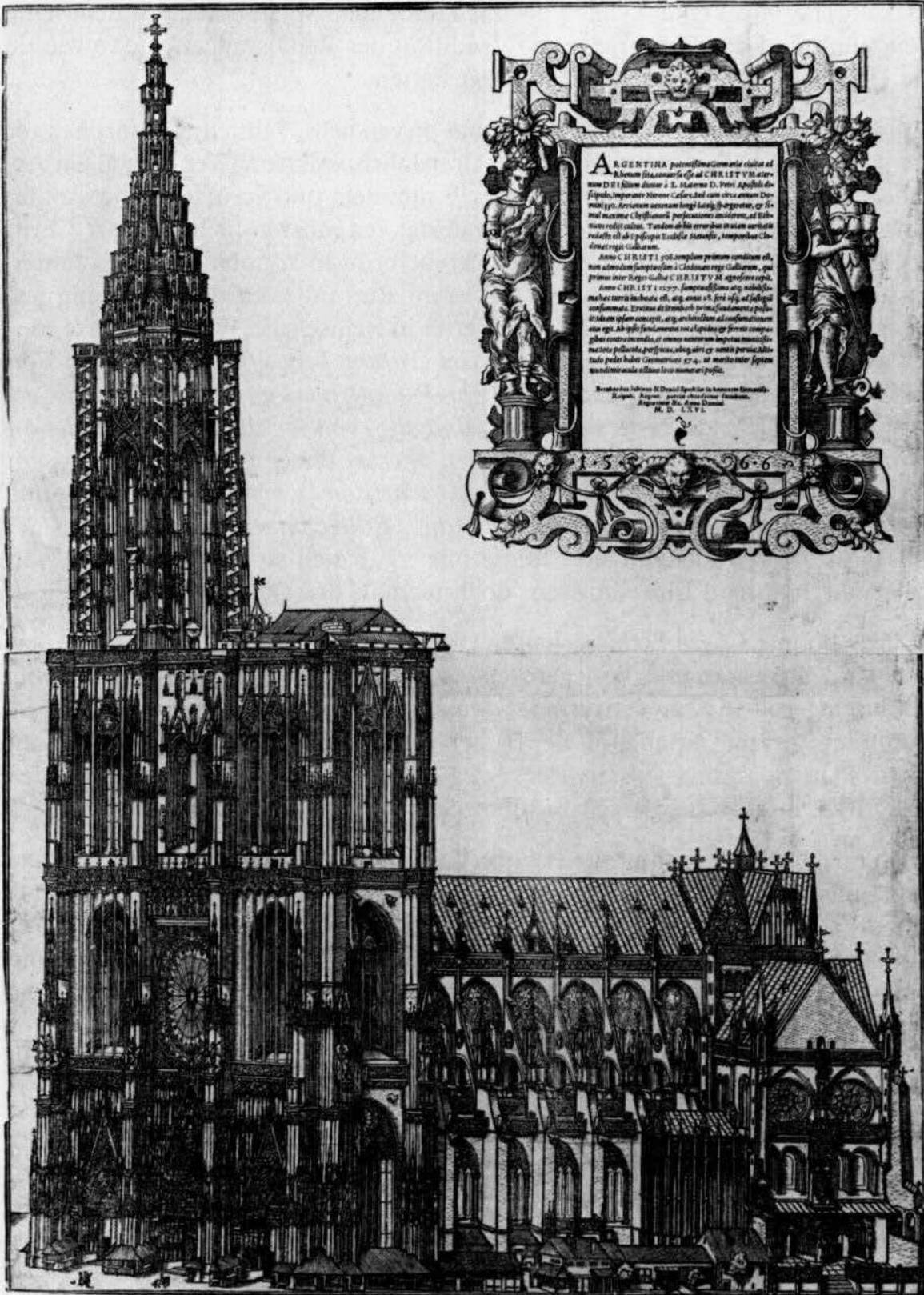
Das Bild der ganzen Stadt erschien 1587 mit der Angabe: „Daniel Specklin fecit M. Greuter sculpsit“. Von Norden gesehen zeigt es den Zustand der Befestigungen vor dem Roseneck und dem Judentor, wie sie Specklin gebaut hatte. In der *Cosmographia* des Sebastian Münster ist es als Kopie unter der Jahreszahl 1588 abgedruckt.

Daniel Specklin war am Hof Kaiser Maximilians II. nicht nur als Rüstmeister unter Hermann Schallantzer tätig, der römische Altertümer sammelte. Er hatte auch die kaiserliche Kunstkammer zu betreuen. Hier hat sich Specklins Blick für Kunst und Antiquitäten geschärft. Daß dieser Blick bereits für solche Dinge geöffnet war, das geht zurück auf ein unvergeßliches Erlebnis des Elfjährigen. Er war zugegen, als bei Erneuerung des Gewölbes in der Katharinenkapelle des Münsters 1547 das Grab des Bischofs Berthold von Bucheck geöffnet wurde. Er gab davon eine ausführliche detailgenaue Beschreibung der Umstände und der Funde, gut beobachtet, mit aufmerksamem Blick für das bischöfliche Ornat aus dem 14. Jahrhundert. Für das Textile interessierte sich der spätere Seidenstickergeselle damals besonders.

Antiquitäten nehmen in seiner Chronik breiten Raum ein, er berichtet mehrfach von römischen Funden im Rhein, beim Weißenturm, hinter S. Margarethen etc. Er hat festgehalten, daß 1578 in Woerth viele Antiquitäten gefunden worden seien, „darunter ein viereckiger stein, darauf Mercurius, Hercules, Diana, Venus“ (als Brunnen vor dem Schloß erhalten). 1584 notierte er „Eodem antiquitaeten zu Neuwiler nach Liechtenberg gebracht“. Er hat das Bild davon sogar in seiner „*Architectura von Vestungen*“ aufgenommen.

### *Der Chronist*

Der aufmerksame Beobachter Daniel Specklin, der die modernen Festungsbaugedanken seiner Zeit aufgriff und sie mit Blick für das Kommende fortent-



Das Straßburger Münster von Südwesten, 1566 von Daniel Specklin gezeichnet und von Bernhard Jobin gestochen.

wickelte, hat die Vergangenheit als das Fundament verstanden, auf dem seine Zeit stand und damit führte er die Tradition der Renaissance fort, so wie sie die Humanisten am Oberrhein gepflegt hatten.

Fundbeobachtungen bei Bauarbeiten hat er versucht, zeitlich einzuordnen, er hat sie notiert und gesammelt, wie sie drei Jahrhunderte später einmal ein Archäologe wie Robert Forrer systematisch sammeln und veröffentlichen sollte. Soweit konnte Specklin zwar nicht vorausdenken, aber er hielt in seiner Chronik fest, was er selbst und andere Quellen beibringen konnten. Mit den Jahren entstand ein Manuskript, das er 1587 dem Rat anbot in der Hoffnung auf Drucklegung. Es waren zunächst 35 Blätter in Reinschrift, und das Ganze sollte vier Bücher umfassen: „*Erstlichen von Anfang bis auff Carlo magno; Von disem auf Rudolffen von Hapsburg; Von Rudolffo bis auf Carlo V; Von Carlo V bis auff unser zeytt do sichs endt, und alles von jar zu jar, Denkmäler im Elsaß in der Erkenntnis des historischen Wertes dieser Quellen beschlossen, die verstreuten Notizen, Auszüge oder Abschriften zu erfassen. Die mühsame Arbeit unternahm Rodolphe Reuss, der die „Collectaneen“ mit Hilfe der Gesellschaft 1890 veröffentlichte. Immerhin ergab sich so eine Sammlung von zweieinhalbtausend Einzelnotizen, doch niemals das Ganze.*

Einiges konnte Oseas Schad erhalten, der die Chronik von Lazarus Zetzner, Specklins Schwager und Verleger, später kaufte, um sie für seine Münsterbeschreibung von 1617 zu verwerten. Specklins Name ist darin allerdings nur erwähnt im Zusammenhang mit der frühen Baugeschichte des Münsters. Er gibt einen Plan Specklins wieder, der „*das erste Münster*“ darstellen soll, den Grundriß einer dreischiffigen Basilika.

Weiter ist eine offenbar antike Bronzefigur wiedergegeben, genannt „*der Alte Krutzmanna*“, beschrieben als „*ein Hercule, dessen Bildnuß die Teutschen und die alten Tribocher damalen hoch hielten . . .*“. Und es sei „*biß uff unser Vorelternzeit im Münster in S. Michaels Capell verwahret worden . . .*“ und zwar „*biß man dasselb sambt andern Götzen und Bildern außgemustert und in Anno 1525 hinweg gethan: das soll nun von Metall gegossen zwo inn drey Elen hoch dieser gestalt gewesen sein, wie es der Kunstreiche der Statt Straßburg Bawmeister Daniel Specklin mit eigener Hand verzeichnet hinderlassen.*“

#### *Werke von Daniel Specklin:*

Codex Mathematicus, 1575. Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Manuskript. — Architectur Das ist Wie man Aller Hand vestungen bauen soll, 1583. Bibliothek der Straßburger Museen, Manuskript. — Architectura von Vestungen, 1589. Bibliothek der Straßburger Museen, weitere Ausgaben 1599, 1608, 1705, 1712, 1736 und Neudruck 1971 Unterschneidheim, 1972 Portland, Oregon USA.

#### *Auswahl neuerer Literatur:*

Franz Grenacher, Vor vierhundert Jahren schuf Daniel Specklin seine Elsaß-Karte. Regio Basiliensis 1972 14/1. — Thomas Biller, Zwei Zeichnungen Daniel Specklins für die Festung Lichten-

berg im Elsaß. Burgen und Schlösser 1978/II. — Rodolphe Peter, Specklin (1536—1589) et l'art des fortifications. Rapp/Livet, Grandes figures de l'humanisme alsacien courants, milieux, destins. Strasbourg 1978. — Kersten Krüger, Albrecht Dürer, Daniel Specklin und die Anfänge frühmoderner Stadtplanung in Deutschland. Mitteilungen des Vereins für deutsche Geschichte Nürnbergs 1980 (67). — Jean Doise, Specklin et les fortifications de Strasbourg au XVI<sup>e</sup> siècle/Originalité et influence de Daniel Specklin/L'influence européenne de Specklin. Alsace historique, 21, 22, 23, 1980. — Hartwig Neumann, Die Festungswerke von Antwerpen im 16. Jahrhundert auf bildlichen Darstellungen von Daniel Specklin. Hinweise auf den Festungsbaumeister als Sukzessor von Francesco de Marchi. Jaerboek 1984/85 Stichting Menno van Coehoorn. Zutphen 1985.

*Erscheinen angekündigt:*

Petra Witte, Fachliteratur und Festungsbau. Die autographe Vorstudie von Daniel Specklin zu seiner Architectura von Vestungen 1589 im Stuttgarter Codex mathematicus Folio Edition, Untersuchungen, Abbildung. — Albert Fischer, Daniel Specklin, Straßburger Stadtbaumeister, europäischer Festungsingenieur, Kartograph und Chronist.

*Bildernachweis*

S. 223: Specklin's Porträt von Johann Theodor de Bry (1528—1598) in: Daniel Specklin, Architectura von Vestungen, Straßburg 1599 (Bibliothek der Straßburger Museen)

S. 225: Codex Mathematicus von Daniel Specklin, 1575. Manuskript. (Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart).

S. 229: F. von Apell, Geschichte der Befestigung von Straßburg i.E. vom Wiederaufbau der Stadt nach der Völkerwanderung bis zum Jahre 1681, Straßburg 1902, S. 199

S. 231: oben: Daniel Specklin, Architectura von Vestungen, Straßburg 1589, unten: Daniel Specklin, Codex Mathematicus, 1575, Manuskript (Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart)

S. 232: Daniel Specklin, Architectur Das ist Wie man Aller Hand vestungen bauen soll, 1583, Manuskript (Bibliothek der Straßburger Museen).

S. 233: Umbaupläne für Burg Lichtenberg, um 1575, Daniel Specklin zugeschrieben (Generallandesarchiv Karlsruhe HfK, G 94, 1, (rot))

S. 234: Daniel Specklin, Architectura von Vestungen, 1589

S. 235: Ausschnitt der Elsaßkarte von Daniel Specklin, 1576.

S. 237: oben: Daniel Specklin, Architectura von Vestungen, Straßburg 1589

S. 239: Straßburger Münster, Daniel Specklin, Stecher Bernhard Jobin, Straßburg 1566

S. 226, 228, 231, 237 Verfasser

# Der Scharfrichter und Wasenmeister zu Memprechtshofen

*Ludwig Lauppe †*

In den Händen der Grundherrschaft lag die Gewalt über Tod und Leben. Sinnbild der grundherrlichen Gerichtshoheit war der *Galgen*, das Hochgericht.

Bei der Aufrichtung eines neuen Galgens waren nach Anweisung Kaiser Karls V. „Peinlicher Gerichtsordnung“, Artikel 215/216, gewisse Förmlichkeiten zu beobachten. Danach galt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg als Herkommen, dieses Geschäft auf die bestimmte Zeit vom gesamten Gericht ohne Unterschied der Handwerker oder Bauern ordentlich und mit gebührendem Respekt vornehmen zu lassen. Das Holz wurde von den Untertanen des Gerichtsbezirks, Bürgern und Schirmverwandten, in der Fron gefällt und beigefügt, den Zimmerleuten aber der Taglohn gegeben. Ein belehrender Vortrag, wie hochnötig dergleichen öffentliche Gerichtsstätten zur Abschreckung und Bestrafung der Bösen seien, ging der Aufrichtung voraus. Danach wurde wiederum eine kurze Abdankung gesprochen mit ausdrücklichem Vermelden, daß solche Handanlegung keinem an seiner Ehre zu einigem Nachteil abträglich, bei Vermeidung 25 Pfund (Pfennig) Strafe, und ihnen für die angewandte Mühe der übliche Trunk gereicht werden sollte.

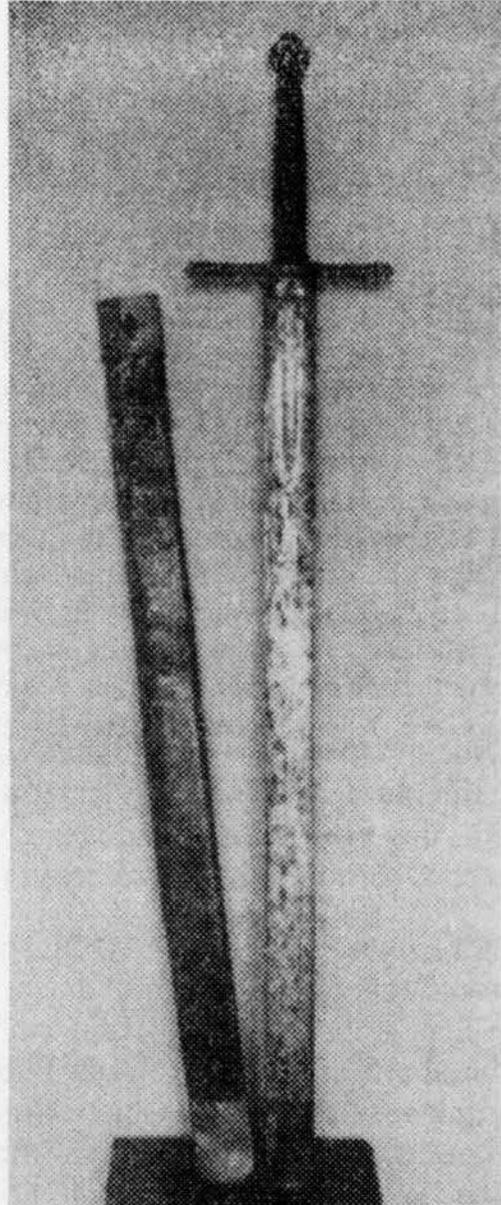
Der Geist der Rechtsprechung war bisweit ins 18. Jahrhundert hinein hart und roh; das zeigt sich in der häufigen Anwendung der *Todesstrafe*:

Der Mörder wurde enthauptet, der Dieb gehängt, die Hexe verbrannt.

So verlangte es das Herkommen. Die Richtstätte des ehemaligen Amtes Lichtenau, das Hoch- und Halsgericht, der Galgen, lag an der Landstraße gegen Scherzheim (*Galgenfeld*). Die gebräuchlichste Todesstrafe war der Tod durch das Schwert.

Der Däumel oder Streckturm hielt den Übeltäter in Haft. Das Verfahren war denkbar kurz. Die Verkündigung des Todesurteils geschah durch den Amtmann oder einen anderen Beamten in Gegenwart eines oder mehrerer Geistlichen. Unter ihrem Zuspruch trat der Verurteilte seinen letzten Gang an. Auf dem Richtstuhle, einem derben Eichensitz mit niedriger Lehne, empfing er den Todesstreich. Der mit Stroh ausgelegte Schinderkarren nahm die Leiche auf. Ein christliches Begräbnis blieb versagt. Gerichtsprotokolle sind nicht mehr vorhanden; einzelne Kirchenbucheinträge berichten:

Buchsweiler 1606: „den 9. Mai ist allhie Caspar, Simon Urbans Sohn von Willstedt, von wegen vielfeltiger und greßlicher Schand, so er mit Pferd und Hunden getrieben, zum Feuer verdampft, aber auf fleißig Bitten erstlich mit dem Schwert gerichtet und



*Das Richtschwert der Familie Großholz*

nochmals verbrent worden.“ (Hier wurde der Feuertod in die Strafe des Schwertes gemildert).

Willstätt 1609: „den 10. März wurde Hans Karch mit dem Schwert gerichtet und aus Fürbitte auf dem Gottesacker begraben. Hat Conrad Klein den Jungen mit einem Messer entleibt.“

Linx 1609: „den 3. Dezembris ist Jakob Feßler, M. Feßler des Bürgers zu Muckenschopf Sohn, beim heiligen Heusell jämmerlich erstochen worden. Der ist alhie den 6. dies Monats begraben worden und hat's ihm sein Vater selbst gethan. Der ist auch den 22. dieses Monats zu Lichtenau mit dem Schwert gerichtet worden<sup>1</sup>.“

Lichtenau 1610: „den 8. Mai ward Stoffel Vielhecker zu Scherzheim von seinem Schwager Andreß Eicheln in voller Weise erstochen. Den 25. Mai ist Andreß Eicheln mit dem Schwert gerichtet worden.“

Bischofsheim 1665: „den 2. Juni ist Friedrich Rohr, der Spielmann, von Ulrich Rösch, einem Schweizer, oberhalb Holzhausen erstochen worden. Der Täter war zu Straßburg

gefänglich eingekommen, nach Bischofsheim ausgeliefert und daselbst mit dem Schwert gerichtet.“

Kork 1682: „hat ein Korker Bursche in der Trunkenheit einen andern zu Kehl erstochen und wurde auf dem Rabenstein, der Kehler Richtstätte, gerichtet.“

Lichtenau 1683/84: „wurden zwei ledige Mütter wegen Kindstötung mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht“.

Lichtenau 1719: den 18. August gegen Abend hat der Hirte am Fahr Hanß Martin Armbruster von Gamshurst im heftigen Zank seine Frau elendiglich umgebracht. Bei der Sektion durch den Lichtenauer Barbier befand sich, daß er ihr die Milz zertreten hatte. Der Leichnam ward im Fahr in dem Garten am Hirtenhäusel begraben, und der Täter im Streckturm in Haft gesetzt. Obwohl katholischer Religion, ließ es sich Pfarrer Müller angelegen sein, die arme Seele zu retten, denn es war noch nie ein ev. Geistlicher zu einem Maleficanten in einen papistischen Ort geholt worden. Endlich am 1. November gegen Mittag wurde ihm von Landschreiber Wildermuth in Gegenwart der Pfarrer von Bischofsheim, Freistett und Lichtenau das Leben abgekündigt und den 3. November die Exekution vorgenommen. Weilen sich dann der arme Sünder ganz bußfertig erwießen und als wir hoffen, in wahren Glauben an Christum Jesum zu jedermanns Verwunderung gestorben, zweifeln wir nicht an seiner Seligkeit.“

Noch 1740 wurde zu Lichtenau ein Bäckerjunge von 18 Jahren wegen Sodomiterei mit dem Schwert gerichtet und verbrannt. Unter dem Einflusse der Aufklärung, welche für mehr Menschlichkeit eintrat, empfing 1763 ein Sodomit von Oberhofen den Staupbesen (Auspeitschung).

Als *Freiheitsstrafe* kam das Einsperren in den Streckturm zu Lichtenau in Anwendung; die Pfarrchronik bietet Einzelheiten über seine Insassen: Wilddiebe, Schatzgräber u. dgl. 1793 saß ein Ehepaar von Linx wegen Diebstahl im Turm und hatte sein siebenjähriges Büblein bei sich! Die Verbannung oder Ausweisung aus dem Landesgebiet erfolgte wegen Hexerei und liederlichem Lebenswandel. 1766 verurteilte man Michel Heidt, den Schmied von Auenheim, auf die Galeeren nach Frankreich; noch 1780 bezahlte der Willstätter Amtsschaffner 168 fl 8 β 8 Pfennig dahin. 1616/25 beliefen sich die Unkosten „uf Maleficanten“ im Amt Lichtenau auf 423 fl 9 Batzen.

Willkür in der Bestrafung erweisen drei Urteile gegen Ehebrecher. 1680 ist Hans Michel Hoffmann, der Beck zu Lichtenau, um seines Ehebruchs willen nach langem Gefängnis dahin verurteilt worden, daß er eine Stunde am Hals-eisen stehen und auf acht Meilen Wegs des Landes verwiesen sein soll. Er hat aber auf Fürbitte Gnade erlangt und ist bei 100 fl Strafe geblieben. 1685 ist Phillip Vielhecker, der Posthalter, wegen Ehebruch in Geldstrafe verblieben, die Dirne wurde mit Ruten ausgestrichen. In einem andern Falle sollte der Missetäter 50 fl erlegen, wurde aber auf 30 fl begnadigt und die Dirne des Landes verwiesen.

Der Vollzug einer Leibesstrafe mit Schwert, Feuer oder Strang oblag dem *Scharfrichter*, auch Nachrichten, gemeinhin der Meister genannt. Der Meister

des ehemaligen Amtes Lichtenau hauste mit Familie und Knechten zu Memprechtshofen „auf dem Wasen“ am Maiwald; jener des Willstätter Amtes saß zu Neumühl. Als Dienstbesoldung bezog er Jahrs von der Herrschaft zwei Viertel Korn und von einer Hinrichtung sechs Reichstaler als festgesetzten Richterlohn<sup>2</sup>. Damit verbunden war die *Wasenmeisterei*. Gefallenes und krankes Vieh, Pferde und Hunde waren abzuholen und auf dem Wasen zu „verdolben“ (vergraben). Nach altem Herkommen gab der Wasenmeister, im Volksmund Schinder geheißen, für ein lebendes Stück Großvieh oder Pferd, das ihm zugeführt wurde, 5 ß; holte er es mit dem Karren aber selbst ab, lebend oder tot, nur 2 ß. Für das Abholen von Kleintieren wie Kalb, Schwein oder Fohlen unter zwei Jahren erhielt er allemal 1 ß zur Belohnung. Die Haut blieb ihm frei. Von gefallenem Vieh der Herrschaft wurde die Haut gegen 5 ß zurückerstattet. Eine rohe Kuhhaut bezahlte der Gerber mit 12 ß. Leider wurde verendetes Weidevieh nicht rechtzeitig gemeldet (1673). Da sich Wölfe und Füchse auf dem Wasen herumtrieben, war ihm das Schießen erlaubt. Nebenbei verstand sich der Mann auf allerlei Kuren bei Tieren und Menschen. Weil das Scharfrichter- und Wasenmeistergewerbe als verrufen galt, pflegten seine Träger und ihre Familien keine Gemeinschaft mit den Dorfgenossern, sondern blieben auch bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen unter sich, waren daher einander durch vielfache Bande des Blutes und der Freundschaft zugetan und redeten von *Gevattersleuten*<sup>3</sup>.

### *Unsere Scharfrichter liebten die Veränderung*

Im 17. Jahrhundert erscheinen die Burgkhardt, Spengler, Lohri, Ostertag, Weiß, Mекle, Rhein und Ittinger, welche in mehreren Generationen den umliegenden Herrschaften beiderseits des Rheins als Nachrichter und Wasenmeister dienten. Hans Georg Ostertag erwarb 1668 eine kleine Behausung im Dorfe Memprechtshofen um 100 fl, da das herrschaftliche Haus auf dem Wasen während des Krieges eingefallen war und zog von Bischofsheim wieder dahin. Wegen Unfähigkeit in Exekutionssachen wurde er aber nicht gebraucht. Seine Klage, daß man zum Verhör des gefangenen Sodomiters den Meister von Neumühl nach Lichtenau befohlen habe und er doch bestellt wäre, alle Malefican-ten im Amte zu richten, erklärte der Amtsschaffner: Jedermann hielte dafür, daß er nicht so geschickt sei, einem Hund den Kopf abzuschlagen. Er wäre aus dem Lande gejagt worden, weil er nicht im geringsten die Hunde „wann sie angeloffen gewesen“, hätte kurieren können (1673)<sup>4</sup>. Der Scharfrichter und Wasenmeisterdienst zu Memprechtshofen gelangte 1714 als Erblehen um 500 fl an Johann Melchior Großholtz von Straßburg<sup>5</sup>. Seine Sippe übte das Amt bis zum Übergang an Baden 1802 aus und wohnt heute noch in einzelnen Gliedern im Dorf.

Vererbt von Geschlecht zu Geschlecht, sorgfältig behütet und bewahrt, ist das *Richtschwert* der Familie Großholtz erhalten geblieben. Es hat mit gerader,

breiter Klinge und Doppelschneide eine Gesamtlänge von 1,12 m, die Klinge mißt 87 cm. Der Griff ist groß, um mit beiden Händen geführt zu werden und besteht aus einem Messinggeflecht. Die Querstange ist ebenfalls aus Messing gewunden. Im oberen Drittel der scharf geschliffenen Klinge ist auf der einen Seite eingraviert:

IHR HEREN STEUREN DEM UNHEIL  
ICH EXEQUIRE IHR URTEIL

Auf der anderen Seite:

WAN ICH DAS SCHWERT TUE AUFHEBEN  
WUENSCHEN ICH DEM SUENDER DAS EWIG LEBEN

Das Schwert wiegt etwa zehn Pfund und steckt in einer ledernen Scheide. Eine Jahreszahl fehlt, doch dürfte es gegen 300 Jahre alt sein.

Zu den Aufgaben des Scharfrichters gehörte auch, Hexen zu verbrennen. Menschen, besonders Frauen, von denen man glaubte, daß sie sich dem Satan verschrieben haben und im Bunde mit ihm Zauberkünste zum Schaden der Umgebung ausübten. Auch in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg trieb der unselige Hexenwahn sein Unwesen<sup>6</sup>. Leider ist das in der Stadtschreiberei Lichtenau aufbewahrte „Amtsprotokoll, darin allerhand Mesiven peinliche Aussagen zu finden 1624/1641“, also aus den großen Jahren der Hexenverbrennung verlorengegangen.

Während aber in den benachbarten Herrschaften viele Scheiterhaufen auflochten, scheint man im Hanauerland nüchternen Sinn bewahrt zu haben. Denn die Behandlung etlicher aus den Akten bekannt gewordener Fälle läßt den Schluß zu, daß Hexenverbrennungen kaum vorgekommen sind. So war Amelia, Clauß Manßhardts von Diersheim Hausfrau, im März 1605 „umb verdacht Hexerei wegen“ zu Lichtenau in Haft gesetzt worden. Nachdem der Stadtschreiber der Kanzlei Buchweiler mündlichen Bericht erstattet hatte, erging an Amtmann Moritz von Kageneck der Befehl:

„Weill dann kein neue Inticia oder anzeigung zue fernerer Tortur vorhanden, als wöllet Ihr solche der gefengtnüs erledigen undt nochgehents unsers gn. Herrn Grave Johann Reinhardten zu Hanau landtschaften, sowohl dieser, als jenerseits des Reyhns, bey zwo meylen mit hinein zu kommen, verweyßen, undt werdet Ihr Ihrer nahrung halben die gebür ihr folgen zu lassen, wohl wissen“ (Lichtenau Konv. 2).

Statt Verbrennung Landesverweis mit Sicherung des Lebensunterhaltes, konnte wohl mit der Zeit auf Bitten in eine Geldstrafe umgewandelt werden!

Auch die Vertreter der lutherischen Kirche erlagen dieser Geistesverwirrung, wie sich nachfolgend zeigt. Anno 1594 beschuldigte M. Wendelin Ulrici<sup>7</sup>, Pfarrer zu Auenheim, ein Thüringer aus Remda, Barthel Stettenberg, den Schneider und seine Mutter Margaret, der Zauberei verdächtig zu sein. Deshalb befragte er sie im Beisein des Schultheißen

und der Kirchenzensoren und befand soviel, daß sonderlich die Mutter dies nicht ganz in Abrede stellte. Daraufhin wurden beide aus der christlichen Gemeinde ausgestoßen und vom Gebrauch der hl. Sakramente ausgeschlossen.

Der Willstätter Amtmann Ludwig Böcklin von Böcklinsau aber, welcher „ohne das nicht viel Lust zu dergleichen Handlungen“ empfand, ließ die pfarrherrliche Klage auf sich beruhen. Um Fastnacht 1596, als Barthel Stettenberg von der Bürgerschaft, wie alljährlich zu geschehen pflegte, zum Sigristen erwählt wurde und der Pfarrer ihn zu diesem Dienst nicht zulassen wollte, kam er beschwerdeführend beim Amte ein, diese ungerechte Auflage abnehmen zu wollen, da seine Mutter und er sich seither gegen jedermann erboten hatten, ihre Unschuld darzutun. Besonders bat Barthel jene Leute zu verhören, die sich unterstanden, den Verdacht auszustreuen, als ob er und die Großmutter sein Kind wegzuschaffen suchten, welches aber gleichwohl noch lebe. Da das angehängte Laster der Hexerei nicht erwiesen werden konnte, begehrten sie in der Karwoche zum hl. Abendmahl zugelassen zu werden, was ihnen indes der Pfarrer immer noch verweigerte. Nun glaubte der Amtmann, diese Sache nicht mehr unterdrücken zu können und achtete es für ratsam, dieselbe im Einverständnis mit dem Geistlichen auf die künftige Visitation einzustellen. Eine Befragung des Schultheißen und eines Gerichtsmannes ergab, daß Hans Stettenberg, Barthels Vater, vor etlichen zwanzig Jahren samt seiner Hausfrau von Achern gen Auenheim gezogen war, einen guten Abschied beigebracht und das Schneiderhandwerk betrieben hatte. Nach dem Tode des Vaters habe die Wittib sich wieder mit einem Gerichtsmann, Wendling Winkersheim, verehelicht und nie sei ein böser Argwohn gegen die Eltern laut geworden. Auch Barthel sei auf dem Schneiderhandwerk gewandert und habe sich wohl verhalten. Aber seit seiner Verheiratung 1591 gingen der bösen Ehe wegen allerlei Reden herum, derhalb die einen ihm, die andern seiner Frau, welche bisweilen nicht gar wohl bei Verstand sein solle“, die Schuld zumessen wollten.

Übrigens habe die Mutter in dem pfarrherrlichen Verhöre allerhand befragte Sachen nicht völlig in Abrede gestellt, aber nach Beschluß desselben zu dem Schultheißen und anderen geäußert, den Pfarrer nicht verstanden zu haben. „Mögen sie nun dieser Sache schuldig sein oder nicht“ schloß der Amtmann seinen Bericht vom 17. April 1596, „soviel erscheine doch aus Barthels Leichtfertigkeit, daß er ein arger, gottloser Gast sei“.

In Buchweiler bewiesen die Herren Räte genügend Menschenkenntnis und gaben dem Amtmann schon den 20. April entsprechende Anweisung: „Es sei am Tag, daß gedachter Barthel Stettenberg mit seinem Eheweib sehr übel und ungebührlich hause. Darum möge der Amtmann außer den vorgebrachten Klagepunkten des Pfarrers fürderlich ganz fleißige Inquisition und Erkundigung bei glaubhaften, ehrlichen Leuten, die mit Handtreu und Gelübde zu verpflichten wären, von Amts wegen einnehmen, alles eigentlich beschreiben lassen und umständlich berichten, auch zu forderst Bartheln und die Mutter ernstlich und bei Vermeidung unserer höchsten Ungnade und Strafe auferlegen, sich gegen die Ehefrau aller gebührenden Bescheidenheit zu gebrauchen, dieselbe gänzlich unbeleidigt zu lassen und dazu der Mutter Barthels Behausung und Wohnung verbieten. (Neumühl Konv. 2).

Aus Unbedacht fiel Matthias Burckhardt, der Scharfrichter und Wasenmeister zu Membrechtshofen dem Hexenwahn selbst zum Opfer. Auf Grund von

Aussagen einiger Sträflinge, Meister Matthias habe sie etlich verbotene Sachen gelehrt, erfolgte im September 1612 seine Verhaftung. Als Tatbestand gab er an: „Vor ungefähr 16 Jahren, als zwei der Häftlinge noch Buben gewesen, seien sie samt anderen, die aber nicht mehr aufzufinden, etlichmal auf den Wasen gekommen, um etwas zu erbitten, was für Hauen und Stechen gut sei (d.h. unverwundbar mache). Er habe abgewehrt, da aus solchen Dingen nichts Gutes erfolge. Weil sie aber nicht ablassen wollten, habe er ein wenig Salz und Brot in ein Tüchlein gebunden und ihnen eingehändigt, dabei hoch geboten, es ja nie zu öffnen, da diese Kunst sonst vergebens sein werde.

Solches habe er für Spaß gehalten und seinen Brüdern und Freunden bei der nächsten Zusammenkunft scherzend erzählt, auch dabei keine Scheu empfunden. Daß aber jene Buben als leichtfertige, böse Gesellen seither andere Streiche verübt hätten, sei ihm nicht bekannt geworden. Schwäger, Bruder und Vettern legten sich den 2. Oktober ins Mittel: „Bereits diene er 22 Jahre als Nachrichten und Wasenmeister und habe mit seiner Arznei schon manchem schönen Pferd und Hund geholfen, sei auch sonst vielen ehrlichen Leuten mit Rat und Tat nützlich gewesen. Als ein blöder Mann sei er nun mit allerhand Leibesschwachheiten beladen, vornehmlich der Gicht, und da er lang im Gefängnis liegen sollte, dürfte seine Gesundheit in neue Gefahr und schwere Krankheit geraten. Daher ging ihr bittlich Ersuchen dahin, den Meister in das Stüblein eines Wirtshauses zu Lichtenau legen oder in seine Behausung heimkehren zu lassen, in welchem Falle sie mit Leib und Gut oder ein paar Tausend Talern als Kautio Bürgschaft zu leisten sich erboten.

Hanß Jakob Gilg, der Nachrichten zu Ortenberg,  
Thiebold Burckhard zu Weiersheim zum hohen Thurn,  
Georg Burckhardt zu Herlisheim,  
Hanß Burckhardt zu Hagenau und  
Hanß Günttener zu Straßburg, alle Nachrichten und Wasenmeister.

Dieser harmlose Spaß mußte den Herren Räten der Kanzlei Buchweiler als Zauberei, also Teufelswerk, erscheinen und im hanauischen statt dem Feuer-tod mit Landesverweis geahndet werden. Nur so ist das harte Urteil an den Amtmann zu verstehen:

„Weilen seiner Blödigkeit halben man mit anderer Examination gegen ihn nicht wohl verfahren kann, obschon man mehr als genügsam Ursachen dazu gehabt, so wollet Ihr ihn zwar seiner Verstrickung erlassen, doch soll er dem Grafen, unfehlbar ohne fernere Mahnung 1000 fl erstatten und sich hierfür dergleichen Sachen nicht mehr unterfangen. Obwohl man zwar genugsam befugt gewesen, ihn mit ewiger Verweisung des Landes anzusetzen, habe man aber wegen seines Alters und anderer Bedenken ein solches für diesmal eingestellt. (Neumühl Konv. 2).

Unter dem Sterbeeintrag einer Frau vermerkt das Kirchenbuch zu Freistett 1628: „Ist vor etlich Jahren angegeben worden, alß sollte sie ein Hexin sein,

auch deswegen etlich Wochen im Thurn gelegen, hat in der Krankheit kurz vor ihrem Ende das hl. Abendmahl empfangen und bezeugt, daß man ihr dazumal unrecht gethan.“ Demnach hatte man sie laufen lassen. Unschuldig waren sie alle gewesen!

Die in den schweren Kriegsjahren entwurzelten Menschen unserer Dörfer verfielen geistiger und sittlicher Verwahrlosung, empfänglich für Haß und Hysterie. Im Elend auf dem Haggrün, einem Rheinwörth, beschimpften geflüchtete Freistetter Weiber einander mit Hure und Hexe. Wen will es da wundernehmen, daß schon die Jugend an der Hexenpsychose erkrankt war und mit verfänglichen Reden um sich warf? 1638 berichtet Schultheiß Phillip Würfel zu Freistett über einen mit der Hexerei verhafteten Buben von sieben Jahren! Nach dem derselbe unter Zuziehung des Gerichtsschreibers verhört und die Zeugen vernommen waren, ließ man ihn gesondert verwahren, auch wegen Diebstahls von Kommißbrot der kaiserlichen Soldaten mit Ruten streichen. Da der Bub aber wegen seiner Jugend nicht mit der Leibesstrafe bestraft werden konnte, sollte sich der Schultheiß seiner versichern und sein Gut so verwalten, daß er daraus verpflegt werden möchte. (G 6345). Diesen Bescheid gab die bischöflich-straßburgische Regierung in Zabern, da das Hanauerland mit Ausnahme des Gerichts Lichtenau inzwischen als Bistumslehen eingezogen war und 1637/1645 vom bischöflich-straßburgischen Amt Oberkirch verwaltet wurde. Den 8. Februar 1645 bat Anna, Diebold Walthers Hausfrau zu Freistett, das Amt Oberkirch um öffentlichen Widerruf und schriftlichen Schein, weil Schwager und Schwägerin sie in der ganzen Gemeinde verschrieen hätten, ihren Sohn, den sie dreiviertel Jahre in Kost gehabt und der jüngst zu Oberkirch hingerichtet worden sei, das abscheuliche Laster der Hexerei gelehrt zu haben. Auch der Schwager Hanß Walther ersuchte um Justiz. Hierauf ward der bischöfliche Amtsverwalter angewiesen, Erkundigungen einzuziehen, „und da es sich nicht befände, daß sie solches Mensch ist, wie der Junge in seiner Aussage bekennt“, sollte ihr willfahrt werden.

Laut Zaberner Bescheid wurde das Begehren rund abgeschlagen, der Gemeinde aber Stillschweigen auferlegt (G 6347). Die bischöflichen Räte wollten auf die beiderseitige Klage nicht mehr eingehen. Hatte man genug des Greuels erlebt? Es begann da und dort zu tagen. Die Oberkircher Gerichtsprotokolle wüßten wohl Genaueres auszusagen!

#### *Anmerkungen*

L. Lauppe war Lehrer an verschiedenen Stellen: Mannheim, Rastatt, Gundelfingen, Schallstadt. Geboren und begraben in Lichtenau.

- 1 Feßler gab es um 1600 auch zu Freistett und im Abtsstab Schwarzach. Die heutigen Feßlerfamilien zu Scherzheim und Lichtenau haben als Stammvater den Schweizer Einwanderer Georg Andreas Feßler, einen Zimmermann, von Kerzers (?) im Berner Gebiet, um 1725 zu Scherzheim

- 2 Willstätter Amtsrechnung 1660: „Item 4 Pfund 10 ß dem Meister Kork Richterlohn bezahlt wegen Hanß Sebolden, des Jägers.“
- 3 Das Freistetter Kirchenbuch berichtet 1704 von einem merkwürdigen Leichenzug, der von Memprechtshofen her zum Kirchhof in Freistett gezogen kam. Derselbe bestand aus lauter Scharfrichtersleuten: Den Scharfrichtern Michel Graf und Michael Burckhard von Straßburg, dem Scharfrichter Heinrich Spengler von Achern und dem Scharfrichter Idinger zu Memprechtshofen, alle mit Weib und Kindern. Sie hatten sich zu Ehren des im Ruhestand lebenden Scharfrichters Hans Jakob Weiß, welcher sein achtjähriges Pflügetöchterlein zu Grabe geleitete, eingefunden. Dieses Mädchen, dessen Eltern, die Scharfrichtersleute im benachbarten Schwarzach, einige Jahre zuvor an der Pest verstorben waren, hatte der schon betagte Weiß zu sich genommen und wie sein eigenes Kind auferzogen und sein Brot mit ihm geteilt. (Leitz, S. 147).
- 4 Dagegen legte ein Bewerber um Neumühl, Veit Burckhardt von Offenburg, herrschaftliche Zeugnisse vor. Laut Bestätigung der Ortenauer Kanzlei vom 12. Februar 1676 hatte er sich von Jugend an bei seinem Vater, dem Scharfrichter Mathis Burckhardt, aufgehalten. Vor ungefähr sechs Jahren ein erwachsenes Mägdlein zu Ortenberg gar wohl und ohne Fehler mit dem Schwert und vor drei Jahren auch einen starken jungen Mann zu Offenburg mit dem Strang gerichtet. Vom badischen Amtmann zu Staufenberg ließ sich der Bewerber unterm 11. Februar 1676 bezeugen, vor etwa drei Jahren einen Mann, ob dessen Stärke sich andere fast entsetzt hätten, dahier in Durbach ohne Fehl mit dem Schwert gerichtet, in mehreren vorgenommenen peinlichen Examinibus sich aller Ehrbarkeit und Gebühr beflissen zu haben, auch sonst, da man seiner eingerissener Seuchen wegen von Nöten gewesen, bei dem Vieh sehr wohl und nutzbar sich habe gebrauchen lassen.
- 5 Christian Burckhardt, der Scharfrichter zu Neumühl, gebrauchte 1655 als Taufpaten u.a. Hans Michel Großholtz, den Wasenmeister zu Straßburg. (Kirchenbuch Kork).
- 6 Vgl. L. Lauppe, Hexenverfolgung im ehemaligen hanau-lichtenbergischen Amt Lichtenau, in: Ortenau 5/1914, S. 106.
- 7 Magister Wendelin Ulrici, ein gelehrter Theologe, 1605—1625 zu Lichtenau, schlug 1609 wegen Behinderung seiner Studien die ehrenvolle Berufung als Pfarrer und Superintendent nach Buchweiler aus.

*Quellen:*

Zeitgenössische Akten der Archive zu Karlsruhe (Neumühl, Memprechtshofen) und Straßburg (Serie G). Einige Hanauer Kirchenbücher.

# Aus der Geschichte der Stabsgemeinde Goldscheuer

*Erwin Dittler*

## *1. Die Stabsgemeinde Goldscheuer*

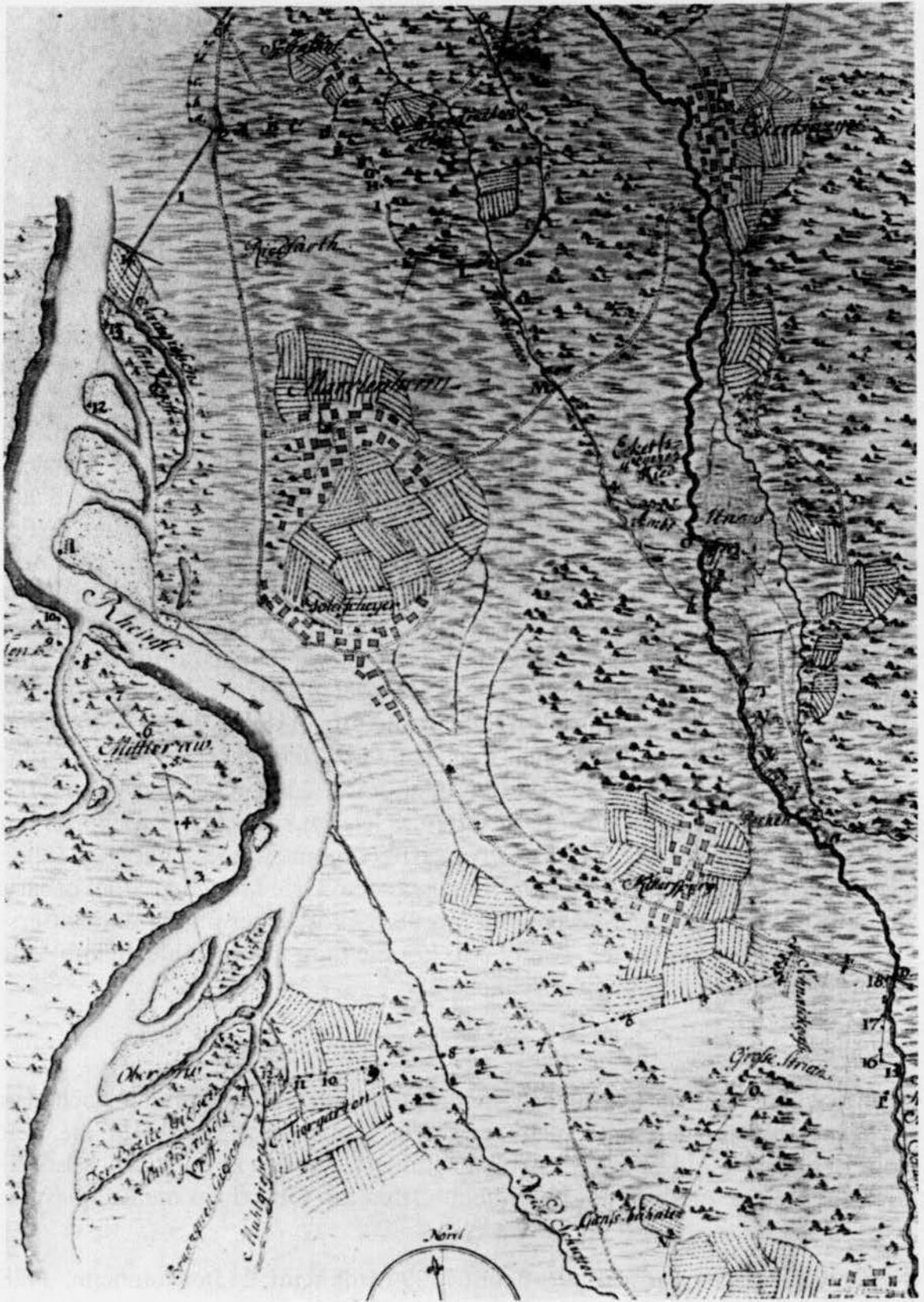
### *Die Dörfer des Stabes Goldscheuer*

Am 22. Januar 1724 richtete die Markgräfin Francisca Augusta Sibylla von Baden-Baden, Witwe des 1707 verstorbenen Markgrafen Ludwig Wilhelm, an die Beamten, Vögte, Stabhalter, Gerichtszwölfer und alle Untertanen der Landvogtei Ortenau eine Verordnung, in der diese davon unterrichtet wurden, daß infolge widerrechtlicher Grenzeingriffe der Bischöflich Straßburgischen, Gräfllich Hanauischen und anderer Nachbarn zur Abwendung weiteren Schadens eine besondere kaiserliche Kommission die rechtmäßigen Grenzen festlegen würde<sup>1</sup>. Mit den dazu erforderlichen Vorarbeiten wurden von der Markgräfin der kaiserliche Notar Jeremias Kugler in Waldsteg und der hochf. Hof-Ingenieur Johann Michael Sacken in Rastatt betraut, denen jegliche Unterstützung zu gewähren war. Kugler begab sich zwar bereits am 1. Mai 1724 nach Offenburg, um sich mit den Beamten der Landvogtei zu besprechen, aber die vorläufige, persönlich vorzunehmende Bereuthung kam erst in Gang, als von der vorderösterreichischen Regierung in Freiburg das bestimmte Eintreffen der Kommission für Ende Juni oder Juli 1725 angekündigt wurde. Begonnen wurde am 23. Mai 1725 in Ottersweier; im südlichen Teil wurde am 12. Juli der Schutterwälder Bann in Angriff genommen, und schließlich folgte der Stab „Goldscheyer“; ihm gehörten nach dem Ortenauischen Stockurbarium von 1727 die Dörfer Marlenheim mit 68, Goldscheuer mit 54 und Kittersburg mit 40 Untertanen an<sup>2</sup>. Am 6. Juli konnte man mit „Mühlenheimb“ die vorläufige Grenzbereuthung abschließen.

### *Müllen*

Müllen zählt wie Marlen zu den -heim-Orten, deren Entstehung nach den sprachgeschichtlichen Untersuchungen von Langenbeck „wohl in die Zeit vom Ende des 6. bis zu dem des 7. Jahrhunderts“ fallen könnte<sup>3</sup>, doch ist seine Deutung der Ausbreitung von -heim-Orten am Oberrhein nicht unbestritten.

Neben den Namensformen mit -heim: 1139 Mulnheim, 1356 Mülnheim, 1478 Mülheim, treten später auch mundartlich verkürzte Formen auf; wenn auch beispielsweise um 1559 von dem Dörflein Müllä die Rede ist oder 1615 ein Jakob Huber von Millen genannt wird, so finden sich die Formen mit -heim noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Man schrieb noch 1686 Milheimb,



*Ausschnitt aus Karte des GLA Karlsruhe aus dem 18. Jahrhundert mit Bann-  
grenze der Stabsgemeinde Goldscheuer*

und im Bereuthungsprotokoll des Schutterwälder Bannes von 1725 hegt der Schreiber keinerlei Bedenken, den Ortsnamen beliebig zu variieren: Mühlheimb, Mühlenheimb, Müllenheimb, Müllheimb oder auch Müllnhaimb. Mühlheim finden wir noch in einem Offenburger Ratsprotokoll vom 10. 7. 1763<sup>4</sup>, und schließlich werden bei der Behördenorganisation Vorder-Österreichs noch in der Zeit von 1773 bis 1796 die Schultheißen Michael Ehret und Anton Heitz zu Müllenheim aufgeführt<sup>5</sup>.

Das Dörflein mit seinen im Stockurbar von 1727 genannten Untertanen gehörte einst zum Stab Goldscheuer, wurde dann aber ungefähr 1620 von Erzherzog Leopold an Hans Reinhard von Schauenburg für 6000 Gulden verpfändet. Anno 1713 löste die Markgräfin Sibylla Augusta die Pfandschaft für sich ein, wobei die landesfürstlichen Hoheitsrechte und die hohe Gerichtsbarkeit der Landvogtei verblieb<sup>6</sup>.

### *Waseneck*

Nach Josef Schäfer ist die früher ebenfalls zum Stab Goldscheuer gehörige Siedlung Waseneck größtenteils während des 30jährigen Krieges untergegangen; was nicht durch die Überschwemmungen des Rheins zerstört worden war, wurde nach Goldscheuer verlegt<sup>7</sup>. Für das Jahr 1675 wird noch in einer Darstellung der „Schlacht bei Altenheim“ vermerkt, daß der französische Angriff am 1. August oberhalb Goldscheuer „bei dem Hof Waseneck“ begonnen habe<sup>8</sup>. Eine amtliche Beschreibung der Landvogtei von 1697 stellt den völligen Untergang des Ortes fest, der also 1725 nicht mehr bestanden haben kann<sup>9</sup>.

### *Marlen*

Wie bei Müllen setzte sich die verkürzte Namensform auch bei Marlen durch, das ursprünglich als Marheim bezeugt ist. Für die erste urkundliche Erwähnung im Jahre 1282 stützt sich Schäfer wohl auf Kriegers Topographisches Wörterbuch, das Ph. Ruppert, Geschichte der Ortenau I, 1882, als Quelle angibt. Doch ist dieses in bezug auf die Ersterwähnung wenig hilfreich, denn sie datiert an anderer Stelle dieselbe Urkunde vom Jahre 1288<sup>10</sup>. Wenn Schäfer überdies vermerkt, daß der Bischof von Straßburg im Jahre 1270 in Marlen einzelne Güter besessen habe, so müßte bei vorliegendem Beleg dieses Jahr dafür in Frage kommen. Die Gründung des Ortes hält er schon ums Jahr 800 für möglich. An anderer Stelle wird dazu das Universallexikon vom Großherzogtum Baden, 1844, zitiert: „Marlen ist sehr alt; es erscheint schon im Jahr 761, wo Ruthard — einer der ersten hier auftauchenden Grafen — auf dem Schlosse dahier wohnte und eine Urkunde für die Klöster Schwarzach und Gengenbach hier ausfertigte“<sup>11</sup>. Doch als Beleg kann dieses nicht dienen, da eine Verwechslung mit der elsässischen Königspfalz Marlenheim vorliegt<sup>12</sup>, wo auch am 17. 7. 764 ein Kaufvertrag zwischen Ruthard und dem Abt Fulrad von Saint-Denis zustande kam<sup>13</sup>.

Dem Nachweis für die Vermutung von Schäfer, daß die Gründung Marlens mit den anderen Dörfern oberhalb Kehls schon „ums Jahr 800“ erfolgte, hat Siegfried Egg in Marlen höchstwahrscheinlich durch seinen glücklichen und sehr wertvollen Fund in einem älteren Aushub aus dem Keller seines Grundstücks im „Heiligenwörth“ erbracht. Zur Überraschung des Denkmalamtes in Freiburg fand sich unter dem mittelalterlichen Material auch ein merowingerzeitliches Keramikstück:

„Es handelt sich dabei um das Randstück eines doppelkonischen Gefäßes mit Stempelverzierung, wie wir es entsprechend in Gräbern des 6. und frühen 7. Jahrhunderts im Oberrheintal verschiedentlich kennen. Auch die übrigen Scherben sind übrigens nicht allzu spät und gehören zumindest teilweise noch in die karolingische Zeit“. Wie Oberkonservator Dr. G. Fingerlin in einem Schreiben v. 15. 4. 1976 an S. Egg weiter ausführt, handelt es sich insgesamt um einen sehr interessanten Scherbenkomplex: „Siedlungen, die in die Merowingerzeit zurückreichen, gehören bei uns allerdings zu den großen Seltenheiten, nicht weil sie nicht existiert haben, sondern weil eben der archäologische Nachweis sehr schwierig ist. Für den Raum Kehl ist es überhaupt das erste Mal, daß eine Siedlung für diese Frühzeit nachgewiesen ist, d. h. wenn ich mit meinen bisherigen Vermutungen richtig liege.“ Die Datierung der Fundstücke reicht also noch sehr viel weiter zurück, als Josef Schäfer annehmen konnte.

Urkundlich erscheint der Ort 1387 und 1424 als Marnheim, ebenfalls in der Steuerrolle der Diözese Straßburg für 1464; um diese Zeit schrieb man auch schon Marle (1464), aber im 16. Jahrhundert auch zeitweise wiederum Marenheim<sup>14</sup>. Marlenheim wurde nach Schäfer in den Urkunden nach 1424 üblich; auf einer Gemarkungskarte, die den Zustand um 1620 wiedergibt, bezeichnete er den Ort mit Marlen<sup>15</sup>, während französische, in Straßburg gedruckte Berichte und Karten über die militärische Lage im Raum Kehl, als die Rhein- und Mosel-Armee am 24. 6. 1796 den Rhein überquerten, noch von „Marlenheim“ schrieben.

### *Kittersburg*

Mit der Urkunde von 1282 sei auch erstmals Kütersburg genannt worden, wo nach Zeugenaussagen vom Jahre 1424 vor dem Amt zu Ortenberg von alters her das Dorfgericht war; seine seit längerem erfolgte Verlegung nach Marlen wurde in einem Gemeindebericht von 1611 beklagt<sup>16</sup>. Eine befriedigende Deutung des Ortsnamens (1424 Kitterspurg, 1452 Kuterspurg parochie Marnheim) gibt es noch nicht.

### *Goldscheuer*

Es ist auffällig, daß in den Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts Goldscheuer nicht erwähnt wird. Die Güter, welche Walther von Clingen und seine Frau Sophia 1283 mit allen Rechten an den Ritter Sigmund Hogmesser in

Straßburg verkauft, liegen in Hundesfeld bzw. Hundisfelt, Marheim, Altheim und Kuterspurg. Auch beim Wiederverkauf durch den Schwiegersohn Diebolt Schenke im Jahre 1306 war kein Grundstück in Goldscheuer dazugekommen. Ebenso betrifft der Güterverkauf von Claus Nope und seiner Frau im Jahre 1387 nur Marlen und Kittersburg<sup>17</sup>. Als Goldschüre taucht der Ort anscheinend erstmals in einer Urkunde von 1424 auf<sup>18</sup>; am 17. Oktober 1457 verkaufte der Straßburger Nikolaus de Berse dem Pfalzgrafen Friedrich, Herzog von Bayern, ein Achtel an Marnheim, Küterspurg und Goltschüre<sup>19</sup>. Schäfer führt den Namen auf die alte Goldwäscherei zurück<sup>20</sup>. Ob diese speziell für die Ansiedler eine Existenzgrundlage bot, läßt sich nicht nachweisen; jedenfalls muß die Entstehung des Ortes irgendwie in Beziehung zu diesem alten Gewerbe stehen, das natürlich auch in Marlen ausgeübt wurde. Immerhin wurde berechnet, „daß der Verdienst eines Goldwäschers in den früheren Jahrhunderten und in guten Zeiten dem eines Handwerkers entsprach“<sup>21</sup>.

Mit der Rheinkorrektion stieg die Ausbeute, so daß in einer Beschreibung des Bezirksamtes Kork vom Jahre 1820 die Rede davon ist, daß unter den 412 Einwohnern von Goldscheuer noch viele Goldwäscher seien und aus dem Rhein viel Schreibsand gewaschen und ausgeführt werde<sup>22</sup>. Zu jenem Zeitpunkt hatte Marlen 561 und Kittersburg 430 Einwohner; Goldscheuer war demnach noch das kleinste Dorf, wenn auch nach einer Statistik für 1822 die Differenz zu Kittersburg sehr knapp war: Marlen zählte 627, Kittersburg 505 und Goldscheuer 492 Seelen<sup>23</sup>.

Die Beendigung der Rheinkorrektion und das Löschblatt brachten allmählich die Goldwäscherei und den einträglichen Handel mit dem Streusand, dessen Verwendung sogar noch in den Gemeindeakten Goldflitter hinterließ, allmählich zu erliegen; in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde nur noch vereinzelt als Nebenerwerb Gold gewaschen.

#### *Der beste Hanfsamen der Welt kommt aus Goldscheuer (Grimmelshausen)*

Sicheres Einkommen gewährte den Bewohnern der drei Dörfer der Anbau von Hanf und Weißkohl, wobei Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen (1621—1676) dem Goldscheuerer Hanf in seinem 1668 erschienenen berühmten Werk „Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch“ zu beträchtlichem Ansehen verhalf, betrogen doch schon die ersten drei Auflagen etwa 6000 Exemplare.

Grimmelshausen wußte, worüber er schrieb, war er doch seit dem 7. September 1649 Schaffner der schauenburgischen Güter in Gaisbach<sup>24</sup>, dann Schaffner auf der Ullenburg, Gastwirt in Gaisbach und schließlich seit 1667 bischöflich-straßburgischer Schultheiß in Renchen, wo man vom Hanf- und Flachsbaulebte und vor dem 30jährigen Krieg 8 Hanfmühlen existierten. Er kannte sich demnach in der Gegend und ihren wirtschaftlichen Verhältnissen gut aus.

Was er in der „Continuatio des abenteuerlichen Simplicissimi“, die er am 22. April 1668 abschloß und die im Jahr darauf zunächst als selbständiger Druck erschien, später als 6. Buch dem „Simplicissimus“ hinzugefügt wurde, zum Thema Hanf ausführte, setzte genaue Kenntnisse voraus. Im 11. Kapitel legte er diese dem „Schermesser“, einer gebräuchlichen Art von Papier in den Mund: „Meine Voreltern sind erstlich nach Plinii Zeugnis lib. 20, cap. 23, in einem Wald, da sie auf ihrem eigenen Erdreich in erster Freiheit wohnten und ihr Geschlecht ausbreiteten, gefunden, in menschliche Dienste als ein wildes Gewächs gezwungen und namentlich Hanf genennet worden; von denselbigen bin ich zu Zeiten Wenceslai in dem Dorf Goldscheur als ein Samen entsprossen und erzielt; *von welchem Ort man sagt, daß der beste Hanfsamen in der Welt wachse*“<sup>25</sup>. Und nun wird bis zum Ende des 13. Kapitels in anschaulicher und lebendiger Weise aus der Sicht des vom Menschen malträtierten Hanfes die detaillierte Prozedur der Verarbeitung des aus dem Goldscheurer Hanfsamens gewonnenen Stengel bis zur Herstellung des Endproduktes geschildert, dazu der Handelsweg über das Kaufhaus in Straßburg bis nach Amsterdam, wo aus dem Hanf feine holländische Leinwand gewebt wurde. Aus einem ihr geschenkten Stück Leinwand durfte sich eine Kammermagd ein Hemd nähen. Daß Grimmelshausen die Geschichte weiterführte, läßt darauf schließen, daß er auch dafür seine Anregung aus lokaler Anschauung erhielt, sei es aus Erzählung über die anscheinend 1642 eingegangene Papiermühle in Lautenbach<sup>26</sup>, sei es aus eigener Kenntnis der Papierherstellung in Oberachern oder anderen Orten. Im 12. Kapitel führt der Weg des Leinenhemdes zuletzt über den Lumpensammler in die Papiermühle, wo es als neues Produkt über feines Schreibpapier zum Journal avanciert, um in späteren Jahren wieder der Erde zurückgegeben zu werden, in einem Kreislauf, der auch für Simplicius gilt.

Daß der Hanf des Stabes Goldscheuer tatsächlich begehrt war, bezeugt Hänle in seiner Beschreibung der geographischen Verhältnisse des Bezirksamtes Lahr: „Schleißhanf . . . geht besonders zu Seilerarbeit und zur Verfertigung der Schiffstau ins Ausland, wird aber in unserer Gegend wenig gezogen. Da er schon mehr Sandboden liebt, so erhält der von Marlen, Goldscheuer und Kittersburg, im Offenburger Amtsbezirk, den Vorzug“<sup>27</sup>. Verständlich, daß jene Familien, die nach der Verkündung des Patents der österreichischen Regierung von 1755 in die Batschka auswanderten, den Hanfsamen als wichtigste Grundlage für den Aufbau einer neuen Existenz mitnehmen, so daß auch der in Hodschag angebaute Hanf wegen seiner besonderen Qualität geschätzt wurde<sup>28</sup>.

Unter den Handelspflanzen, die für den Stab Goldscheuer besonders wichtig waren, hielt der Forstmeister Freiherr von Neveu den Weißkohl für erwähnenswert, der neben dem Hanf am meisten angebaut wurde: „Der, diesen Orten ganz eigene, schwarze Moorboden ist dem Gedeihen dieser Pflanze vorzüglich günstig; auf dem sogenannten Wörthfelde, einer gelegentlichen Rheininsel, wird der beste Kopfkohl gezogen. Der Boden besteht meistens aus dem

bekanntlich so fruchtbaren Rheinschlamm, welcher die Vegetation dieser und jeder anderer Pflanze so sehr begünstigt.“ Die Bewohner des Stabes besuchten gegen Ende Oktober und noch im November die Offenburger, Gengenbacher, Oberkircher, ja sogar die Haslacher Wochenmärkte und versähen somit das flache Land, wie die Gebirgsgegenden mit dem für eine Haushaltung so unentbehrlichen Weiß- oder Sauerkraut, wofür sie bedeutende Summen zurückbrächten<sup>29</sup>.

### *Die Stabsgemeinde Goldscheuer — ein Bestandteil der Landvogtei Ortenau*

Die flüchtige Bemerkung, daß die Dörfer Marlen, Goldscheuer, Kittersburg und der Weiler Waseneck „seit dem 14. Jahrhundert“ unter dem Namen Stabsgemeinde Goldscheuer ein Bestandteil der „österreichischen Landvogtei Ortenau“ gewesen seien<sup>30</sup>, bedürfte keiner Korrektur, da Schäfer 1941 selbst darauf hinwies, daß die ehemals reichsfreie Landvogtei Ortenau „von 1334 bis 1557 als Pfandstück geldbedürftiger Kaiser von einer Hand zur andern wanderte, bis schließlich das Haus Österreich das schöne Gebiet für sich erwarb“<sup>31</sup>. In seinem 1958 in der „Ortenau“ postum veröffentlichten Aufsatz beschäftigte er sich etwas ausführlicher mit dem Schicksal der Reichslandvogtei, die 1351 straßburgisch wurde, da die Reichspfandschaft von dem Markgrafen Rudolf von Baden an den Bischof Berthold von Straßburg überging. Die Hälfte der Pfandschaft erwarb 1405 König Ruprecht, — der übrigens während seiner Regierungszeit von 1400 bis 1410 nicht die römische Kaiserkrone getragen hat —, von dem Straßburger Bischof Wilhelm II. von Diest. Sie wurde dem Pfalzgraf Ruprecht 1504 von Kaiser Maximilian entzogen und im gleichen Jahr dem Grafen von Fürstenberg übertragen<sup>32</sup>. Schließlich wird 1551 von König Ferdinand I. die fürstenbergische Pfandschaftshälfte und 1557<sup>33</sup> die bischöfliche eingelöst: „Die Landvogtei hatte nun aber für immer ihre Reichsfreiheit verloren, da sie an das Haus Österreich kam“.

Kähni wies in diesem Zusammenhang darauf hin, daß in der „Beschreibung der ober- und vorderösterreichischen Lande . . .“ aus dem Jahr 1565 betont wurde, die Landvogtei gehöre dem Haus Österreich nicht zu eigen, sondern sei ein Pfandstück des Römischen Reiches“, doch in Wirklichkeit sei sie von nun an als v.ö. Besitz behandelt worden<sup>34</sup>. Daß die Ortenau ein Reichslehen war, dokumentieren noch Grenzsteine aus sehr viel späterer Zeit: ein Grenzstein aus dem Jahre 1784 trägt die Inschrift: K. R. L. V. Ortenau, BG, also Kaiserliche Reichs-Land-Vogtei Ortenau, Bann Goldscheuer<sup>35</sup>, wie auch ein dreibänniger Grenzstein von 1785 die gleiche Abkürzung enthält: K. R. L. V. Ortenau B. M., in diesem Fall für den Bann Müllen<sup>36</sup>. Ob die Dörfer der Gemeinde wirklich „seit dem 14. Jahrhundert“ oder auch „von alters her“ in dem Stab Goldscheuer zusammengefaßt waren, mußte noch geklärt werden. J. B. Kolb spricht beispielsweise im Zusammenhang mit dem bayerisch-pfälzischen Erbfolgekrieg davon, daß Kaiser Maximilian nach 1504 die beiden Schultheißen-

tümer Marlen und Müllen für sich behalten und mit der Landvogtei vereinigt hätte<sup>37</sup>. Nach Schäfer ließen 1534 die drei Dörfer, „die damals schon unter einem Ortsvorstand vereinigt waren, eine Urkunde von dem Amtmann zu Ortenberg besiegeln“, doch ist dann in einem Offenburger Stadtratsbeschuß vom 29. August 1586 die Rede von den „schultheissen“ und Heimbürgern „zu Goldschür und Kütterperg“<sup>38</sup>.

### *Die Gemarkungsgrenze der Gemeinde Goldscheuer*

Die Gemeinde teilte die Gemarkungsgrenze mit fast einem halben Dutzend Nachbarn, doch war ihr Verlauf weniger von diesen als von den Hochwasserfluten des Rheins bedroht, so daß der herrschaftliche Schultheiß Edelman 1725 dem Amt berichten mußte: „1720 und die folgenden Jahre ist der Rhein am Goldscheurer Bann dergestalt angedrungen, daß er über 100 Morgen Ackerfeld, Wiesen und Weiden, teils Eigentum der Gemeinde, teils zur herrschaftlichen Riedfahrt gehörig gewesen, hinweggerissen und unter Wasser gesetzt“<sup>39</sup>. Vielleicht mußte auch eine Kirche in Goldscheuer, die auf einer im Stadtarchiv Straßburg befindlichen Karte vom Jahre 1603 eingezeichnet ist, dem Wasser weichen. Nach der Überlieferung soll auf einer alten Glocke der Kittersburger Magdalenenkapelle gestanden haben: „Allgeyer, Pfarrer zu Goldschir, 1703“. Dabei handelt es sich um den Pfarrer Valentinus Allgeier, der 1689 in Müllen und dann bis 1719 in Marlen amtierte und wahrscheinlich mit dem seit 1703 in Goldscheuer wirkenden Schultheißen Heinrich Allgeyer aus Marlen wie auch mit dem in jenen Jahren genannten Zoller Allgeyer von Goldscheuer verwandt war<sup>40</sup>.

Es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß die Pfarrei Müllen nach dem Wegzug ihres Pfarrers Wüllenwarth im Jahre 1703 mit Goldscheuer unierte wurde<sup>41</sup>.

Weggerissen wurden aber auch mit dem Land oft die Grenzsteine, was immer wieder Visitationen der Banngrenze zwischen Goldscheuer und Straßburg erforderlich machte und zwangsläufig zu Differenzen führen mußte. Nachdem die Markgräfin mehrfach wegen einer Grenzbesichtigung seitens der österreichischen Behörde vorstellig geworden war, bevollmächtigte schließlich Kaiser Karl VI. am 14. September 1726 die eingesetzte Grenzkommission zu ihrer Durchführung<sup>42</sup>. Als die Beauftragten der v.ö. Regierung in Freiburg am 7. November 1726 mit der Grenzvisitation zwischen Kehl und Marlen begannen, entstanden wegen der Landeszugehörigkeit der Straßburger Höfe Zwistigkeiten, die auch auf den Offenburger Konferenzen am 7. Januar und 3. Mai 1727 nicht bereinigt werden konnten<sup>43</sup>. Im gleichen Jahr versuchte anscheinend Straßburg im Süden der Banngrenze den „Kuhgrün“, an dem auch die Gemarkungen von Altenheim und Goldscheuer Anteil hatten, für sich allein zu beanspruchen<sup>44</sup>.

### *Der drakonische Erlaß des Markgrafen Ludwig Georg Simpert (1729)*

Das Jahr 1727 bedeutete für die Markgräfin Augusta Sibylla einen bedeutsamen Einschnitt in ihrem Leben: am 5. Juni übergab sie die Regierungsgeschäfte dem fünfundzwanzigjährigen Ludwig Georg Simpert, dem „die Werke der Frömmigkeit, der Erziehung“ lagen<sup>45</sup>. Ob seine Erziehungsmethoden dem „patriarchalisch-humanen Charakter“ jener Blütezeit der fürstlichen Selbstherrlichkeit, entsprachen, den Otto Stemmler auch noch der Regierungszeit Ludwig Georgs zubilligt<sup>46</sup>, bleibt dahingestellt. Was er nach seinem Amtsantritt in der Rastatter Residenz 1729 zur Erziehung der Jugend dekredierte, schien ihm aufgrund damaliger Sitten notwendig geworden zu sein. So beschwerte sich 1725 der Pfarrvikar von Friesenheim über das Verhalten des Schultheißen und Wirtes Philipp Moser, der in seiner Wirtschaft das Spielen mit Würfeln und Karten dergestalt gestattete, „daß die ledigen Burschen zu Friesenheim fast alle Sonn- und Feiertage von ihren Eltern Geld zum Spielen fordern, und wenn sie keins erhalten, dieselben entweder mit Entlaufen bedrohen oder die benötigte Arbeit unterwegen lassen. Bei Gelegenheit dieses Spieles und öfters darauf erfolgten Verluste sind die Kinder von ihren Eltern und die Knecht von ihren Meistern entlaufen und haben zum Teil denselben die Mobilien entwendet“<sup>47</sup>. Das war sicherlich in manch anderen Ortschaften ähnlich. Die strengen Bestrafungen jener Zeit vermochten nicht bessernd einzuwirken, vermerkt Josef Schäfer in seiner Beschreibung des „Volkstums aus der Riedgemeinde Marlen“ und stellt allgemein fest: „Die Dorfburschen von damals waren ein händel- und rauflostiges Geschlecht“<sup>48</sup>. Auch in Auenheim beklagte sich der Pfarrer, „daß die Jugend wider die Sabbatordnung bis nach Mitternacht zu tanzen, johlen und schreien pflege“<sup>49</sup>, doch vermögen solche einzelne Beispiele noch keinen Aufschluß über das damalige Verhalten der Jugendlichen allgemein zu geben.

Am 12. Februar 1729 entbot Ludwig Georg, von Gottes Gnaden Markgraf zu Baden und Hochberg, Landgraf zu Sausenberg, Graf zu Sponheim und Eberstein, Herr zu Rötteln, Badenweiler, Lahr, Mahlberg, der Landvogtei Ortenau und Kehl etc. etc. allen hohen und niedrigen Obrigkeiten, den Amtsleuten, Untertanen und Insassen seiner Markgrafschaft etc. seinen gnädigsten Gruß und ließ diese wissen, daß er seit seinem Regierungsantritt öfters habe vernehmen müssen, daß die Kinder gegen ihre Eltern nicht allein die diesen nach göttlichem und natürlichem Recht gebührende Ehrerbietung vermissen ließen, sondern diese gar noch übel schmähten und ihnen gegenüber fluchten. Das Ärgste aber sei, daß sie die Eltern in freventlicher- und verdammenswerter Weise gewalttätig angriffen und tätlich beleidigten. Da dieses Laster in seinem Lande fast allgemein werden wolle, sei er nicht mehr länger gewillt Nachsicht zu üben und so gebot er, daß ein jedes Kind gemäß den Geboten Gottes jederzeit seinen Eltern in gebührendem Gehorsam, Liebe, Ehrerbietung und Dankbarkeit gegenübertrete. Wer aber dieses Gebot mißachte, sich tätlich an seinen Eltern vergreife, sie mißhandle, dem solle nach wirklicher Überführung des

Verbrechens, ohne Rücksicht auf dessen Umfang und auf die Person, wenn nur ein tatsächlicher Angriff, eine Handanlegung entweder durch Stoßen, Schlagen, Werfen und dergleichen vorliege, ohne jede Nachsicht und Gnade — die rechte Hand durch den Scharfrichter abgehauen werden. Für eine Beleidigung der Eltern „mit Schänden und Schmähen“ drohte der Fürst eine öffentliche Bestrafung mit Ruthen oder auch eine Landesverweisung an.

Um zu verhindern, daß solche Vorfälle aufgrund der angedrohten Strafen durch die Familien vertuscht wurden, sollten die Beamten oder andere die davon Kenntnis hatten, bei Vermeidung von Bestrafung Anzeige darüber erstatten und zwar auch dann, wenn die Kinder Abbitte geleistet und die Eltern verziehen hatten. Die Verordnung mußte öffentlich angeschlagen und jährlich einmal bei jedem Rug-Gericht und versammelter Gemeinde vorgelesen werden, damit sich niemand mit Unwissenheit entschuldigen könne<sup>50</sup>.

Es war gerade ein Monat her, daß in Ettlingen von der Markgräfin Sibylla, deren „Vorliebe fürs Chinesische seltsame Blüten“ trieb<sup>51</sup>, ein chinesisches Fest veranstaltet wurde. So erinnert man sich im Hinblick auf das Dekret ihres Sohnes unwillkürlich an die in China praktizierten Bestrafungen, die allerdings unvergleichlich schlimmer waren. Dort wurde „jede häusliche Empörung als Verrat am Staate“ betrachtet und Ungehorsam gegen die Eltern schwerer geahndet, wie uns der Forscher Wilhelm Filchner überlieferte: „Ein Mann hatte seine Mutter geschlagen. Die Regierung erfuhr von diesem betrüblichen Ereignis und verfügte, daß der Ort, an dem sich diese Freveltat zugetragen hatte, mit dem Bann belegt würde; die hier stationierten Beamten wurden abgesetzt, das Haus des Täters dem Erdboden gleichgemacht und dieser selbst zur Strafe in zehntausend Stücke zerschnitten“<sup>52</sup>.

In einer Zeit, da noch die „peinliche Halsgerichtsordnung“ Karls V. Gültigkeit besaß<sup>53</sup>, war man auch bei geringeren Vergehen nicht weniger zimperlich: so stellte Markgraf Carl Friedrich von Baden in einer Verordnung vom 27. November 1752 für das Amt Rohdt in der Pfalz das seit eh und je übliche Weinpanschen unter Todesstrafe; verboten war jegliche Vermischung und Verfälschung des Weines, und wer dagegen verstieß, sollte „ohne alle Gnade mit dem Strange von dem Leben zu deren Tod gebracht werden“<sup>54</sup>.

In seinen wertvollen Aufsätzen hat Josef Schäfer die ganze Mannigfaltigkeit des dörflichen Lebens im historischen Ablauf festgehalten und damit nicht nur ein anschauliches Kulturbild vergangener Zeiten überliefert, sondern auch in der Beschäftigung mit den Menschen, ihrem Alltag, ihrem Schicksal, die Brücke zu den Nachkommen geschlagen. Für ihn war die Vergangenheit so lebendig, daß er 1928 die Nachkommen der im 18. Jahrhundert aus der Gemeinde Ausgewanderten in Hodschag aufsuchte und ihnen von ihrer Urheimat berichtete. In seinen Darstellungen über die Heimatgemeinde waren die Bewohner für ihn keine anonyme Angehörige einer sozialen Gruppe oder Schicht, sondern alle Persönlichkeiten, die er namentlich anführte und dadurch indivi-

duell respektierte. Dem verdanken wir, daß er in seinem 1931 erschienenen Aufsatz über „Die Fischerei im Kehler Gebiet“ im Jahresheft der „Badischen Heimat“ nicht von dem Bericht irgendeines Schultheißen an das Amt sprach, sondern diesen mit seinem Namen nannte. Damit gab er auch für die Sippe Edelman einen wesentlichen Hinweis auf ihren Vorfahren.

Wer war dieser Schultheiß und woher stammte er?

## *2. Johann Paul Edelman (1665—1738), Schultheiß der Stabsgemeinde Goldscheuer*

Die Kinder wuchsen in einer schweren Zeit auf, in „einer Periode (1679—1696) von Anmaßung und Unterdrückung, von Gewalttaten und Aggressionen Frankreichs gegenüber seinen europäischen Nachbarn“<sup>62</sup>, in einem Jahrhundert, da „die Kriegführung ganz allgemein und überall gesteigerte brutale und hemmungslose Formen“ annahm und wo — und dies allerdings nicht nur im 17. Jahrhundert — Freund und Feind gleichermaßen die Bevölkerung bedrückten und ausplünderten. Das sollten die Einwohner der Stadt Hagenau und ihrer Umgebung auch während des Krieges Frankreich gegen Holland (1672—1678) im Frühjahr 1676 erfahren: „Während die Franzosen in der Stadt selbst das Letzte herauszuholen suchten, brandschatzten die Kaiserlichen von Lauterburg aus die Umgebung und damit die Liegenschaften der Bürger aufs furchtbarste“<sup>63</sup>. Das folgende Jahr wurde für Hagenau zum Schreckensjahr: am 8. Januar 1677 wurde mit der Schleifung der Festungswerke begonnen, am 10. Februar die Stadt angezündet und eine Woche nach der Geburt von Maria Magdalena Edelman der Rest der Stadt am 16. 9. verbrannt<sup>64</sup>. Die geflüchtete Bevölkerung kehrte allmählich wieder zurück und mußte auch noch eine Plünderung durch die Kaiserlichen sowie Requisitionen, besonders vom Prinzen Hermann von Baden und dem Herzog von Lothringen erdulden. Um die gleiche Zeit steckten die Franzosen Willstätt, Goldscheuer, Altenheim, Ichenheim und Dundenheim in Brand<sup>65</sup>. Zwei Jahre darauf, im September 1679, leistete Hagenau zusammen mit den anderen ehemaligen Reichsstädten der Dekapolis dem neuen Landvogt Baron von Montclar den Treueid. Nachdem der Allerchristlichste König und das Königreich Frankreich im Friedensvertrag von Münster vom 24. 10. 1648 die Landvogtei über die Städte erhalten hatten, gingen diese nun selbst in den Besitz Frankreichs über. So blieb Hagenau von jenen grauenhaften Zerstörungen und Drangsalen während des Pfälzischen Krieges (1688—1697) verschont, denen weite Gebiete Badens, der Pfalz und des Mosellandes ausgesetzt waren.

Während des Krieges verließ Paul Edelman seine Vaterstadt: am 20. 12. 1692 erwarb der ledige Wirt von Hagenau, ehelicher Sohn des gleichnamigen Engewirts von Hagenau gegen Bezahlung von 6 Goldgulden das Bürgerrecht in Straßburg, wo er in der Zunft der Freyburger, der nur Wirte angehörten, dienen sollte<sup>66</sup>.

Er war noch „ledigen Standes“, wengleich das Hagenauer Taufregister schon unter dem 24. 10. 1683 die Geburt einer Marie Salome und als deren Eltern Paul Edelmann, den Jüngeren, und die Jungfrau Anna Margaretha Schanding anzeigt. Er heiratete auch dann nicht, als ihm die Anna Barbara Jäckle am 29. 4. 1699 ein Töchterchen Catharina schenkte. Die am 26. 4. 1678 geborene Mutter war die Tochter des Stabhalters Mathias Jäckle und der Catharina Bruder in Oberschopfheim. Taufpaten waren Johann Rederer und Barbara Heitzmann.

Die Jäckle stammten aus der Schweiz; in Oberschopfheim wird 1569 als erster Bruno Jäckle genannt. Nach dem Güterbuch von 1682 wohnte Mathis Jäckle, Stabhalter von 1696 bis 1705, im Zimbli (Zimplinsgasse, heute Diersburger Straße) „auf einer abgebrannten Hofstatt, worauf wieder Haus und Scheune aneinander gebaut ist“<sup>67</sup>.

### *Im Gefolge des Türkenlouis*

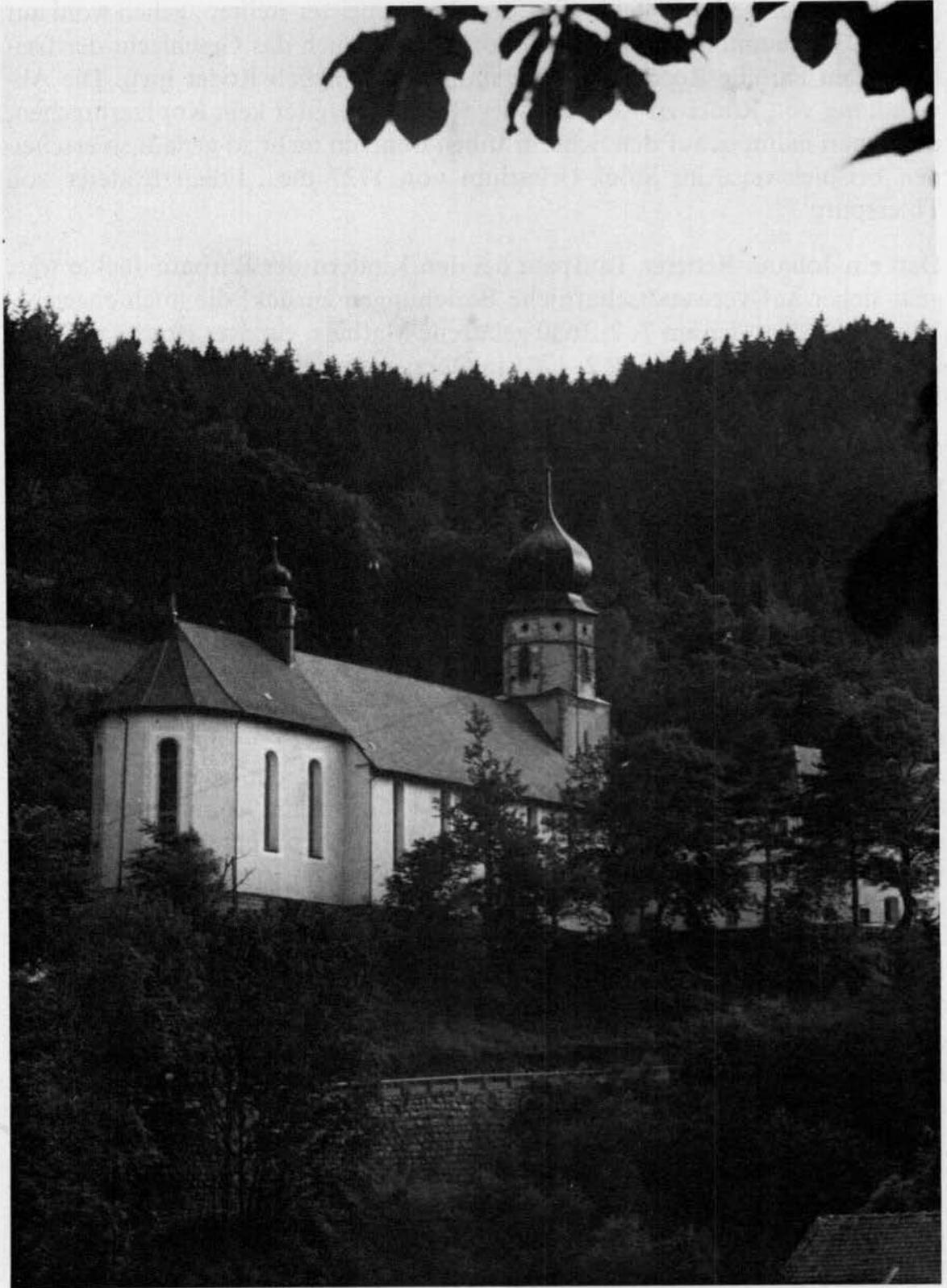
Möglicherweise war Paul Edelmann erst 1697 aus Straßburg abgewandert, als dort eine kleine Auswanderungsbewegung stattfand<sup>68</sup>. Warum er sich von dort zur Armee begab, die im Januar 1693 am Oberrhein unter den Oberbefehl des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, dem „Türkenlouis“, gestellt wurde, wissen wir nicht. Das Taufregister von 1699 weist ihn als „miles lateralis principis Badensis Ludovici“ aus, d. h. als einen Soldaten an der Seite des Markgrafen. Da dies auch in weiteren Registereinträgen vermerkt wird, könnte es sich nicht um einen einfachen Soldaten gehandelt haben, eine Vermutung, der auch Eugen Hillenbrand (Universität Freiburg) zustimmt und der dazu ausführt: „Miles‘ bedeutet im Mittellateinischen gewöhnlich ‚Ritter‘, ‚Lehnsmann‘. Das ergänzende Wort ‚lateralis‘ ist seit der Karolingerzeit belegt in der Bedeutung ‚Courtisan, compaignon, entourage‘ (Novum Glossarium mediae latinitatis, 1957 ff.). Der Vocabularis incipiens teutonicum ante latinum, den der Straßburger Drucker Hüpfuff 1515 herausgab, verdeutscht lateralis mit ‚gut eid gesel‘<sup>69</sup>. Das österreichische Kriegsarchiv ist der Meinung, daß man die Bezeichnung „miles lateralis“ von der Bedeutung des Adjektivs her mit Adlatus gleichsetzen könne; eine sichere Feststellung ließ sich aber nicht treffen<sup>70</sup>. Wenn auch noch nicht geklärt werden konnte, welche Stellung Paul Edelmann im Gefolge des Markgrafen einnahm, so darf man annehmen, daß er zur Leibwache gehörte oder „ein Soldat aus den Leibtruppen“ war<sup>71</sup>. Daraus ergäbe sich eine natürliche Beziehung zu Oberschopfheim, denn Egenolf v. Roeder, 1672 auf Schloß Plobsheim geboren, kämpfte in der adeligen Leibgarde des Markgrafen gegen Frankreich und die Türken<sup>72</sup>. Diersburg und Oberschopfheim bildeten damals eine gemeinsame Markgenossenschaft, die 1786 aufgelöst wurde. Über Egenolf v. Roeder könnten die Fäden zu den Rederer in Oberschopfheim gelaufen sein. Die Rederer und Röderer, die dort Ende des 16. Jahrhunderts mit Valentin Röderer einen Schultheißen und mit

Johann Röderer von 1846 bis 1861 den Bürgermeister stellten, gehen wohl auf den 1423 genannten Cuntzli Roder zurück, wie auch das Geschlecht der freiherrlichen Familie Roeder von Diersburg ursprünglich Roder hieß. Die Abwandlung von Röder zu Röderer oder Rederer bereitet kein Kopfzerbrechen, denn man nahm es auf den Schreibstuben ohnehin nicht so genau: so erscheinen beispielsweise im Stock-Urbarium von 1727 die „Edlen Röderer von Thierspurg“<sup>73</sup>.

Daß ein Johann Rederer Taufpate bei den Kindern der Barbara Jäckle war, geht sicher auf verwandtschaftliche Beziehungen zurück, die noch enger geknüpft wurden: der am 7. 2. 1680 geborene Mathias, einziger Bruder der Barbara Jäckle, heiratete am 9. 2. 1705 in Oberschopfheim die Maria Magdalena Rederer<sup>74</sup>.

Offensichtlich hatte die Barbara keine besonderen Schwierigkeiten wegen des unehelichen Kindes bekommen, wofür sicherlich der Stabhalter sorgte, jedenfalls riß das Techtelmechtel mit Paul Edelmann nicht ab, ohne daß das enge Verhältnis legalisiert wurde.

Und dabei drohte schon wieder ein neuer Kriegsausbruch: der am 1. 11. 1700 verstorbene spanische König, der Habsburger Karl II., hatte zwar den Enkel Ludwig XIV., den Herzog Philipp von Anjou, zu seinem Nachfolger bestimmt, doch Kaiser Leopold beanspruchte die Nachfolge für seinen 2. Sohn, den Erzherzog Karl. In Wien wurde beschlossen, die Frage der Erbfolge militärisch zu lösen, und der Markgraf Ludwig Wilhelm, der wegen Kompetenzschwierigkeiten dem Wiener Hof am 18. 11. 1699 seine Kommandoniederlegung mitgeteilt hatte, wurde am 28. 5. 1701 erneut mit der Verteidigung am Oberrhein beauftragt und am 18. 6. mit seinen alten Rechten im Oberkommando bestätigt<sup>75</sup>. Zuvor mußte ihm der Kaiser etliche Zugeständnisse machen, welche die Bezahlung des rückständigen Soldes in Höhe von 300 000 Gulden nebst seiner Erhöhung betrafen. Dann ging es um die Aufhebung des Sequesters im lauenburgischen Land Hadeln<sup>76</sup>; nach dem Tode des Herzogs Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg (1689), des Schwiegervaters des Türkenlouis, hatte der Kaiser, dem testamentarisch die Aufsicht über die Töchter des Verstorbenen oblag, das Land kurzerhand sequestriert. Schließlich hatte der Markgraf darauf gedrängt, als Entschädigung für die im Krieg hart mitgenommene Markgrafschaft und für die erneut zu erwartenden Gefahren für sein Land mit der angrenzenden Landvogtei Ortenau belehnt zu werden. Obwohl es dem Kaiser sehr schwer fiel, „einen so namhaften Teil von des Erzhauses uralten Patrimonio hinanzugeben“, der Markgraf aber die ihm angebotenen anderen Objekte ablehnte, hatte er sich am 28. Mai dazu verstanden, jenem die Landvogtei für sich und seine legitimen männlichen Nachkommen als Lehen zu geben. Eine entsprechende kaiserliche Vollmacht vom 17. August zur Übergabe der Ortenau war mit dem Auftrag verbunden, eine ordentliche Grenzvisitation der Landvogtei vorzunehmen. Zwei Tage später



*Wallfahrtskirche „Maria in der Tanne“*

*Foto: Günter, Triberg*

unterrichtete Kaiser Leopold die Beamten und Untertanen von der Belehnung der Landvogtei an den „Römischen Reichsfürsten General Lieutenant Feld Marschall“ mit der Aufforderung, auch weiterhin den bisherigen Verpflichtungen nachzukommen, wie auch der Markgraf bei dem alten Herkommen, den Freiheiten, Rechten und Gerechtigkeiten verbleiben werde<sup>77</sup>.

Angesichts der neuen Kriegsgefahr war man sich in Oberschopfheim wohl darüber klar geworden, daß jetzt endlich klare Verhältnisse geschaffen werden mußten: man setzte Barbara auf einen Wagen, der mit ihrem Vater und Johannes Rederer gegen Triberg fuhr, wo Paul Edelmann anscheinend stationiert und unabkömmlich war. Da man Nägel mit Köpfen machen wollte, war auch der Kaplan Vinzenz Bürge mit von der Partie. Er traute am 3. Juni 1701 Anna Barbara Jäckle und Johann Paul Edelmann in der dortigen Wallfahrtskapelle „Maria in der Tanne“, deren Errichtung auf den „Türkenlouis“ zurückgehen soll<sup>78</sup>. Der Bau einer größeren Wallfahrtskirche war 1699 begonnen worden, aber 1701 noch nicht vollendet<sup>79</sup>. Nach der Trauung zog man wieder in gebotener Eile der Heimat zu, die man aber — vielleicht wegen schlechter Straßenverhältnisse oder ob der großen Aufregung für die Neuvermählte — nicht mehr rechtzeitig erreichen konnte. Zwölf Stunden nach der Triberger Hochzeitsfeierlichkeit wurde in dem neben dem Rathaus gelegenen Gasthaus „Zum Rappen“ in Haslach am 4. Juni 1701 Franz Paul Edelmann geboren<sup>80</sup>. Zusammen mit der Rappenwirtin Catharina Schmid wurde der Trauzeuge Johannes Rederer nun auch noch gleich Taufpate.

Der Markgraf erhielt zwar nach dem Oberbefehl über die Rheinarmee im Jahr darauf den Oberbefehl über das Reichsheer, aber er mußte sich angesichts seiner Schwäche auf den Auf- und Ausbau von Verteidigungslinien beschränken, woran auch die Einnahme Landaus im Herbst 1702 nichts änderte. Am 18. 2. 1703 setzten die Truppen der französischen Rheinarmee unter dem Oberbefehl des Marschalls Villars bei Altenheim und Diersheim über den Rhein; unter Zurücklassung einer Besatzung in Kehl zog sich der Markgraf auf die Bühl-Stollhofener Linien zurück. Nach der Übergabe der Kehler Festung, mit der Ludwig Wilhelm 1699 von Kaiser Leopold belehnt worden war, griff Villars erfolglos die Stellung des Markgrafen an und rückte dann in das Kinzigtal vor, wo sich Haslach am 28. April ergeben mußte<sup>81</sup>.

Der Türkenlouis rückte am 3. Juni nach Bayern, das in diesem Reichskrieg mit Frankreich alliiert war, mußte sich aber nach einem französischen Sieg am 20. 9. 1703 bei Höchstädt wieder zurückziehen. Nahm unser „miles“ an dem unglücklichen Feldzug teil, erwartete ihn wenigstens Ende des Jahres Familienglück: am 10. Dezember wurde in Oberschopfheim seine Tochter Maria Judith geboren.

Als im August 1704 Haslach wie im Jahre zuvor erneut von den Franzosen geplündert und schließlich angesteckt wurde, befand sich unter den zerstörten



*Ehemaliges Gasthaus „Zum Rappen“ in Haslach*

*Foto: M. Hildenbrand*

Häusern auch „das zu jener Zeit wertvollste Privathaus der Stadt, das ‚Gasthaus zum Rappen‘, in dem Franz Paul Edelmann zur Welt gekommen war.

Wir wissen nicht, ob in diesen für die Bevölkerung so unbeschreiblich schweren Kriegsjahren Paul Edelmann stets zur Seite des Markgrafen war und vielleicht in dessen Gefolge, als jener seine Frau Sibylla auf ihrer Wallfahrt nach Triberg begleitete, wo sie ihren Dank für die am 6. Januar 1706 glücklich erfolgte Geburt des Prinzen August Georg darbrachte. Und es ist auch nicht bekannt, ob Edelmann dabei war, als der Markgraf in jenem Jahr Hagenau einnahm. Schied er nach dem Tod des Markgrafen am 4. 1. 1707 aus dem Dienst aus?

Die Gegend mußte ihm gefallen. Zwar war sie noch vor der Rheinkorrektion morastig, doch war der Stab Goldscheuer nach dem Urteil von Johann Baptist Benedikt Pehem (Pehm), Oberamtsregistrator der Landvogtei Ortenau in den Jahren 1787—1799, in dessen 1795 erschienenen geographischen Beschreibungen der Landvogtei Ortenau „in der herrlichsten Gegend der Ortenau gelegen“, und der „Geograph des Oberrheins“, Friedrich Metz, verglich das Landschaftsbild des Rieds mit einem „großen Park“, in dem Baumgruppen und Haine die freien Flächen unterbrechen<sup>83</sup>. Und was die Menschen anbetraf, so zählten nach einer Beschreibung der Landvogtei vom Jahre 1785 die Einwohner des Stabes Goldscheuer „zu den fleißigsten und gewerbsamsten der Ortenau“<sup>84</sup>, und zehn Jahre später kennzeichnete Pehem sie als friedsam, vernünftig und arbeitsam. Der Schultheiß konnte mit seiner Bestallung zufrieden sein. Und schließlich hatte ihm auch das Kriegshandwerk etwas eingebracht.

#### *Schultheiß der Stabsgemeinde Goldscheuer*

Nach den Erbschaftsakten im Generallandesarchiv amtete 1709 noch der Schultheiß Heinrich Allgeyer, während Paul Edelmann erst 1713 als solcher genannt wird. Da keine lückenlose Serie vorhanden ist, kommt für seinen Amtsantritt die Zeit zwischen 1709 und 1713 in Frage<sup>82</sup>. Man muß annehmen, daß er das Schultheißenamt in Würdigung seiner Verdienste als Gefolgsmann des Markgrafen erhielt und sicherlich einen jener öden Bauplätze, die nach einer Verordnung der markgräflichen Regierung innerhalb zweier Jahre bebaut sein mußten, um nicht der Herrschaft anheimzufallen.

#### *Grundbesitzer in Oberschopfheim*

Aufgrund eines Prozesses, über den Wilhelm Messerer berichtet, erfahren wir, daß Edelmann in Oberschopfheim recht begütert war. Es handelt sich um das „Sigelsche Hofgut“, das vom Kloster Schuttern dem Lahrer Bürger Würbs übergeben worden war, der es weiterverpachtete:

„Um 1680 wurden die Grundstücke von Conrad Röderer und Hans Jakob Eichhorn bebaut. Durch Erbschaft und Kauf war das Erblehen in den Besitz der Familien Edelmann und Spiehlmann in Goldscheuer gekommen. Ernst Spielmann im Alter von 66 Jahren gestorben und hatte seinen Anteil an seine Söhne vererbt“. Wie Messerer weiter berichtet, hatte J. Karl Spiehlmann, Licentiat in Straßburg, den Anteil seines Bruders mit der Begründung an sich gebracht, daß er das Gut als rechtmäßiges Eigentum geerbt habe. Im Verlauf des sich von 1746 bis 1759 hinziehenden Prozesses, erzählte der 72jährige Antoni Wetterer bei einer Zeugenvernehmung am 23. 8. 1757, „es denke ihm, daß 1712/13 der Edelmann die eine Hälfte gekauft habe und es gleich nachher geheißen habe, daß viele Enstanzien auf dem Gute stünden; ein großer Teil wäre schon zur Zeit, als er in die Schule gegangen, neben vielen anderen Feldern mit solch dicken Bäumen überwachsen gewesen, daß man Bauholz daraus machen konnte. Erst nach dem Frieden von Rastatt habe man angefangen, das Feld wieder aufzustocken“. Und beiläufig erfahren wir aus der Aussage des damaligen Stabhalters Hans Adam Siebert, daß dieser vor 28 Jahren Edelmanns Tochter habe heiraten wollen. Da aber sein Vater darauf bestanden habe, daß das Gut freigestellt werden müsse, sei die Heirat nicht zustande gekommen. Aufschluß über den Besitz des Schultheißen Edelmann erhalten wir aus „Berain und Erneuerung über die daselbst dem hochlöbl. Gotteshaus Schuttert ordinis St. Benedicti zuständige jährliche Geld-, Kappen-, Hühner-Fruchtzins de Anno 1786“. Die Erneuerung des Berains anhand des vorgelegten Originals vom Jahre 1731 am 16. 8. 1786 führt unter den Nummern 24 bis 27 Äcker am Lahrer Weg, im Schwalmen-Berg („jetzt Reben auf der Krug-Gassen“), an dem Viehweg und im Meyerthal auf. Nr. 28 betrifft Haus, Hof, Scheuer und Stall an der Raitengasse in Oberschopfheim und „einesteils Land ab neben dem Bach, anderseits Land auf neben Benedikt Gießler, stoßt gegen Wald auf den Lohbach und gegen Rhein auf die Quittegass“. Diese Liegenschaften waren nun im Besitz des Stabhalters Franz Wetterer. Im alten Berain von 1731 folgte das von dem Schultheiß Edelmann und Johann Ernst Spielmann gemeinsam besessene „Sigelsche Hofgut“, dessen eine Hälfte noch in Händen von Spielmann war: „die Edelmännische Hälfte hingegen wurde vor geraumer Zeit stückweise für eigentümlich verkauft und über beide Teile anno 1759 eine besondere Erneuerung gefertigt“. Der berichtigte Berain führt in den Nummern 29 bis 60 die neuen Besitzer der ehemaligen Edelmännischen Hälfte auf.

Neben den 1731 erfaßten drei Dutzend Grundstücke, für die er dem Gotteshaus Schuttert zinspflichtig war, besaß er sicherlich noch weitere, so daß er sicherlich nicht alles selbst bewirtschaften konnte. Es waren harte Zeiten, in denen die Bevölkerung nicht nur gegen die ungebändigten Wasser des Rheines anzukämpfen hatte, die Ende April jenes Jahres wieder eine Visitation der Banngrenze notwendig machten. Immer wieder zogen Kriegsvölker durch das Land, und auch im Polnischen Erbfolgekrieg, der nach dem Tode des Königs August II. von Polen 1733 ausbrach, wurde die Ortenau von französischen

und Reichstruppen gleichermaßen heimgesucht. Nachdem Kaiser Karl VI. am 3. 10. 1735 mit Frankreich den Wiener Präliminarfrieden abgeschlossen hatte, blieben trotzdem noch Truppen bis 1736 im Lande, wo auch Goldscheuer seinen Beitrag für Einquartierungen und Kontributionen leisten mußte.

In jenem Jahr nahm der Schultheiß Edelman zum letzten Male an der Visitation der Banngrenze zwischen Goldscheuer und Straßburg teil. Die Beteiligten trafen sich am 16. 8. bei dem dreibännigen Stein Nr. 1. Auch mit diesem Grenzstein am „Schmiedauelskopf“ hatte man stets seine liebe Not, mußte er doch vor jedem Hochwasser gerettet und in der alten Flucht nach hinten versetzt werden. Bei zurückfließendem Wasser wurde er wieder zum alten Standort gebracht, wobei beim Wiedereinsetzen jeweils Straßburger und Altenheimer zugegen waren. Gelegentlich schlug man auch einen Eichenpfahl dazu. An der Visitation von 1736 nahmen als Vertreter der Ortenau der Markgräfliche Amtmann Rudolf Anton von Egg und dessen Sekretär Johann Franz Pezelt teil.

In den Gemeinderechnungen von Oberschopfheim wurde „Herr Paulus Edelman“ noch im Dezember 1737 bei den Einnahmen unter der Rubrik „Von Einheimischen“ aufgeführt; am 18. Mai 1738 wird dann „Herrn Pauli Edelmanns Wittib“ erwähnt, so daß das Ableben des Schultheißen wohl 1738 erfolgte. Die Visitation der Banngrenze vom 6. 8. 1739 wird von seinem Nachfolger Hans Fien vorgenommen, dem ehemaligen „Zwölfer“, der auch noch 1755 an der Grenzbegebung beteiligt war<sup>85</sup>

### *Paul Edelmanns Erben*

Unter den „Edelmanns Erben“, die nach dem Tode der Witwe erwähnt werden, wurde u.a. in den Jahren 1746 und 1747 neben Valentin Edelman und Georg Endt, der mit Judith Edelman verheiratet war (beide Goldscheuer), sowie Hans Dieboldt Wehrle, Ehemann der Catharina Edelman, noch ein Franz Heinrich Friedmann aufgeführt, der mit einer uns unbekanntes Tochter des Schultheißen verheiratet gewesen sein mußte. In den Rechnungen von 1751 oder 1753 erscheint sein Name nicht mehr.

Von dem 1745 noch vorhandenen Grundbesitz erhielt sein Sohn Valentin, herrschaftlicher Zoller in Goldscheuer, ein Viertel. Da seine in Straßburg wohnende Schweser Catharina ihre von den Eltern ererbte Grundstücke und dazugekauftes Gut nicht selbst bewirtschaften konnte, die Verpachtung an Valentin auch nicht rentabel war, überschrieb sie ihm am 13. 4. 1752<sup>86</sup> alles gegen ein Entgelt von 497 Goldgulden. Nach einer Eintragung im 4. Bürgerbuch von Straßburg vom 8. Juni 1737 wurde das Bürgerrecht an Dieboldt Werle, Postillon von Rufach, und Catharina Edelman von Goldscheyer „wegen hoher recomendation“ gratis verliehen. Zu jener Zeit hatte sie sieben Kinder: Francisca, Catharina, Dieboldt, Maria, Anna, Friedericy und Barbara<sup>87</sup>.

1756 hinterließ der Zoller Valentin<sup>88</sup> nach seinem Ableben Haus und Garten, ein Viertel Acker in der Matt Goldscheuer sowie seine in Oberschopfheim gelegenen Grundstücke. Zur hinterlassenen Habe gehörte u.a. an Großvieh 4 Pferde und drei Kühe. Da Valentins Frau, Magdalena Wies, nach der Geburt der Tochter Magdalena gestorben war, standen nun vier Kinder als Vollwaisen da: Barbara mit 13 Jahren, Johannes mit 9, Xaver mit 8 und Magdalena mit 3/4 Jahren. Ihre Pflögögte gehörten der Verwandtschaft an: Magdalena wurde von Georg Endt zu sich genommen, Ehemann der Maria Judith Edelmann, die aber bereits 1758 starb. Aus der Ehe des Georg Endt mit Judith stammt Maria Endt, die am 23. 1. 1758 den Witwer Nikolaus Klem heiratet, sowie die Söhne Joseph, der am 8. 1. 1770 mit Katharina Muser getraut wird, und Jakob, der sich am 26. 1. 1761 mit Katharina Gebert vermählte. Johannes kam zu Josef Wies, und Michael Wies nahm Xaverius in sein Haus. Für die Erziehung der Kinder erhielten die Pflegevögte einen Acker zur Bewirtschaftung. Barbara wurde möglicherweise von Tante Catharina zu sich genommen, erscheint auch nicht in den Kirchenregistern, wie sich auch keine Spur von Valentins Bruder Franz Paul findet, der 1701 in Haslach geboren wurde.

Valentins Tochter Magdalena verheiratete sich am 19. 10. 1778 mit dem Witwer Georg Udery, Bürger in Goldscheuer. Aus dieser Ehe stammt der am 23. 10. 1788 geborene gleichnamige Sohn. Von den Söhnen heiratete Xaver, Bürger und Schneider in Goldscheuer, am 10. 4. 1780 die Anna Heitz, stirbt aber bereits am 24. 4. 1782 ohne Nachkommen.

Die Namenträger der Sippe Edelmann, die heute noch an den Schultheißen erinnern, stammen alle von dem um 1746 geborenen Johannes ab, der sich am 13. 1. 1777 mit der Katharina Heitz vermählte. Von den Kindern aus dieser Ehe wurde die am 25. 11. 1777 in Kittersburg geborene Katharina 1806 die Frau des Jakob Gros, Bürger und Bauer in Goldscheuer. Der Maurermeister Johann Edelmann, geb. am 12. 10. 1783, heiratete 1773 Maria Anna Riederer, die Witfrau des Ochsenwirts Xaver Fehrenbach; die 1786 geborene Magdalena wurde 1817 die Frau des Johann Ritter, und der Schreinermeister Augustin Edelmann, 1791 geboren, schloß 1815 seine 1. Ehe mit Maria Anna Arnold und 1820 die zweite mit Theresia Kopf. Vier männliche Nachkommen des 1780 geborenen Valentin aus seiner 1809 geschlossenen Ehe mit Anna Maria Kopf: Valentin (1810), Paul (1816), Andreas (1818) und Vinzenz (1825) sorgten in der ehelichen Verbindung mit den Frauen Franziska Berl, Maria Anna Kutterer (Tochter des Wundarztes Kutterer, der als erster Ratschreiber der Gemeinde angestellt wurde), Maria Anna Erhardt (in 2. Ehe mit der verw. Katharina Bader) und Margarete Schäfer für eine größere Nachkommenschaft, deren Aufzählung hier zu weit führen würde.

Wenn auch heute in der Gemeinde keine Namensträger mehr leben, so bedeutet das selbstverständlich nicht, daß dieses Geschlecht hier ausgestorben wäre, pflanzt es sich doch nicht über die männliche Linie fort.

## Anmerkungen

- 1 Zum Markungsstreit in der Ortenau (aus E. A. Seigels „Varia“, Kapitel XXI.). In: D'r alt Offeburger (DaO), 23. 10. 1910
- 2 Orttenauesches Stock-Urbarium de anno 1727. Mit Beylagen von Nr. 1, 77. Stadtarchiv Offenburg, Sign. 10/1/13. — Für freundliche Unterstützung sei hier dem StArchiv gedankt. Johann Andreas Silbermann, Local-Geschichte der Stadt Straßburg, Straßburg 1775, berichtet von einem „Wassen-Eck“ auf Straßburger Gemarkung, die sich von dem Juden-Tor bis zum Rauscher-Tor erstreckte. Die Wassenecker Matten reichten bis zum Schiltigheimer Bann. In alten Zeiten standen auf dem Wassen-Eck Häuser, die der Feind 1392 zu verbrennen suchte.
- 3 Michael Walter, Die Besiedlung der Ortenau in geschichtlicher Zeit. Neu bearbeitet von Fritz Langenbeck. In: Die Ortenau 40 (1960), S. 90
- 4 Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Kehl. Ein historisch-topographisches Ortslexikon. Hrsg. Hist. Verein für Mittelbaden, 1964, S. 64 (Müllen). 1478: Die Schutter-Ordnung vom Jahre 1478 („Varia“ aus Schutterwalds Vergangenheit. Von Emil Adolf Seigel). In: DaO, 4. 8. 1912; 1959: DaO, 8. 2. 1922; 1615: DaO, 5. 3. 1911; 1686: „Varia“. In: DaO, 14. 8. 1910; 1725: „Varia“. In: DaO, 4. 12. 1910; Ratsprotokoll 1763: „Varia“, Anm. 3. In: DaO, 23. 7. 1911
- 5 Franz Quarthal und Georg Wieland in Zusammenarbeit mit Birgit Dürr, Die Behördenorganisation Vorderösterreichs von 1753 bis 1805. Bühl/Baden 1977, S. 430
- 6 In der „Summarischen Beschreibung der Grenzen“ führt das Stock-Urbarium von 1727 unter dem Gericht Ortenberg das Dorf Mühlheim noch „zum Stab Goldscheyer gehörig“ an. Zur Geschichte von Müllen: Dieter Kauß, 600 Jahre St. Ulrich in Müllen, 1000 Jahre St. Ulrich in Augsburg — Zum kirchlichen Leben in Neuried-Müllen von den Anfängen bis 1800. In: Freiburger Diözesan-Archiv, 93. Bd. 1973. Nach Kauß war Müllen 1616 kirchlich eine Filiale von Marlen
- 7 Max Klemm (Hrsg.), Heimatchronik der Dreiergemeinde Marlen-Goldscheuer-Kittersburg nach den Aufzeichnungen von Josef Schäfer, 1964, S. 122 f. Aus einem Güterverkauf von Jacob Sparbrodt, Altenheim, erfahren wir auch den Namen eines Bewohners um 1543: Henßlin Gut (Theobald Adam und Hanna Kappus-Mulsow, Ein Jahrtausend Altenheimer Geschichte (o.J.), S. 25
- 8 Klemm-Schäfer, Chronik, S. 21. Nach der Gemarkungskarte um 1620 (Chronik, S. 77) lag die Siedlung Waseneck südwestlich von den Wasenecker Höfen, auf die wohl die Flurnamen „Waseneck“ und „Kleine Waseneck“ zurückgehen (vgl. dazu auch die Karte der Gemarkung von 1784, in: Mein Heimatland, 1941, S. 340). Der Weiler Waseneck lag auch westlich der Kleinen Schutter, jedenfalls nach diesen beiden, von Schäfer nachgezeichneten Karten im GLA, so daß Angaben Schäfers, das frühere Dorf Waseneck habe auf der Gewann „Waseneck“ gestanden, widersprüchlich sind. In seiner Karte vom Zustand um 1620 sind die Höfe Waseneck sehr deutlich voneinander getrennt und als gleichzeitig bestehend eingetragen
- 9 F. J. Mone, Ortenauische Urkunden v. 13.—16. Jahrhundert. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 21. Bd., 1868. Bei Kurt Klein (Hrsg.), Land um Rhein und Schwarzwald, 1978, S. 454: ein Dorf Waseneck bis 1725
- 10 Nach freundl. Mitt. von F.-J. Himly (Directeur des Services d'Archives du Bas-Rhin) vom 4. Juli 1980 fanden sich trotz sorgfältiger Nachforschungen weder in den Bestandsregistern noch im Urkundenbuch der Stadt Straßburg Hinweise auf Urkunden von 1282 oder 1288, die Hundsfeld, Marlen und Kittersburg betreffen
- 11 Josef Schäfer, Zur Heimatgeschichte von Marlen, Goldscheuer und Kittersburg. In: Die Ortenau 38 (1958), S. 142; Klemm-Schäfer, Chronik, a.a.O., S. 13
- 12 Freundl. Hinweis von Eugen Hillenbrand, Freiburg, v. 20. 6. 1980, dem ich auch den Verweis auf Kriegers Top. Wörterbuch, Bd. 2, 1905, S. 151 (Bd. 1 bei Kittersburg), und Ruppert, Mortenau I, 305, verdanke.
- 13 Josef Fleckenstein, Fulrad von Saint-Denis und der fränkische Ausgriff in den süddeutschen Raum. In: Gerd Tellenbach (Hrsg.), Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte,

- Bd. IV, Freiburg 1957, S. 21. — Über Marlenheim: Paul Wentzke, Die elsässischen Königspfalzen Kirchheim und Marlenheim. In: ZGO N 24 (1909), 18 ff.
- 14 L. Dacheux, Eine Steuerrolle der Döcese Straßburg für das Jahr 1464. In: Mitteilungen der Gesellschaft zur Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß, Bd. 18 (1897).
  - 15 Klaus Hornung, 700 Jahre Condominats- und Wappengeschichte der Großen Kreisstadt Kehl, S. 162, deutet den Ortsnamen als „Sumpfwassersiedlung“: „Im 13. Jahrhundert ‚Marlachen‘ urkundlich nachgewiesen, 14. Jahrhundert ‚Marennen, 1446 Marle/Marlenheim“ . Für „Marlachen“ wird kein Beleg angeführt. Es handelt sich um Marlen (Fiche)
  - 16 Josef Schäfer, Zur Geschichte des Stabs Goldscheuer. In: Die Ortenau 39 (1959), S. 49 f.
  - 17 Johannes Beinert, Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls, Kehl 1909, S. 76 f.; Wilhelm Gräßlin, Vom Rhein zum Schwarzwald. Der Kreis Kehl, S. 108
  - 18 Klemm-Schäfer, a.a.O., 14. Nach frdl. Mitt. des Stadtarchivs Straßburg v. 5. 6. 1986 (G. Foessel) stammt die wahrscheinlich älteste urkundliche Erwähnung Goldscheuers im dortigen Archiv aus dem späten 15. Jahrhundert: AH Nr. 7027: „Ventes et donations . . . à . . . Goldscheuer . . . (1472—1503)“
  - 19 Klemm-Schäfer, a.a.O., S. 15
  - 20 Schäfer teilt damit die allgemeine Auffassung, die auch Bernhard Neumann, Die Goldwäscherei am Rhein, in: Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen im Preußischen Staate, 51. Bd., 1903, vertreten hat. Klaus Hornung, a.a.O., S. 159, hält die Herleitung des Ortsnamens von Goldscheuern = Gold waschen und ähnliche Deutungen für irrtümlich: „Richtig ist, daß Goldscheuer eine auf einem Ausläufer des Rheinhochgestades gelegene, verhältnismäßig hochwasserfreie Ansiedlung um eine Gültscheuer (Gült = Zins) der einstmaligen Herrschaft der Reichsritterschaft Ortenau darstellt“. Im 15. Jahrhundert habe sich der Name von Gyltschier u. ä. zum heutigen Goldscheuer geändert
  - 21 Carl Leppert, Die Goldwäscherei am Rhein. Bearb. von Rudolf Kunz und Dr. Willy Lizalek, Heppenheim 1980, S. 57
  - 22 J. A. Demian, Geographie und Statistik des Großherzogtums Baden, Heidelberg 1820
  - 23 Freiherr von Neveu, Beschreibung des Oberamts Offenburg in landwirtschaftlicher Hinsicht. In: Verhandlungen des Großh. landw. Vereins zu Ettlingen, Pforzheim, 3. Jg., 11. Heft, 1823
  - 24 Franz Burda, Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen. Ansprache bei der Wiedergründung der Grimmelshausen-Runde am 17. 8. 1976 in Renchen. In: Die Ortenau 57 (1977), S. 54
  - 25 Grimmelshausens Werke in vier Bänden. 2. Bd. Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch, Berlin und Weimar, 1984, S. 252 f. Anm. 252, S. 348: „Plinii Zeugnus — Die Stelle, auf die hier angespielt wird, befindet sich im 20. Buch, Kap. 97 der ‚Naturkunde‘ von Plinius dem Älteren“. Anm. 253: „Wenceslai — Wenzel (1361—1419), 1738—1400 deutscher König“. Grimmelshausen hatte Goldscheuer schon vorher einmal im 10. Kap. des 4. Buches erwähnt, als Simplicius beim Kentern eines Fischernachens bei Ottenheim in den Rhein fiel und wegen der Wirbel das Ufer nicht erreichen konnte. Er erwischte schließlich unterhalb von Goldscheuer einen großen Ast, auf dem er sich nur kümmerlich festhalten konnte, wurde aber dann nach etwa zwei Stunden aus seiner mißlichen Lage befreit.  
Zu den zahlreichen Übersetzungen des „Simplicissimus“ gehört die von Alexander Morosow, Leningrad, ins Russische. Die Ausgabe von 1976 kam zum 300 Todestag Grimmelshausens heraus. Dazu: Die Ortenau 53 (1973), S. 72 ff. und Morosows Grußbotschaft an die Redaktion der „Ortenau“ in: Die Ortenau 56 (1976), S. 59 f.
  - 26 Hans-Martin Pillin, Oberkirch. Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1803, S. 218
  - 27 Verhandlungen des Großh. Landw. Vereins zu Ettlingen, 1. Heft, 1821
  - 28 Josef Schäfer, Bei den badischen Alemannen in Hodschag (Jugoslawien). In: Mein Heimatland, Juni/Juli 1929, S. 145 ff.; Klemm-Schäfer, a.a.O., S. 107
  - 29 Verfasser war der Freiherr Franz Anton von Neveu (3. 4. 1781 — 21. 2. 1837), korrespondierendes Mitglied des Großh. Land. Vereins zu Ettlingen, der das Weingut in Durbach-Hespengrund erwarb. Als aufgeschlossener Verfechter neuer Erkenntnisse der Landwirtschaftslehre

setzte er sich auch für die an Bedeutung zunehmende Stallfütterung ein. Dem stand entgegen, daß sich mehrere Gemeinden noch Viehweiden hielten. Einen wesentlichen Fortschritt versprach er sich von der Urbarmachung von ca. 300 Morgen Allmendsweide auf bestem Boden des Stabes Goldscheuer

- 30 Josef Schäfer, Volkstum aus der Riedgemeinde Marlen. In: Mein Heimatland, März/April 1928, S. 81
- 31 Josef Schäfer, Zur Geschichte des Gemeindegutes in der Riedgemeinde Goldscheuer. In: Mein Heimatland, Heft 3/1941, S. 339
- 32 Dazu: Manfred Krebs, der ungeteilte Pfandsitz der Landvogtei Ortenau. In: Die Ortenau 24 (1937), S. 82 ff. Krebs datiert den „endgültigen Übergang der gesamten Landvogtei an das Haus Habsburg“ vom Jahre 1521. Der am 28. Juni 1519 zum deutschen König gewählte Karl V. (1519—1556) hatte in jenem Jahr Luther nach Worms geladen, wo der Reichstag tagte. In Worms einigte sich Karl mit seinem jüngeren Bruder Ferdinand über die österreichischen Erblande. In dem Wormser Teilungsvertrag von 1521 erhielt Ferdinand die „niederösterreichischen“ Herzogtümer und nach weiteren Abrundungen schließlich in den Verträgen von Brüssel (1522) noch die Vorlande (Rolf Bauer, Österreich. Ein Jahrtausend Geschichte im Herzen Europas, TB 1980, S. 118)
- 33 Hans-Martin Pillin, Die rechtsrheinischen Herrschaftsgebiete des Hochstifts Straßburg im Spätmittelalter. Diss. Freiburg 1966, S. 3. Schäfer führt für die Einlösungen durch Ferdinand irrtümlich die Jahre 1558 und 1559 an (Ortenau 1958, S. 146; Klemm-Schäfer, a.a.O., S. 17)
- 34 Otto Kähni, Die Landvogtei Ortenau. In: Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde, Bd. 2, Freiburg 1959, S. 464
- 35 Abbildung in Klemm-Schäfer, a.a.O., S. 68. Der Grenzstein zeigt den doppelköpfigen Reichsadler mit Reichsapfel und Reichsschwert. Der Adler führt als Bruststück den rot-weiß-roten Bindenschild, der die Verbindung von „Habsburg“ und „Reich“ verdeutlichen soll (Rolf Bauer, a.a.O., S. 475)
- 36 Wappenbuch des Landkreises Kehl, 1961, S. 70: Dreibänniger Grenzstein (GLA)
- 37 Hist.-stat.-topogr. Lexikon, Großherzogtum Baden, 1813/16. Zitiert im DaO v. 7. 8. 1910
- 38 DaO, 16. 10. 1910
- 39 Klemm-Schäfer, a.a.O., S. 72. Nach frdl. Mitt. des Generallandesarchivs v. 21. 4. 1986 konnte in der Abt. 229 Spezialakten Goldscheuer nichts über Überschwemmungen oder Rheinbaumaßnahmen in jener Zeit fertiggestellt werden; Schäfer gab dazu keinerlei Fundstellen an
- 40 Klemm-Schäfer, a.a.O., S. 164. — Amtszeiten der Bürgermeister und Pfarrer: S. 170
- 41 Dieter Kauß, a.a.O., S. 248
- 42 Stock-Urbarium 1727, Beilagen, Nr. 4 (Copia)
- 43 Gerhard Wunder, Der abgegangene Hof Niederweiler zwischen Kehl und Eckartsweier. Sonderdruck aus „Alemannisches Jahrbuch 1964/65, Freiburg 1966, S. 198
- 44 Hanna Kappus-Musolw, Hundert Jahre Wiederaufbau der Gemeinde Altenheim (1715—1815). In: Die Ortenau 42 (1962), S. 65 f.
- 45 Rolf Gustav Haebler, Badische Geschichte, 1951, S. 78
- 46 Otto Stemmler, Geschichte der altbadischen Gemeinden Neusatz mit Waldmatt. In: Bühler Blaue Hefte Nr. 21/22 1971, S. 46
- 47 Oskar Kohler, Friesenheim. Eine Ortsgeschichte in Einzelbildern, Bühl/Baden, 1973, S. 42
- 48 In: Mein Heimatland, März/April 1928, S. 83
- 49 Adolf Wolfhard, Ein Kulturbild aus dem Hanauer Land um 1750. In: Die Ortenau 1. u. 2 (1910/11), S. 92
- 50 DaO, 20. 8. 1911
- 51 Johannes Werner, Baden, Böhmen und der Orient. Barocke Geographie im Schloß Favorite. In: Die Ortenau 57 (1977), S. 263
- 52 Wilhelm Filchner, Tschung-Kue, Das Reich der Mitte, Berlin 1925, S. 289 f.
- 53 Dazu: Otto Kähni, Verbrechen und Strafen des 17. Jahrhunderts in der Reichsstadt Offenburg. In: Die Ortenau 31 (1951), S. 76; Augustin Kast, Die Gengenbacher Scharfrichterverordnungen von 1775. In: Die Ortenau 29 (1949), S. 23. Daß man auch weniger drakonisch

- verfahren konnte, erweist ein Beispiel, das Harbrecht im Zusammenhang mit der Schwarzacher Gerichtsordnung von 1460 anführt: ein Sohn der Müllerswitwe in Zell (bei Unzhurst) hatte seine Mutter „gröblich behandelt“ und war dafür öffentlich mit 20 Stockstreichen gezüchtigt und darnach bei Wasser und Brot eingesperrt worden (Alfons Harbrecht, Die Reichsabtei Schwarzach. In: Die Ortenau 35 (1955), S. 226 f.)
- 54 Johann Keiper, Ein markgräflicher Straferlaß gegen Weinfälschung. In: Mannheimer Geschichtsblätter, IX. Jg. Nr. 2, Februar 1908, Sp. 31 f.
- 55 Generallandesarchiv Karlsruhe, Akte 229/65222
- 56 C.A. Hanauer, Cartulaire de l'Eglise Saint-Georges, Straßburg-Hagenau 1898, S. 82 Nr. 127; ebenfalls erwähnt bei A.M. Burg, Le second obituaire de l'Oeuvre Saint-Georges. In: Etudes Haguenviennes, 1982, Bd. VIII, Nr. 205, 283)
- 57 J. Clélé, Ursprung und Entwicklung der Stadt Hagenau, Hagenau 1921, S. 115
- 58 A. Hanauer, Le Protestantisme à Hagenau, Colmar 1905, S. 29
- 59 Die genealogischen Nachforschungen in den Kirchenregistern von Oberschopfheim und im Stadtarchiv Hagenau wurden zusammen mit Hans Edelmann, Altenheim, angestellt. Hier sei herzlich gedankt für die freundliche Unterstützung des Kath. Pfarramtes Oberschopfheim, insbesondere Herrn Pfarrer B. Schwab, des Stadtarchivs Hagenau (P.M. Maulbecker), sowie für das freundl. Entgegenkommen im Kath. Pfarramt Marlen
- 60 Der Sohn Johann Georg aus dieser Ehe, geb. 30./31. 12. 1659, könnte 1704 Trauzeuge bei der Heirat von Johann Michael Edelmann in Bühl (Baden) gewesen sein (Deutsches Geschlechterbuch, Bd. 101 — Bad. Geschl. Buch, Bd. 2 — S. 82, Anm. 2), was auf eine geneal. Beziehung von Hagenau zu Bühl schließen ließe
- 61 C.A. Hanauer, Cartulaire, Nr. 1023, führt unter den Archiprêtres du Haut Hagenau von 1725—1735 einen François Ant. Edelmann in Wilwisheim auf, doch könnte es sich auch um jenen Franz Anton Edelmann handeln, der die am 25. 3. 1686 in Bühl geborene Klara Edelmann, Tochter des Johann Adam Edelmann heiratete
- 62 Jürgen Voss, Geschichte Frankreichs 2, München 1980, S. 94
- 63 Paul Wentzke, Aus den letzten Jahren der Reichsstadt Hagenau (1675—1677). In: ZGO 91 NF 52, 1939)
- 64 K. Klélé, Die Reichsstadt Hagenau vom Westfälischen bis zum Nimweger Frieden (1648—1679), Hagenau 1913, S. 213, 253)
- 65 Johannes Beinert, a.a.O., S. 238; Hanna Kappus-Mulsow, Trübe Jahre im Ried nach dem ältesten Kirchenbuch Altenheims. In: Die Ortenau 14 (1927), S. 151
- 66 3. Bürgerbuch, S. 1103 (frdl. Hinweis im Stadtarchiv Straßburg von E. Ponsing)
- 67 Ortsgeschichtliche Literatur: Johannes Röderer, Kurzer Abriß der Ortsgeschichte von Oberschopfheim, Freiburg 1948; Wilhelm Messerer, Ortsgeschichte von Oberschopfheim, 1938, S. 91. — Für die verständnisvolle und liebenswürdige Unterstützung sei Karl-Herrmann Beiser, Obersekretär bei der Ortsverwaltung Oberschopfheim, herzlich gedankt
- 68 Fernand l'Huillier, Histoire de l'Alsace, 1965, S. 36
- 69 Freundl. Mitt. vom 18. 4. 1986
- 70 Freundl. Mitt. v. 5. 5. 1986 (Dr. Wagner). Nachforschungen in den Beständen Hofkriegsrat und Alte Feldakten blieben ergebnislos (Dr. Hillbrand, 27. 5. 1986)
- 71 Frdl. Mitt. des Hauptstaatsarchivs Stuttgart v. 29. 4. 1986 (Dr. Fischer). Leibwächter hieße im klassischen Latein allerdings „custos corporis“ oder „Satelles“; custodes corporis heißen auch die Leibwächter des Feldherrn (frl. Mitt. von Dr. Walter Klein, Ebersteinburg, v. 7. 6. 1986). Miles könnte neben Vasall, Ritter auch als Offizier gedeutet werden, doch würde von Edelmann dann sicherlich ein Rang angegeben worden. Als Helfer eines Markgrafen trat schon einmal ein Edelmann auf: als badischer Amtmann oder Vogt zu Stollhofen wurde 1410 bis 1435 ein Hansemann erwähnt, „auch Hans Edelmann genannt, der auch Helfer des Markgrafen Bernhard I. in seiner Fehde mit Freiburg und Breisach war“ (Karl Reinfried, Die ehemaligen Edelhöfe im Amtsbezirk Bühl. In: Die Ortenau 1. u. 2. (1910/11), S. 17
- 72 Otto Kähni, Zum 700jährigen Siegel-Jubiläum der freiherrlichen Familie Roeder von Diersburg. In: Die Ortenau 55 (1975), S. 211

- 73 Ebenso in einer Renovation des Zehntbezuges der Freiherren „Röder von Diersburg“ etc. zu Schutterwald: „Egenolf Friderich Röderer von Dierspur“ (DaO, 30. 4. 1911, „Varia“) „die Röderer von Rodeck“ (Die Ortenau 31 (1951), S. 156
- 74 Nach dem Güterbuch von 1682 bewirtschafteten Mathias Jäckle und Hans Röderer zahlreiche Grundstücke gemeinsam bzw. teilten sich in deren Besitz
- 75 Heinrich Platz, Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden als Oberbefehlshaber der Reichstruppen in den Feldzügen 1693 bis 1697 am Oberrhein, Karlsruhe 1907, S. 144
- 76 Otto Flake, Türkenlouis — Gemälde einer Zeit, Berlin 1937, S. 328
- 77 Ortenauisches Stock-Urbarium 1727, Beilagen Nr. 1—3
- 78 Badische Heimat, Jahresheft 1935, Offenburg und die Ortenau, S. 143. Die Angaben über die Bauzeit sind sehr unterschiedlich. Eine 1696 errichtete Holzkapelle wurde nach Aufzeichnungen von Dr. J. Baptist Degen, der von 1705—1726 Direktor der Wallfahrt war, bald durch eine größere Kapelle ersetzt. Schließlich wurde 1699 mit der Errichtung einer größeren Kirche begonnen, die 1705 vollendet war (Wallfahrt „Maria in der Tanne“ zu Triberg (Schw. — Ein Informationsblatt, erhältlich bei der Städt. Kurverwaltung Triberg). Nach Paul Revellio (Vorderösterreich, Bd. 2, S. 458) dauerte die Bauzeit von 1700 bis 1711; Hansjakob datierte sie von 1696 bis 1700 (Die Ortenau 35 (1955), S. 206). Nach anderen Angaben wurde die Kirche 1706 fertiggestellt (Die Ortenau 5 (1914): E. Batzer, Die Votivtafel zur Erinnerung an die Belagerung Villingens in der Wallfahrtskirche zu Triberg.)
- 80 Das Gasthaus „Zum Rappen“ war das älteste in Haslach und stammt aus dem 14. Jahrhundert. Bis zum Jahre 1841 befand es sich im Haus Hauptstr. 17 unmittelbar neben dem Rathaus. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wandelte es sich „Zum Raben“. Bekannt ist der „Rappen“ durch den „Leutnant von Hasle“, an den um 1640 das Gasthaus verkauft worden war. Zu diesem Lienhard Rupp: Manfred Hildenbrand, Einleitung zur Neuauflage der Erzählung von Heinrich Hansjakob „Der Leutnant von Hasle“ (Selbstverlag der Stadt Haslach i. K., 15. Aufl. 1978. — Bearbeitung: Manfred Hildenbrand)
- 81 Dazu: Manfred Hildenbrand, Der schwerste Tag in der Geschichte Haslachs. Die schreckliche Zeit während des Spanischen Erbfolgekrieges. In: Die Ortenau 52 (1972)
- 82 Frdl. Mitt. des GLA v. 20. 5. 1986 (Rupp)
- 83 Friedrich Metz, Land und Leute. Gesammelte Beiträge zur deutschen Landes- und Volkskunde, 1961, S. 943
- 84 Anm. 30
- 85 „Die Visitation der Banngrenze zwischen Straßburg und Goldscheuer“ (1729—1770). GLA 229/32525. Freundl. Auskunft des GLA v. 23. 7. 1970
- 86 Frdl. Mitt. v. GLA v. 13. 5. 1985 (Dr. Kaller)
- 87 s. Anm. 66
- 88 Spätere Zoller in Goldscheuer von 1772—1778 Johann Michael Kern, 1779—1782 Franz Moyses, 1784—1788 Johann Georg Feuerle; in Marlen von 1789—1790 Johann Georg Feuerle, von 1792—1797 Georg Feuerle (Quarthal u. Wieland, Behördenorganisation, a.a.O., S. 507.). Zur Verbindung der Familien Feurle und Moyses ein Eintrag im Ehebuch der Pfarrei Marlen vom 25. 11. 1782: „Georg Feurle aus Hörbrantz, Sohn des Georg Adam Feurle, Bürger und Chirurg in Hörbrantz, und der Felizitas Hennebergerin — und Maria Theresia Moysesin, Tochter des verstorbenen Franz Moyses, Bürger, Chirurg und kaiserlicher Zöllner in Marlen, und der Maria Theresia Widemännin“

## Philipp Jakob Schmautz, Pfarrer in Hofweier (1714-1759) — ein Stück Dorfgeschichte

*Josef Bayer*

Der Apostolische Protonotar<sup>1</sup> Dr. Philipp Jakob Schmautz, von 1714—1759 Pfarrer in Hofweier, war sicher eine der bekanntesten und markantesten Priesterpersönlichkeiten im 18. Jahrhundert in Mittelbaden. Ob er eine „unvergessene Persönlichkeit der Ortenau“<sup>2</sup> ist, kann man bezweifeln. Meist wird er als „streitlustiger Mann“<sup>3</sup> gekennzeichnet. Daher wundert es nicht, daß er nur unter diesem Aspekt bekannt ist, ohne daß die Zeitverhältnisse, die Ortsgegebenheiten und die augenblicklichen Umstände genügend berücksichtigt sind.

Im Franckenstein'schen Archiv in Offenburg, im Roederschen Archiv im GLA zu Karlsruhe und im Pfarrarchiv in Hofweier befinden sich einige Aktenfaszikel über Schmautz und seine „Händel“, die hier einfach zu Wort kommen sollen. Der Leser mag sich dann selbst ein Urteil bilden.



*Philipp Jakob Schmautz  
Der Maler ist unbekannt. Das Gemälde  
befindet sich im Pfarrhaus von Hofweier*

Philipp Jakob Schmautz<sup>4</sup> ist am 21. 5. 1683 in Offenburg als Sohn des „Tribunus“ (Ratsherr) Johann Schmautz (gest. 5. 5. 1742 in Hofweier) und der Anna Maria Gustenhoferin (gest. 23. 4. 1723 in Hofweier) geboren. Die Inferiora studierte er in Offenburg, absolvierte dann die Philosophie in Ensisheim (Elsaß), Theologie und das jus canonicum in Straßburg, wobei ihm im Seminar der „Offenburger Freiplatz“ zuteil wurde. Am 7. 4. 1708 zum Priester ge-

weiht, erhielt er die „königliche Pfarrei“ Wörth im Unterelsaß, 1710 die Prädikatur in Offenburg und wurde 1714 Pfarrer in Hofweier. 1759 resignierte er zugunsten seines Neffen Josef Schmautz und zog sich nach Freiburg zurück, wo er sich ein Haus kaufte. Dort starb er am 30. 9. 1763 und wurde auf eigenen Wunsch in der Dominikanerkirche begraben. Wann er die Würde eines Apostolischen Protonotars erhielt, ist nicht auszumachen, den Akten nach war er es schon, als er in Hofweier aufzog. Ob hier Beziehungen eine Rolle spielten? Jedenfalls wundert es, daß sein Neffe Anton Glöckler<sup>5</sup>, 1730—1760 Pfarrer in Waldulm, vorher ebenfalls die Prädikatur in Offenburg innehatte und gleichfalls zum Apostolischen Notar ernannt worden war; ebenso war sein Nachfolger Johann Josef Schmautz, ein anderer Neffe, Protonotarius Apostolicus, Lizentiat Sanctae Theologiae und bischöflicher Kommissar diesseits des Rheins. Zum Doctor Theologiae promovierte Philipp Jakob Schmautz an der Universität in Freiburg.

Der priesterliche Onkel muß seinen Neffen mächtig imponiert haben, denn drei Neffen haben den geistlichen Stand erwählt. Außer den Genannten war da noch ein Gregor Glöckler, der Pater im Benediktinerkloster Gengenbach war. Alle drei sind in seinem Testament genannt<sup>6</sup>. Vielleicht war es die kraftvolle Art, mit der der Onkel seine Amtsgeschäfte führte.

### *1. Der Vorgänger von Schmautz in Hofweier: Pfarrer Michael Keßler*

Als Schmautz die Pfarrei Hofweier antrat, traf er mißliche Verhältnisse an, die bereits den Kern seiner späteren „Streitigkeiten“ enthielten, denn er mußte ausbaden, was unter seinem Vorgänger eingerissen war und dem zu begegnen eben dieser Vorgänger zu schwach war.

Die mittelalterliche Besoldung des Pfarrers bestand aus dem Widdumsgut<sup>7</sup>, das er sehr oft selber bewirtschaftete, teilweise auch verpachtete, aus dem Zehntbezug und aus den Stolgebühren. Bartelt<sup>8</sup> hat in seiner Dorfgeschichte von Niederschopfheim die Vor- und Nachteile herausgearbeitet, aber doch sehr stark idealisiert. Gerade der Zehntbezug mußte zwangsweise immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen Pfarrer und anderen Zehntnießern und zwischen Pfarrer und der Gemeinde führen, was der Seelsorge gerade nicht förderlich war. Zehntstreitigkeiten kann man in allen Gemeinden feststellen.

Hofweier war Patronatspfarre der Freiherrn Roeder v. Diersburg, Vasallen und Lehensträger der Markgrafen von Baden-Baden. Als solche hatten sie das Zehntrecht in einem Teil der Gemarkung und bezogen den ganzen Weinzehnten aus dem Zehntgebiet des Pfarrers. Grundherren waren damals die Freiherren von und zu Franckenstein, die nur das Novalzehntrecht<sup>9</sup> besaßen.

Vorgänger von Schmautz als Pfarrer in Hofweier war *Michael Keßler* (1699—1714). Er war sicher ein guter Seelsorger. Wenn Ernst Ludwig Roeder

einmal von ihm als „dieser altbekannte ärgerliche Priester“ spricht, hat das nichts mit dem priesterlichen Lebenswandel und seelsorgerlichen Wirken von Keßler zu tun, sondern betrifft folgendes: Keßler verweigerte die Reversalien<sup>10</sup> und forderte den ganzen Rotweinzehnten und den Zehnten von allen neu angelegten Reben. Es liegt ein Notarprotokoll vom 20. 2. 1703 mit diesen Forderungen Keßlers vor. Rotwein wurde in Hofweier nur wenig gepflanzt und wurde von den Patronatsherren bisweilen guttatsweise dem Pfarrer überlassen. Die Roeder reagierten zunächst damit, daß sie den schuldigen Kompetenzwein von 2 Fuder (48 bad. Ohm à 50 l) sperrten (in einem Schreiben des Offenburger Pfarrers und Viceoffizials Josef Frantz von 1703 geht hervor, daß die Roeder sowohl den Erben des verstorbenen Pfarrers Johann Conrad Willenwarth wie auch dem Pfarrer Keßler den schuldigen Kompetenzwein vorenthielten, es wird die pflichtmäßige Auslieferung verlangt). Später klagten die Kollatoren in Straßburg und verlangten die Mutation Keßlers, die schließlich am 15. 5. 1713 zum ersten Mal und nach dem eingelegten Protest Keßlers am 26. 7. 1714 zum zweiten Mal ausgesprochen worden ist. Keßler wurde dann Pfarrer in Kehl<sup>12</sup>.

Zwischen beiden Sentenzen liegt im Franckenstein'schen Archiv ein umfangreicher Briefwechsel zwischen der Patronatsherrschaft und der Grundherrschaft (Anna Maria von Bettendorf, Maria Magdalena von Dalberg, Freifräulein Maria Barbara und Maria Elisabeth von Dalberg — meine lieben „Baßen“ schreibt Roeder)<sup>13</sup>. Die Grundherrschaft will „nicht gesinnt sein, einigen solchen priester zu mehrerer Ärgernuß und Verderben der unterthanen einigen Vorschub zu thun“ und hatte ihren Amtmann angewiesen, die Herren von Roeder zu unterstützen.

Wie saumselig und schwach Keßler war, geht aus der Tatsache hervor, daß er sich in Straßburg erst nach dem Dekret vom 15. 5. 1713 einschaltete, und da war es zu spät. Mit dem Protest in Straßburg schreibt er auch an die Grundherrschaft und an die Markgräfin Sibylle in Baden-Baden (Lehensherrin der Roeder) um Hilfe und kann eine Reihe von Leumundszeugnissen<sup>14</sup> vorlegen. Das Straßburger Urteil blieb jedoch in Kraft<sup>15</sup>.

Welche Rolle Schmautz bei der Absetzung Keßlers spielte, läßt sich nicht ganz erhellen. Interessant ist jedenfalls eine Bemerkung der Patronatsherrschaft in den Akten des Zehntstreites Schmautz/Roeder, wo Schmautz vorgeworfen wird: als Keßler die Mutation angedroht wird, sei des Herrn Schmautz Bruder (Johannes Schmautz) „Secretarius Commissarius“ der Untersuchungskommission gewesen; Schmautz selbst, damals Prädikator in Offenburg „hat heimlich im stiel (?) gelegen und gegen Keßler allerhand heimliche anschläge und veranstaltungen gemacht, damit Herr Keßler fortkomme und er an dessen Stelle treten möge; damit er aber die Herren von Röder als Collatores desto williger sicher behalten möge, so hat er sogar . . . sich reserviert, den proceß mit Keßler auf seine aigenen Kösten ohne der H. v. Rödern zuthun auszuma-

chen“ (4. 2. 1723). Schmautzens Erwiderung vom 9. 12. 1723 klingt sehr dürftig, bringt keine Entlastung vom Vorwurf, verweist ihn lediglich in das Reich der Lüge. Viel stärker hätten die Roeder auf die Rolle hinweisen müssen, die der Bruder des Pfarrers, der schon genannte Johannes Schmautz, in dieser Sache gespielt hat. Im Roederschen Archiv liegt eine Beurkundung des „Bürgers und Zunftmeisters“ Johannes Schmautz von Offenburg, daß sein jüngster Sohn Johannes „beeder rechts Erfahrener“ wie auch „Kaysarl. Notarius“ mit der Verwaltung der röederschen Sache beauftragt sei (1712), er also Amtmann der Röeder sei. Unterm 24. 7. 1714 berichtet der Prediger Schmautz an Roeder, daß sein Bruder sich in Straßburg der Keßlerischen Sache annehmen werde. Das wird bestätigt durch eine bestätigte Zusicherung des Johannes Schmautz an die Roeder: „Ich Endunterschriebener bezeuge hiermit wegen dem bevorstehenden Handel mit H. Keßler, Pfarrherr zu Hofweyer Executions-Sententiae latae contra eum, den 15. May 1713 von Ihre Gnaden Herrn Ernst Ludwig de Röder als Lehensträgery, die Sach auf mich zu nehmen, in meinen Kösten, wie angehangen, also auch auszuführen, und zwar ohne einige Schadloshaltung, wie dann solches eigenhändig bekenne, Straßburg, den 18. August 1714“. Daß dahinter auch der Prediger Schmautz steckte, dürfte auf der Hand liegen.

Unter Keßler begannen auch schon die Zehntkürzungen durch die Bürger, die unter Schmautz fortgeführt wurden und Anlaß zu einem Prozeß des Pfarrers mit der Gemeinde wurde. Darauf weist Schmautz im Vertrag mit der Gemeinde 1730 ausdrücklich hin.

Wie hilflos Keßler sich verhalten hat, zeigt eine ironisch-satirische Darstellung von Schmautz, wie Keßler sich später noch um eine Revision seiner Mutation und um die Wiedereinsetzung als Pfarrer von Hofweier bemühte: „Titus (Keßler) gegen Sempronius (Schmautz)“ ist der Titel der Darstellung von 1719. Danach hat sich Keßler zunächst bemüht, daß Straßburg sein Verfahren wieder aufnimmt, und als Straßburg das ablehnte, wandte er sich nach Mainz als der 2. Instanz. Sein Ziel erreichte er allerdings nicht. Die Darstellung des Schmautz ist unvollendet.

## 2. *Der Zehntstreit zwischen Schmautz und den Herren von Roeder*<sup>16</sup>

Es ist zu vermuten, daß die Herren von Roeder glaubten, mit Schmautz ebenso umgehen zu können wie mit Keßler. Ab 1720 greift der Pfarrer den Fehdehandschuh auf, es geht wie bei Keßler um den Weinzehnten. Schmautz aber macht gleich reinen Tisch mit allen strittigen Fragen. Er strengt eine Klage in Straßburg an, in der es um den Weinzehnten, den Novalzehnten und um die Reversalien geht.

Die *Reversalien*. Es war üblich, daß jeder neu zu präsentierende Pfarrer vor der Präsentation in einem schriftlichen Revers zusichern mußte, daß er den Patronatsherren jährlich 4 Viertel Weizen, 15 fl 7b 8kr, 4 Kappen und jedem

verheirateten Stammesangehörigen auf Weihnachten einen achtpfündigen Lebkuchen liefern werde. Diese Forderung war nicht immer unumstritten und 1667 hatte ein geistliches Gericht in Molsheim sie auch als ungesetzlich und unbegründet verboten. Später wurde dieses Urteil auf Betreiben der Roeder wieder zurückgenommen. Auch Schmautz hatte 1714 die Reversalien unterschrieben, sich aber später geweigert, sie zu entrichten. Er sei bona fide gewesen und habe nicht gewußt, daß sie ungesetzlich seien.

Der Zehnte aus den neu angelegten Reben. Die Patronatsherrschaft bezog den ganzen Weinzehnten, aber die Rebberge lagen alle im Zehntbezirk des Pfarrers. Dadurch konnte der Fall eintreten, daß viele Neureben angepflanzt wurden und dadurch das Zehnteinkommen des Pfarrers empfindlich gemindert wurde. Eine Liste von Neureben, auf Bitten des Pfarrers am 20. 8. 1720 von Vogt Konrad Schindler und Stabhalter Johannes Geck aufgestellt, weist die stattliche Fläche von 44 Jeuch (= Morgen) Neureben auf. Wie viele Altreben in diesem Zeitraum ausgehauen wurden, so daß diese Flächen wieder vom Pfarrer genutzt werden konnten, zeigt diese Liste wohlweislich nicht auf. Schmautz verlangte nun den Weinzehnten von allen Neureben<sup>17</sup>. Dagegen wehrte sich die Patronatsherrschaft mit allen Mitteln. Begreiflich, denn so könnte ja der Fall eintreten, daß allmählich der ganze Weinzehnte dem Pfarrer zufiel.

Interessant ist ein von Straßburg angesetzter Lokaltermin am 6. und 7. März 1721 in Hofweier, mit dessen Durchführung ein Franz Alexander Milly, Baccalaureus theologiae et Canonicus, beauftragt worden war. Verhört wurden der Vogt Konrad Schindler, der Stabhalter Johann Geck und 6 Bürger, es ging dabei um die Zehntlage in Hofweier. Einstimmig wurde bezeugt, daß seit „unvordenklichen Zeiten“ der Pfarrer im östlichen, die Roeder im westlichen Teil der Gemarkung den Zehnten bezogen. Die Trennlinie bildete der Rittgraben. Den Weinzehnten würden die Roeder allein beziehen, müßten aber dem Pfarrer eine Kompetenz von 2 Fuder (= 48 bad. Ohm à 50 l) abgeben. Novalzehnten gäbe es wenig, da lägen die beiden Zehntherrn miteinander im Streit, einmal hole der, dann wieder der andere den Zehnten. Auch beim Weinzehnten gäbe es Streit; schon der frühere Pfarrer habe den Zehnten von allen Neureben verlangt, der „neue“ mache es ebenso.

Der Prozeß durchlief alle 3 Instanzen: Straßburg, Mainz und Rom, alle 3 Instanzen sprachen für den Pfarrer in allen drei Punkten: die Reversalien sind ungesetzlich, der Pfarrer habe das Recht auf den Zehnten von allen Neureben und auf den Novalzehnten. Rom übertrug die Abwicklung des Urteils dem Dr. Franz Josef Egermeyer, Propst zu St. Margareten in Waldkirch, Theologieprofessor in Freiburg und bischöflicher Kommissar, der die Angelegenheit auch zügig zu Ende führte. In diesem Punkt irrt Kähni, wenn er meint, die Sache sei im Sand verlaufen<sup>18</sup>. Es dauerte allerdings von Herbst 1729 bis Herbst 1731, bis eine Einigung erzielt werden konnte. In dieser Zwischenzeit fand der

sogenannte „Weinkrieg“ statt. Am 1. 10. 1731 trafen sich schließlich auf Be-  
treiben des Herrn von Franckenstein Amtmann Lippert von Offenburg, Herr  
Roeder mit seinem Amtmann und Schmautz im „Rößle“ zu Hofweier. Die  
Herren Roeder mußten sich verpflichten, eine Gesamtsumme von 1231 fl 3 b 7 kr  
zu bezahlen (Zehntverlust seit 1721, Prozeßkosten mit Zinsen). In den Pfarr-  
akten in Hofweier liegt eine genaue Ratenzahlungsliste bis 1734.

*Der „Weinkrieg“.* Das Urteil von Rom im Herbst 1729 berechtigte den Pfar-  
rer zum Bezug des Zehnten aus allen Neureben, und Schmautz zog diesen 1729  
auch prompt schon ein ohne vertragliche Einigung mit den Roeder. Diese  
sahen deshalb das Verhalten des Pfarrers als Eingriff in ihre Rechte an. Am  
8. 10. 1729 erschien nun Freiherr Roeder mit seinem Amtmann und 18 mit Ga-  
beln bewaffneten Bauern von Diersburg vor dem Pfarrhaus in Hofweier und  
versuchte mit gezücktem Schwert ins Pfarrhaus einzudringen, um den Zehnt-  
wein zu holen. Die Darstellung von Schmautz: „Da es mir nicht gelang, die  
Angreifer mit den eindringlichsten Ermahnungen zu beruhigen, ließ ich die  
Sturmglöcke läuten und drohte, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Durch  
solch unerhörten Versuch, mit unbeugsamem Willen zu rauben und mit be-  
waffneter Hand ins Pfarrhaus einzudringen, ist die kirchliche Immunität aufs  
gröblichste verletzt worden. Ein unerhörter Skandal ist so entstanden. Die Si-  
cherheit des Pfarrers ist nicht mehr gewährleistet“<sup>19</sup>.

Die Darstellung des Herrn Roeder lautet so: er sei mit Amtmann und 18 mit  
Gabeln bewaffneten Bauern vor das Pfarrhaus gezogen, doch nur er und sein  
Amtmann seien in den Hof des Pfarrhauses hinein. In einem Fenster des Hau-  
ses im zweiten Stock seien der Pfarrer und dessen Vater gelegen, jeder mit ei-  
ner Schußwaffe in der Hand. Dann sei der Vater Schmautz in die Kirche ge-  
laufen und habe die Sturmglöcke geläutet. Er, der Roeder habe höflich um die  
Herausgabe des Weines gebeten, der Pfarrer jedoch hätte sie mit den unflätig-  
sten Ausdrücken beschimpft. Deswegen seien sie wieder weggegangen.

Schmautz berichtete den Vorfall nach Straßburg, aber in diesem Fall wurde er  
total im Stich gelassen. Schmautz: „Sic nos clerici ex hac parte Rheni ab istis  
gallis (!) relinquimur . . . Vah, fori privilegium! O praeclari custodes (so wer-  
den wir Kleriker diesseits des Rheines von den Galliern im Stich gelassen . . .  
Was für eine Immunität! Was für herrliche Wächter!)“.

Dieser „Krieg“ machte Aufsehen über das Dorf hinaus. Auch die Grundherr-  
schaft ist empört. Am 17. 10. 1729 gibt Amtmann Weber seiner Empörung  
über den Vorfall Ausdruck und will seiner Herrschaft berichten; am 20. 10.  
1729 verspricht er, mit dem Vogt das Nötigste zu bereden; am 4. 2. 1730  
schreibt von Franckenstein, daß er, „nachdeme Straßburg ihm wegen des rö-  
derschen Einfalls nicht requiriert habe, aus eigenem Einfall den Herren von  
Röder warm machen“ wolle. Doch dabei blieb es, die Sache verlief im Sand.

### 3. Der Zehntstreit mit der Gemeinde<sup>20</sup>

Daß Abgabepflichtige sich gerne von der Last befreien oder die Last mindern wollen, ist allzu menschlich. Im Feudalsystem wurden von den Bauern bisweilen so viele Abgaben verlangt, daß die Lage unerträglich schien und es zu Aufständen kam.

Es wurde schon erwähnt, daß es bereits unter Keßler in Hofweier zu Unregelmäßigkeiten in der Zehntablieferung kam. Unter Schmautz verschärfte sich die Lage. In einem Beibericht zum Vertrag von 1730 hielt der Pfarrer noch einmal fest, daß der Zehntmißbrauch schon vor ihm mit Unterstützung der Obrigkeit eingerissen sei, daß er aber zu seiner Zeit „durch ahnstiftung einiger boshafter Vorgesetzten so weith geschritten, daß . . .“ Man verweigerte dem Pfarrer den Etterzehnten und gab vom Hanf (damals ein sehr wichtiges Produkt) nur den 13. oder gar den 15. Schaub.

Am 23. 8. 1720 ging eine im Pfarrhaus zu Ebersweier verfaßte Beschwerdeschrift an Vogt, Gericht und Gemeinde zu Hofweier, und am 7. 11. 1720 reichte Schmautz bei der Kurie in Straßburg eine Klageschrift<sup>21</sup> ein. Bei einer von Straßburg durchgeführten Zeugenvernahme in Hofweier erklärten alle Geladenen: Etterzehnten hätte es in Hofweier nie gegeben (!!), und vom Hanf hätte man seit „unvordenklichen Zeiten“ immer nur den 13. oder 15. Schaub abgegeben. Der Dekan jedoch erklärte in einem Schreiben: im ganzen Bistum Straßburg sei jederzeit in allen Gemeinden der Etterzehnte geliefert und vom Hanf der 10. Schaub gegeben worden. Straßburg entschied als erste Instanz für den Pfarrer, ebenso Mainz als zweite Instanz. Die Gemeinde ging in die dritte Instanz nach Rom („wovon die gemeind denuo nacher Rom appellirt“).

Der langjährige Streit hatte ermüdet, so bittet die Gemeinde, ihr doch nicht die Kosten aufzubürden für einen Prozeß, den sie nicht gewollt habe. Unterm 3. 9. 1730 liegt ein Gesuch einer Abordnung der Gemeinde an die Grundherrschaft vor, die Kosten des Prozesses nicht der Gemeinde aufzubürden, da diese nicht befragt worden sei und niemand beauftragt habe. Man solle die Verantwortlichen — Vogt und (früheren) Stabhalter regreßpflichtig machen. Als erster unterschrieb der neue Stabhalter Mathiß Bayer, der spätere Vogt! Am 2. 11. 1730 stellte die Gemeinde den Antrag, daß „der Vogt und das Gericht die Kösten ex propriis zu bestreiten angewiesen werden möchten“. Der Antrag wurde auf den folgenden Tag verschoben, und am 4. 11. wurde dann entschieden, . . . „die aufgegangenen Kösten ex communi aerario zu bestreiten“.

Der Prozeß hatte auch große Verbitterung hervorgerufen, wie einem Schreiben der Gemeinde an die Herrschaft zu entnehmen ist: „Der Pfarrer speculirt nichts anderes, als uns arme Unterthanen in das zeitlich- und ewige Verderben zu bringen, wessentwegen wir zu Ihme gar keine Lieb noch das geringste Verthrauen haben“.

Bevor die Angelegenheit in Rom entschieden wurde, reiste Friedrich von und zu Franckenstein nach Hofweier und bemühte sich um einen Vergleich, der am 4. 11. 1730 zustande kam und am selben Tag von den Kontrahenten (Schmautz einerseits und von seiten der Gemeinde von Vogt Sebastian Hammerer, Stabhalter Matthias Bayer und Heimbürger Jakob Bihler) unterschrieben und am selben Tag von der Grundherrschaft (Maria Magdalena Freyfrau zu Dalberg Wittib gebohrene Freyin von Dalberg und Friedrich Freyherr von und zu Franckenstein) genehmigt wurde. Die Approbation von Straßburg erfolgte am 10. 9. 1731. In diesem Vertrag wird festgelegt, daß von allen Früchten der Zehnte (außer vom Wein, wo der 13.) abzuliefern ist und wie der Zehnte im Einzelfall gezahlt wird. Zehntfrei bleiben die grundherrschaftlichen Güter, die im einzelnen aufgezählt werden, wofür die Herrschaft jährlich vier Klafter Holz aufbereitet ins Pfarrhaus führt. Der Pfarrer hingegen verpflichtet sich, „wegen dem Genuß des Wittumbgutes einen tüchtigen Wucherstier und einen Eber zu halten“, wofür er den Blutzehnten erhält. Der Pfarrer verzichtet auf den Etterzehnten. Die Begründung gibt er in einer persönlichen Beilage zum Vertrag „Notitia in perpetuam memoriam successorum meorum“, worin es heißt: „wogegen der gemeind die gärten im Dorf zehntfrei gelassen werden in consideration (Überlegung), daß die Höf wegen Augmentation der Leuthen (Vermehrung der Leute) verbauen die gärten also in partes haeredum (in Erbteile) zertheilt, daß selbige keine 10. Portion Zehndend ertragen“. Das heißt, durch Erbteilung wurden die Gärten allmählich parzelliert und die einzelnen Parzellen verbaut, das Ortsbild schließt sich. Eine notgedrungene Maßnahme, da ja außerhalb des Ortsetters nicht gebaut werden durfte<sup>22</sup>.

#### 4. *Der Kriegsheld*

Im Franckenstei'schen Archiv befindet sich ein Bericht von Schmautz vom 12. 12. 1734, indem er sich seines Heldentums rühmte, der aber auch ein gutes Bild von den Kriegsnöten der Bevölkerung gibt.

Die Ortenau hatte in den Raubkriegen Ludwigs XIV. schwer zu leiden. Nach dem Tod des Königs durfte die geplagte Bevölkerung 2 Jahrzehnte der Ruhe erleben. Als aber 1733 der Polnische Erbfolgekrieg ausbrach, wurde auch die Ortenau wieder in das Kriegsgeschehen hineingezogen. Ob nun das von Schmautz geschilderte Ereignis 1733 oder 1734 zu datieren ist, läßt sich nicht ermitteln<sup>23</sup>.

Etwas frei nacherzählt lautet der Bericht:

Als die kleine französische Armee von Willstätt nach Offenburg aufgebrochen war, wurden alle Ortschaften „von ritterschaftswegen“ mit „Salvegarde“ versehen. Aus Hofweier sind alle Bürger mit Weib, Kind und Vieh geflüchtet, der Vogt und der Pfarrer seien allein zurückgeblieben, so daß die

„salvegarde“ nirgends einquartiert werden konnte. Daher habe er selbst zunächst die fünf, die nach Meißenheim abgeordnet waren, eine Nacht im Pfarrhaus behalten, dann die Abordnung für Hofweier mitsamt den Pferden 4 Wochen lang im Pfarrhof aufgenommen und auf eigene Kosten gepflegt. Er habe diese nicht nur mit Worten zum Schutz des Dorfes animiert, sondern sich selbst mit ihnen ins Feld gewagt und die „Marodeurs“ aus dem Dorf vertrieben. So wurden mehr als 100 „fourageurs“ verjagt. Auf diese Weise konnten alle Häuser unversehrt erhalten werden, viel halbgedroschene Frucht und Stroh und manches andere konnten sie den Herbst ohne sonderlichen Verlust einheimsen. Als einmal 35 französische Reiter zu Fuß in einem Schopf Zuflucht gesucht hatten und von 200 deutschen Husaren vertrieben wurden, beschuldigten die Franzosen die Bauern und drohten, das Dorf einzuäschern. Da habe er sich beim Offizier „interponiert“ und das Dorf wiederum gerettet. Das alles sei dorfkundig.

Doch Dank kennt man nicht, dagegen macht man ihm Vorwürfe, weil die Pferde weggenommen worden sind. Niemand fragt nach seinen Kosten, als ob der Pfarrer von Rechts wegen verpflichtet wäre, die „salvegard“ aufzunehmen und zu verköstigen. Sollten sich solche Vorfälle wiederholen, werden er sich in den Pfarrhof zurückziehen und den Dingen den Lauf lassen. Der junge Vogt Matthias Bayer wolle alles besser wissen, und der Amtmann in Offenburg lache sich ins Fäustchen. Hätte man ein Jahr zuvor seinen Rat befolgt und den Kirchberg, der so geeignet dazu ist, mit Palisaden befestigt, wie er es mit dem Pfarrhof getan habe, es hätte alles anders kommen können. Jedenfalls habe er das Dorf gerettet und der Herrschaft damit gedient.

Diese Schilderung mag etwas verschönt sein, im wesentlichen wird sie wohl stimmen. In einer von Franckenstein bei der Kirchenbehörde angestrebten Untersuchung gegen Schmautz vom 20. 2. 1738 wird die Tat des Pfarrers z.T. getadelt („was der Gemeinde großen Schaden und Ausgaben gemacht habe“), z.T. anerkannt („habe aber der Gemeinde großen Nutzen gebracht zur Zeit, als französische Truppen in der Gegend waren; durch seine Anwesenheit, Sorge, Wachsamkeit — nicht ohne Gefahr für sein Leben und seine eigenen Güter — seien Häuser und Gebäude erhalten geblieben“); ein Zeuge schränkt ein: das Haus des Pfarrers und einige in der Nähe gelegenen seien geschützt, die entfernter gelegenen der Schatzung preisgegeben gewesen.

Zu Beginn der Auseinandersetzungen zwischen Schmautz und der Grundherrschaft wurden die Palisaden beim Pfarrhof „vom Vogt und seinem Anhang gewalttätig und ruchlos zerstört und großer Schaden verursacht worden“ (4. 7. 1738 in einer Anklageschrift des Pfarrers nach Straßburg).

##### *5. Schmautz und sein Verhältnis zur Grundherrschaft*

###### *„Papst und Kaiser im Dorf“<sup>24</sup>*

Nach den Auseinandersetzungen zwischen Pfarrer und der Patronats Herrschaft sowie zwischen Pfarrer und Gemeinde mag man fragen, wie das Ver-

hältnis von Schmautz zur Grundherrschaft war. Da die Grundherrschaft kein Zehntrecht besaß, war von daher keine Reibungsmöglichkeit gegeben. Aber die Auseinandersetzungen mit der Gemeinde ließen wohl die Grundherrschaft nicht unberührt.

Gleich nach der Ernennung zum Pfarrer von Hofweier bittet Schmautz die Herrschaft um „favor und Huld, der ich mich auch in allem zu dienen, geistliches oder weltliches, so viel mein Stand zulaßet, hier mich dienstergebenst offerire“. Die „favor und Huld“ wird wohl bald abgekühlt worden sein. Das läßt sich ahnen, wenn wir erfahren, daß bei einem Aufruhr gegen die Herrschaft in Niederschopfheim („um die Brendenhau“) der Vogt von Niederschopfheim und dessen Sohn ihr „Hauptquartier“ im Pfarrhaus zu Hofweier aufgeschlagen hatten und von dort aus den Kampf führten<sup>25</sup>. „Pfarrer Schmautz in Hofweier und dessen Bruder in Offenburg seien schuld“, sagte ein Bürger von Niederschopfheim beim Verhör aus<sup>26</sup>. Daß der Zehntstreit in Hofweier die Grundherrschaft nicht kalt ließ, läßt sich wohl ahnen. Wahrscheinlich war Vogt Hammerer doch zu alt, um sich von der Herrschaft in einen Streit hineinziehen zu lassen. Das sollte sich ändern mit dem jungen (etwa 34 Jahre alt) und neuen Vogt, Matthias Bayer<sup>27</sup>.

Den Vertrag von 1730 zwischen Pfarrer und Gemeinde unterschrieb noch Vogt Hammerer, Matthias Bayer war damals Stabhalter. Schon 1732 war Bayer Vogt — und die beiden Kampfhähne waren bereits aneinander geraten. Das erfahren wir aus einem Untersuchungsprotokoll des Amtmann Weber in Offenburg: „Matthias Bayer, der Vogt zu Hofwaiher mich ersucht, die gerichtszwölfer und staabhalter nebst Einigen Burgeren. . . zu vernehmen, ob er bey solcher Versammlung den H. Pfarrer Schmauz Einen (s.r.) Schelm, Ehrendieb, Lumpen und Lügner, auch warumben und mit was bedingnussen also gescholden. . .“ Verhört wurden der Stabhalter Jakob Bühler, sieben des Gerichts und vier Bürger. Aussage des Stabhalters: „Jah (das habe Bayer gesagt. Er habe aber den gaistlichen respect dabey vorbehalten und mit bedingnussen also gescholden, bis gedachter Pfarrer erweise, daß der Vogt ursach, daß der anstoß zur Kirchen nicht geschehen“. Dasselbe sagt Sebastian Hammerer, „des Gerichts“ aus. Ist damit vielleicht gemeint, daß — wie in einem Visitationsbericht jener Zeit gemahnt wird — die Kirche vergrößert und renoviert wird und Schmautz dem Vogt vorwirft, er sei dagegen gewesen?

Es scheint, daß die Herrschaft in Bayer ein willfähriges Werkzeug gefunden hatte, um nun von Amts wegen gegen den Pfarrer vorgehen zu können. Im Laufe der Auseinandersetzungen verließ sich der Vogt ganz auf seine Herrschaft, führte deren Befehle getreu aus — und war am Ende von allen verlassen. Als es in Straßburg auf Spitz und Knopf stand, mußte der Vogt bekennen, er habe sich einfach als Unerfahrener zu treuselig auf die Befehle des Herrn verlassen, außerdem sei er von seinem Herrn gezwungen worden, nicht vor dem kirchlichen Gericht zu erscheinen (18. 11. 1738). Für den streitge-

wandten und energischen Pfarrer war andererseits der Vogt noch zu jung, er ging wahrhaftig nicht zimperlich mit ihm um. In seiner Eingabe nach Straßburg kann Bayer darauf hinweisen: der Pfarrer habe ja selbst den Streit angefangen, als dieser in aller Öffentlichkeit in grober Weise seine Ehre verletzte und ihm eine Ohrfeige gegeben habe, worauf er doch mit Recht nolens volens sofort *convicia conviciis retrorsis*. . . Ähnliches sagte ein Zeuge aus im straßburgischen Verhör gegen den Pfarrer: der Vogt habe vom Pfarrer viel Ungechtigkeiten erfahren, im Sommer 1736 in der „Linde“ eine schändliche Ohrfeige erhalten und, wenn er nicht geflohen wäre, wäre er auch mit dem Stock traktiert worden. Über Ohrfeigen vom Pfarrer beklagt sich auch Schulmeister Horadam.

Im Pfarrarchiv Hofweier befindet sich ein ganzer Aktenfaszikel von Schmautz, begonnen am 19. 6. 1738, mit der Überschrift: *acta et actitata pro arrestierten Pferden und Wagen in Schutterwald contra den Vogt Mathis Bayer, damahliger Vogt — den Spizbuben!!*

Abgesehen vom Vorfall 1732 hat die Auseinandersetzung begonnen als Schmautz 1735 einen Knecht, Martin Seitz, fristlos und ohne Bezahlung entlassen hatte. Ab 1735 nahm Schmautz auch nicht mehr an der jährlichen Abhörung der Heiligenrechnung teil.

Der Knecht wendet sich hilfesuchend an „Dominus Ab Egg, Satrapa ortenaviensis“ und gibt dort an, er habe auf Befehl des Pfarrers aus dem herrschaftlichen Wald nächtens und heimlich eine Eiche fällen und ins Pfarrhaus führen müssen (im Verhör vom 20. 2. 1738 ist die Rede von 2 Eichen aus dem Gemeindewald, 1 Eiche aus dem Elgersweierer Wald — und zwar in der Gründonnerstags Nacht, 1 Eiche aus dem Herrschaftswald, dazu Äste von solcher Güte, daß 4 Pferde notwendig gewesen seien). Ab Egg verurteilte den Pfarrer wegen Holzfrevels zu einer Strafe von 12 Talern und zur Herausgabe des Lohnes für den Knecht (12 *Imperialia*). Schmautz wendet sich an das kirchliche Gericht in Straßburg, das entscheidet: Ab Egg könne nicht gegen den Pfarrer vorgehen, sein Urteil sei null und nichtig, im Falle des Widerstandes drohe ihm die kirchliche Strafe (Exkommunikation). In der Anklageschrift verteidigte sich Schmautz damit: Seitz habe einige Diebstähle begangen, außerdem sei ein Mord bekannt geworden, den Seitz im Elsaß begangen habe und von dem der Pfarrer bisher nichts gewußt habe. Das seien die Gründe für die fristlose Entlassung gewesen. Am 29. 5. 1736 ergeht nun von Franckenstein ein Dekret an Schmautz: 1. den sogenannten Hühnergarten (wohl ein Teil des heutigen Pfarrgartens) unverzüglich, völlig in *statu quo*, zurückzugeben, eine eventuelle Melioration könne mit dem „Meier“ Sebastian Schindler abgerechnet werden. 2. Für den Holzfrevel im Herrschaftswald 50 fl. bezahlen. 3. An den „Heiligen“ 25 fl bezahlen wegen Schädigung (der Pfarrer habe die Nußbäume um die Kirche, die für das Öl des „Ewigen“ unterhalten werden, gestümmelt und einen Baum ganz beseitigt). Franckenstein sei bereit, die eine oder andere

Sache unparteiisch untersuchen zu lassen. Wenn Genugtuung geleistet sei, wolle man alles vergessen (wenn nichts Neues anfällt) und wolle man von einer „Mutation“ absehen. Hier wird Schmautz das Schicksal Keßlers in Aussicht gestellt!!

Am 1. 6. 1736 geht eine eigenhändige Widerlegung des Pfarrers an das Reichsritterdirektorium nach Offenburg und ein gerichtskundlicher Einspruch durch Ernst Ulrich Krieg (iuris utr. cand. et imperiali autoritate Notarius publicus iuratus) in Offenburg an Franckenstein. Die Widerlegung von Schmautz ist deswegen erwähnenswert, weil in ihr ein Altarbild genannt wird. 1. Der Hühnergarten ist nicht herrschaftlich, sondern röder'sches Lehen und gehe demnächst durch Tausch in den Besitz der Pfarrei über. 2. Kein Holzfrevel. 3. Der Pfarrer hat das Recht, die Äste zu entfernen, wenn sie den Eingang zur Kirche hindern und dem Pfarrer den Blick auf Kirche und Friedhof versperren — übrigens tragen die Bäume jetzt viel reicher. Außerdem habe der „Heilige“ durch den Pfarrer reiche Unterstützung erfahren, da er auf eigene Kosten für die Kirche angeschafft habe (wahrscheinlich in der Reihenfolge der Anschaffung aufgeführt): eine neue Orgel (1715), eine Monstranz, ein Ziborium, eine Pyxis um die Kranken zu versehen, ein Altarblatt. Schon früher (1733) weist er auf folgende Stiftungen hin: St. Nepomuk, ein weiteres Register zur Orgel (20 fl), „nebst das Kripplein (15 fl) und heilige Grab aus der meinigen machen lassen“.

#### *Das Altarbild im Pfarrhaus zu Hofweier und die Galluskapelle im Oberdorf*

Im Pfarrhaus wird ein Altarblatt aufbewahrt, von dem man mit Recht annimmt, daß es einstens das Hochaltarbild der früheren Kirche gewesen ist, in künstlerischer Komposition sehr ansprechend. Unten sieht man die frühere Kirche, das Pfarrhaus und das Schmautzkreuz. Darüber schwebt der hl. Gallus mit dem Abtsstab auf einer Wolke, flankiert vom hl. Wolfgang und dem hl. Sebastian. Über diesen drei Heiligen die heiligste Dreifaltigkeit, zwischen Vater und Sohn kniend die Gottesmutter. Der Künstler ist bis jetzt leider unbekannt. In der Datierung müßte man wohl einiges zurecht rücken. Pfarrer Mogg meint<sup>28</sup>: „Das Bild muß zwischen 1752 und 1763 entstanden sein, denn neben der Kirche ist das von Pfarrer Phil. Jak. Schmautz 1752 errichtete Kreuz zu sehen“. Pfarrer Mogg hat wohl die Inschrift auf der Vorderseite des Kreuzes als Anhaltspunkt genommen, wo tatsächlich die Zahl 1752 steht, und als letzten Termin das Todesjahr von Schmautz 1763, weil man bis vor kurzem angenommen hatte, daß Schmautz neben seinen Eltern seine letzte Ruhestätte gefunden habe. Nun ist das Kreuz schon 1735 von Schmautz gestiftet worden, wie das Chronogramm auf der Vorderseite eindeutig beweist<sup>29</sup>. Wenn das Kreuz schon 1735 errichtet wurde und Schmautz 1736 unter seinen Stiftungen für die Kirche dieses Altarblatt erwähnt, steht nichts im Weg, im Bild des Pfarrhauses dieses Altarblatt zu sehen, zumal unter der Brücke auch das Schmautzwappen angebracht ist.



*Altes St. Gallus-Bild (um 1734) in Hofweier*



*Das von Ph.J. Schmautz gestiftete Kreuz in Hofweier*

Nach Brommer ist das Kreuz ein Werk des Schutterner Klosterbildhauers Martin. Stilvergleiche mit anderen Kreuzen aus der Hand des genannten Künstlers würden das eindeutig belegen.

In diesem Zusammenhang muß auch auf die *Galluskapelle* eingegangen werden. Sie trägt über dem Torbogen die Jahreszahl 1763, das Erbauungsjahr der jetzigen Kirche. In ihr sind auch einige Gegenstände der alten Kirche untergebracht. Man hat deswegen immer angenommen, diese Kapelle sei 1763 gebaut worden, als man die Kirche abgerissen hat, um diese Gegenstände in ihr zu bergen. Das ist ein Irrtum. In der Heiligenrechnung von 1730 ist eine ausführ-

liche Kostenaufführung „Für die St. Galli Capel Stein brechen lassen in dem Hohen berg — Vor fuhren von disen Stein führen zu lassen — für Kalch — dem Maurer — dem Steinhauer für den Schwibbogen usw. Gesamtrechnung 115 fl 6b. Darunter auch ein Posten: „dem Bildhauer zu Offenburg für St. Galli Bild 8 fl 7b 6 kr.“ Über dem Eingang stand eine Gallusfigur aus Holz. Bei der Renovation der Kapelle 1763 wurde diese Figur herausgenommen, restauriert und in das Innere der Kapelle untergebracht. Über dem Portal steht seither eine Imitation. Man möchte diese Figur dem Offenburger Bildhauer Vivell zuschreiben, da sie Ähnlichkeit habe mit dem St. Nepomuk zu Füßen des Kirchberges, der von Vivell im Auftrag von Schmautz gefertigt wurde, wie die Signatur auf der Rückseite beweist. Mit diesem Eintrag in der Rechnung von 1730 dürfte wohl der Beweis erbracht sein, daß Vivell auch die Figur des hl. Gallus in der Kapelle angefertigt hat.

Es ist nur denkbar, daß die Kapelle 1730 im Auftrag von Schmautz erstellt worden ist, 1763 aber renoviert wurde und aus diesem Grund die Jahreszahl 1763 über den Eingang kam.

Zurück zu dem sich anbahnenden Streit. Franckenstein geht zum Generalangriff vor. Unterm 16. 6. 1736 ist im Archiv Franckenstein in Offenburg ein „Concept remonstrations- und Beschwerungsschreibens an das hochwürdigst officialat zu Straßburg in pto so aufrührerisch als ärgerl. conduite des Pfarrers Schmauzen zu Hofweyer“. NB noch nicht abgegangen. Dieses Konzept ist auch nie abgegangen, aber es war die Vorlage für eine Anklageschrift, die später nach Straßburg ging. Das Konzept ist viel schärfer und giftiger als die spätere Anklage.

Franckenstein erinnert einleitend daran, daß Schmautz ja schon des öfteren gerichtskundig geworden sei, daß die Grundherrschaft sich bis jetzt von den verschiedenen Händeln des Pfarrers nicht belasten ließ, vielmehr den Pfarrer immer noch „favorisiert“ habe. Jetzt aber nicht mehr länger in Ruhe zuschauen könne „ob summum in mora periculum“.

„Angeklagt“ wird der Pfarrer:

1. er verhetzt seine Pfarrkinder gegen die Herrschaft und gegeneinander;
2. er ist auf einige „mit gezogenem rohr und gewehr loosgegangen“;
3. er hat „landläufig infame burschen gehegt und von ihren bösen Thaten profitiert“;
4. er habe „parochianos durch ohnerträgliche Ihme aber vorteilhafte fast alltägliche opfern . . . fast gänzlich entkräftet“ (die Opfergänge bei Seelenämtern usw.);
5. er habe die den Gläubigen in der Fastenzeit der letzten Kriegszeit gewährten Dispensen aufgehoben „und sie sowohl große ungelegenheit als schwerer sünd exponiert“

6. er habe „auff die höchste fest Täge und zu nächtlicher Zeit“ Holzfrevel in verschiedenen Waldungen begangen;
7. er habe im vergangenen Krieg zur größten Gefahr aller Nachbarschaft seine Wohnung in sehr großem Bezirk pallisadiert;
8. der habe auf dem Kirchhof die Nußbäume, „zur unterhaltung der ewigen Lampe gepflanzt“, verstümmelt und ausgehauen;
9. er habe „die domestiquen, als sie seinen sündhaften zumuthungen länger kein gehör geben“, mit Schlägen traktiert und ohne Lohn fortgejagt (Seitz);
10. er habe „sogar mit allegierung einig- vielleicht in der beicht selbst oder sub sigillo erfahrenen umständen und darauf eingeholten gefahrvollen extract-crimina-protokollen denen weltlichen denuntiiert“ (der Mordfall des Seitz?);
11. er habe einem armen Erbzinsmann das beste Stück seines Erbgutes geraubt;
12. er habe offeriert, aus bösem Gewissen das Geraubte herauszugeben und seine „Pfarrey zu mutieren“.

Das Maß sei nun voll. Es wird beantragt, gegen Schmautz an Ort und Stelle, wo alles offenkundig und bekannt sei, durch den Erzpriester und die Definitoren des Kapitals Lahr untersuchen zu lassen, ihn „brevi manu zu translocieren und selbigen pro stylo Curiae zu künftiger warnung auf gewisse Zeit ad seminarium zu verweisen“.

In der Folge ging es in Hofweier turbulent zu. Im Sommer 1736 „türmte“ der Vogt den Zehntknecht des Pfarrers, Josef Herbst, mit Magd und einem Tagelöhner vom Feld weg und hielt sie 24 Stunden gefangen — ohne Angaben von Gründen.

Am 29. 2. 1737 hielt Amtmann Weber in Hofweier Schwörtag und verbot dabei den Bürgern unter 5 fl Strafe, den Pfarrer weiterhin Rektor zu nennen, dieser Titel komme in Zukunft dem Schulmeister zu (!) — in den Gemeindefrechnungen 1738 erscheint Horadam tatsächlich als „Schul-Rektor“. Ebenso aberkannte er Schmautz den Titel „Emminenz“, der ihm als Doktor der Theologie damals zustand (s. Brommer S. 100 ff.) und verbot die üblichen Opfergänge an Jahrtagen, Muttergottesfesten, Hochzeiten, Beerdigungen und am 7. und 30.

Am 17. 6. 1738 ereignete sich ein Zwischenfall anlässlich des Durchzugs einer militärischen Einheit, die von Philippsburg nach Breisach verlegt wurde und in Hofweier Station machte. Der Vogt wurde beauftragt, für die nötigen Fuhren und Vorspann zu sorgen, anschließend besuchten die Offiziere den Pfarrer. Auf Ansuchen des Pfarrers bezeugten diese Offiziere schriftlich von Breisach aus: nachdem sie vom Pfarrhaus zurückgekehrt waren, hatte der Vogt noch nichts veranlaßt. Vom Befehlshaber unter Druck gesetzt, stieß er die Schimpfworte aus — vor den Soldaten und Bürgern: der Pfarrer hat sie aufgehetzt und aufgewiegelt, dem Vogt und der Gemeinde „arg und Böses“ zuzu-

fügen, „der Hunds pp Pfaff hat den Hauptmann aufgestiftet, doch will er nicht zulassen, bis ihn der Schelm aus dem Dorf bringe“, und was dergleichen Injurien mehr. Um Händel zu stiften, habe der Vogt dann die Soldaten angewiesen, die Untertanen mit Schlägen zu traktieren und, was sie an Speis und Trank verlangten, sollten sie mit Gewalt holen, was der Hauptmann allerdings verhindert habe. Das sei alles vor der „Linde“ geschehen. Anschließend habe der Vogt im Gasthaus mit Essen und Trinken mehr Kosten verursacht als die Soldaten selber kosteten. In der Gemeinderechnung erscheint ein Posten: „Eine Parthey von Breisach, welche im Pfarrhof übernachtete 53 fl lb, deren Pferden gegeben 32 fl 9b 6kr. Bayer setzte noch hinzu: daß wann nicht bald remediret werde, sie anoch ruinirt werden und zugrunde gehen müßten“.

Am 18. 6. 1738 hat der Vogt mit dem Bott und einigen vom Feld weggeholtten Bürgern von Schutterwald den Knecht des Pfarrers, 4 Pferde und Wagen im Feld arrestiert und nach Schutterwald in den Pfandstall gebracht. Dort wurden sie tagelang festgehalten und nur auf ein Lösegeld hin freigelassen. Dem Pfarrer sei dadurch großer Schaden entstanden, viel Heu und andere Früchte seien verdorben, Feldarbeiten mußten durch angestellte Hilfskräfte und Fuhrwerke erledigt werden.

Und am 4. 7. 1738 hat der Vogt als „receptor ecclesiae“ (als Heiligenrechner) den Rest von 17 fl für zelebrierte gestiftete Anniversarien nicht ausbezahlt (wegen Schädigung des „Heiligen“) und mit einigen Gehilfen die im Krieg errichteten Palisaden des Pfarrhofs zerstört und großen Schaden angerichtet.

Die Situation im Dorf war auf dem Höhepunkt angelangt. Der Pfarrer wollte und konnte auch nicht alles widerspruchslos hinnehmen. Wegen der Arrestierung des Knechts, der Pferde und Wagen ging er vor das Zivilgericht, wegen der Zurückhaltung der Gebühren und wegen Beleidigung und Schmähung vor das kirchliche Gericht. Die beiden Prozesse sollen kurz skizziert werden.

## *6. Der Zivilprozeß*

Unterm 19. 6. 1738 erfolgt Anzeige vor dem Amtmann Weber in Offenburg. Dieser erklärt, er könne nichts tun, da der Vogt angibt, auf herrschaftlichen Befehl zu handeln. Er werde der Herrschaft berichten.

Schmautz legt Rekurs beim Ortenauer Ritterdirektorium ein. Eile tue not, da er sein Feld nicht bestellen könne, Heu und viele Früchte verderben.

Am 26. 6. 1738 ergeht von dort eine Anordnung an den Vogt, den Arrest aufzuheben „bey Straf höherer Ahndung“. 4. 7. 1738: Dank von Schmautz, aber der appelatus habe „dieses richterliche Dekret gantz despectuos auf öffentlichen gasse s.r. in den Koth geschmissen, dabey meldent, wie das Ritterschaft in seinem territorio nichts zu befehlen hätte“, der Ritterbot „selbsten mit Abholung Knecht, Pferden und Wagen solchen exequiren miesen“. Der Vogt verlange 5 fl 3b für „Fanggeld, pretendirten frevel und violationem arresti“.

Er habe mit Vorbehalt bezahlt. Der Vogt verlange auch die Kosten, die Knecht und Pferde verursacht hätten, andernfalls werde er den Arrest erneuern. Schmautz erbittet Schutz gegen den gewalttätigen Vogt und Bestrafung desselben.

Am 23. 7. 1738 legt Schmautz seine Rechnung vor: 149 fl 6b 6kr an Unkosten (13 Tage angestellte Fuhren und Feldarbeiten, Schaden an Heu und Feldfrüchten), außerdem 300 fl als Strafe und öffentliche Abbitte.

Am 29. 10. 1738 wird der Vogt erneut vor das Direktorium geladen. Er mag nun kommen oder nicht, das Urteil wird gefällt und bei Ausbleiben die gebührende Strafe verhängt.

Dann hören wir längere Zeit nichts mehr. Am 4. 2. 1740 wird dem Vogt die Gerichtssentenz zugestellt: 50 fl pro satisfactione und Abbitte vor versammelter Gemeinde, 109 fl 9b 6 Pfennig Schadensersatz und „in alle ferneren Gerichtskosten zu verdammen“ (Decretum Neuwyr in conventu Directoriali am 1. 2. 40, publicatum ibidem 4. 2. 40) Am 4. 4. 40 ersucht Schmautz um Execution des Urteils, am 13. 6. 40 wird sie genehmigt, am 4. 7. 40 „werde demnächst mit requisitorialibus an den H. Commandanten zu Breysach um Verabfolgung der nöthigen Mannschaft ad exequendum an Hand gegangen werden“. Am 1. 8. 40 ersucht der Anwalt des Pfarrers noch einmal die Durchführung sie wird nochmals zugesagt, dann schweigen die Akten.

### *7. Der Prozeß vor dem Offizialat in Straßburg*

Zu Beginn des so ereignisreichen Jahres 1738, am 20. 2., wurde in einem Lokaltermin in Hofweier das von Franckenstein beantragte Zeugenverhör gegen Schmautz durchgeführt. Die Klageschrift war am 5. 10. 1737 in Straßburg eingegangen. Am 21. 10. 1737 wurde der damalige Erzpriester des Kapitels Ottersweier, Pfarrer Johann Bapt. Betz in Renchen, mit der Zeugenvernehmung beauftragt, das am 20. 2. 1738 in der „Linde“ zu Hofweier durchgeführt wurde. Geladen waren 17 Zeugen, darunter Vogt Bayer, Stabhalter Jakob Bihler, der frühere Knecht Martin Seitz, der Schulmeister Horadam, 5 des Gerichts und 8 Bauern. Die Anklageschrift war gegenüber dem „Concept“ vom 6. 6. 1736 wesentlich gemäßiger — so fehlten der Vorwurf der Aufwiegelung (dafür wird nach der Amtsführung des Pfarrers gefragt), der Mißhandlung von „domestiquen“ (dafür steht die Frage nach „familiaritas“ des Pfarrers mit Frauenspersonen), es fehlt der Verdacht auf Bruch des Beicht- und Amtsheimnisses und der Vorwurf der Beraubung eines Erbzinsmannes.

Der „Frevel auf dem Kirchhof“ wird von allen bezeugt, der Waldfrevel vom Vogt und von Seitz, fast alle anderen antworten: man wisse nichts Genaueres, man habe gehört, aber nichts gesehen — wie überhaupt viele in den Antworten sehr vorsichtig und zurückhaltend sind. Entlassung des Knechts: ja ob aber gerecht oder ungerecht, könne man nicht sagen. Verdächtiger Umgang

mit Frauenspersonen: nichts gesehen und nichts gehört (auch der Vogt); ob er Streit mit dem Schulmeister gehabt habe: darüber könne der Schulmeister selbst aussagen (dieser: er habe im vergangenen Jahr 6 Ohrfeigen und andere ungerechte detractoria erhalten, seit dem letzten Krieg habe der Pfarrer die Schule nicht mehr visitiert); die Amtsführung wird von allen, selbst vom Vogt als gut, ja sogar als sehr gut bezeichnet — einer jedoch hat zu bemängeln, daß der Pfarrer aus Leidenschaftlichkeit und ziemlicher Unbeherrschtheit von der Kanzel mit dem Finger auf die Übeltäter oder auf die zu Tadelnden zeige; auf die Frage, ob er Unfrieden gestiftet habe, sagten einige: in früheren Jahren habe er viel Unfrieden gestiftet sowohl zwischen den Oberen und der Gemeinde wie auch innerhalb der Gemeinde, neuerdings sei er ruhiger geworden; sein Verhalten im Krieg: viele lobten ihn, andere werfen ihm vor, er habe Schaden verursacht, die einen: er habe das Dorf gerettet, die anderen: nur einen Teil.

Das Zeugenverhör war in seinem Ergebnis doch so, daß für Straßburg kein Grund bestand, gegen Schmautz einzuschreiten. Man wird vermuten dürfen, daß Franckenstein zur Selbsthilfe griff und die oben beschriebenen Maßnahmen gegen Schmautz alle selbst veranlaßte, Bayer nur das ausführende Werkzeug war.

Am 4. 7. 1738 klagt Schmautz in Straßburg gegen den Vogt wegen Zurückhaltung der Anniversargebühren und wegen Beleidigung und Schmähung und verlangt volle Bezahlung, Ersatz der Unkosten und öffentliche Satisfaktion. Am 7. 8. 1738 verurteilt das bischöfliche Gericht den Vogt in den von Schmautz verlangten Punkten, der Vogt sei contumax, da er der Zitation vor das Gericht weder persönlich noch durch einen Anwalt Folge geleistet habe. Am 24. 8. 1738 protokolliert ein Erhard vom Consistorium, Bayer habe die Annahme des Urteils verweigert und dessen Abschrift zurückgehen lassen mit dem Bemerken, daß nur der Herr Baron von Franckenstein ihm etwas zu sagen habe, sonst niemand, auch nicht das Consistorium in Straßburg. Der Vogt fühlte sich also mit der Rückendeckung seines Herrn sehr sicher. Das sollte sich schnell ändern. Am 6. 11. 1738 beauftragte das Consistorium Pfarrer Lindenmeyer in Niederschopfheim, jetzt Erzpriester des Kapitels Lahr, zum letzten Mal Bayer aufzufordern, das Urteil anzunehmen und zu erfüllen, andernfalls er der Exkommunikation verfällt. Bleibt er weiterhin uneinsichtig, ist Lindenmeyer bevollmächtigt, im sonntäglichen Gottesdienst in Hofweier die Exkommunikation zu verkünden. Am 14. 11. 1738 protokolliert der Erzpriester, daß er den Vogt zum ersten Mal nach Niederschopfheim zitiert und zum Gehorsam aufgefordert habe. Nun bequemt sich Bayer über den Anwalt Humbourg von Straßburg zu einer Gegendarstellung und Rechtfertigung, in der er auch unter anderem verweist, Schmautz hätte ja diese Sache vor das Zivilgericht gebracht, wo jetzt sein Einspruch laufe; außerdem hätte sein Herr verboten, vor dem kirchlichen Gericht zu erscheinen. Was er gegen den Pfarrer getan hat, sei auf Befehl seines Herrn geschehen und dem habe er doch wie

ein Untertane Gehorsam und Treue geschworen. Alles in allem habe er als ein Unerfahrener gehandelt und bitte um Neuansetzung des Verfahrens.

Das Consistorium ist dazu bereit, aber Schmautz widerspricht. So erkennt das Gericht am 19. 2. 1739 neuerdings auf schuldig, und Lindenmeyer wird beauftragt, das Urteil zu vollziehen. Das Urteil wird dem Vogt am 16. 3. 1739 von einem Johann Ulrich Mercklin in seinem Haus eröffnet.

Der arme Vogt muß nun ganz allein, von allen verlassen, für all das einstehen, was ihm seine Herrschaft eingebrockt hat. Zwar droht Franckenstein am 17. 2. 1739 dem Pfarrer noch einmal, „unserm Vogt Matthiam Bayer, als welcher in re civili nirgent als vor uns verklagt werden kann, in foro incompetenti nicht zu belangen“. Und Amtmann Weber läßt unterm 25. 3. 1739 den Erzpriester wissen, „er würde sich große Verdienste erwerben, wenn er einen Vergleich zustande bringen würde“ dergestalt, daß der Vogt öffentlich Abbitte leiste und die 17 fl aus der Heiligenkasse bezahle, aber jede Partei die eigenen Prozeßkosten trage. Sollte Schmautz sich weigern, müßte Bayer sich halt beugen, um die Exkommunikation abzuwenden, „wie er sich dann deswegen um Geld bewerben würde“.

Schmautz ist bereit, sich zu versöhnen, besteht aber auf der Erfüllung des Wortlautes des Urteils. So läßt denn Lindenmeyer den Vogt ins Pfarrhaus oder Vogtshaus in Niederschopfheim ein = 3. Mahnung. Und am 3. 4. 1739 findet dann der Vollzug im Pfarrhaus zu Hofweier statt: 1. der Vogt leistet Abbitte, 2. er bezahlt die 17 fl und 74 fl 1b 8kr an Unkosten, 3. er verspricht, Zeit seines Lebens nie mehr dergleichen zu tun. Dies wird ihm nicht schwer gefallen sein, nachdem er leidvoll erfahren mußte, daß die Herren das Werkzeug fallen lassen, sobald es heiß wird, und daß man im Ernstfall doch allein steht.

Nach diesen zwei Prozessen scheint es im Dorf ruhiger geworden zu sein. Wenigstens enthalten die Akten nichts mehr. Daß es selbst einem Mann mit der Durchschlagskraft eines Schmautz ungemütlich geworden war, scheint die Tatsache zu bestätigen, daß er sich 1739 um die Pfarrei Sasbach bei Achern beworben hat. Döbele<sup>30</sup> gibt zwar als Grund an: „um mit Verdrängung der Mönche aus der Seelsorge (Sasbach war eine Schutterner Klosterpfarrei) einen Anfang zu machen“. Näher liegt die Vermutung, daß Schmautz müde geworden war und er es sich ruhiger machen wollte.

Bald darauf wird Vogt Bayer seines Amtes enthoben. 1740 hat die ganze Gemeinde eine umfangreiche Klagschrift bei der Herrschaft eingereicht gegen den eigenmächtigen und gewalttätigen Vogt. Die Schrift gliedert die Anklage in drei Abschnitte: 1. das herrschaftliche Interesse betreffend, 2. die ganze Gemeinde betreffend und 3. Privatinteressen betreffend. Sicher ist manches an den Haaren herbeigezogen, wie es immer der Fall ist, wenn der allgemeine Unmut sich gegen einen Menschen erhebt. Aber es sind auch wirklich gravierende Klagen dabei, an denen die Herrschaft nicht einfach vorbeigehen konnte. Sie zeigen, wie gewinnsüchtig, rücksichtslos und robust der Vogt war. Unter den

Anklagen ist auch der Vorwurf der eigenmächtigen Erhöhung der Diäten und Strafgeder in den eigenen Sack.

Die Herrschaft mußte schließlich eingreifen. Mit einer Anordnung vom 8. 11. 1742 wurde Mathis Beyer, der Vogt, des Amtes enthoben, mit ihm der Stabhalter und das ganze Gericht. Bayer wurde darüber hinaus zu einer Herrschaftsstrafe von 50 fl innerhalb vier Wochen wegen Amtsanmaßung, Überschreitung von Befehlen, unverantwortlicher Exzessen und übler Aufführung verurteilt und zu 150 fl in die gemeine Kasse innerhalb dreier Jahren „wegen der sich in anno 1736 eigenthätiger Weiß selbst geschöpften und vermehrten Geldbesoldung“. Vogt, Stabhalter und Gericht wurden verurteilt „ihren allerseitigen Ehre unbeschadet“!

Zugleich wurde als neuer Vogt Jakob Bihler, als Stabhalter Sebastian Geck bestellt und das ganze Gericht neu berufen, wobei „Mathis Bayer der erste und älteste Zwölfer“ war! Eigenartig ist auch, daß Mathis Bayer Ende der 40er Jahre bereits wieder Vogt war.

Für den Pfarrer war das selbstverständlich eine Genugtuung. Sie zeigt sich in einer Notiz in der genannten Strafanordnung der Herrschaft, wo es heißt: „hat der bey allem diesem Sach eingefundener H. Pfarrer Schmautz erinnert, er hätte geglaubt, gnädige Herrschaft würde Ihme Satisfaction geben und von Mathis Bayer, dem gewesten Vogt, eine öffentliche Abbitte thun lassen“. „Ihme geantwortet, er hätte niemals förmlich geklagt, so habe man Ihm auch keine Satisfaction geben können. Man hätte aber geglaubt, daß er als Seelsorger von jeder Klag' gegen den gewesenen Vogt frywillig deferieren würde“!! Für den Pfarrer sicher wohl eine moralische Ohrfeige.

Die Beziehungen zwischen Schmautz und der Grundherrschaft scheinen sich in Zukunft gebessert zu haben, inzwischen war auch Franckenstein gestorben. Anders ist es nicht zu erklären, wenn die Herrschaft den Pfarrer um Vorschläge für einen neuen Amtmann bittet. In einem Schreiben vom 14. 1. 1746 berichtet er der Herrschaft von üblen Geschäften des Amtmanns Schaiter, „einer verlogenen und betrogenen Seel“. Und am 30. 1. 1746 beantwortet er die Anfrage der Herrschaft, Vorschläge zu machen, mit folgenden Namen: Bach, Ratsherr in Offenburg, von Botzheim, Bürger in Offenburg, Simon, bad. Vogt in Renchen — und sein Bruder Johannes Schmautz. Die drei ersten werden wohl nur erwähnt, um seinen Bruder besser anbringen zu können. Keiner von ihnen sei Jurist und allen fehle die nötige Praxis, sein Bruder aber sei ein Mann von Ansehen, beherrsche die französische Sprache, sei „gradirter licentiatus juris“ und habe schon „30 Jahre Praxis in Amtierung der Barone Schleißischer Herren in Berghaupten“. Daß er sein Bruder sei, brauche die Herrschaft nicht zu befürchten, es bestehen ja zwischen Pfarrei und Herrschaft keine „direkten Beziehungen“. Die Herrschaft war allerdings gut beraten, nicht auf das Schmautzsche Angebot einzugehen. Sie bestellte 1746 einen Johann Georg Danjehoul als Amtmann (bis 1756) und danach Franz Anton Stuber.

## 8. Der Streit mit der Dompropstei in Straßburg<sup>31</sup>

Neben den örtlichen Streitigkeiten lief noch eine Auseinandersetzung von Schmautz mit der Dompropstei in Straßburg, schon ab 1719. Es ging wiederum um eine Abgabe des Pfarrers an diese Propstei. Sie soll hier nur kurz berührt werden, da sich eine bemerkenswerte Frage stellt: worauf ist die Forderung zurückzuführen? Eine Frage, die nicht mehr beantwortet werden kann. Es handelt sich um jährlich 10 Viertel Weizen, 10 Viertel Korn, 20 Viertel Hafer, 2 fl und 2 Kappen, eine ungeheure Belastung des Pfarrers.

Der Vorgänger von Schmautz war mit der Lieferung in Verzug geraten. Nach dessen Mutation legte die Propstei am 16. 12. 1714 eine Pfändungsvollmacht vor und führte 1715 und 1716 aus dem von Keßler im Pfarrhaus Hofweier zurückgelassenen Fruchtvorrat einen Teil weg (wieder ein Beweis für die Saumseligkeit Keßlers, wenn er beträchtliche Einkünfte einfach zurückgelassen hat!). Es klingt deshalb unglaublich, wenn Schmautz im Laufe des Streites erklärte, er habe von dieser Forderung nichts gewußt und sei „bona fide“ gewesen, als die Propstei ihn bedrängte. Tatsache ist, daß Schmautz nie etwas geliefert hat. Seine stärkste Waffe war die Forderung, die Propstei möchte die Rechtstitel offenlegen, was diese nie getan hat.

Hatten die Hofweierer Pfarrer einmal Klostergüter in Nutznießung, auf die sich diese Forderung stützen könnte? Das ist hier die Frage, die wohl nicht mehr geklärt werden kann. Die Frage stellt sich deswegen, weil diese Begründung einige Male genannt wird. So bittet Keßler 1701 um Aufschub der auf fünf Jahre gestundeten Abgaben, da im Akkord stehe, „daß wann es so große Kriegsjahre oder Hagelwetter geben oder erfolgen sollten, wodurch der Thumprobstey gloster gieter von Offenburg gantz und gar ruiniert würden, daß ich der Admotiator ein oder mehr Jahre nichts geniessen kündte“, der Kontrakt umso viele Jahre verlängert werden solle. In einem Rechnungsauszug der Bezüge der Propstei heißt es 1569 „von dem Pfarrherr von Hofweyr von dem closter daselbst“, 1655 und 1656 „von dem Lehen Offenburg gibt der Pfarrer zu Hofweyr“, nochmals 1569 „von dem Zehnden daselbst 10 Viertel, vom dem closter daselbst 20 Viertel. . .“. Eine Abgabe in diesem Umfang allein vom Pfarrzehnten wäre eine unerträgliche Last gewesen, zumal Schmautz 1720 in einem Verhör der „Drescher der Zehntfrüchten“ feststellen ließ, daß sie nie über 100 Viertel allerhand Früchte gedroschen hätten. Welche Rechtstitel lagen in früheren Jahrhunderten dieser Forderung zugrunde? Eigenartig sind jedenfalls die sporadisch genannten „Klostergüter“, deren Admodiator (Verwalter und Nutznießer) der jeweilige Pfarrer von Hofweier war. Schmautz hat in den ganzen 45 Jahren seiner Hofweierer Amtszeit nie etwas abgegeben, die Propstei beließ es beim Papierkrieg — warum? Erst 1773 wird an den Neffen des Schmautz, Joh. Josef Schmautz, die Forderung erneuert. Phil. Jak. Schmautz hat am 20. 2. 1748 aus der Befürchtung heraus, die Propstei könnte sich nach seinem Tod an seinen Erben oder Nachfolgern schadlos

halten (siehe Keßler!), eine ausführliche Darlegung der Sachlage und eine Mahnung und Warnung für seine Erben und Nachfolger hinterlassen.

Sicher hat es in früheren Jahrhunderten die eine oder andere dem Schmautz ähnliche Priestergestalt gegeben. Philipp Jakob Schmautz dürfte auf jeden Fall eine der herausragendsten Priester des 18. Jahrhunderts in der Ortenau gewesen sein. Seine Mitbrüder haben ihn auch dadurch anerkannt, daß sie ihn schon früh zum Kammerer des Kapitels und 1752 auch zum Erzpriester gewählt haben.

Sollte es nach all den Kämpfen ein Loblied gewesen sein, wenn sein Neffe, der Pfarrer von Waldulm Anton Glöckler, 1741 das Wappen seines Onkels besingt? Die Familie Schmautz besaß als Wappen: im Schild drei gekreuzte Schwerter. Phil. Jakob Schmautz ergänzte es mit einem Kelch inmitten der Schwerter und über dem Wappen den römischen Hut mit den Quasten des Apost. Protonotars (siehe über der Haustüre des Pfarrhauses). Sein Neffe und Nachfolger in Hofweier Johann Josef Schmautz führte das einfache Schmautzsche Wappen.

In den Akten des Pfarrhauses Hofweier ist folgendes Schriftstück erhalten:

„Insignia Philippi Jacobi Schmautz, St. theologiae Doctor, Protonotarius apost. et vb. Capitul. rural. Lahrens. Camerarius, Rectoris in Hoffwyhr. Super qua R.D. Anton Glöggler, eiusdem nepos notar. apost., parochus in Waldulm, poeta cecinit u-t sequitur“. In freier Übersetzung lautet das Produkt des Poeta:

Frage: Sag' mir, warum trägt dein Wappen 3 Schwerter?  
Hast du Krieg zu führen mit dem Eisen des Kriegsgottes. Als Christus im Garten den Petrus mit dem Schwert sah, befahl er ihm, es sofort in die Scheide zu stecken. Glaubst du, es sei dem Philipp erlaubt, was dem Petrus verboten war?

Antwort: Die Dreizahl der Schwerter nahm er aus dem väterlichen Wappen. Dem Sohn geziemt es, die Waffen des Vaters weiterzutragen.

Erforsche die Schrift — der Heiligste der Menschen sagt: ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.

Gegen drei mächtige Feinde führt Philipp die Waffen: es ist der Satan, es ist die Welt, es ist das arge Fleisch.

Während der tapfere Kämpfer zur Arena strebt, ist für jeden Feind die gezückte Waffe da. Mit diesen schützt er auch die Schafe, treibt von hinnen die widerspenstigen Böcke, damit er die Herde ungefährdet Christus entgegen führen kann.

## Anmerkungen

- 1 Protonotar: höchster päpstlicher Ehrentitel für außerrömische Geistliche
- 2 vgl. Hermann Brommer, Philipp Jakob Schmautz (1683—1763) in: Die Ortenau 55/1975, S. 95
- 3 vgl. Otto Kähni, Hofweier in Geschichte und Gegenwart. Offenburg 1972, S. 137
- 4 Die Lebensdaten sind entnommen aus H. Brommer, a.a.O.
- 5 Dessen Mutter ist in Waldulm gestorben; ihr Grabstein ist dort in der Friedhofsmauer eingelassen
- 6 Brommer, a.a.O., S. 102
- 7 Widdumsgut: jede mittelalterliche Pfarrei war mit landwirtschaftlichen Gütern ausgestattet, die zusammen mit dem Zehnten dem Unterhalt des Pfarrers dienten. Sie wurden meistens vom Pfarrer selbst bebaut
- 8 Wilhelm Bartelt, Heimatkunde von Niederschopfheim. Freiburg 1964
- 9 Novalzehnt: der Zehnt, der aus zu Nutzland umbrochenem Wildland bezogen wird
- 10 Reversalien: regelmäßig wiederkehrende Leistungen, die durch einen Revers zugesichert wurden
- 11 Mutation: der von der Kirchenbehörde verordnete Tausch einer Pfarrei mit einer anderen; meist eine Strafmaßnahme
- 12 In den Schmauß-Akten zu Hofweier befindet sich ein Brief aus dem Jahr 1717, geschrieben in Kehl
- 13 Anna Maria von Bettendorf, Maria Magdalena von Dalberg, Freifräulein Maria Barbara und Maria Elisabeth von Dalberg — „meine lieben Basen“ schreibt Röder
- 14 So von Jean Caspar und Joachim Bruder v. Gengenbach, von der Stadt Gengenbach, von Abt Augustin v. Gengenbach, von Abt Plazidus v. Schutterern, von der Stadt Offenburg, vom Hohengeroldseckischen Oberamtman
- 15 Daß es sich beim Streit Keßler/Röder um Zehntangelegenheiten handelte, zeigt eine von Röder bei Notar Rinecker in Offenburg beantragte Vernehmung der Zehntknechte (21. 3. 1714), ob nicht die Röder zu jeder Zeit von allen Reben, nicht nur von den Altreben, den Zehnten bezogen hätten
- 16 Quellen für den Teil „Der Zehntstreit zwischen Schmautz und der Patronats Herrschaft: GLA Archiv Röder XVI b β, Auseinandersetzungen Röder-Kessler-Schmautz Pfarrarchiv Hofweier: Zehntsachen Röder 1701-1740; Pfarrarchiv Hofweier: Rödersche Forderungen 1714-1868
- 17 Kähni behauptet zu Unrecht, Schmautz hätte den Zehnten von allen Reben verlangt, S. 133
- 18 Auch hier irrt Kähni, der Prozeßbeginn liegt viel früher, er wurde von beiden Seiten bis zum Ende durchgestanden, der Weinkrieg ist die Folge des Prozeßausganges
- 19 Kähni hat die Ursache des Weinkrieges nicht erfaßt. Zum „Krieg“ selbst: im Inventar des verstorbenen Schmautz werden auch aufgezählt: ein kleiner Stutzen, 2 Pistolen, 1 Stilett. Siehe Brommer!
- 20 Quelle für „Der Zehntstreit mit der Gemeinde“ Pfarrarchiv Hofweier: Zehntstreitigkeiten zwischen Gemeinde Hofweier und Pfarrei Hofweier 1714-1737 (enthält auch den Vertrag zwischen Pfarrer Schmautz und der Gemeinde)
- 21 Beweisstücke: ein Zeugnis des Erzpriesters des Kapitels Lahr, Pfarrer Franz Dornblüth in Seelbach, ebenso ein Zeugnis des Pfarrers in Niederschopfheim, Franz Josef Lindenmeyer — beide bezeugen, daß im ganzen Kapitel Lahr jederzeit der Etterzehnte erhoben und vom Hanf der 10. Schaub gegeben wurde; eine Hanfzehntenaufstellung von 1715; ein Zeugenverhör
- 22 Gebaut werden durfte nur innerhalb des Ortsetters, der von einem Zaun umschlossen war. Innerhalb des Ortsetters war zunächst eine sehr aufgelockerte Bauweise üblich, d.h. der einzelne Bauernhof war von einem großen Graspflanzen, Baumgarten und Gemüsegarten umgeben, von diesen Gärten wurde der Etterzehnte erhoben. Die Bemerkung von Schmautz zeigt, daß nach den Kriegsunruhen sich die Bevölkerung rasch vermehrte und mehr und mehr die Gärten verbaut wurden. Da beginnt das Aufeinandersitzen der Leute
- 23 M. Krebs, Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau, in: Die Ortenau 40/1960, S. 218 und 219

- 24 Quellen für „Papst und Kaiser im Dorf“  
Archiv Franckenstein Offenburg Fasz. 421: Vogt Bayer-Schmautz. Pfarrarchiv Hofweier: Acta et acitata contra den Vogt Mathiß Bayer, den Spitzbuben
- 25 Bartelt a.a.O., S. 121
- 26 Bartelt a.a.O., S. 121
- 27 Mathias Bayer ist der Bruder des Johannes Bayer, des „Stammvaters“ des Verfassers in Hofweier. Beider Vater kam von Schutterwald und heiratete in Hofweier eine Maria Magdalena Gepfert
- 28 200 Jahre Kath. Pfarrkirche Hofweier. Offenburg 1963, S. 30
- 29 Die Inschriften am Schmautzkreuz sind wohl von Zeit zu Zeit angebracht worden. Links der Tod der Mutter 1723, später 1742 rechts der Tod des Vaters, die Inschrift in der Mitte auch wieder später. Die Jahreszahl 1752 nennt das Jahr seiner Dekanswahl. Das Wort „moriturus“ könnte auf das Ende seiner Hofweierer Zeit hindeuten, wo er sich doch schon dem Tode nahe fühlte
- 30 E. Döbele, Geschichte der Pfarrei Sasbach. Bühl (ohne Jahreszahl), S. 118
- 31 Pfarrarchiv Hofweier: Streitigkeiten zwischen der Straßburger Dompropstei und Pfarrei Hofweier 1719-1773. Sonstige Belege gibt es nicht

Quellen: Das Franckensteinische Archiv im Franckensteinischen Rentamt in Offenburg  
Das Roedersche Archiv im GLA Karlsruhe  
Das Pfarrarchiv in Hofweier

## Rust als Marktflecken

*Josefine Koerner-Baumann*

Im Gemäuer der Pfarrkirche zu Rust ist eine Gedenkplatte für Reichsfreiherr Franz Friedrich Siegmund August Böcklin von Böcklinsau eingelassen, der 1745 in Straßburg geboren wurde und 1813 in Ettenheim starb. Er war der 14. Stammherr zu Rust und der letzte reichsunmittelbare Erb- und Gerichtsherr zu Rust, Bischheim, Obenheim, Kehl, Allmannsweier und Wittenweier.



*Grabmal des Franz Friedrich Siegmund Böcklin von Böcklinsau.*

*Aufnahme: Paul Koerner*

Eine barocke Kreuzigungsgruppe vor der Ruster Pfarrkirche stellt das Grabmal des Böcklin'schen Stammherrn dar. Seine Gebeine wurden an einen geheimen Platz umgebettet, um sie einer eventuellen Schändung durch die Nazis zu entziehen.

Freiherr Franz Friedrich Siegmund war 1783 als Gesandter zwei Jahre in Wien, wo er als Musikliebhaber mit den bekanntesten Virtuosen seiner Zeit

Kontakt hatte. Zu seinen persönlichen Bekannten in Wien zählte Wolfgang Amadeus Mozart. Aus dieser Zeit soll noch ein Brief Mozarts an den „Musikbaron“, wie er genannt wurde, existieren. Der Freiherr komponierte selbst Singspiele und Lieder, die 1775 in Freiburg gedruckt wurden. In den Staatsbibliotheken in München und Berlin sind noch je ein Exemplar seiner „24 Lieder für Junggesellen“ erhalten.

Am 3. Juli 1783 wurde von Kaiser Joseph II. mit Urkunde und kaiserlichem Siegel auf Antrag des Franz Friedrich Siegmund August von Böcklinsau dem reichsritterlichen Dorf Rust das Marktrecht<sup>1</sup> verliehen. Danach wurde erlaubt, jährlich zwei Markttag bzw. Jahrmärkte abzuhalten — am 29. Januar und am 22. Juni. Es wurden an diesen Markttagen auch Pferde und Vieh feilgeboten, und es war immer ein guter Besuch zu verzeichnen.

Ein Ankündigungsblatt für den ersten Markttag befindet sich noch im Ruster Gemeindearchiv<sup>2</sup> mit dem Wortlaut:

„Anzeige an das Publikum“

„Wie der von Sr. jetzt glorreichst regierenden Röm. Kais. Majestät Joseph II. dem am Rhein, im Reichsritterschaftlichen Ortenauschen, gele-



*Das Böcklin'sche Schloß in Rust. Zeichnung von Gustav Gebhardt 1861.  
Repro: Heimatmuseum der Stadt Schopfheim*

genen, und solchem Ritterbezirk incatastrierten von Böclins-Auischen Marktflecken Rust in anno 1783 mense Julii, durch Kaiserl. Diploma, auf ewig allergnädigst verwilligte, und mit allen Gerechtsamen, gleich andern Märkten in Städten und Flecken des Heil. Römischen Reichs, auch mit der Freyung acht Tage vor und 8 Tage nach jedem Markte, versehene, dergestalt von dermalig regierend- gnädigen- Territorial- und Ortsherrschaft ausgewirkte, so privilegierte Markt, bey üblicher Policei und Ordnung, gehalten werden wird. Der erste Markttag wird seyn: ganz früh im Jahre 1784, den 22. Heumonath. Den Tag hernach das Pferderennen; wobei zum ersten Gewinnst bestimmt: ein feiner Huth, Zum zweiten Gewinnst: Eine schöne Felzhaube; Zum dritten aber: Ein groß seiden Halstuch; und zwar alles frei gegeben wird.

Gleich darauf hingegen wird auch frei um einen mit Bändern sehr gezierten teutschen Hahn getantz werden, in dem Gasthaus zur Krone“.

Der folgende Text mit der Ankündigung von „Türkischer Musik und aller Lustbarkeit, ein Freischießen, wobei in allem aufgenommen werden“ ist gestrichen. Die Anzeige wird schließlich mit dem Nachsatz: „NB. wer das schönste Landpferd hier zu Markte feil bringt, hat jenes bekannte gewidmete Geschenk zu empfangen“.

Das Schriftstück ist unterzeichnet mit

„Hochfreyherrlich von Böcklins-Auisches Amt Rust“.

Die fremden Händler, die zu den Jahrmarktstagen nach Rust kamen und ihre Waren feilboten, mochten wohl gute Geschäfte gemacht haben, wurden doch die Märkte auch von den Bürgern der umliegenden Gemeinden besucht. Die Ruster Gastwirte machten ebenfalls ihren Profit. An einem Markttag saß den Schau- und Kauflustigen das Geld lockerer in der Tasche als sonst.

Das Privileg des Marktrechts hatte aber auch einen Pferdefuß. Noch im Jahr 1783 wurde von der Böcklin'schen Herrschaft eine „Declaration, respective Befehl“ bezüglich der kaiserlich privilegierten jährlichen Markttag und ebenso der Erhebung des Ortes Rust zu einem Marktflecken herausgegeben. Danach verzichtete die Herrschaft für sich selbst, ihre Erben und Nachfolger auf ewig auf den Anspruch von Taxen und Gebühren, die von der Gemeinde Rust für das kaiserliche Privileg, zum Marktflecken erhoben zu sein, zu erbringen gewesen wären.

Da der Herrschaft zu Rust dieses Marktprivileg für immer vom „allerhöchsten Oberhaupt des Heiligen Römischen Reiches“ zugesprochen worden war, könne sie, die Herrschaft, ihrer Ruster Gemeinde auf ewig Weggeldrecht nebst Brückengeld überlassen, worüber der Ruster Gemeinde noch ein förmliches Patent zugestellt werde. Außerdem überlasse die Herrschaft der Ruster

Gemeinde die Standgelder, die von den Verkäufern wie an anderen Orten zu bezahlen seien, während sich die Herrschaft die Einnahmen aus der Lotterie und Erhebung der Pichel- Bißstandgelder vorbehalte. Im ersten Jahr solle jedoch alles frei sein, um fremde Krämer anzuziehen.

Die Gemeinde Rust habe drei neue Tore zum Ort zu erbauen und stets in gutem Bau und Wesen zu erhalten, je ein Tor Kappel, Ettenheim und Kenzingen zu. Die Herrschaft zu Rust lasse auf die Pfosten ihr Wappen oben aufsetzen, in den Bogenschluß dürfe das gemeine Siegel zu stehen kommen. Auch werde die Herrschaft der Gemeinde acht neue Louisdore pro Tor stunden. Außerdem habe die Gemeinde bei oder unweit der Gemeindestube auf ihre Kosten ein geräumiges Kaufhaus zu erbauen, darin auch eine große Waage zu unterhalten. Brücken, Wege und Stege, in- und außerhalb des Orts seien zu verbessern und wegen der Märkte in den folgenden Jahren in die beste Verfassung zu bringen und die Brücken rot-weiß und gelb nach und nach anstreichen zu lassen.



*Grabplatte des Franz Friedrich Siegmund August Reichsfreiherrn Böcklin von Böcklinsau, eingelassen in die Mauer der Ruster Pfarrkirche.*

*Aufnahme: Paul Koerner*

Es gehöre auch zu den Pflichten der Gemeinde, die nötigen Dillen und Böden nebst Stangen zu den Ständen und Marktpferchen und alles Nötige zu bauen, anzuschaffen und alle Zeit zur Ehre und zum Nutzen des Ortes zu unterhalten. Ebenfalls müsse ein geeigneter Platz für den Markt zur Verfügung gestellt werden. Endlich müsse die Ruster Gemeinde die Gassen allein auf ihre Kosten pflastern lassen. Diese Arbeit solle mit Wacken vom Rhein in drei Bauabschnitten fertiggestellt werden, der erste bis 1785, der zweite 1786 und der dritte bis 1788.

Das Privileg des Marktrechts hatte also seinen Preis. Die Gemeinde Rust hatte an dieser Aufgabe lange zu knabbern.

Rust ist noch immer Marktflecken. Mit dem Josephsmarkt im März beginnt der jährliche Zyklus von drei Markttagen. Der „Kilwimändigmarkt“ ist traditionsgemäß der bedeutendste, da er einst mit dem Fischertag zusammenfiel. Er wird heute am Montag nach dem dritten Sonntag im Oktober abgehalten. Am 21. Dezember ist Thomasmarkt, falls dieses Datum nicht auf einen Samstag oder Sonntag fällt. Diese Märkte bringen immerhin ein buntes Bild in den Ort, wenn sie auch nicht mehr die Bedeutung von einst einnehmen.

#### *Anmerkungen*

- 1 „Rechtsbegründete Denkschrift über Rechte der Erstgeborenen“  
Badische Landesbibliothek Karlsruhe
- 2 Gemeindearchiv Rust. Urkunde Nr. 19

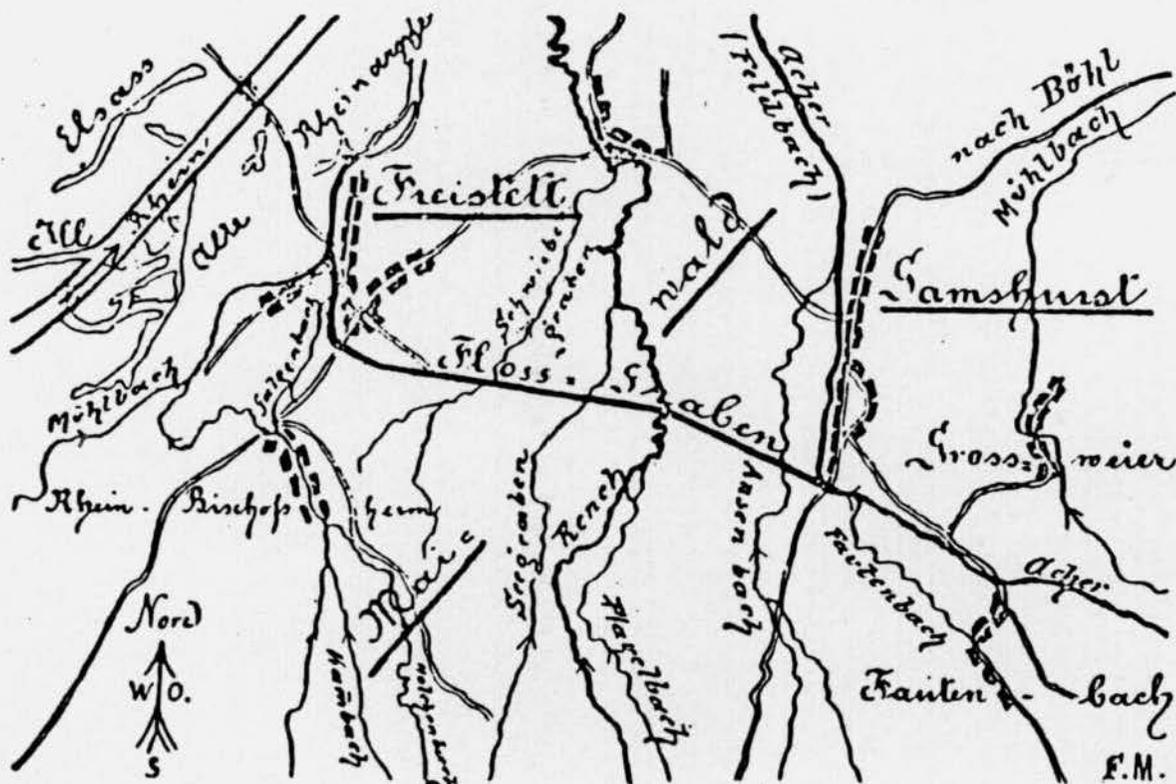
# Die „Kückhsche Floßkompagnie“ und Neufreistett

Kurt Schütt

Am 28. März 1736 starb auf seinem Schloß in Hanau, 79jährig, der letzte Graf von Hanau, Reinhard III. Er erfreute sich zu Lebzeiten großer Verehrung bei seinen Landeskindern, hatte er doch in den schweren Kriegsjahren seiner Regentschaft für alle ein warmes Herz.

Sein Schwiegersohn, Erbprinz Ludwig von Hessen-Darmstadt, trat nun die Regierung über die ehemaligen hanau-lichtenbergischen Lande an. Eine Reihe neuer Verordnungen und die Tatsache, daß er meistens von Darmstadt aus regierte, machten ihn zunächst nicht gerade beliebt bei seinen Hanauer Landeskindern. Doch das allgemeine Murren verstummte allmählich, vor allem als man bei der Gründung eines großen Unternehmens in Freistett sein landesväterliches Wohlwollen sehr bald erkannte. In diesen Jahren hatte nämlich ein außerordentlich unternehmender und gewandter Mann bei „Ihro Durchlauchtigster Hoheit“ zu Darmstadt eine für Freistett bedeutsame Audienz: *Georg Daniel Kückh*, Kaufmann und Bankier zu Straßburg<sup>1</sup>.

Dieser unterbreitete dem Landesherrn, gestützt auf einige Aktionäre und Kaufleute von Straßburg, einen phantastischen Plan. Er wollte in Freistett am



Skizze des Freistett - Gamshurster Floßgrabens

Rhein eine große Hafenanlage schaffen und den Handel mit Holz aus dem Maiwald und dem nahen Schwarzwald sowie den Handel mit überseeischen Produkten betreiben. Die neuanzulegende Kolonie sollte ein Stapelplatz für ganz Süddeutschland werden. Kückh versprach im Namen seiner „Kompagnie“, die notwendigen Bauten zu errichten sowie einen Floßkanal anzulegen zwischen Rhein, Rench und Acher. Dieser Kanal sollte von Gamshurst durch den Maiwald nach Freistett geführt werden. Die Arbeiten wollte die Kompagnie mit eigenen Mitteln bestreiten. Zugleich legte er aber auch dem Landesfürsten nahe, ob die Regierung nicht auf ihre Kosten die Erbauung eines großen Rheinhafens und eines Holzstapelplatzes unterhalb Freistetts unternehmen könne. Nun zeigte sich das landesväterliche Wohlwollen. Sämtliche Vorschläge Kückh's erlangten die „Durchlauchtigste“ Genehmigung, und Kückh wurde zum Kommerzienrat ernannt.

Nachdem die Pläne ausgearbeitet und gut geheißten worden waren, ging man ans Werk. Bald standen überall die Bauhütten der Kompagnie, und ein emsiges Schaffen fing an in dem von vergangenen Kriegswirren so verheerten Land.

Kückh hatte 1747 den Lenderswald<sup>2</sup> im hinteren Achertal vom Baron von Schauenburg für 13000 Gulden auf die Dauer von 24 Jahren erworben. Das dort gehauene Brenn- und Langholz sollte auf der Acher und dem geplanten Kanal geflößt werden. Zwei von Markgraf Ludwig Georg von Baden geschickte Hofräte besichtigten mit dem Vogt Straub von Achern und den Gemeindevorstehern die Strecke. Sie kamen zu dem Ergebnis, daß wegen des häufigen Hochwassers der Acher und wegen der vielen Mühlen am Mühlbach zwischen Achern und Schwarzach, die, wenn das Wasser zum Flößen gestaut würde, an Wassermangel leiden würden, das Unternehmen daher nicht befürwortet werden könne. Außerdem sei der Feldbach (Acher) viel zu schmal. Doch Kückh gab nicht nach und konnte schließlich alle gegen den Plan vorgebrachten Bedenken zerstreuen.

Der Markgraf witterte insgeheim ein Geschäft und war nun bereit, den Ausbau der Acher gegen „ein so hoch wie immer möglich treibendes Concessionsgeld zu verwilligen und zu gestatten<sup>3</sup>.“ Die Kautions wurde auf 12000 Gulden festgesetzt.

Insgesamt waren drei Verträge erforderlich, nämlich mit Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, mit dem Markgrafen von Baden und dem Bischof von Straßburg, da die Acher durch ihre Herrschaftsbereiche floß. Der Vertrag enthielt Bestimmungen, die die Untertanen vor Schäden schützen sollten: Brenn- und Mittelholz durfte nur im Spät- und Frühjahr zwischen Michaeli und Georgi geflößt werden; bei Schneeschmelze durften erst die Nachwasser zum Flößen genutzt werden, und für Schäden an Wehren, Mühlen und Grundstücken haftete die Kompagnie<sup>4</sup>.

In diese Tage fällt auch die Gründung der von Kückh geplanten Stadt *Neu-Freistett*.

Schon 1730 erwarb er einen der zwei Herrschaftsgüter, die sich aus den beiden alten Meierhöfen in Freistett entwickelt hatten, für 2000 Gulden. 1739 kaufte er dazu das sogenannte „Johannsche Gut“ für 10000 Gulden. Dazu gehörten „Viel Jeuch Feldes“ und ein Baumgarten mit 500 Obstbäumen sowie etliche Gebäude und zwei Meierhäuser. Das Verwaltungsgebäude der Kompagnie stand an der Stelle des heutigen Rathauses.

Beim Ankerplatz am Rhein wurde ein großes Lagerhaus errichtet. Der sogenannte „Kückhsche Hof“ umfaßte außer einem größeren Platz im Oberfeld das ganze Gelände vom jetzigen Rathaus bis zur Bundesstraße 36. Auf dem heutigen Kirchhofe standen zwei Ökonomiegebäude. In dem einen wohnten die kückhschen Meier Rudolf Würkler und Matthias Haas, in dem anderen trieb der Amlungsmacher<sup>5</sup> Friedrich Jakob Lange sein Gewerbe.



Der Plan der projectirten Stadt und Residenz Neu-Freystetten (GLA H Freistett 6)

Der auf dem Reißbrett entworfene Plan der Stadt Neufreistett ähnelt in gewisser Hinsicht dem von Mannheim und zeigt einen durch Diagonalen gegliederten schachbrettartigen Aufbau. In einem größeren Abstand von der Stadt getrennt, liegt die geplante Residenz, die durch 3 radial angelegte Straßen mit der Stadt verbunden ist. Ihre mittlere durchzieht die Stadt und endet am Wohngebäude des Barons Kückh. Etwa in der Mitte der Stadt ist ein Platz mit 4 Brunnen vorgesehen.

Die Anlage aller dieser Gebäude läßt erkennen, daß Kückh vorhatte, den Ort Freistett als Stadt auszubauen. Erst später faßte er den Gedanken, in hochwassersicherem Gelände außerhalb Freistetts eine Stadt nach seinem Muster anzulegen. Dabei wäre „Altfreistett“ keine schlechte Lösung gewesen; denn es war seit alter Zeit ein bedeutender Hafen und Stapelplatz. Die Waren wurden von dort von den Rheinschiffen auf Fuhrwerke geladen und in die Rheinebene und das Gebirge verfrachtet. Sie gingen sogar per Achse bis nach Basel.

Aber große Schwierigkeiten „der außerordentlich angelaufenen Gewässer, allgemeinen Mißwachses und großer Teuerung“ in den folgenden Jahren ließen

das Werk Kückh's oft stocken und mögen ihn wahrscheinlich dazu bewogen haben, seine Stadt in einiger Entfernung des unberechenbaren Rheinstromes zu erbauen. Doch der „Österreichische Erbfolgekrieg“ kam nun dazwischen und verzögerte die Ausführung seines Planes.

Im Jahre 1745 war es dann soweit: Am 14. Mai genehmigte der Landgraf von Hessen die Gründung der Stadt: *Neu-Freistett*. Die Verleihungsurkunde enthielt einige Privilegien, die der Landesvater der neuen Stadt gewährte<sup>6</sup>:

Buchsweyler 27. Sept. 1745

Demnach von Gottes Gnaden, Wir Ludwig, Erb-Printz und Landgraf zu Heßen, Fürst zu Herßfeld, Graf zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhayn, Nidda, Hanau, Schaumburg, Ysenburg und Büdingen pp.

Auß denen Unß erstatteten unterthänigsten Relationen, mit sonderbarem Vergnügen ersehen, wie die von Unß dem Orth Freystett unterm 14. Maji jüngst ertheilte Privilegien, bereits eine zimliche Anzahl Handelsleuthe, Fabricanten und professions-Verwandte herbey gezogen und solche sich noch von Tag zu Tag vermehre; deß haben Wir vor nöthig erachtet, nicht nur die articul, worinnen die dermahlige Befreyung sondern auch worinnen die Privilegien nach denen accordirten zwanzig Frey-Jahren bestehen sollen, Spezifiziert in Druck außgehen und vorweißen deßen ein Exemplar davon zu seiner Versicherung zustellen zu laßen; Setzen und wollen dhero gnädigst, daß

1.

Alle und jede religions Verwandten, welche in dem römischen Reich geduldet werden, und sich in gedl. Freystett häußlich niederlaßen wollen, es seyen Handels-Persohnen, Kunst erfahrne oder auch tüchtige Handwerksleuthe, diejenige, welche anderswo unglücklicherweiß in Schulden gerathen, und eine Freystatt zu suchen gemüßiget sind, davon nicht außgenommen, allda recipiret und ihnen ihr freyes und beständiges religions-Exercitium ohngehindert verstattet werden solle, und damit

2.

die Gelegenheit einem jeden zu sothanem Etablißement desto besser an die Hand gegeben, und in gewißer Maaß auch erleichtert werden möge, so soll ihm der Platz, den er zu seinem vorhabendem Bauweeßen nöthig hat, ordentlich angewießen, und davon mehr nicht, als wie es der von Unß gemachte billigmäßige Tax, nemlichen von Eintaußend quadrat-Schuh entweder gleich paar 10 Schilling bezahlet, oder jährlicher mit 30 Kreuzer als einem beständigen Boden-Zinß verintereßiret werden, auf welchen Fuß einem jeden, soviel er nöthig hat, und in dem Stand ist, nach dem Plan zu verbauen, sowohl für Hauß, Hof und Stallung, als auch Garthen auf sein Begehren angewießen werden wird; Und weil jeder Bau nach dem Plan zwey Stock hoch seyn muß, so werden zu einem jeden solchen Bau zwölf Stämme Eichen Holtz gratis angewießen, und soviel die übrigen Bau-Materialien, wie ingleichem dem Lohn der arbeiter anbetrifft, die gebrante Stein und Ziegel, soviel möglich in der Nähe zu bereitet, die übrige Stein aber auch, sobald es immer thunlich zu Waßer herbey zu bringen bestmöglichst besorgt, und solche sowohl als der Fuhr- und arbeitslohn, dem billigsten Fuß nach, taxiret werden.

3.

Belangend die accordirte 20jährige Befreyung, so solle dieselbe den 1. January 1746 ihren anfang nehmen, und in einer Exemption, von der Schatzung, oder extra ordinary

Steuern, sodann in einer durchgängigen Befreyung von allen und jeden herrschaftlichen, und gemeinen natural-Frohn-Diensten, wie ingleichem von der Manumißion und anderen Geldern, welche die übrige unterthanen des Amts, sonst zu geben schuldig sind, deßgleichen von dem Zoll von allen einführenden Waaren, Früchten, Wein, Victualien, Bau- und anderen denen profesoional-Verwandten nöthigen Materialien, auch von denen Waaren, so die Einwohner der Stadt selbst fabriciren, wie nicht weniger auch von Bezahlung des Accises bey dem Frucht- und Weinhandel, was Viertel oder ohmen weiß und drüber in der Stadt verkaufft wird, und von dem Vieh, welches die, so keine Würthey oder Handelsschaft damit treiben, in ihre Haußhaltung schlachten, bestehen.

Hingegen haben zu bezahlen die Würth und Gastgeber von einer jeeden ohne 4 Maas nach dem Tax.

Die Bierbrauer, von jedem Sack Maltz von 200 Pfund	45 CR
die becken von dem Sack von 150 Pfund	15 CR
die Metzger von jeedem Ochsen	1 ß
Kuh oder Stier	45 CR
von einem Schwein	10 CR
von einem Kalb oder Hammel	6 CR
von einer Geiß oder Lamm	4 CR

Den Zoll von allen außgehenden und durchgehenden Waaren mit 2 CR von 100 Pfund, was aber unter 25 Pfund aus der Stadt transportirt wird ist zollfrey und genießet freyen Außgang.

Den gewöhnlichen Pfund-Zoll von Häußern und liegenden Güthern, von jeedem Gulden . . . . 1 1/2 CR

den abzug oder Zehenden Pfennig, von dem verziehenden Vermögen, deren so sich anderwärts hin begeben wollen. Sodann soll ein Saltz-Magazin in der Stadt etablirt, und auß selbigem denen Inwohnern das Saltz um den Preiß, gleich andern Unterthanen, verabfolgt werden.

Und nach Verfließung deren 20 Jahr, folglich am primo January 1766, sollen obige Befreyung auf ewig fortdauern, außer einer Schatzung, die eingeführet werden wird, vermög deren ein jeeder auf das Höchste jährlichen 1/2 pro Cento von seinem Vermögen abzutragen und zu erlegen hat. Endlichen und

4.

so versprechen Wir allen denjenigen, welche neue Manufacturen oder fabriquen anzulegen gedenken, je nach Beschaffenheit deren Umständen, die zu ihrem Flor und aufnehmen nöthige Privilegia in Gnaden zu ertheilen;

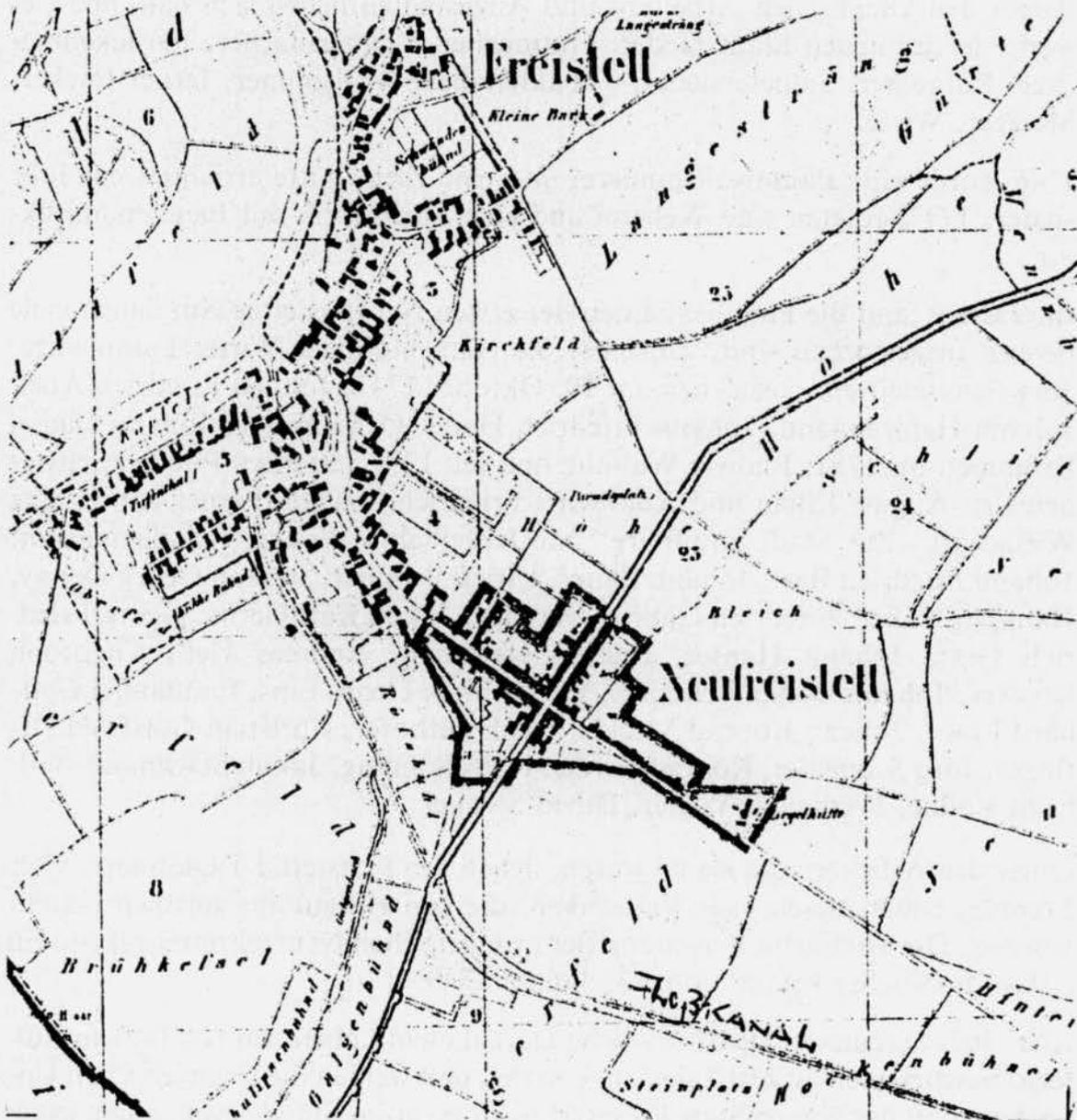
wie Wir dann hiemit, allen und jeeden, die sich zu erstgedachtem Freystett niederlassen werden, zu stät- und festhaltung obiger puncten, sowohl vor Unß selbst, als auch vor alle Unßere Fürstliche Erben und Nachkommen, die Kräftigste Versicherung geben, diejenige auch, so von dießer Unßerer Gnad zu profitiren, willens seynd, entweder an Unßeren in Bischofsheim wohnhaften Fürstlichen Amtsschaffner Knapp, oder aber an Unßere nachgesetzte Fürstliche Rentcamer in Buchsweyler, zu dem Ende gewießen haben wollen, daß ihnen daher näheren Bericht gegeben, und in allem die Hülffliche Hand

geboten werde. Zu deßen mehrerer Beurkundung haben Wir gegenwärtiges Patent auß-  
gehen laßen, daßelbe eigenhändig unterschrieben, und mit Unßerem Fürstlichen Insie-  
gel bekräftiget.

So geschehen Pirmaßenß den 24. August 1745  
Es soll also getruckt werden

Ludwig.

Das Wappen der Stadt zeigt: In silbernem Feld ein Stadttor mit aufgeschlage-  
nen Flügeln als Sinnbild der freien Stadt. Auf den Mauern befinden sich zwei  
Zinnentürme, dazwischen steht der hessische Löwe, einen Fürstenhut mit dem  
Namenszug des Gründers haltend.



Übersichtsplan der Gemeinden Freistett — Neufreistett — Gayling von 1863.  
Die dicke schwarze Linie ist die Stadtgrenze von Neufreistett.

Archiv: Rathaus Freistett

Gleich im Jahre 1745 wurde mit der Anlage der Stadt begonnen, die Bauplätze ausgemessen und ein Markt- oder Paradeplatz abgesteckt. Alle, die in der Stadt bauen wollten, bekamen das Holz unentgeltlich aus dem Maiwald, in dem Stamm um Stamm wegen des Kanalbaues gehauen wurde, mußten aber genau nach dem vorgeschriebenen Plan verfahren. Um genug Gelände für die Gründung Neufreistetts zu haben, mußten „unterm 18. Oktober 1745 die Bürger Freistetts viel Joch Feld käuflich abtreten.“ Längs der Hauptstraße erhoben sich bald die neuen Häuser. Um der Stadt zum Aufblühen zu verhelfen, verlieh ihr Ludwig VIII. das Recht, wöchentlich einen kleinen, zu Pfingsten und Martini einen großen Markt abzuhalten.

Außer den kückhschen Arbeitern und Angestellten ließen sich bald alle Gewerbe in der neuen Stadt nieder: Hutmacher, Lichtermacher, Perückenmacher, Rotgerber, Salpetersieder, Tabakhändler, Wollspinner, ferner Bäcker, Metzger, Wirte.

1746 wurde eine Baumwollspinnerei und eine Ziegelhütte errichtet, ein Jahr später, 1747, folgten eine Weberei und eine Tuchfabrik mit Bleichmanufaktur.

Interessant sind die Familiennamen der ersten Neufreistetter von denen viele bereits ausgestorben sind. Zunächst die Namen einiger Wirte. Lammwirte: Jörg Schandelwein, gestorben am 10. Oktober 1747, Johann Friedrich Abel, Johann Heinzelmann, Johann Friedrich Hauß. Ochsenwirte: Johann Daniel Krümmel, bis 1781, Ludwig Wabnitz und seit 1797 Johannes Paulus. Schwanenwirt: August Kilian und Adlerwirt: Friedrich Meckle. Ferner gab es eine Wirtschaft „Zur Stadt Straßburg“ mit Kegelbahn. Weitere Familiennamen: Johann Friedrich Bart, Johann Bauer, Ulrich Bronner, Johann Georg Denny, Hansjörg Faber, Friedrich Gabriel Gerhard, Jakob Karl Gerne, Georg Friedrich Graf, Johann Hanser, Philipp Hermann, Andreas Heß, Christoph Krecker, Johann Daniel Krümmel, Georg Lieb, Georg Lips, Emmanuel Gottfried Löwe, Johann Konrad Meckle, Isaak Otthofer, Christian Gottfried Öffinger, Jörg Schneider, Konrad Seydel, Hans Sonntag, Jakob Stattmann, Wilhelm Völkle, Ferdinand Vogler, David Stengel.

Unter den Arbeitern am Kanal waren, neben den Freistetter Tagelöhnern, viele Fremde. Unter diesen viele Katholiken, die von Honau aus geistlich betreut wurden. Die kirchliche Versehung der evangelischen Neufreistetter regelte ein „Hochfürstlicher Erlaß“ vom 23. Januar 1749:

„Nr. 163. Serenissim Hochfürstliche Durchlaucht haben den von diesem Collegio beschehenen unterthänigsten Vortrag, daß weillen die Evangelischen Unterthanen in der Neuen Statt Freystett noch nicht im Stand seyen, einen eygenen Pfarrer zu halten, noch weniger aber, eine Kirche zu bauen, man denselben zur Hörung Göttlichen Worts einen Sufficienten Platz in der Altfreistetter Kirch, in so lang, biss sie im Stand sind, eine Kirche zu bauen und einen eyge-

nen Pfarrer zu salarieren anweysen lassen könnte, durgehends gnädigst approbirt.

Ist hievon Herrn Superintendenten und Consistorialrat Misenio und Spezial Gerhardi zu dem ende nachricht zu geben, damit sie sich nunmehr nach Freystett begeben und der gnädigsten resolution gemäß denen Neu-Freystettern einen Platz in der Kirch anweysen. . .“

(Noch in meiner Jugend sprach man von den Plätzen auf der Empore links von der Kanzel der Freistetter Kirche von „de Neustädler Bänk“).

Am 25. Mai 1752 gab man dem Freistetter Pfarrherrn einen „Adjunkt“ bei, der Neufreistett seelsorgerisch zu betreuen hatte. Alle diese Tatsachen weisen darauf hin, daß man Ende der 40iger Jahre die Aussichten der neuen Stadt noch durchaus günstig beurteilte und glaubte, hier ein Gegengewicht zur Domstadt Straßburg schaffen zu können.

Eine Apotheke eröffnete ihre Pforten im Hause Hauptstraße 10 (Unger), wo noch vor einigen Jahren die Glasscheibe über der Haustüre aufgemalte Heilkräuter erkennen ließ.

Ferner etablierte sich ein Arzt, und eine Lateinschule mit Pensionat sorgte für die Bildung. Im Jahre 1749 besaß Neufreistett sogar mit Paul Tilger einen Buchdrucker, der eine Wochenzeitung und einen Kalender für das ganze Hannerland herausgab.

Um nun die Herrlichkeit zu vervollkommen, beschloß die Kompagnie, auf Betreiben des Kommerzienrates, auf dem Platze, der vor dem jetzigen Kirchhof und der Pfarrbühnde gegen die B 36 zu liegt, zur Ehre des Landesfürsten Ludwig VIII. ein herrschaftliches Schloß<sup>8</sup> zu erbauen und mit einer Mauer zu umgeben.

Nach Fertigstellung des Schlosses wollte man auch den Durchstich des Kanals in die Rench vornehmen und ein großes Freudenfest feiern, zu dem das Erscheinen seiner Durchlaucht zugesagt war.

Mitten in diese Schaffensfreude kam dann der große Krach, der dem Unternehmen Kückh und damit auch der Stadt Neufreistett, man kann sagen, über Nacht, einen Rückschlag versetzte, von dem sich Kompagnie und Stadt nicht mehr erholen sollten.

Schon am 23. Oktober 1748 wandten sich die drei Renchtalgemeinden und Maiwaldgenossen Renchen, Ulm und Waldulm an das Reichskammergericht in Wetzlar mit der Bitte, den Kanal zu verbieten. Auch die fünf Gemeinden des Landgerichts Achern baten den Markgrafen, die „Holtzflötzconcession“ zurückzunehmen. Der Markgraf jedoch zögerte; denn der von dem Bürger Claudi Withum aus Achern, einem Hutmacher, in seinem Auftrag erhobene Zoll, versprach eine gute Einnahme. Die Zollgebühren waren, wie folgt, festgesetzt:

für 1 Holländer Tanne ad 82 Schuh lang

1 fl 40 cr

1 Meßbalken ad 72 Schuh lang

45 cr

1 Dickbalken ad 62 Schuh lang	45 cr
1 Kübler Block, ein Drittel einer Holländ. Tanne	30 cr
100 Stück Bauholz, das Stück 10 Schuh lang, wie Pfetten, Balken, Riegel und Sparrenholz	1 fl
1 Klafter Brennholz, Buchen und Tannen, 6 Schuh hoch und 6 Schuh breit gesetzt	8 cr
100 Bords, gute, mittlere und schlechte	1 fl
100 Latten	20 cr
1 000 Schindeln	2 cr

Alles nach dem Nürnberger Maß gerechnet! Das für die Untertanen des Landgerichts Achern bestimmte Bau- und Brennholz blieb zollfrei<sup>9</sup>.

Im Spätjahr 1749 traf eine kaiserliche Verfügung ein, daß die Arbeiten am Kanal, bis weitere Entscheidungen fallen würden, einzustellen seien. Die Kaiserin wolle sich weiter in der Sache informieren, da ihr widersprüchliche Angaben vorgelegt worden seien. Voller Entrüstung über dieses Verbot wandte sich Kückh an den Markgrafen mit der Bitte um Unterstützung. Er zählte die Verluste der Kompagnie auf, die ihr entstehen würden: 26000 Klafter Brennholz und eine Menge Bauholz warteten auf das Abflößen. Nach einer Hofratskonferenz in Wien vom Mai 1750 erhielt Feldmarschall-Lieutenant Graf von Harrsch den Auftrag, sich an Ort und Stelle im Maiwald zu informieren und dem Hof zu berichten. Am 18. Juli schickte er seinen Bericht nach Wien, daß der Kanal nur Vorteile bringe und daß durch die Flößerei kein Holzangel in der Ortenau, wie befürchtet, entstehe.

Schon wenige Tage später, am 25. Juli 1750, übergab Franz Michael Schlecht, als Abgeordneter der Gemeinden Renchen, Ulm und Waldulm, in Wien ein Schreiben und klagte von Harrsch über seine Untersuchungsführung heftig an.

„Harrsch begab sich von Kehl über Renchen, ohne sich daselbst aufzuhalten, nach Freystätt in des Kückhen Haus, allwo er unter Ablösung der Böller und Katzenköpfen mit großem Jubel einlogieret und mit prächtigem Soupé tractieret worden. Den andern Tag hat er und zwar N.B. vor Einnehmung des Augenscheins durch Herrn Amtmann Abegg auf der Acherer Bruck ein Mandat verlesen lassen, vermöge wessen der Kanal gemacht, das Holz geflößet und bei Kaiserlich-Königlicher Straf sich niemand im mindesten darwider opponieren solle. Worauf dann aus Straßburg einige Kutschen voll Herren angekommen, welche Ihne Herrn General komplimentiert und endlich den Augenschein mit ihm vorgenommen haben. Bei dessen Vornehmung aber hat sich hochemelter Herr General nur die Franzosen, die Fischer und andere Kückhische Creaturen, deren eine Menge war, angehört, die Waldgenossen aber weder sehen noch hören wollen, sondern ihnen öffentlich und mit heller Stimme gesagt: Die Sach

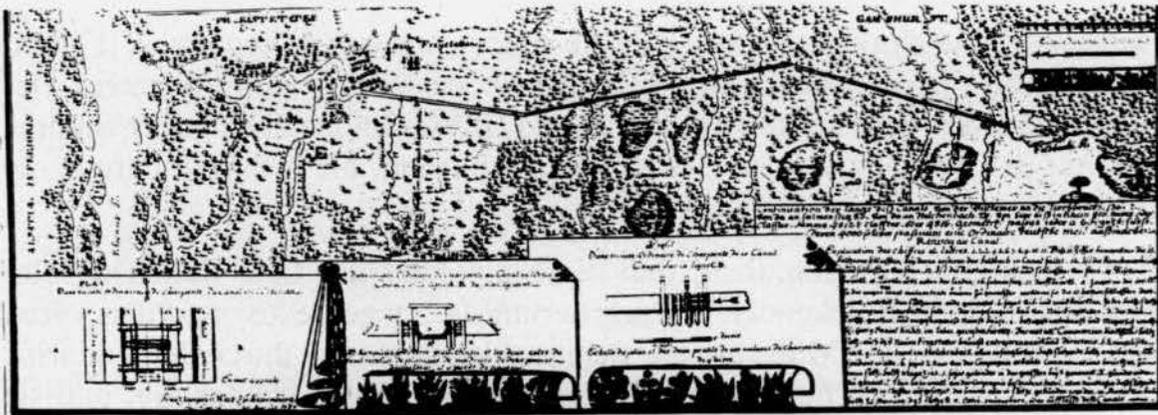
findet sich anderst, und euer Stabhalter hat halt zu Wien lauter Lügen vorgebracht<sup>10</sup>.“

Kückh erreichte, daß das kaiserliche Verbot, den Kanalbau fortzusetzen, am 9. und 10. August 1750 aufgehoben wurde.

Noch vor Eintreffen dieser Nachricht begann die Kompagnie wieder mit dem Abflößen des Holzes, das hochaufgeschichtete Brennholz sei nämlich „in den Bach gestürzt.“ Die Maßnahme brachte nun die Volksseele in den drei Renchtalgemeinden zum Aufruhr.

Der Waldulmer Pfarrer, *Franziskus Antonius Glöckler*, hielt in den Gemeinden Renchen, Ulm und Waldulm flammende Reden gegen den Kanalbau. Er vertrat dabei die Meinung, sicher nicht grundlos, daß wenn das so weitergehe, und das Holz auf dem Kanal um einen Spottpreis verkauft werde, die Zeit komme, wo arme Leute das Holz pfundweis kaufen müßten. Außerdem werde durch das Fällen der Eichen die Eichelmast ruiniert. Bezüglich des Maiwaldes vertrat Glöckler die Meinung, daß dieser von der Gräfin Uta von Schauenburg den Vorfahren der angrenzenden Gemeinden geschenkt worden sei, damit die Bürger ihr Holz, und wie es im Waldbrief hieß: „. . . die Witwen und Waisen ihren Trost daraus hätten . . .“<sup>11</sup>

Es gelang ihm einen richtigen Volksaufstand zu inszenieren, so daß eines Nachts die Bewohner der drei Gemeinden, etwa 3000 Mann mit Äxten,



### Der Kückhsche Kanal

Zeichnung von Franz Josef von Weis zu Neuenburg vom 20. April 1777 (GLA H Freistett 6)

Der Kanal begann an der Brücke (Schmierbrücke) über den Feldbach (Acher) unterhalb von Fautenbach, wo auf einem Holzplatz das auf der Acher geflößte Holz gelagert wurde. Von hier zog er geradlinig nach Neufreistett durch den Maiwald. Die „unzufriedenen“ Bauern warfen ein Stück von etwa 200 m vom Beginn an zu; außerdem zerstörten sie die in den Kanal eingebauten 11 hölzernen Schleusen. Damit war das Flößen unmöglich geworden.

Hacken und Schaufeln auszogen, die Markierungspfähle ausrissen und den Kanal teilweise zuschütteten. Auch in den folgenden Nächten trieb man dieses Werk der Zerstörung: Bauhütten gingen in Flammen auf, dabei kam es sogar zu Kämpfen mit den kückhschen Arbeitern, die im Verein mit den Neufreistetter und Freistetter Bürgern mit „Büchsen, Pulver und Blei“ ihren Kanal verteidigten und die Renchtäler in die Flucht schlugen. Diese Angriffe waren ein schwerer Schlag, vor allem für die Finanzen der Kompagnie. Auf eine Beschwerde Kückh's wegen Sachbeschädigung wurden österreichische Exekutionstruppen in Stärke von 400 Mann mit Frauen und Kindern in die Dörfer gelegt und für die drei Gemeinden eine Strafe von 3 000 Gulden und für einzelne Personen, 20, 30, 50 und 100 Gulden festgesetzt.

Der Pfarrer Glöckler von Waldulm wurde verurteilt zu achttägigen Exerzitien im Kapuzinerkloster zu Offenburg und zur Bezahlung der Prozeßkosten. Glöckler war jedoch der Ansicht, daß er eher ein Lob als Strafe verdient hätte, da er seine Pfarrkinder vor großem Schaden bewahrt habe. Er legte Berufung gegen das Urteil ein beim Bischof in Zabern und beim Erzbischof von Mainz, ebenso die drei Gemeinden bei „Kaiser und Reich.“

Auf Mittwoch, den 3. September 1749 wurde Kommerzienrat Kückh vor den kaiserlichen Notar Wolbert aus Freiburg vorgeladen. Als der später den Kanal besichtigte und bis nach Achern kam, erfuhr er, daß auch die markgräfllich badischen Untertanen mit der Weiterführung des Kanals über den „Schwiebergraben“ hinaus bis Gamshurst nicht mehr einverstanden waren.

Der kaiserliche Notarius setzte seine Reise fort, um am 6. September 1749 in der „Linde“ in Renchen weitere Zeugen in der Sache zu vernehmen. Der Schätzungswert des Streitobjekts betrug: 125 000 Gulden (Die große Summe läßt auf den damaligen Wert der Anlagen schließen, die die Aktionäre in die Unternehmungen investiert hatten.).

Es ist menschlich verständlich, daß die Einwohner der Orte Renchen, Ulm und Waldulm die drückenden Einquartierungslasten gerne losgeworden wären und sie sich dazu alle Mühe gaben. Bei ihrer Vernehmung durch den Notarius bekannten sie ihre Schuld, wie „elende Sünder“, dann klagten sie, daß sie bald Haus und Hof verlassen müßten.

Aber auch die Handelskompagnie ihrerseits hatte eine Klageschrift eingereicht. Hierauf erging folgendes kaiserliche Dekret vom 14. Oktober 1750:

„Von der Römisch Kaiserlichen Majestät Francisci, unseres allergnädigsten Herrn, wegen denen Gemeinden zu Renchen, Ulm, Waldulm hiermit anzufügen: welcher Gestalt bei allerhöchstdaselben die Kanal und Flotz Komp. des Kanals zu Freistett sich wieder die Gemeinden nach Ausweis bei verwahrter Exhibitorium alleruntertänigst beschweret, diesem nach befehlen Allerhöchst gedacht ihre Kaiserliche Majestät denen Gemeinden zu Renchen, Ulm, Waldulm hierdurch

ernstlich sich bei Vermeidung unausbleiblich erfolgter schweren Bestrafung aller eigenmächtigen Tathandlungen zu enthalten, dagegen den Ausgang bei ihrer Kaiserlichen Majestät wegen der gemelten neuerlich angelegten Flotz Kanals angebrachten Klage geduldig abzuwarten und bis dahin sich allenthalben ruhig und friedsam zu betragen<sup>12</sup>.“

Am 2. Dezember 1750 verbot ein verschärfter Erlaß. . . „Unter Vermeidung schwerer Strafen derartige Tätlichkeiten, wie sie die Bevölkerung sich hatte zu Schulden kommen lassen. . .“ Daraufhin bekannten die Bischöflichen sich zwar schuldig, vertraten jedoch die Auffassung, daß das Unternehmen das Land in jeder Hinsicht schädige. Zur Begründung trugen sie vor:

- „2 do Mit diesem unserm Holtz würde denen Frantzosen Brennholtz, Bauholtz, Schiffbrücken, Pallisaten und mast Bäum auf dem Canal in der menge zugeführt und auch unsere waldungen ruinieret, die frantzösischen dagegen gesparet.
- 3 tio Vermittelst dieses Canals könnten unsere Stein und andere Bau materialie leichter Dingen zu erbau- und reparierung der frantzösischen Vestungen und Schantzen im Elsaß überführt werden.



*Die Kanalbrücke an der B 36 südlich Freistett (nach einem Gemälde)*

*Aufnahme: Hermann Kiefer*

- 4 to Dieser Canal mit geringer frantzösischer Mannschaft besetzt, könnte eine gantze Kaiserliche oder Königlich hungarische armee aufhalten und das obere Breysgau von dem unteren abschneiden, auch ober und unter sich überschwemmungen anrichten.
- 6 to könnte auf diesem Canal eine frantzösische schwere artillerie gar leicht bis ans wirthenbergische gebracht und vermittelst eines ohnedem vorhabenden neuen Wegs tief in den schwäbischen Creys oder in das reich gebracht werden. . .<sup>134</sup>

Trotz aller „Lamentationen“ seitens der Maiwaldgenossenschaft behielt die Kompagnie zunächst die Oberhand. Die Anlage war im Jahre 1753 im wesentlichen fertiggestellt, die Gesamtlänge des Kanals betrug etwa 7 Kilometer, bei einer Sohlenbreite von 4 Metern. Seit 1748 hatte man hierfür 74934 Gulden ausgegeben. Das zum Betrieb der Flößerei erforderliche Wasser wurde durch eine Schleuse aus der Acher in den Kanal geleitet. Der Prozeß stand für die Bischöflichen und für die Bevölkerung sehr ungünstig, und es war nahe daran, daß die drei Gemeinden auch noch die großen Entschädigungskosten bezahlen mußten.

Da machten sich die drei ersten Bürger des Städtchens Renchen auf den Weg und ritten mit einem Begleitschreiben, das ihnen überall gute Aufnahme verschaffte, über den Schwarzwald, durch Schwaben und Bayern nach Österreich in die Stadt Wien und trugen dort in der Hofburg der Kaiserin Maria Theresia ihre Sorgen mündlich vor. Das war nicht nur ein politisch kluger Schachzug, wie sich noch zeigen wird, sondern vor allem auch eine physisch großartige Leistung, waren sie doch zweimal ca 800 Kilometer im Sattel unterwegs. Die Kaiserin machte ihnen gute Hoffnungen, und als sie nach 103 Tagen wieder in Renchen zurück waren, merkte man recht bald, daß sie das Blatt zu ihren Gunsten gewendet hatte. Die Kaiserin und ihr „lieber Vetter“, der Bischof von Straßburg waren miteinander einig geworden, und alle Anstrengungen des Landesfürsten, zum Schutz seiner Untertanen, waren von nun an umsonst. Ein kaiserlicher Kommissar wurde nach Renchen beordert und erkannte die vorgebrachten Beschwerden der bischöflichen Untertanen als begründet an, während er die Anträge der Handelskomagnie für nicht gerechtfertigt hielt. Das Ende des Floßunternehmens bahnte sich an. Es kam zum Zusammenbruch der geplanten und zum Teil schon ausgeführten Arbeiten. Die Kanalarbeiter ahnten das Debakel und suchten schleunigst anderweitig Beschäftigung. Die Bauten wurden nach und nach eingestellt. Kückh soll verzweifelt am 30. April 1754 den Tod im Rhein gesucht haben. Eine andere Version behauptet, er wäre nach Übersee ausgewandert und dort verschollen. Ungewißheit lastet über dem Schicksal des Mannes, der den Versuch unternahm, Freistett eine verheißungsvolle Zukunft zu schaffen.

Am 31. Mai 1756 erfolgte ein Beschluß des Reichshofrates, der den Betrieb des Floßkanals untersagte.

Bis dahin hatte, nach dem vermutlichen Tode Kückh's, der Straßburger Kaufmann Divoux als Direktor die Kompagnie geleitet. Sie flößte von 1754 bis 1756 7800 Klafter Holz ab. Divoux versuchte, durch den Verkauf des im Lenderwald gefällten Holzes, wenn auch in kleinerem Rahmen, die Geschäfte fortzusetzen und zu retten, was noch zu retten war. Kaiserin Maria Theresia hatte durch eigenhändiges Dekret das Abflößen des Holzes auf der Acher für weitere 15 Jahre gestattet, und den Kolonisten in Neufreistett für 15 Jahre Freiheit vom Militärdienst zugesichert<sup>14</sup>. Das Unternehmen rentierte sich jedoch nicht mehr. Divoux klagte bei jedem Floß über umfangreiche Diebstähle. Aufseher am Kanal wurden mit Steinen beworfen und selbst an den Haaren gepackt. Er bat mehrfach um Verhängung schwerer Strafen und um die Erlaubnis, die Aufseher mit Schrotflinten ausrüsten zu dürfen, die die Holzfrevler „durch Schießen in die Beine“ vertreiben könnten. 1760 klagte er darüber, daß die Holzfäller ihren Akkord nicht eingehalten hätten, so daß statt 4000 nur 1300 Klafter zum Flößen geschlagen wurden. Auch die anliegenden Grundstückseigentümer schickten nach jedem Floß Beschädigungsforderungen, die gewöhnlich mit 80 Gulden abgegolten wurden. Auch die beiden Papierer von Oberachern, Martin Wehrle und Franz Gemblar und der Großweierer Müller stellten laufend Entschädigungsansprüche wegen Wassermangels. Die Verschuldung nahm zu, und am 17. Mai 1774 wurde das Konkursverfahren über die kückhschen Güter diesseits und jenseits des Rheines eröffnet.

Inzwischen war Kückh's Witwe, Anna Barbara, geb. Salzmann, am 19. September 1772 gestorben und auf dem Friedhof in Freistett beigesetzt worden. Am 8. Mai 1775 starb auch die jüngste ledige Tochter, erst 39 Jahre alt.

Am 13. März 1783 wurde die diesseits des Rheines gelegene Konkursmasse, mit Ausnahme des Schloßgutes, öffentlich versteigert, von der Gemeinde Freistett für 22250 Gulden erworben und, in aufgeteilten Parzellen, mit Gewinn an einzelne Bürger wieder abgegeben. Der Schloßplatz ging in Privatbesitz über, das Schloß blieb unvollendet. 1820 wurden die bis zum ersten Stockwerk errichteten Gebäudeteile abgetragen.

Das mit großen berechtigten Hoffnungen begonnene Werk und sein weit-schauender Träger hatten ein unrühmliches Ende gefunden. Es ist heute müßig darüber zu streiten, wessen Schuld es vor allem war. Der konkrete Rest der „Kückhschen Kompagnie“, Neufreistett, wurde am 1. April 1929 mit seiner 8 ha großen Gemarkung, mit seinem Stadt- und Marktrecht Freistett einverleibt.

Über den „Canal“ führt seit 1963 der Autobahzubringer 88 c vom Rheinübergang Freistett-Gambsheim nach Achern. Nur ein kleiner Graben neben dem Zubringer am Freistetter Baumbosch ist noch zu sehen.



*Rest des Floßkanals (ostwärts Freistett  
zwischen Baumbosch und Zubringer  
88 C) Aufnahme: Hermann Kiefer*

#### *Anmerkungen*

- 1 Den Ausführungen liegen zugrunde  
GLA 229/73499, 299/73514 und 229/73518  
Alfred Leitz, Geschichte der Gemeinden Freistett und Neufreistett bis zum Übergang an das Großherzogtum Baden. Kehl 1890.  
Eugen Beck, Flößerei auf der Acher, in: Ortenau 34/1954, S. 16—27
- 2 Lenderswald: Waldgebiet im hinteren Achertal südlich des Mummelsees
- 3 Beck, a.a.O., S. 19
- 4 Beck, a.a.O., S. 19
- 5 Amlung: feines Mehl aus Weizen und anderen Stoffen, das zum Pudern der Haare und der damals von allen vornehmen Leuten getragenen Zöpfen diente
- 6 GLA 229/73514
- 7 Leitz, a.a.O., S. 182
- 8 Leitz, a.a.O., S. 185
- 9 Beck, a.a.O., S. 20
- 10 Beck, a.a.O., S. 22
- 11 Leitz, a.a.O., S. 186
- 12 Denkschrift von Geh. Oberbaurat Adolf Drach: Entwurf der Renchkorrektion abwärts Er-lach. Bad. Landesbibliothek Karlsruhe
- 13 Leitz, a.a.O., S. 188
- 14 Beck, a.a.O., S. 25

## Kardinal Rohans Nachlaß von 1803

*Hubert Kewitz*

1923 hat E. Batzer in der „Ortenau“ über „Testament und Hinterlassenschaft des Kardinals Rohan“ berichtet. Hier sei das umfangreiche Karlsruher Verzeichnis<sup>1</sup> des Nachlasses der „Belle Eminence“ eingehender vorgestellt.

Die Universalerin des am 16. Februar 1803 verstorbenen letzten Straßburger Fürstbischofs, seine Nichte Prinzessin Charlotte Dorothee von Rohan-Rochefort, hatte in Vorahnung der Schuldenlast nur unter Vorbehalt („sub beneficio legis et Inventarii“) angenommen und die Aufstellung des Inventars verlangt. Es verzeichnet unter Hinzuziehung von Schätzern und des besten Kenners des Vermögens, des Geheimen Rats Abbé Simon, alles was sich in Ettenheim vorfand und noch in der Nacht des Todes sekretiert worden war.



*Kardinal Louis R. E. Rohan-Guéméné.  
Porträt im Bürgersaal des Rathauses  
von Ettenheim*

*Aufnahme: Foto Oehler, Ettenheim*

### *Liegenschaften*

Mit 2250 Gulden angesetzt wurde das ihm gehörende, „im Saspacher Bann (auf einem halben Jeuch Feld) stehende sogenannte *Turrennische Haus*“<sup>2</sup>. Der Sasbacher Schultheiß meldet in einer Beilage, daß „bei Abschätzung sich der da befindliche französische Gard sich sehr darüber aufgehalten und sogleich nach Strasburg abgegangen, um solches der französischen Generalidaet anzuzeigen“. Auf der Insel St. Domingo gehörte

Rohan der dritte Teil einer Plantation, die er schon bei Lebzeiten seiner Nichte vermacht hat, wie das Inventar vermerkt.

### *Geld, Gold und Münzen*

In dem Vorrat *baren Geldes* (24 Louisdors, 9 Dukaten, 40 Gulden in kleiner Münze und 1352 Livres 19 Sous in französischen Talern) lag auch „ein Stuck reinen Goldes wiegt ein halb Pfund und 5 Quintchen“.

Eine Sammlung goldener und silberner *Gedächtnismünzen* galt Ereignissen vorwiegend der jüngeren französischen Geschichte, so der Feier des „ersten Jubeljahrs“ (1781) der Stadt Straßburg unter französischer Regierung, dem Geburtstag des Dauphins 1782, der Vermählung Ludwigs „mit Antoinetten von Oestreich“, aber auch der Krönung Ludwigs XIV. im Jahr 1654 und dem Teschener Frieden. 51 Silbermedaillen stellten berühmte Franzosen vor. Es fanden sich auch 186 Spielmünzen mit dem Rohan-Wappen und dem Bildnis des Kardinals Konstantin Rohan ebenso wie 13 Kupfermünzen, „wovon ein Theil bei Herkulanum ausgegraben worden sein sollen“.

### *Kleinodien*

Unter dem Titel „*Kleinodien und Silberwerck*“ finden sich Objekte, deren Nennung das Herz des Sammlers oder Händlers höher schlagen läßt. Davon war augenblicklich allerdings Silbergeschirr im Wert von 2777 Gulden versetzt; der Rest wurde aber noch auf 3625 fl (Gulden) 9 ß (Schilling) geschätzt. Ein großes, mit „großen gelben Diamanten besetztes“ Pektoral (Brustkreuz) war 660 fl wert, ein kleineres nur 66 fl, obwohl es ein Partikel des hl. Kreuzes enthielt. 26 goldene Ringe trugen in Stein gegrabene Bildnisse Jesu Christi, weibliche und männliche Porträts, einen Pallas-Kopf, das Porträt seines Vorgängers Armand Gaston und „von einem alten Kaiser“, Email-Gemälde, „gemalte Augen“, schwarze Granaten, Amethyste, Rosetten aus kleinen Diamanten, Rubine, blaue, violette, petrifizierte Steine, in Elfenbein gearbeitete „Landschäftchen“ und Devisen. Von mehreren, teils diamantenverzierten goldenen Repetieruhren befand sich eine, von „kleinen Rosetten entouriert“, in einem großen goldenen, mit getriebener Arbeit verzierten Stockknopf. Goldene und kristallene persönliche Petschaften fehlen nicht. Goldene Tabatieren trugen Miniaturgemälde („verschiedene Herrschaften des Höchstsiligen vorstellend“) oder die Porträts Ludwig XVI. und der Prinzessin Charlotte oder das bewußte „Grabmal des Marschalls von Turenne zu Saspach“. Eine Bonbonniere aus „geschmolzenem Horn“ trug ein Gemälde des Kiosks vor seinem Zaberber Schloß. Eine „Chinesische mit Massiv Gold eingelegte Porzellanene Tasse in einem Futterale“ war 60 fl wert, eine „silberne Laterne von Gothischer Arbeit“ 5 fl 5 ß. Dann gab es ein Muttergottesbild in Korallen, ein Miniaturporträt des „berufenen P. Joseph“, silberne Sporen, Schuhschnallen, vollständige, 31 Pfund schwere silberne Bestecke, dazugehörige „2 Stuck Silber- und Vergoldete Cadenats de Ceremonie“ (750 fl), Butterschäufelchen, „Marckzieher“, eine Chocolatière, einen „Rosenkranz mit verschiedenen Miniatur Gemälden, welchen Papst Pius der 6 te dem Höchstsiligen verehrt hat“, Leuchter, Lichtschirme, Fingerhüte, Ohrringe, eine silberne Nachtlampe und vieles andere mehr.

### *Liturgische Gewänder*

Genau aufgeführt sind alle „*Kirchen-Ornamenten*“, die zuletzt in Ettenheim den geistlichen Funktionen des Verblichenen gedient haben, alle Meßgewänder und liturgischen

Gegenstände, getrennt nach ihrer Zugehörigkeit zur Großen, Kleinen und der Kapelle des Aumônier<sup>3</sup>. Alles wurde insgesamt auf 4516 fl geschätzt. Darunter waren etwa ein „weis und rothes mit Gold auf beiden Seiten reichgesticktes Meßgewand“ für 500 fl, sechs Infuln (Bischofsmützen), Handschuhe, seine Bischofsstäbe, aber auch mehrere Paar rotseidene, weiße und grüne Strümpfe und auch mit Points d'Angleterre oder Brabanter Spitzen verzierte Alben und Chorhemden.

### *Handschriften und Apparate*

Über die (auf 150 fl geschätzte) *Bibliothek* des Kardinals wurde ein Katalog aufgenommen, der aber, was schon Batzer bedauert, nicht erhalten ist. Unter Nr. 4 heißt es in den Beilagen, daß den „Bücher Kathalog der Geheime Rath Abbé Simon noch bei Händen hat“. Das Inventar führt folgende *Handschriften* auf: eine in Rotsaffian gebundene Übersetzung des altchinesischen Schu-Ging („Version latine du Livre classique chouking pa le P: Michel Benoist Jesuite francais à Peking“), einige „gedruckte Bögen Chinesischer Schrift“, der „Alkoran in türckischer Sprache auf Pergament geschrieben“, ein Buch „über verschiedene Chimische Operationen“ sowie mehrere Manuskripte, „Rezepte und Medizinische Geheimnisse enthaltend“.

Die Neigung Louis Rohans zu Alchimistisch-Entlegenem ist durch seine unkritische Begeisterung für Cagliostro bekannt. In seiner Bibliothek stand die Ausstattung des Laien-Dilettanten der Zeit, der die Mode gewordenen Experimente einer noch halb mystischen neuen Naturwissenschaft nachexerziert: ein 275 fl teures „groses englisches Electrum“ mit zugehörigen Apparaten und einem „Electrometrum“, eine „Accromatische Waage“, drei verschiedene Mikroskope, mehrere Perspektive, vier Kompassse, drei Sonnenuhren, eine galvanische Säule, silberne Zirkel und ebensolches Reißzeug, Brenngläser, mehrere große und kleine Waagen verschiedener Bauart, auch eine Goldwaage, eine „Camera obscura, welche zugleich auch zum Mikroskop dienet“, eine achromatische Brille, drei „Chymische Öfen“ mit Zubehör, ein „Digestions Öfele“, Destillierkolben, Phiolen, Retorten, ein Filtriergefäß und vier türkische „Butteilen zum Reiskochen“. Dann erscheinen, immer noch unter der Rubrik „Bücher“, ein Brustbild Turennes en terre cuite, eins von Ludwig IX. en bronze, elf kleine Bronzefiguren aus Herkulaneum, drei „Automaten mit einem dazu gehörigen Mechanischen Tische“, ein „Petrofactum von besonderer Art in einem Futterale“ und „eine Kiste voll Mineral Steine aus dem Karls Bad“.

### *Garderobe*

In 74 Einzelposten ist die *Garderobe* des Kirchenfürsten aufgelistet. 856 fl war die „Manns-Kleidung“ noch wert, ihre detaillierte Vorstellung ist eine modegeschichtliche Fundgrube. Da waren die teuren, von seinen Bildnissen bekannten „roth scharlachenen“ Soutanen, Camails (Bischofsmäntelchen mit Kappe), Birette und Mäntel des hohen geistlichen Herrn. Rot waren auch die Kasimir-Röcke mit goldenen Knöpfen. Überröcke waren von maus- oder eisenfarbigem Tuch, von grün meliertem Biber oder für den Winter aus wattierter Seide. Die Westen und Gilets waren gefertigt aus verschiedenfarbiger Seide, geschnittenem Samt oder mit farbigen Blumen gesticktem Kasimir (Wollenzeug). Die Hosen waren aus rotem Moire (Mohair), Samt, gelber oder schwarzer Seide. Ein Chapeau-bas-Hut hatte eine „Trossel reich in Gold“, eine polnische Mütze war von meliertem Samt, ein Regenmantel von braunem Wachstaft. Die

Hemden waren von „Schlesischer Leinwand“, die Halsbänder aus Musselin, die Nachtmützen seiden oder baumwollen, die Strümpfe seiden, baumwollen, leinen oder ledern. Die Schnupftücher, Kopfbänder und Nachtwesten werden vorgezählt, aber auch 6 Paar lederne Unterhosen, 2 Pudermäntel, 8 Paar Stiefel-Manschetten und 10 Paar Manschetten „von allerlei Spizen“.

### *Waffen*

Der jagdliebende Kardinal besaß *Waffen* moderner Art, darunter von dem bekannten Büchsenmacher „Kugelreutter“ (= Kuchenreuter in Regensburg) eine „mit plattiertem Silber eingelegte Windbuchse“ sowie ein Paar Pistolen von ihm mit vergoldeten Beschlägen, ferner Musketen, Carabiner, gedoppelte und einfache Jagdflinten, eine Vogel-Flinte, mehrere englische Pistolen (eine davon vierläufig), Pistolen mit „gewundenen Spanischen Läufen“, Säbel und Stockdegen.

### *Bilder*

Umfänglich, wenn auch ohne System ganz von dem nervös wechselnden Interesse und Ungeschmack des Prinzen Louis gezeichnet, war, was er aus seinem privaten Besitz an *Gemälden und Stichen* nach Ettenheim mitgenommen oder hinzugekauft hatte. Das wertvollste Stück in drei Blechbüchsen war „die sogenannte Bibel von Raphael d'Urbino in illuminierten Kupferstichen“, auf 1650 fl geschätzt. Die „27 Stück Landschaften al'aqua tinta von Wilhelm Kobel in Mannheim“ waren 100 fl wert. Von dem Kupferstich-Werk „Tableaux topographiques de la Suisse“ waren 34, von der „Voyage pittoresque de la France“ 29, von der „Voyage pittoresque de la Suisse“ 15, von der „Voyage pittoresque de la Grece“ 12, von der „Voyage pittoresque de Naples et de Sicile“ 13, von der „Voyage pittoresque de l'Italie“ 14 Hefte vorhanden. Eine Folge von Uniformstichen, Offiziere und Beamte der Pforte, des „l'empire Othoman“, vorstellend, hatte noch 10 Hefte (20 fl). Sechs gering angesetzte Ölgemälde stellten religiöse oder Genre-Themen („Ein alter Mann, der bei dem Lichte liest“) dar, illuminierte Kupferstiche Ansichten aus Italien (von Desprez) und der Schweiz (Kristian von Mechel). Zwei große Kupferstiche von Bonfois bildeten einen Weidbuben und ein Strohmädchen ab, andere z.B.: ein antikes Basrelief, Ludwig XV., Horatius Cocles, den Laufener Wasserfall, das Palais Royal und den Münzpalast zu Paris, die „Nachhaus-Kunft des Landmanns“, das Pferd und den Löwen, das Grabmal des Johann Jakob Rousseau, Bade- und Familienszenen, den Ausbruch des Vesuvs im Jahre 1794 (als Nachtstück), eine Götterhochzeit, die Übergabe der Armee des Generals Cornwallis (Yorktown 1781), die Seeschlacht bei Abukir, die „Stufenfolge von dem Frosche zu dem Appollo Provile“, den Kanal zu Zabern und die Princesse Royale von Frankreich. Kaiser Joseph II. war als Miniatur und in Alabaster, Friedrich II. von Preußen als Silhouette vertreten.

### *Spiegel und Leuchter*

Im großen Salon des von seinem Baumeister Salins de Montfort 1790 für ihn umgebauten Ettenheimer Amtshofes standen „3 trumeaux *Spiegel*“ und manche andere in den anderen Räumen. Kostbar waren die *Kronleuchter*, von denen der größte, 1000 fl teure „sich gegenwärtig in Händen des Hrn ReichsHofraths Agenten von Schuhmann in Wien befindet“. Ein anderer von Bergkristall (275 fl) hing mit sechs teils vergoldeten Bronze-Girandols (Armleuchter) im großen Salon, ein weiterer aus böhmischem Kri-

stall im kleinen Salon. Auch der mittlere Salon war nicht ohne Leuchter, so wenig wie der Speisesaal. Ein grüner Barometer mit vergoldeten Stäben befand sich im fürstlichen Schlafzimmer; zwei Paar „FeuerhundSchilder von Bronze d'oré“ fehlten nicht.

### *Tapisserien*

„*Tapeten und Umhänge*“ steht über der nächsten Abteilung. Man vermutet nicht, daß sich darunter die wertvollen „Rohan-Gobelins“ (Tapeten = Tapisserien) befanden, die er von Zabern oder Straßburg mitgebracht haben muß. Dieter Weis ist 1982<sup>4</sup> ihrem bewegten Schicksal nachgegangen. Fronleichnam 1791 hatte der Kardinal 26 Gobelins zum Schmuck des Prozessionswegs beim Rathaus aufhängen lassen. Das Inventar führt insgesamt 33 solcher „Tapeten“ auf, darunter die Jason-Serie nach Entwürfen J.F. de Troy's, von der Goethe eine Ausfertigung 1770 in Straßburg gesehen hat, ferner 4 Teppiche aus der Neu-Indien-Folge nach Kartons von A.F. Desportes, weiter den „Einzug des Mark Anton in Ephesus“, 4 Teppiche aus der Serie „L'Histoire de Christ“ von Jouvenet-Restout, einen großen Paravent mit Motiven aus dem Äsop, „alte Pariser Wandtapeten“ mit den zwölf „Zeichen des Zodiacus“ (Tierkreis) und 13 Wappenteppiche, von denen 9 „den Wappen des Höchstseeligen“ und 4 „den Königlich Französischen Wappen“ zeigten. Das Inventar setzt den Wert dieser Gobelins auf 3383 fl an.

212 Ellen und 12 einzelne Stücke Wandtapeten aus broschiertem (durchwirktem), blauem und hochgelbem Atlas oder weißem Peking, mit den verschiedensten chinesischen Motiven verziert und insgesamt auf 2709 fl geschätzt, befinden sich augenblicklich ebenfalls beim Herrn von Schuhmann in Wien. 17 Bögen papierener chinesischer Wandtapeten werden ebenso aufgeführt wie die grünweiß geblümete damastene Tapete im fürstlichen Schlafzimmer, samtene Fenstertapeten, Sessel- und Kanapeeüberzüge und kleinere Paravents und Wandteppiche in den Schlafräumen. 6 „Rouleaux Lampasse (seidene Fensterrollvorhänge) Blumwerck und Chinesische Früchten vorstellend“ waren 1000 fl wert. Die rund 40 Bett- und 36 Fensterumhänge waren, vor allem in den Dienerzimmern, von einfacherem Stoff, von Damast, Taft, Baumwolle, Etamin, Kamelot, Siamoise, Zwilch, Kattun, Drillich.

### *Bettwerk und Getüch*

Das „*Bett- und Federwerck*“, das „*Leinwand und Getüch*“ führt die schlafbequeme Ausstattung des hochfürstlichen Haushalts vor, immer getrennt nach „Herrschaft- und Bedienten Better“: Matratzen (aus Barchent oder Kelsch), Plumons und Roulots, aber auch Strohsäcke. Die Herrschaft lag unter prächtigen Bettdecken, z.B. einer „weis atlasenen mit Gold und Seiden gestickten und mit goldenen Crepinen (Fransen) garnierten“, die Domestiken<sup>5</sup> unter Baumwolle und Kattun. Der Bestand an Leintüchern umfaßte 124 Paar. 45 damaszierte (720 fl) und 71 „gebildete“ (710 fl) Tafeltücher standen zur Verfügung, dazu 55 Dutzend plus 10 damaszierte (616 fl) sowie 64 Dutzend plus 7 gebildete (352 fl) Servietten. Die Bedienten hatten ihre eigenen Servietten. 484 Küchenschürzen wurden auch ausgezählt, ebenso 132 Waschlappen.

### *Geschirr und Glas*

Unter dem penibel verzeichneten *Geschirr* fallen die vielen benötigten, großen und kleinen Lichtstöcke auf, weiter Gebäckspritzen, Lampen zum Speisenaufwärmen, Klistierspritzen, Häfen „zum Gefrorenen“, dann die stattliche kupferne Küchenausrüstung:

Kasserollen, Suppennäpfe, Fischbecken, Tortenpfannen, Gebäckbleche, Schmutz-, Schaum- und Anrichtlöffel, Kessel aller Art. Alles Kupfergeschirr wog 770 Pfund und war 474 fl wert. Das gemeine Blech- und eiserne Küchengeschirr wird gesondert aufgeführt: Teller, Formen, Salz- und Gewürzbüchsen, ein „Brosamen Aufbewälter“, ein „englisches Toastenblech“, einige eiserne Bräter mit Fächern und Gestellen, Waffeleisen und Kastanienpfannen, Kaminschaufeln und Feuerschirme.

Natürlich fehlt es nicht an *Gläsern*, an Karaffen, Kelch- und Burgundergläsern, Flacons aus englischem und böhmischem Glas, Sauerwasserkrügen und weißporzellanenen Kühlnäpfen. Von „*Porzellanen und Fajancen*“ fand sich wohl nur ein Restbestand, wenig über 100 fl wert: eine Tasse von Porzellan de Sèvres mit Miniaturgemälde, Platten, Teller, Schüsseln aus chinesischem Porzellan, Teeservice aus Porzellan und Fayence, Geschirr aus englischer Fayence und aus weißem Steingut und auch noch „13 Verschiedene Figuren zu einem Surtout (Tafelaufsatz) von biscuit(-Porzellan) und fayance“.

### *Möbel und Instrumente*

Die Abteilung „*Schreinerwerck*“ zählt das Meublement der Exilresidenz auf. Es war eine Menge für das nicht allzu große Haus, doch sehr wenig im Vergleich zum früheren Leben in Zabern, Straßburg, Paris. Der Gesamtwert betrug 1147 fl. 20 herrschaftlichen Bettstätten standen 25 für die Dienerschaft gegenüber und 9 für die Husaren der Leibwache; in die Nähe gehörten die „zum Theil gefütterten“ Nachtstühle und die Bidets. Von einfacher Eiche und Tanne waren die Kleiderschränke und gewöhnlichen Tische. Anspruchsvoller gaben sich 11 Kommoden mit Marmorplatten, verschiedenem Holz und Beschlägen, Nußbaumschreibtische, große, mit rotem Leder, Damast oder Plüsch bezogene Sessel, gelb, rot und grün überzogene Bergèren, Rohr-Armsessel, ein „mit Chinesischem Lack überzogener und bemahlter Kaffeetisch“ und grünbetuchte Spieltische.

Einige wenige *Musikinstrumente* erinnerten kaum noch an die traditionelle Musikkultur der Familie Rohan<sup>6</sup>: ein forte piano, eine Geige, eine alte Mandoline, ein altes Hackbrett, eine große türkische Trommel, eine Trompete, drei Posthörner und ein Musikpult.

### *Gemeiner Hausrat*

Das „*Faß und Band Geschirr*“ meinte Fässer für 1/2 bis 3 Ohmen, aber auch einen Badzuber und Krautstanden; das „*Feld und Hand Geschirr*“ umfaßte Gabeln, Schaukeln und Rechen, Reut- und Breithauen, Schrot- und Spaltäxte, Sägen, Schubkarren, Gartenleitern, einen Strohschneidestuhl. Unter dem „*Gemeinen Hausrath*“ fanden sich die Vorläufer unserer mehrteiligen Taschenmesser: „Componierte Sackmesser mit elfenbeinernen Griffen“, auch „ein ganzes Besteck in einem Stuck mit einem dito Hefte“; die Griffe waren auch von Horn, Schildpatt oder Perlmutter.

### *Wagen und Pferde*

Sehr umfassend ist die Abteilung „*Pferd-, Fuhr- und Bauern Geschirr*“; den heutigen Nobelmarken der großen Welt entsprachen die augenblendenden Karossen mit dem imposanten Zubehör. 108 Positionen addieren sich zu einem Gesamtwert von 4066 fl. Das

beste Stück war „ein viersiziger grün lackierter und mit Gold ausgeschlagener innwendig mit Sammet garnierter, und mit goldenen Borden auch Crepinen verzierter Staatswagen“ ad 1375 fl. Dann hatte Rohan noch einen grünen und einen gelben Reisewagen, eine gelbe „Caleche à glaces“ (mit Fenstern), einen blauen und einen grünen Postwagen, eine „Bringue“, drei Schlitten und „eine durchgehends vergoldete Sänfte“. Zu der Staatskutsche gehörten sechs Geschirre von weißem, rot ausgeschlagenem Leder, mit Bronze beschlagen und mit „77 dazugehörigen Drosseln“, ferner Kopfgestelle, Gebisse mit vergoldeten Schilden, 8 goldene Quasten, Kokarden, „Palantinen“, rotgoldseidene „Handhaben“ und ebensolche Zügel und Leitseile. Ohne solches Zubehör konnten auch die anderen Gefährte nicht ausfahren. Die englischen Reitsättel waren mit weißem Leder gefüttert und hatten übersilberte Steigbügel, die Zäume waren schwarzledern und mit silbernen Schilden und Schnallen verziert, die Trensen (Halfter) aus Gold- oder Silberborten, aus blauer, roter oder weißer Wolle. Ein rotsaffianenes Kopfgestell war mit Kristallsteinen ausgelegt, eine der Schabracken war weißtuchen, mit Wachstuch gefüttert und mit Seide gestickt; die wollenen Reitdecken waren rot oder blau oder schwarzweiß bzw. grüngelbweiß gestreift. Dem Fliegenschutz der Rosse dienten „Mucken-Gärne“, aus roten, grünen oder weißen, mit Goldborten verzierten Garnen gemacht. Man unterschied Kutscher-, Reit-, Post-, Fuhr- und Hundspeitschen.

Die 15 „Fürstlichen Pferde“<sup>7</sup> waren schon am 9. März vorweg versteigert worden und gingen ins Inventar nur noch als „baares Geld“ (1588 fl 45 Kreuzer) ein. Unter der Aufsicht von Amtsschultheiß Kolllefrath konnte der Anschlag in der Regel um das Doppelte oder mehr überboten werden (Beilage Nr. 3). Am meisten brachten der „Hans“ (231 fl) und der „Brigadier“ (189 fl), die nach Freiburg und Straßburg kamen. General Leval in Straßburg zahlte 264 fl für „2 grose braune Kutschen Pferde“. Der „Diamant“, der „Baigneur“, der „Schulz“ und der „Obrist“ gingen, wie die Stuten, zumeist nach Straßburg; der Posthalter von Emmendingen erwarb eine gefleckte Stute.

### *Hausapotheke*

Die „Haus Apotheke“ des Höchstsiligen wurde von dem Ettenheimer Hofapotheker Joseph Mylius geschätzt (der im übrigen an die Erbmasse Anspruch auf 637 fl für abgegebene Medizin erhob). Eine „kleine Feldapotheke“ aus Mahagoni enthielt 5 „größere geschliffene Flaschen, deren zwei mit destilliertem Lavendelöl angefüllt sind“ und 4 leere Flakons. Solcher destillierten Öle gab es im übrigen Bestand mehrere: Öle aus Origanum, Rosen, Rosmarin, Pfefferminz, Zimt, Spik-Lavendel und Wacholderbeeren, aber auch nervenstärkende Auszüge aus Melisse, Schafgarbe, Thymian und drei Flaschen mit „Hoffmännischen Tropfen“. Als Wundsalbe mochten dienen Dachsschmalz und weißer oder schwarzer „Peruvianischer Balsam“; es gab aber auch Petersilien- und anderen Balsam. Je drei Pfund Antimon und Salpeter fanden sich vor, Weingeist, Estragonessig, Mundbalsam und Cayenne-Pfeffer.

### *Weine*

Zum Abschluß geleitet uns die Rubrik „Wein und Getränck“ in den noch hinreichend bestückten Weinkeller. Er enthielt (neben einem halben Ohmen gemeinem Tafelwein) 557 Bouteillen guter Gewächse, anregend sortiert: 78 Flaschen Champagner-Wein, 158 Flaschen Tokayer, darunter 18 Flaschen „sehr alten“, 55 Flaschen ungarischen süßen und bitteren Wein, 10 Flaschen „rother Burgunder von der ersten Qualität“, 40 Flaschen „rother Languedocker Wein“, außerdem kleine Vorräte von Rheinwein, Steinwein, Isenburger, Klingelberger, Muskatwein, „Strohwein“ (eine Art Trockenbeerenauslese), Malaga, Alicante, Tinto, Ziperwein, Malvasier, aber auch verschiedene Likö-

re, z.B. einen „Liqueur de Cigogne, 72 Jahr alt“, eine Bouteille „Creme de Barbade“, sowie einen Bestand von Himbeersaft und Quittenwasser.

### *Schulden*

Wir übergehen die Aufstellung der auch nicht unbeträchtlichen, genau verzeichneten „Einnehmenden Schulden“ (die am Ende immerhin 128691 fl ergeben und zusammen mit dem Schätzwert der Fahrnisse in Höhe von 44179 fl ins Guthaben schlagen) ebenso wie die leider viel längere, traurige Reihe der „Bezahlenden Schulden“, eingeteilt in „liquide“ (64642 fl) und „wiedersprochene“ (339215 fl). Ihre Abwicklung hat sich noch Jahrzehnte hingezogen<sup>8</sup>. — Nur eine Forderung sei genannt, die in frühere, fröhliche Zeiten zurückführt: ein Jakob Hubert von Zabern verlangt „im Namen des mit Anna Rodes erzielten Kindes an Ehesteuer“ 458 fl 20 B, „welche der Höchstseelige denselben versprochen“ und dazu die Zinsen für 20 Jahre. Der Forderung wird widersprochen.



*Ettenheims „altes Schloß“. Sitz des letzten Straßburger Fürstbischofs während seines Exils in Ettenheim* Aufnahme: B. Uttenweiler

### *Versteigerungen*

Im Sommer 1803 wurden mehrere Versteigerungstermine, zunächst zwischen dem 1. und 18. August, dann für den 1. und 2. September, öffentlich angekündigt<sup>9</sup>. Die Protokolle sind bisher nicht aufzufinden. Das Ergebnis war

aber wohl unbefriedigend; es war nicht alles abzusetzen. Die Ettenheimer Kirchengemeinde erstand einige „Kirchenornamente“, der Mahlberger Oberforstmeister Schilling von Kanstadt einige Möbel. Der markgräfliche Hof sicherte sich Mobilien für das Mannheimer Schloß in die für den König von Schweden bestimmten Appartements<sup>10</sup>: Carl Friedrich erwarb für 3179 fl 12 Gobelins, 22 Sessel und ein Canapée, 143 Bouteillen Tokayer und Strohwein und später noch 9 weitere Wandteppiche, 8 Girandols und 4 Leuchter.

Um die Jahreswende 1804/05 starb der Abbé Simon. Unter seinen „nachgelassenen Effecten“ wurden „mehrere Sachen aus der Verlassenschaft Rohans festgestellt“.<sup>11</sup> Nach dem Geheimen Ratsprotokoll vom 21. 5. 1805 wurde in Ettenheim Auftrag gegeben, nachzuforschen, ob nicht auch unter den Effekten von Rohans Generalvikar Weinborn sich etwas befinde. Obervogt Stuber stellte bei der Überprüfung des noch unverkauften Nachlasses Lücken fest: so fehlte der Kupferstich mit der Kapitulation des Cornwallis, eine chinesische Atlastapete, das Hackbrett, ein kristallenes Petschaft, goldene Tressen und Spitzenmanschetten. Die nicht versteigerten fremden Weine waren bis auf 5 Flaschen verdorben, sämtliche Pelzwaren ebenso, einige tuchene Kleider von Schaben angefressen. Alles Bettwerk und leinen Getüch waren „in Händen der Domestiken zum Verbrauch übergeben“. Abbé Simon hatte nicht versteigerte Bücher um 77 fl übernommen und Abbé Weinborn Effekten für 157 fl ersteigert (und noch nicht bezahlt).

Im Jahr 1810 waren noch für 1727 fl unverkaufte Mobilien vorhanden; am 26. und 27. Juni 1811 kam es zu einer weiteren Versteigerung, in die erst jetzt auch die in Wien aufbewahrten Besitztümer einbezogen wurden<sup>12</sup>.

### *Schätze auf Erden, für Motten und Rost*

Was Kardinal Rohan bei seinem Tod an einer Lungenentzündung im Spätwinter 1803 hinterließ, war, so eindrucksvoll die Aufzählung erscheint, nur ein sehr geringer Teil des ungeheuren Reichtums, über den er im Ancien Régime so unbedenklich zu verfügen liebte. Und auch dieser Rest hat sich verflüchtigt; was an spärlichen Reliquien aus seiner Zeit in Ettenheim sich erhalten hat, stammt anderswoher. Außer den Gobelins, die sich (freilich unzugänglich und vielleicht lückenhaft) in markgräflich-badischem Besitz erhalten haben, ist kein einziges Stück aus dem Nachlaßinventar mehr nachweisbar. Wie Rauch, der verweht, lösten sich seine Schätze auf. Nichts erhielt sich von dem, was er hielt, dieser selber so seltsam ungreifbare Mann; nur ein einfaches Grab im Exil<sup>13</sup>.

### *Anmerkungen*

1 „Inventarium über die gesamte Liegenschafften, Fahrnisse, Einnehmende und bezahlende Schulden weiland Sr. Hochfürstlichen Eminenz und Durchlaucht des Herrn Kardinals Prinzen

- von Rohan, Fürst und Bischöffen zu Straßburg“, in Ettenheim aufgenommen zwischen dem 4. April und dem 20. September 1803, vor dem dazu beauftragten, kürzlich in markgräfliche Dienste übernommenen Hofrat und Oberamtmann Stuber. GLA 229/27185; 200 S. und 14 Beilagen. — Über den Nachlaß vgl. auch O. Kohler: Geroldsecker Land 18/1976, S. 78-81.
- 2 Vgl. E. Batzer, Rohan und das Turenne-Denkmal bei Sasbach. Die Ortenau 11 (1924), S. 77 f. — „La pensée m'est venue“, hatte Rohan vor der Baronin Oberkirch erklärt, „d'élever un monument à ce grand homme; j'ai donc acheté le champ où un boulet le frappa et avec lui la fortune de la France, pour y faire construire une pyramide. Je ferai bâtir à côté une maison pour y établir un gardien, un vieux soldat invalide du régiment de Turenne; je désire que ce soit de préférence un Alsacien. La pyramide aura vingt-cinq pieds de haut et sera entouré de lauriers, garantis des passents par une grille en fer. Que vous semble de ce projet, Madame la Baronne!“ „Nous assurâmes Son Eminence“, schreibt die Baronin, „qu'il était tout à fait patriotique“. (Zitiert bei: X. Ohresser, Les quatre Cardinaux de Rohan . . . dans l'iconographie. II. In: Rapport annuel du Collège Épiscopal Saint-Étienne de Strasbourg, 1964-1966, S. 34.)
  - 3 Rohan war seit 1777, gegen den Widerstand der Königin, „Grand Aumônier de France“; 1778 wurde er Kardinal.
  - 4 In: St. Bartholomäus Ettenheim. München 1982, S. 258-277.
  - 5 In seinem Testament (GLA 229/27186) bedenkt Rohan 13 Diener und 5 Mägde. Sie dürfen außerdem das Bett behalten, „qu'ils ont de mon garde meuble et deux pieces de drap“.
  - 6 René Kopff, Die Straßburger Fürstbischöfe von Rohan und ihre Beziehungen zur Musik des 18. Jahrhunderts. In: St. Bartholomäus Ettenheim. München 1982, S. 278-287.
  - 7 Nur ein Überrest einstigen Glanzes; schon als Botschafter in Wien standen in seinem Marstall 50 Pferde.
  - 8 Im GLA (62/6564-6573) liegen 9 Bände Rechnungen aus den Jahren 1814-46 über die Erbschaftsmasse des Kardinals, in denen auch die Erben jener Pariser Juweliere Boehmer und Bassenge, der Verfertiger des fatalen „Collier der Königin“, wieder begegnen.
  - 9 Z.B. im „Lahrer Wochenblatt“ vom 12. 7., 27. 7. und vom 31. 8. 1803.
  - 10 Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden. Bearb. von K. Obser. Bd 1. Heidelberg 1906, S. 26. Vgl. auch die Geheimen Ratsprotokolle vom Jahr 1803, Nr. 4313, zit. bei D. Weis (wie Anm. 4) S. 276.
  - 11 Das Folgende nach: GLA 229/27070, „Verfügungen in Ansehung der Verlassenschaft Kardinal Rohans“ (1805-19).
  - 12 E. Batzer, Die Ortenau 10/1923, S. 29 f.
  - 13 Die 1984 vorgelegte Freiburger kirchengeschichtliche Dissertation von Jörg Sieger („Louis René Edouard, Prince de Rohan-Guéméné. Persönlichkeit und Wirken des letzten Straßburger Fürstbischofs im Schatten der Französischen Revolution“) unterrichtet aus umfassender Kenntnis und Verarbeitung des Quellenmaterials über die Ettenheimer Zeit Rohans. Die Arbeit ist unter dem Titel „Kardinal im Schatten der Revolution“ 1986 im Morstadt Verlag Kehl, Reihe Historische Zeitbilder, erschienen. — Über Rohans Ettenheimer Jahre und seinen Charakter vgl. auch E. Dittler, in: Die Ortenau 55/1975, S. 112-149.

## Trinitas Terrestris

Ein Bildnis der Dreifaltigkeit mit der hl. Familie an einem Bürgerhaus in Ettenheim

*Bernhard Uttenweiler*

Im Stadtbild der ehemals fürstbischöflich-straßburgischen Amtsstadt Ettenheim an der südlichen Grenze der Ortenau kann man auch heute noch so manches Kleinod aus der Zeit des Barock entdecken, das wert ist, mit ein paar historischen und kunstgeschichtlichen Anmerkungen bedacht zu werden. Ein solch beachtenswertes Kunstwerk ist auf dem nebenstehenden Bild zu sehen. Die abgebildete, etwa 120 cm große, unmittelbar aus einem Holzbalken herausgehauene Skulptur befindet sich an einem Bürgerhaus mitten in der Stadt unweit des Rathauses. Sie hätte nicht nur wegen ihres hohen Alters und ihrer ikonographischen Besonderheiten, sondern vor allem auch wegen ihrer eigen- und einzigartigen Bildkomposition mehr Beachtung verdient, als ihr so mancher Besucher oder Bewohner des Städtchens zukommen läßt, der achtlos vorübergeht.

Kommt man von der Pfarrkirche St. Bartholomäus das Pfarrgäßchen herunter und hält dann zwischen dem Palais Rohan und dem Rathaus inne, fällt der Blick auf die holzgeschnitzte Figurengruppe, die sich nun schon seit über dreihundert Jahren an dem Eckhaus befindet, wo die Rohan- und die Ettikostraße aufeinanderstoßen. Geht man noch einige Schritte auf das Haus mit dem Schnitzwerk zu, erkennt man oberhalb eines spätgotischen Spitzbogens die Jahreszahl 1658. Nun sagt die bloße Nennung dieser Jahreszahl wenig aus über die Zeit und die Umstände, die zur Schaffung des Kunstwerkes geführt haben. Mehr ergibt da schon der Hinweis auf den Dreißigjährigen Krieg, der 1637 der Stadt Ettenheim die völlige Zerstörung, die Sprengung der Türme und Mauern und die Vertreibung ihrer Bewohner brachte, was der für die schwedische Sache kämpfende Herzog Bernhard von Weimar zu verantworten hat. Sechs Jahre soll die Stadt öd und verlassen gelegen haben. Doch allmählich kehren die Bewohner aus Schwarzwalddörfern zurück und wagen, obwohl weiterhin kriegerische Ereignisse am Oberrhein Unsicherheit und Gefahr bedeuten, den Wiederaufbau ihrer Stadt. In diesen zeitgeschichtlichen Zusammenhang gehört die Darstellung der Dreifaltigkeit mit der hl. Familie hinein. Einundzwanzig Jahre nach der Verwüstung der Stadt, zehn Jahre, nachdem der Westfälische Frieden den großen mörderischen Bruderkrieg beendet hatte, entstand dieses Kunstwerk. Es legt Zeugnis ab von dem Willen der Ettenheimer Bürger zum Wiederaufbau ihrer Stadt, macht einen neuen wirtschaftlichen Wohlstand sichtbar und ist Ausdruck eines Kunstsinns, der mehr als nur nüchterne, dem Zweck dienende Bauten hervorbringen möchte. Dieser Wille,

der Wohlstand und der Sinn für das Schöne sind eingebettet in eine bewußt gelebte und bezeugte Religiosität. Sie prägen entscheidend bis ins späte 18. Jahrhundert hinein die Gestaltung des Stadtbildes. Das Bildnis von 1658 war nur der Anfang einer Entwicklung, die rund einhundertfünfundzwanzig Jahre später mit der Vollendung der Pfarrkirche im Jahre 1782 ihren Abschluß und Höhepunkt erreichte. So ist das erste Kunstwerk nach der Zerstörung der Stadt als Zeichen und Ausdruck eines von tiefer Gläubigkeit und Optimismus getragenen Strebens nach einer neuen und besseren Zukunft zu deuten.

Obwohl die Ettenheimer Darstellung der Dreifaltigkeit mit der hl. Familie in einer Zeit entstanden ist, die wir mit dem Stilbegriff barock belegen, steht sie stilistisch spätgotischen Altarwerken aus der Zeit um und nach 1500 näher. Der mit Krabben verzierte spätgotische Spitzbogen mag als ein Beleg hierfür gelten. Einzelne Details sind möglicherweise sogar dem um 1530 entstandenen Niederrotweiler Altar des Meisters H. L. entnommen. Dazu gehören die Haartracht von Gottvater, sein vom Winde bewegter Bart und das faltenreiche über die Schultern geschwungene Obergewand. Doch die Bewegtheit des Ausdrucks und die Feinheit in der Gestaltung von Gottvater aus der Tafel des Engelsturzes am Niederrotweiler Altar erreicht das Ettenheimer Kunstwerk nicht. Aus der sonst spätgotischen Figurengruppe hebt sich stilistisch nur der pausbäckige Jesusknabe als neues, barockes Bildelement ein wenig ab. Ohne überhöhte Vergeistigung steht er da wie ein kräftiger Bauernjunge und scheint voller Optimismus in eine künftig bessere Welt zu lächeln.

Wenn somit stilkundlich die Details in der Ausführung dieser Plastik spätgotisch sind, so folgt sie inhaltlich doch weitgehend zeitgenössisch-barocken Vorstellungen und ist in ihrer symbolischen Ausgestaltung eine einzigartige und wohl auch selbständige Komposition.

Darstellungen wie diese mit der hl. Familie auf der Wallfahrt nach Jerusalem sind im 17. Jahrhundert in der volkstümlichen Malerei sehr beliebt und gehören zu dem Typ jenes Andachtsbildes, das mit dem Begriff „Heiliger Wandel“<sup>1</sup> gekennzeichnet wird.

Eine weitere für das 17. und 18. Jahrhundert typische Figurenkonstellation ist in der Skulptur von 1658 enthalten. Es handelt sich dabei um eine sogenannte „trinitas terrestris“<sup>2</sup> — Darstellung, eine Darstellung der „irdischen Dreifaltigkeit“ also, bei der Gottsohn nicht wie bei der „himmlischen Dreifaltigkeit“<sup>3</sup> zusammen mit Gottvater und dem hl. Geist im Himmel abgebildet wird, sondern zusammen mit Maria und Josef in der hl. Familie auf Erden.

Bemerkenswert an diesem Kunstwerk ist vor allem, daß die Dreifaltigkeit nicht nur durch die drei göttlichen Personen figürlich, sondern auch symbolisch<sup>3</sup> dargestellt wird, indem der Künstler das gleichseitige Dreieck als



*Hl. Familie an einem Bürgerhaus in Ettenheim Aufn.: Arthur Strebler, Lahr*

geometrische Symbolfigur für die Dreifaltigkeit in vielfältiger Weise und bis zum letzten Detail konsequent in die Skulptur hineinkomponiert hat. Schon in der griechischen Philosophie galt die Zahl Drei als Zahl der Vollkommenheit und Vollendung, und nach der Lehre des Pythagoras ist das Dreieck in seiner Vollkommenheit ein Bild Gottes.

So taucht dann auch in der christlichen Kunst, insbesondere seit dem Mittelalter, das Dreieck mit dem Auge Gottes in der Mitte als Sinnbild für den dreifaltigen und dreieinigen Gott auf. Ganz offensichtlich und klar erkennbar wird in dem Ettenheimer Dreifaltigkeitsbild durch die Arme von Gottvater und die ausgebreiteten Flügel der Taube ein Dreieck geformt. Ein zweites Dreieck entsteht durch die gedachten Verbindungslinien zwischen den Köpfen von Maria, dem Jesusknaben und dem Nährvater Josef. Setzt man gedanklich das obere und untere Dreieck zusammen, so wird das entstandene Quadrat durch die senkrechte Linie, die von Gottvater über die Taube zum Kopf von Christus führt, erneut in zwei Dreiecke geteilt. Auch durch die etwas unnatürlich angewinkelten Arme von Josef, dem Kind und Maria werden Dreiecke gebildet. Selbst der Faltenwurf der Gewänder ordnet sich diesem inhaltlich bestimmten Konstruktionsprinzip unter. Außerdem wird die Bildtiefe durch diesen Grundsatz gestaltet, so daß Kopf, Knie und Fuß des Jesusknaben in Verbindung mit Kopf, Knie und Fuß von Maria und Josef, die beide hinter Jesus stehen, jeweils neue, in die Tiefe gehende Dreiecke bilden. Daß schließlich der dreieckige Giebel, der wiederum mit drei Blumenknospen verziert ist, die Darstellung der Dreifaltigkeit überragt und zudem das gesamte Bildwerk aus dem Eck-Balken eines Eck-Hauses herausgeschnitzt ist, gibt diesem stilistisch zwar spätgotischen, inhaltlich aber barocken Kleinod seine kompositorische, von barocker Spielfreude geschaffene Einheit und Vollendung.

Nach der trockenen, aber für das Verständnis des symbolischen Kompositionsprinzips notwendigen Darlegung geometrischer Sachverhalte soll der Blick noch zur Pfarrkirche hochgehen, deren Fertigstellung das Ende barocker Bautätigkeit in Ettenheim anzeigt. Auch hier begegnet man wieder der Dreifaltigkeit. Über einer dreiläufigen Treppenkonstruktion erhebt sich die mächtige Fassade, deren optische und bauliche Gliederung keinesweg zufällig auf der Zahl Drei und dem Dreieck beruht. Ganz besonders deutlich ist die Trinitätssymbolik der Fassadengestaltung an den drei übereinander angeordneten Giebeln zu erkennen, zumal der mittlere Giebel genau die Form eines gleichseitigen Dreiecks hat und durch die Inschrift „UNI: TRINO“ dem dreieinigen Gott geweiht ist.

Das Bewußtsein allerdings, daß mit der Darstellung der „irdischen Dreifaltigkeit“ inmitten der Stadt und der „himmlischen Dreifaltigkeit“ oben an der Kirchenfassade Ettenheim unter den besonderen Schutz der Dreifaltigkeit gestellt wurde, ist heute, zweihundert Jahre nach der Konsekration der Pfarrkirche, weitgehend verlorengegangen.



*Die Pfarrkirche St. Bartholomäus in Ettenheim Aufn.: Arthur Strebler, Lahr*

Möge dieser Beitrag Anstoß sein, weitere Kunstwerke unserer Heimat nach ihrer Bedeutung und ihrem tieferen Sinn zu hinterfragen.

#### *Anmerkungen*

- 1 Über den „Heiligen Wandel“, d.h. eine Darstellung der nach Jerusalem wallfahrenden hl. Familie vgl. den Ausstellungskatalog des Badischen Landesmuseums Karlsruhe „Barock in Baden-Württemberg“ 1981, S. 699 mit Abbildung L 364 auf S. 700.
- 2 Ein weiteres Ettenheimer Beispiel für die „trinitas terrestris“ wurde erst kürzlich wieder bekannt, als für die Fronleichnamsprozession 1985 ein von dem Ringsheimer Faßmaler *Basilus Bilger* 1774 gemalter Fronleichnamsaltar wieder aufgestellt wurde. Das Altarblatt ist ein weihnachtliches Bild, das Maria mit dem Kind, dem hl. Josef und mehreren Putten zeigt. Zu dem eigentlichen Altarbild gehört noch ein vielleicht auch als Wetterschutz vorgesehene Dach, auf dessen Unterseite ein thronender Gottvater mit wehendem Bart und einem dreieckigen Heiligenschein gemalt ist. Seine rechte und seine linke Hand weist jeweils durch drei Finger auf die Dreifaltigkeit hin. Auf seinem rechten Knie sitzt die Taube, während zu seiner Linken der Erdball abgebildet ist, stellvertretend für Christus, der sich im Kreise der hl. Familie auf der Erde befindet. Es handelt sich ganz eindeutig um eine aus zwei getrennten Bildern bestehende „trinitas terrestris“ — Darstellung.  
Auf dem Altar von Basilus Bilger hat Dieter Weis in einem Artikel im „Ettenheimer Heimatboten“ (Badische Zeitung) vom 5. Juni 1985 aufmerksam gemacht. Zuvor hatte schon Hubert Kewitz im „Alt Vater“ vom 5. Mai 1984 über den Ringsheimer Faßmaler berichtet.
- 3 Zur Zahlensymbolik und zu Darstellungen der Dreifaltigkeit und der hl. Familie wurden die beiden folgenden Werke benutzt:  
Gerd Heinz-Mohr, Lexikon der Symbole. Düsseldorf (Darmstadt) 8. Aufl. 1984.  
Hannelore Sachs, Ernst Badstübner, Helga Neumann, Erklärendes Wörterbuch zur christlichen Kunst. Hanau. o.J. (nach 1978).

# Christopher Bilderbeck D'Monte aus Madras, gestorben in Rastatt

Stiftung und Denkmal

*Johannes Werner*

So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben/  
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Goethe, Epilog zu Schillers Glocke

Diese Geschichte beginnt vor langer Zeit und an einem sehr fernen Ort: nämlich nirgendwo anders als in Madras. Dort residierte seit dem 17. Jahrhundert die berühmte Britisch-Ostindische Kompagnie, die mit Seide, Salpeter, Indigo, Gewürzen und Tee einen regen Handel trieb und zugleich die Kolonisation des Subkontinents vorantrieb. Die wahrlich königlichen Kaufleute, die ihr angehörten, residierten in weißen, grünumrankten Villen, auf deren Terrasse ein stummer brauner Diener die gekühlten Getränke reichte, während eine tropische Sonne rasch hinter den von seltsamen Vogelrufen erfüllten Palmen, Tamarinden und Mangroven versank.

Christopher Bilderbeck D'Monte war der einzige Sohn eines jener Handelsherren; und allein schon sein teils englischer, teils nieder- und südländischer Name zeigt auf exemplarische Weise, aus welcher verzweigten Wurzel er und seinesgleichen geschichtlich gewachsen waren<sup>1</sup>. Um so angebrachter schien es, ihn seine historische Herkunft im eigentlichen Sinn erfahren zu lassen, ihn also — so schwer dies auch im indischen Madras zu bewerkstelligen sein mochte — auf eine europäische Bildungsreise zu schicken. Doch ach, sie schlug ihm nicht zum Guten aus: am 5. Februar 1816, gerade 22 Jahre alt, ist Christopher Bilderbeck D'Monte auf dem Weg von Wien nach London in Rastatt gestorben<sup>2</sup>.

Es liegt schon eine eigene Tragik darin, daß ein so hochgespanntes, vielversprechendes Leben so früh zu Ende ging, und dazu in einem vergleichsweise so elenden Nest, das der Kutscher mit seinem fiebernden Fahrgast gerade noch rechtzeitig erreicht haben mochte; aber dieses Ende ist noch längst nicht das der Geschichte, sondern vielmehr deren Anfang. Denn am 20. August 1817 erschien bei dem Rastatter Handelsmann Valentin Rheinboldt ein englischer Edelmann aus Edinburgh namens George Arbuthnot, der sich, mit entsprechenden Empfehlungen des Bankhauses Perregaux Laffitte et Comp. in Paris versehen, als Beauftragter der Familie D'Monte auswies und den „Wunsch des Vaters“ übermittelte, „daß hier, wo sein Sohn in das Ewige überging, eine immer daurende Feier seines Andenkens zugleich auch durch religiöse Hand-

lung gestiftet werden möge.“ Darüber, wie auch über seine Vorstellungen bezüglich der Verwirklichung dieses Wunsches, hat Valentin Rheinboldt am 22. Oktober 1817 in einer ausführlichen und umständlichen Relation an das Großherzogliche Stadtamt in Rastatt berichtet<sup>3</sup>; und zwar mit um so größerem Recht, als ihm jener Arbutnot inzwischen das beträchtliche Kapital von 3160 Gulden ausgehändigt und ihn zum Bevollmächtigten der Familie ernannt hatte, „und noch in der Ausdehnung, daß ich während meinem Leben und für die Zeit nach meinem Tode einen Bevollmächtigten aufstellen, und jeder seinen nachfolgenden bestimmen kann.“ Kraft seines neuen Amtes, das ihn unvermutet mit der großen weiten Welt in Verbindung gebracht hatte, entwarf der Rastatter Handelsmann nun „in folgendem den Plan der Feier des Andenkens für ewige Zeiten.“

Erstens: „Es soll jeden Monat und zwar in dem gegenwärtigen Monat Oktober schon das erstemal ein Traueramt zum Andenken des Verstorbenen gehalten werden. Auch wird ein Almosen für 60 arme Schulkinder bestimmt, und ausgetheilt, worüber unten das nähere.“

(Der zweite Abschnitt betrifft die Errichtung eines Denkmals, von dem an späterer Stelle noch die Rede sein wird.)

Drittens: „Die 60 Schulkinder, welche das Almosen erhalten, wohnen jedesmal diesem Traueramte bei, sie feiern das Andenken an der Stelle der Familie, welche anwesend zu sein nicht vermag. Nach Beendigung des Amtes wird jedesmal ein angemessenes Gebeth für den Verstorbenen laut abgebethet; ich als der Bevollmächtigte der Familie werde, wenn es mir immer möglich ist, jedesmal selbst anwohnen, um mich zugleich zu überzeugen, daß der Intention der Stifter gemäß alles geschehe.“

Die folgenden Abschnitte betreffen ein besonderes Almosen, das in dem ersten Traueramt nach der Errichtung des Denkmals ausgeteilt werden soll (4.); die jedesmalige Verkündigung des Tages, an dem das Amt gehalten wird, von der Kanzel herab (5.); die Finanzierung der Auslagen aus den Zinsen des Stiftungskapitals, welche sich, bei einem Zinsfuß von 5%, jährlich auf 158 Gulden belaufen (6.); die Vorausfinanzierung des ersten Amtes, die dadurch nötig wird, daß die Zinsen erst später fällig werden (7.). Die gesamte Stiftung wird der Stadt bzw. dem Stadtrat zur treuhänderischen Verwaltung übergeben (8.); niemals darf sie zu einem anderen Zweck verwendet oder mit einem anderen Fonds vereinigt werden, die Rechnungsführung geschieht unentgeltlich (9.); das Almosen wird alle 6 Monate ausgeteilt (10.). Nach einer weiteren Bemerkung zur Kapitalverwaltung (11.) kommt der Entwurf nochmals auf das Almosen zurück.

Zwölftens: „Dieses Almosen sollen 60 Schulkinder und zwar die ärmsten, sittlichsten und fleißigsten erhalten. Diese Zahl soll die Regel sein, dem jeweiligen Stadtpfarrer wird es aber überlassen, je nachdem mehr oder weniger da sind,

die sich nach den festgesetzten Bestimmungen dazu qualificiren, diese Zahl zu erhöhen oder vermindern; wobei auf die genaue Gewissenhaftigkeit des jeweiligen Stadtpfarrers gerechnet wird. Zur näheren Bestimmung, welche Kinder sich dazu qualificiren, dient folgendes.“

Nämlich: in Frage kommen nur Schulkinder beiderlei Geschlechts (13.); deren Eltern, Pfleger und Erzieher bestimmen frei über die Verwendung des Geldes (14.). In Frage kommen ferner nur arme Kinder, die bzw. deren Eltern „kein eigenes Stück Geld besitzen, und deren Gewerbe oder Dienst zur Ernährung der Familie nicht hinreicht. Übrigens darf hier keine Rücksicht auf uneheliche Geburt genommen werden“ (15.). In Frage kommen endlich, wegen der Pflicht zur Teilnahme am Traueramt und am Gebet, nur katholische Kinder (16.); und nur fleißige, die regelmäßig zur Schule gehen: ein Kind, das innerhalb von 6 Monaten zwölf Mal gefehlt hat, geht leer aus, es sei denn, es selbst oder seine Eltern waren krank (17.).

Soweit der Vertragsentwurf. Der redliche Valentin Rheinboldt legte den Stadtvätern sein Anliegen nochmals ans Herz und bat sie, es mit Vorrang zu behandeln, da jener Arbuthnot jetzt nach Paris und am Monatsende nach London weiterreise und er ihm gern noch ein Original der Stiftungsurkunde zukommen lassen wolle — für die großzügigen Stifter im fernen Madras.

„Der Ober-Bürgermeister und Rath der Großherzoglich-Badischen Stadt Rastatt“ reagierte denn auch mit der gebotenen Geschwindigkeit; schon am 6. November 1817 signalisierte er seine Zustimmung zur Stiftung und akzeptierte deren Satzung, dies allerdings mit einem weisen Einwand gegen die vertragliche Festschreibung des Zinsfußes, der „dem Wechsel der Zeitumstände unterliegt.“

Ebenfalls im ganzen positiv, aber im einzelnen etwas kritischer fiel die Stellungnahme des katholischen Stadtpfarramtes aus, die am 18. November 1817 ausgefertigt wurde (und zwar durch den damaligen Pfarr-Rektor Ignaz Anton Demeter, der 1842 als Erzbischof von Freiburg starb; in den vorliegenden Akten fällt er vorerst durch eine unklare Schrift sowie durch klare und kernige Ansichten auf). Da gibt es einen Einwand gegen das deutsche Gebet am Ende des Traueramts, das, gerade wenn es zu diesem Zweck eigens verfaßt würde, zu rasch veralte und sich verbrauche, „da unsere deutsche Sprache noch nicht auf reine Grundsätze gebaut worden, und noch weniger sich — auch nach vielen Jahren — einer allgemeinen Einführung erfreuen dürfte“; die Kinder sollten dafür lieber sieben Vaterunser beten. Und es gibt einen anderen Einwand gegen den für das Traueramt angesetzten Betrag, der mit vier Gulden viel zu hoch veranschlagt sei; einer genüge vollauf und sei noch zu viel; die dadurch zu erübrigenden 3 Gulden sollten den Almosen zugeschlagen werden, denn dies sei „offenbar wohlthätiger und Gott wohlgefälliger als 100 brennende Kerzen“ — eine bemerkenswerte Auffassung, die den Einfluß Wessenbergs, des aufgeklärten Bistumsverwesers, merken läßt. Auch die Beträge für die

vorerst nicht verfügbaren Choralsänger sollten den Almosen zugewendet werden, die sich überdies noch dadurch erhöhten, daß die gedachte Zahl von 60 Empfängern ohnehin nie zu erreichen sei; im übrigen sollten diese nur aus den „hierorts“ geborenen Schülern der drei oberen Klassen ausgewählt werden.

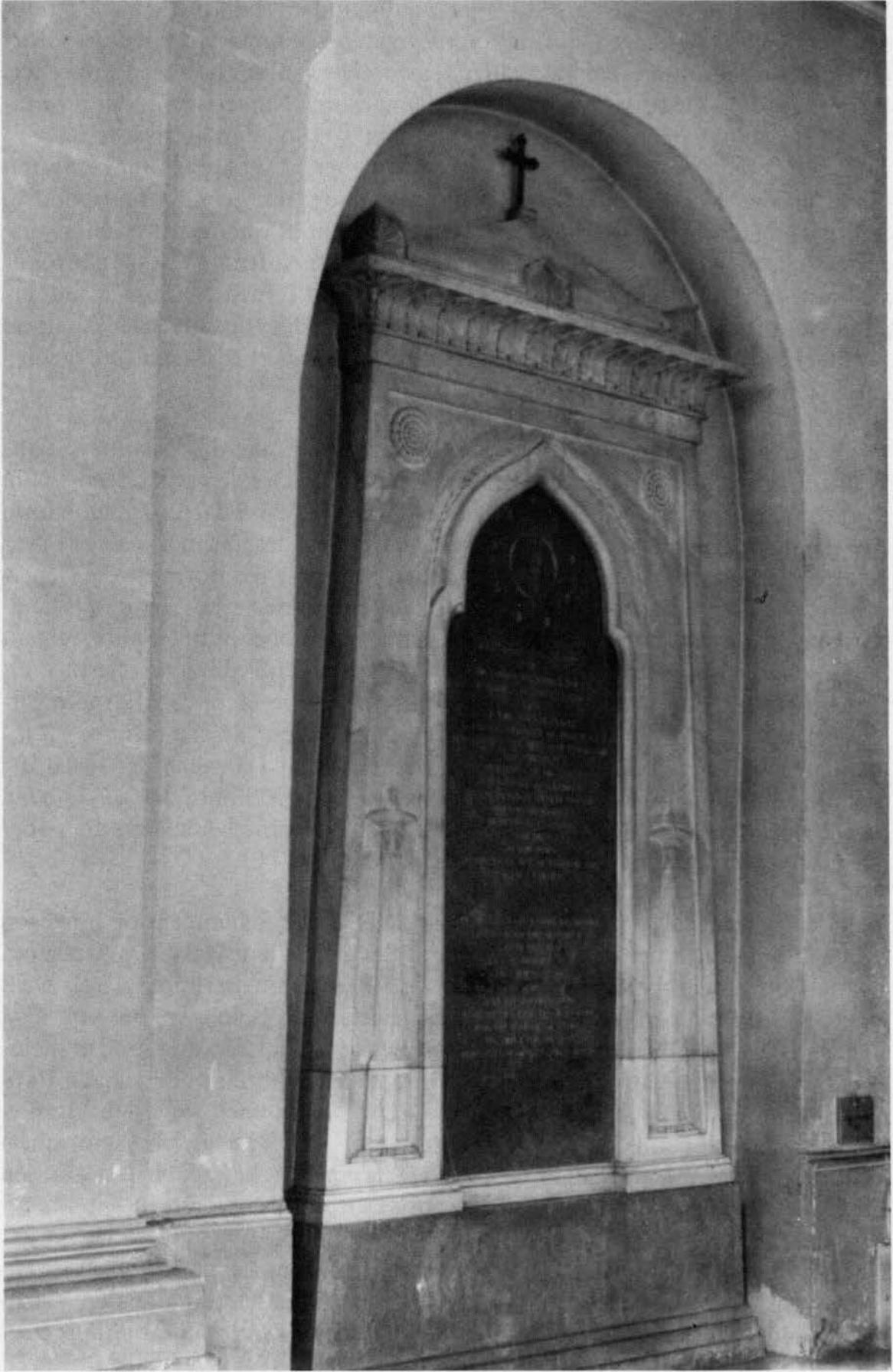
Hier ist den Akten auch noch eine detaillierte Modell-Kostenrechnung, das Traueramt betreffend, angeheftet. In ihr erscheinen nacheinander die genauestens fixierten Beträge für den Pfarrer, die Ministranten, den Meßner, den Organisten, die Choralsänger und endlich auch den Blasbalgzieher (24 Kreuzer!); und die für die Kerzen am Hochaltar und an der Totenbahre, für „Meßwein, Weihrauch, Weißzeug, schwarzes Bahrtuch usw.“. Diese Aufstellung stammt offenbar ebenfalls von Demeters Hand.

Jedenfalls ist die Stiftung bald darauf gegründet worden und hat lange im Sinne der Stifter gewirkt. Davon zeugen die Rastatter Ratsprotokolle, in denen gelegentlich von der Verwaltung jener Gelder die Rede ist; auch eine einzelne Akte über „Organistengebühren von den Trauergottesdiensten für das Bilderbeck'sche Seelenamt, 1837“<sup>4</sup>; schließlich die (wieder den vorhin zitierten Dokumenten beigefügten) Bescheide über die jährlich, bis 1861/62, durchgeführte Rechnungsprüfung durch die vorgesetzte Behörde. Dann verschwindet die Stiftung aus den Akten, und sicherlich ist sie, wie die meisten ihrer Art, dann auch wirklich verschwunden, ungeachtet der von Valentin Rheinboldt so deutlich formulierten „Hauptintention der stiftenden Familie, Garantie der ewigen Dauer dieser Stiftung zu haben.“ Denn was bewog das berühmte Handelshaus D'Monte im indischen Madras, in einem badischen Städtchen, dessen Namen es gewiß nie zuvor vernommen hatte, ein monatliches Traueramt und ein halbjährliches Almosen zu stiften, nur weil der hoffnungsvolle Sohn und Erbe zufällig dort verstorben war? Es war wohl der Glaube, daß einer so lange nicht wirklich tot ist, wie er wenigstens im Gedächtnis der Menschen weiterlebt. Der Tod sollte nicht das letzte Wort behalten.

Schien die Dauer des Denkmals, das in der Stiftung bestand, fälschlicherweise auch für alle Zeit gesichert, so errichteten die trauernden Hinterbliebenen dennoch, zur weiteren Sicherheit, ein zweites aus Stein. Hier muß nun endlich von jenem zweiten Abschnitt des Rheinboldt'schen Vertragsentwurfs die Rede sein, wo es heißt: „Der englische Edelmann von Arbuthnot hat bereits schon die Anstalt getroffen, daß zum Andenken des Verblichenen in Stuttgart ein Monument von kararischem Marmor durch den Hofrath Danneker (. . .) gefertigt, und in die katholische Pfarrkirche dahier als der Hauptkirche gesetzt werde, deren Dauer gesichert ist. Es soll daher das Traueramt in eben dieser Kirche gehalten werden, wo das Monument das Andenken bestärkt.“

---

*Das Grabdenkmal des Christopher Bilderbeck D'Monte aus Madras in der Stadtkirche von Rastatt* *Aufn.: Johannes Werner*



Der Engländer erwies sich als kunstverständlich und kapitalkräftig zugleich, indem er sich nicht an irgendeinen näherliegenden Kleinmeister, sondern sofort an einen der berühmtesten Bildhauer seiner Zeit wandte: „Prof. Dannecker, Ritter des k. Zivilverdienstordens. Wer kennt diesen Namen nicht, der unstreitig nebst Canova genannt zu werden verdient<sup>5</sup>.“ (So charakterisierte ihn, im Jahr 1809, der Komponist Carl Maria von Weber.) Das Leben und Schaffen dieses großen Klassizisten, der sich in Paris und Rom gebildet hatte und in Stuttgart an einsamer, weithin sichtbarer Stelle stand, ist anderswo schon ausführlich genug beschrieben worden<sup>6</sup>; aber von dem Auftrag, der, gerade als er sich auf der Höhe seines Ruhms befand, aus dem fernen Madras an ihn erging, ist dort nirgends die Rede. Die Zuschreibung des Rastatter Denkmals an Dannecker ist ein für beide, für Werk und Urheber, bedeutsames Ergebnis dieser Untersuchung<sup>7</sup>.

Doch nun zum Denkmal selbst. Man sieht es, wenn man die Rastatter Stadtkirche verläßt, in einer Rundbogennische unter der Orgelempore, rechts vom Portal, und übersieht es bei seiner Höhe von wohl fast 5 Metern auch kaum. Auf einem Sockel aus rotem Stein erhebt sich ein weißes marmornes Tor in vage orientalisierenden, aber eher islamischen als indischen Formen, die sicherlich auf die Herkunft des Toten anspielen sollen; verziert ist es, in jeweils beidseitigem Relief, im unteren Teil mit Leuchtern, im oberen mit Palmzweigen, in den oberen äußeren Ecken mit Rosetten; darauf ruht dann ein Gesims mit tropischem Blüten- und Blattwerkfries und eine schwere, mit Eckhörnern versehene Bekrönung, die in einem Kreuz gipfelt. Dieses Tor dient nun als Rahmen einer schwarzen Steinplatte, die in ihrem oberen Teil, über der Inschrift, die folgenden, in Gold applizierten oder reliefierten Sinnbilder zeigt: neun Sterne umringen eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, und die selber wieder die Umrahmung eines Schmetterlings ist.

Von den Sternen ist hier weiter nichts zu sagen<sup>8</sup>. Der Schlangenring hingegen bedeutet von alters her den endlosen Lauf der Zeit, die Ewigkeit: „Aeternum signans est Hieroglyphicon<sup>9</sup>“. Schließlich der Schmetterling: „Wer weiß nicht, daß der Schmetterling das Bild der Seele, und besonders der von dem Leibe geschiedenen Seele vorstellt<sup>10</sup>?“ So schrieb schon Lessing, und er meinte damit das schöne ätherische Wesen, in dem, nach ihrem todesstarrten Puppenstadium, die häßliche, erdgebundene Raupe verwandelt weiterlebt. In diesen Bildern wird der Tod, der ihr unmittelbarer Anlaß ist, gleichnishaft überhöht und überwunden, wird er verstanden als ein Durchgang, ein Tor, dessen Form das Denkmal als Ganzes ja nicht ohne Grund angenommen hat.

Den unteren, größeren Teil der Platte nimmt die (um eine Mittelachse zentrierte) Inschrift ein. Sie setzt sich aus schönen, klassisch anmutenden Versalien zusammen, die in den schwarzen Stein eingetieft und mit Gold ausgelegt sind, und lautet so:

SACRED TO THE MEMORY  
OF  
CHRISTOPHER BILDERBECK D'MONTE  
OF MADRAS IN THE EAST INDIES  
SON  
OF JOHN D'MONTE ESQUIRE  
AN EMINENT MERCHANT AT THAT PLACE  
THIS YOUTH HAVING BEEN SENT TO ENGLAND  
FOR EDUCATION  
AND TRAVELLING ON THE CONTINENT  
FOR FARTHER IMPROVEMENT  
WAS ATTACKED BY A FATAL DISEASE  
WHEN ON THE JOURNEY  
FROM VIENNA TO LONDON  
AND DIED  
IN THIS TOWN  
ON THE FIFTH DAY OF FEBRUARY 1816  
AGED 22 YEARS.

+

THE DISCONSOLATED FATHER AND MOTHER  
HAVE CAUSED THIS MONUMENT  
TO BE ERECTED  
IN MEMORY  
OF THEIR ONLY SON  
AND  
HAVE ESTABLISHED A FUND  
WITH THE MAGISTRATES OF RASTADT,  
FOR THE PURPOSE OF HAVING  
THE OFFICE FOR THE DEAD  
PERFORMED MONTHLY IN THIS CHURCH.

Nun besteht ja ein offensichtlicher Widerspruch zwischen der fremdsprachlichen, somit nur wenigen verständlichen Form dieser Inschrift und ihrem Zweck, die Person, von der sie spricht, möglichst vielen in Erinnerung zu bringen. Dem hilft eine kleinere, bescheidenere Tafel ab, die in unmittelbarer Nähe des Denkmals, ihm schräg zur Seite, in die Wand eingelassen wurde und seinen Text in einer freieren deutschen Fassung wiedergibt:

DEM  
CHRISTOPH BILDERBECK D'MONTE  
SOHN  
DES BERÜHMTEN HANDELSMANNS  
IOH. D'MONTE  
ZU MADRAS IN OSTINDIEN.

ER KAM SEINER BILDUNG WEGEN  
 NACH ENGLAND, UND REISTE  
 ZU EBEN DIESEM ZWEKE  
 NACH DEM CONTINENTE.  
 AUF DEM WEGE ZWISCHEN  
 LONDON UND WIEN BEFIEL  
 IHN EINE SCHWERE KRANKHEIT,  
 UND ER STARB AM 5. FEBER 1816  
 22 JAHR ALT  
 DAHIER IN RASTADT.  
 DIE ELTERN ERRICHTEN  
 DIESES DENKMAL  
 IHREM EINZIGEN SOHNE.  
 ES IST FÜR EWIGE ZEITEN EIN  
 MONATLICHES TRAUERAMT GESTIFTET  
 UND EIN ALMOSEN FÜR ARME  
 SCHULKINDER  
 DAS KAPITAL IST DURCH DEN  
 HIESIGEN BEVOLL(MÄCHTIGTEN)  
 DEM STADT-MAGISTRATH (???)<sup>11</sup>

Diese Tafel besteht aus rotem Stein (Sandstein?), zeigt dieselbe, ursprünglich ebenfalls mit Gold ausgelegte, zentrierte Schrift und stammt also wohl von derselben Hand. Sie wird leider teilweise verdeckt von einer stillosen Statue des heiligen Antonius von Padua, die bei der letzten Kirchenrenovierung (1962/64) eine scheinbar barocke Fassung erhielt, während wiederum die Tafel einfach mit Wandfarbe überstrichen wurde; am Denkmal selber ist die Renovierung ganz spurlos vorübergegangen. Gedankenlosigkeit und Undankbarkeit der Nachwelt tragen derart dazu bei, daß sich die Erinnerung an jenen jungen Christopher Bilderbeck D'Monte verliert — obwohl doch, vom fernen Madras aus, alles getan wurde, was ihr zumindest hier eine ewige Dauer zu sichern schien.

Aber die Geschichte endet noch nicht hier, sondern erst wieder in jenem fernen Madras selbst, wo sie auch begann<sup>12</sup>. Sie endet, genauer gesagt, 20 Meilen weiter im Süden, in einer kleinen Ortschaft namens Covelong, in der sich einst die Hauptfaktorei der Ostindischen Handelskompagnie befand. Dort gibt es weiterhin eine katholische Kirche, ein Armen- und ein Waisenhaus, die ursprünglich von der Familie DeMonte („formerly rich merchants of Madras“) gegründet und unterstützt wurden. Und dort, in der Grabkapelle eben der DeMonte, hat auch deren letzter Nachkomme seine letzte Ruhestatt gefunden. Die doppelt, nämlich in englischer und portugiesischer Sprache abgefaßte Inschrift lautet auf deutsch so:

„Am Eingang dieser Kapelle liegen die Überreste von Christopher Bilderbeck DeMonte, Sohn des Herrn John DeMonte und seiner Ehefrau Mary, der gestorben ist in Rastadt in Deutschland am 5. Februar 1816, im 22. Jahr seines Lebens, bei seiner Rückkehr vom europäischen Kontinent nach Indien. Seine Überreste wurden im Jahr 1817 durch seine untröstlichen Eltern von dort in diese Kapelle übertragen<sup>13</sup>.“

Über dem Gedenkstein soll angeblich ein Bild der Kirche, in der der Tote bestattet war, zu sehen sein<sup>14</sup>, also doch wohl der Stadtkirche von Rastatt — und dies in Madras! Anscheinend scheute die Familie keine Mühe, um sich, ungeachtet der ungeheuren Entfernung, dieses Bildes und des Toten selber zu bemächtigen.

In derselben Kapelle liegt auch der Vater jenes jungen Christopher begraben. (Er war Allein- oder Miteigentümer der Firma Arbuthnot DeMonte & Co., mit der dann wohl wiederum der Vertrags- und Verhandlungspartner des Handelsmanns Rheinboldt in Rastatt zusammenhing.) Die englische Inschrift heißt, in der Übersetzung, so:

„Zur Erinnerung an Herrn John DeMonte von Madras, den Stifter dieser Kapelle, der am 6. Mai 1821, im 56. Jahr seines Lebens, abgeschieden ist, als Gebieter über ein gewaltiges Vermögen, welches der Lohn für Fleiß und Unbescholtenheit in geschäftlicher Tätigkeit war. Er zierte den Erfolg, mit dem die Vorsehung ihn segnete, durch Bescheidenheit, Mäßigkeit und aktive, jedoch unauffällige Wohltätigkeit, indem sein Herz und seine Hand gleichermaßen geöffnet waren für die Schreie der echten Not und die Rufe des öffentlichen Nutzens, und zwar ohne Rücksicht auf Unterschiede der Religion und Nation. Er war ein herausragendes Beispiel für das Gebot des Herrn Jesus Christus: ‚Wenn du Almosen gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut.‘“

Nichtsdestoweniger hinterließ John DeMonte einen immer noch unermeßlichen Geld- und Grundbesitz, der hauptsächlich an die Kinder seines bereits verstorbenen Schwagers Christopher Bilderbeck fiel, der ebenfalls Kaufmann in Madras und offenbar Taufpate jenes jungen Christopher gewesen war. Johns Witwe Mary, geborene Bilderbeck, heiratete noch einen gewissen Sir Antonio Constancio Dias aus Goa, Ritter des Portugiesischen Christus-Ordens, auf dessen Grabstein in der Kathedrale von San Thome Mylapore, vier Meilen südlich von Madras, sie noch erwähnt wird. Auch die Namen der Bilderbeck'schen Nachkommen werden da und dort noch auf Grabsteinen genannt. Irgendwann verwittern auch sie; dann verblaßt wieder etwas von dem wahrlich weltweiten Hintergrund eines Ereignisses, das einst im kleinen Rastatt einschlug wie ein Blitz.

#### *Anmerkungen*

1 Über die Familie hat sich vorerst freilich nichts Gedrucktes auffinden lassen. Der bekannte ‚Index bio-bibliographicus notorum hominum‘ zitiert in seinem 18. Band (aus: Dirom Grey

- Grawford, Roll of the Indian Medical Service 1615-1930. London 1930) einen John Bilderbeck (1838-1891), „surgeon major in madras and china“. Bei den Buchstaben D bzw. M ist der Index noch nicht angelegt.
- 2 Die weiteren Begleitumstände seines Todes sind unbekannt, dessen genauere Ursache auch. Gewiß war schon das hiesige Winterwetter nicht ganz unbedenklich für jemanden, der aus einer Stadt kam, von deren Klima es landläufig heißt: „three months hot and nine months hotter“ (Encyclopaedia Britannica Bd. 11., 15. Aufl. Chicago u.a. 1974, S. 285). Unklar ist auch, ob seine Reise in der hier angegebenen oder der umgekehrten Richtung verlief; vgl. dazu die drei noch zu zitierenden Inschriften.
  - 3 GLA Karlsruhe 371/Zug. 1911/118/634; diese Akte („Die Errichtung einer ewigen Stiftung für den in Rastatt verstorbenen Esquire Christoph Bilderbeck de Monte aus Madras in Ostindien und Aufstellung eines Monumentes in hiesiger Stadtkirche . . . betreffend“) enthält alle hier zugehörigen und zitierten Dokumente. Der Rheinboldt'sche Vertragsentwurf datiert den Todesfall allerdings auf das Jahr 1815, was nicht nur allen übrigen Zeugnissen, sondern auch der Wahrscheinlichkeit widerspricht; zur Zeit der Niederschrift dürfte er kaum schon so lange zurückgelegen haben.
  - 4 Nach einer freundlichen Mitteilung des Stadtarchivars von Rastatt, Herrn Reiß, brieflich am 23. 5. 1985.
  - 5 Carl Maria von Weber, Ansicht des gegenwärtigen Zustandes der Kunst und Literatur in Stuttgart. In: C.M.v.W., Kunstansichten. Ausgewählte Schriften (= Taschenbücher zur Musikwissenschaft Bd. 23). Wilhelmshaven 1978, S. 249-254; hier S. 251.
  - 6 Adolf Spemann, Dannecker. Berlin und Stuttgart 1909.
  - 7 Der bisher einzige Hinweis darauf, wie zugleich auf das Denkmal überhaupt, liest sich wie folgt: „Erwähnenswert ist noch das in schwarzem carrarischem Marmor (angeblich von Danneckers Meisterhand) gehauene, auf der linken Seite beim Eingang in die Kirche stehende Grabmal eines reichen, hier verstorbenen Kaufmannssohnes aus Madras namens Bilderbek (sic!), dessen Eltern eine reichliche Stiftung für die hiesigen Armen machten“ (Hermann Kraemer, Gotteshaus und Kunstdenkmal aus Rastatts Glanzzeit. Aus der Geschichte der katholischen Stadtkirche. In: Die Ortenau 30/1950, S. 72—86; hier S. 85 f.). — Das Ansehen, das Dannecker genoß, zeigt sich im übrigen schon darin, daß er, laut Rheinboldt, von Arbuthnot einen Vorschuß von 2000 Gulden erhielt.
  - 8 Die Neunzahl scheint ikonographisch nicht belegt zu sein; die Siebenzahl der Sterne aber erscheint u.a. als „Anspielung auf das Überirdische“ auf Siegeln und Sepulkralbeigaben (Engelbert Kirschbaum [Hrsg.], Lexikon der christlichen Ikonographie Bd. 4. Rom-Freiburg-Basel-Wien 1972, Sp. 215).
  - 9 Vgl. Arthur Henkel/Albrecht Schöne (Hrsg.), Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Stuttgart o.J., Sp. 654; vgl. insges. Sp. 652-659.
  - 10 Gotthold Ephraim Lessing, Wie die Alten den Tod gebildet. In: G.E.L., Werke Bd. 4. Hrsg. von Theodor Matthias. Leipzig 1899, S. 295—340; hier S. 303.
  - 11 Ein Teil der Inschrift (hier in Klammern) kann nicht mehr eingesehen und nur stückweise ergänzt werden; die Begründung folgt im Text.
  - 12 Das Folgende nach einer freundlichen, sehr ausführlichen Auskunft von S. Rajagopal, Deputy Superintending Archaeologist for Museums, Archaeological Survey of India, Government of India (brieflich aus Madras am 28. 10. 1985). Die Auskunft beruft sich ihrerseits auf: Julian James Cotton, List of Inscriptions on Tombs or Monuments in Madras. Bd. 1, 2. Printed by the Superintendent, Government Press. Madras 1945 u. 1946 (bes. Nr. 733, 1480, 1481); nicht alles darin Enthaltene konnte im vorliegenden Aufsatz wiedergegeben werden.
  - 13 Der Stein ist signiert von „J. Stringer Sculptor, Madras“, der zwar nicht mehr zu identifizieren ist, aber mit dem britischen Architekturmaler James Stringer, der 1802/03 anderweitig erwähnt wird, verwandt oder gar identisch gewesen sein dürfte (vgl. Joachim Busse, Internationales Handbuch aller Maler und Bildhauer des 19. Jahrhunderts. Wiesbaden 1977, S. 1208

[Nr. 77834]. Gewiß war auch er nicht der erstbeste, der sich anbot. Jedenfalls bestätigt der Text die sich schon früh aufdrängende Vermutung, daß es sich bei dem Rastatter Monument nur um ein Denk-, nicht aber um ein Grabmal handelt.

- 14 Die Angabe, daß der auf der Durchreise verstorbene Fremde zunächst und sogleich in der Stadtkirche begraben worden sei, kann nicht unbezweifelt hingenommen werden und ist wahrscheinlich eine nachträgliche Fiktion. Die Bestattung in Rastatt und die Überführung nach Madras müßten freilich irgendwo — aber wo? — aktenkundig geworden sein.

## Die Klosterschule von Allerheiligen

Aus den Jugenderinnerungen des ehemaligen Regierungsdirektors von Konstanz Josef Ignaz Peter

*Hugo Schneider*

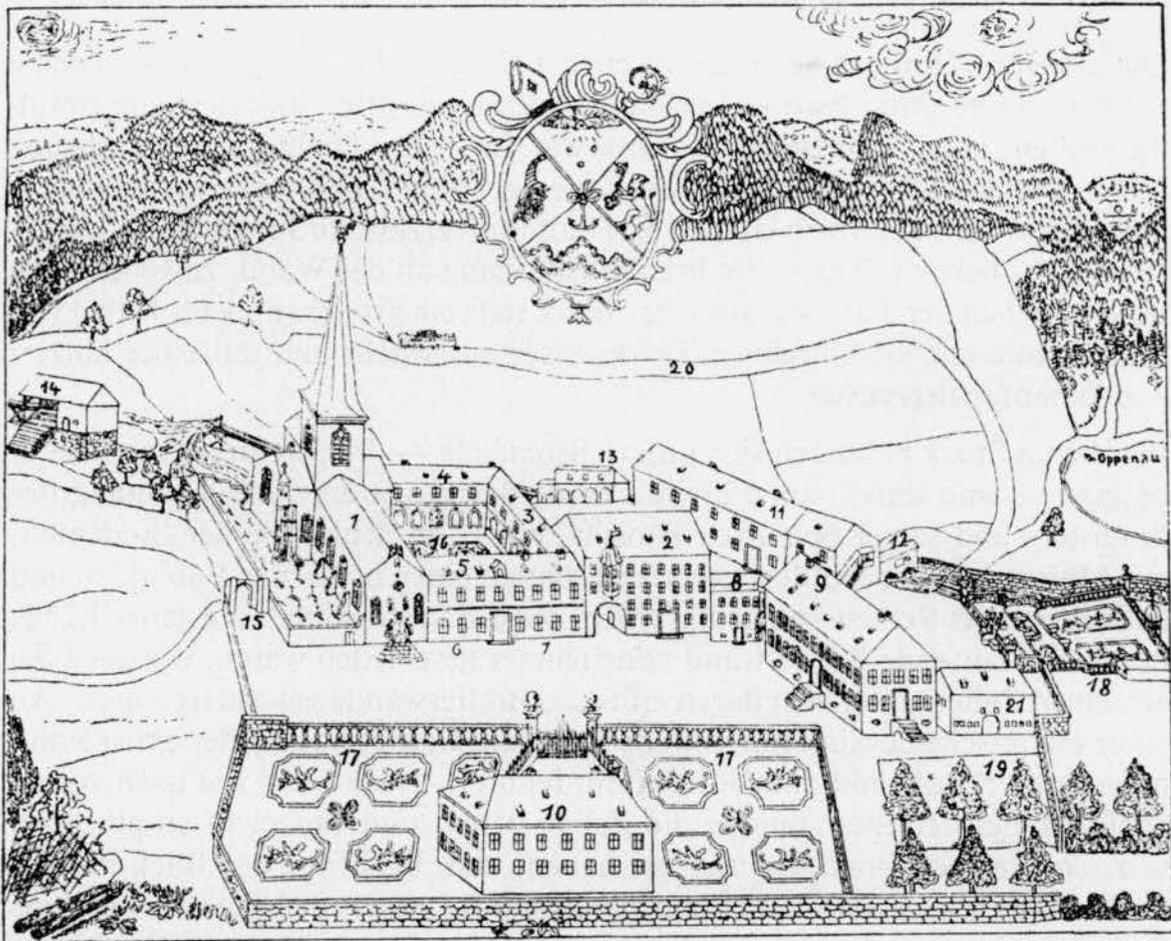
Wie die Benediktiner unterhielten auch die Prämonstratenser in ihren Klöstern Schulen zur Heranbildung ihres Klostersnachwuchses, aber auch zur Erziehung junger Menschen, die nicht in den geistlichen Stand eintreten wollten. Eine solche Schule betreuten auch die Herren von Allerheiligen. Wann sie gegründet wurde, ist unbekannt, vermutlich im späten Mittelalter. Als nach dem Straßburger Bischofskrieg das Renchtal 1593 an den lutherischen Administrator Johann Georg von Brandenburg fiel, wurde sie aufgehoben, doch nach Rückgabe des Klosters an den Orden wurde der Unterricht wieder aufgenommen. Da Schulakten und andere Quellen fehlen, läßt sich über die Schülerzahl sowie den Schulbetrieb nichts ermitteln bis auf die letzten Jahre vor der Auflösung des Klosters 1803. Für diese Zeit hat der Oberkircher Maler Walz aus den Klosterakten Auszüge angefertigt, die über die Unterrichtsfächer, die Schülerzahl u.a. berichten. Eingehende Kenntnisse über das Schülerleben in Allerheiligen vermitteln dagegen die „Jugenderinnerungen“ des ehemaligen Regierungsdirektors von Konstanz Josef Ignaz Peter, der von 1801 bis zur Aufhebung des Klosters 1803 die Klosterschule besuchte. Sie war damals eine Mittelschule mit etwa 50 Schülern, die alle im Internat wohnten. Peter verfaßte seine Erinnerungen in der Zeit von 1850 bis 1858 während seines Exils in Paris und Frauenfeld in der Schweiz, wohin er sich, wegen Teilnahme an der Revolution von 1848/49 zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt, zurückgezogen hatte. Seine eingehende Darstellung beschreibt in gepflegter Sprache das freundschaftliche Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, Unterkunft und Verpflegung, aber auch das abwechslungsreiche Leben im Laufe des Jahres, das den Buben viele Freiheit gewährte.

Die Arbeit begnügt sich, zusammenhanglos einige orientierende Texte anzuführen.

„Diese Norbertiner<sup>1</sup>, die weiße Kleidung trugen und deren Bart geschoren war, hatten früh schon den Ruf der tadellosen Sitten, der Liebe zu den Wissenschaften und der Menschenfreundlichkeit; solchen schönen Ruf hat das Kloster Allerheiligen behauptet bis an sein Ende.

Am Morgen des 31. Oktobers 1801 reiste ich, begleitet von meinen Eltern, in Gesellschaft meiner zwei Vettern aus der Heimat, und trotz der abscheulichen Wege, die sich dazumal fast nur für Ochsenwagen eigneten, langten wir beizeiten in Allerheiligen an, wo wir herzlich willkommen geheißen wurden. Schon hatten sich die Zöglinge, oder die Studenten, wie man sie lieber nannte, in einer Stärke von wenigstens 50 Köpfen beinahe vollzählig eingefunden, und meine Mutter, die diesen Ort zum ersten Male betrat, war erstaunt, in dieser Abgeschiedenheit soviel munteres Leben anzutreffen. Ich meinerseits hatte eine so stattliche Gesellschaft junger Leute bis dahin nie gesehen und war voll

*Ansicht der Abtey Allerheiligen 1783*



1 Stiftskirche, 2 Abtei, 3 Convent, 4 Kapitelhaus, 5 Krankenwohnung, 6 Kellerei, 7 Kuchel, 8 Spielsaal, 9 Gasthaus, 10 Gymnasium, 11 Werkstätte, 12 Metzge, 13 Holzhaue, 14 Sägmühl, 15 Hofthore, 16 Convents-Garten, 17 Abtei-Garten, 18 Gast-Garten, 19 Allee, 20 Procesionswege, 21 Ställe

Begierde, mit ihnen anzuknüpfen. Bald hatte eine mutwillige Schar mich in ihrer Mitte, und fort ging es einer Anhöhe zu, wo nach Studentenbrauch mittels Tannenreisig ein Feuer angemacht und eine Partie Kartoffeln gebraten wurde, indessen meine Eltern mit den Vorstehern der Lehranstalt das Nötige besprachen und an der Tafel des Prälaten Wilhelm<sup>2</sup> dessen Gastfreundschaft genossen . . .

Das Studentenhaus, unweit vom Kloster und etwas höher gelegen, stand abge-sondert in dem Garten . . .

Das Studentenhaus, nur etwa ein Klafter<sup>3</sup> weit von der Bergwand abstehend, ein langes und breites Gebäude, dessen oberes Stockwerk von Holz errichtet

war, enthielt unten neben den Schul- und Studiersälen die Wohnung unseres Dieners, und wenn man so will unseres Türhüters . . .

Die hohen geräumigen Schulsäle zu ebener Erde, nichts weniger als zierlich zu nennen, waren ihren Zwecken gemäß solide ausgestattet, und in einem gewaltig großen, aber nicht tiefen Schrank war für jeden Zögling zur Bewahrung seiner Bücher, Schriften und Kleinigkeiten ein abgesondertes, verschließbares Gefach vorhanden, worin einige von Haus aus verzärtelte Jungen auch Leckereien aufzuheben pflegten. Im breiten Hausgang an der Wand, zuweilen auch im Hof neben der Tür, war auf einer Bank stets ein großer sauberer Kübel von Tannenholz mit kristallreinem Trinkwasser aufgestellt und mit einer hölzernen Schapfe ausgerüstet.

Im oberen Stock befanden sich unsere Schlafsäle — drei, wenn ich mich recht besinne — und durch einen breiten Gang davon getrennt die Wohnung des Magisters und seiner bejahrten Haushälterin. Die Schlafsäle der Studenten, mit Möbeln nur zur Notdurft versehen, hatten einen hölzernen Fußboden und enthielten zwei Reihen von Schlafzellen, die durch eine durch die ganze Länge des Saales laufende Bretterwand voneinander geschieden waren, wie auch die einzelnen Zellen unter sich durch einfache Bretterwände gesondert waren. An jener Hauptscheidewand hin, jeweils über dem Kopfe, hatte jeder einen wohlbefestigten Schaft und daneben ein Zapfenbrett. Nach oben wie nach vorne, nach der Fensterseite, standen die Zellen offen, und wer nicht so glücklich war, ein Fenster direkt vor sich zu haben, dem blieb nur der Blick auf die nackte Wand. Doch war das unser geringster Kummer, denn die Aussicht ins Freie konnten wir den ganzen Tag genießen, und unsern jungen Gemütern, denen es an heiteren Bildern im Innern zu keiner Zeit gebrach, konnten ein paar Grad weniger Licht nicht viel verschlagen. Ein Punkt nur machte eine empfindliche Ungleichheit. Es war nämlich gestattet, vor dem Fenster in einem Verschlage von Brettern ein Gärtchen anzulegen. Das mußte bei denen, denen kein Fenster zur Verfügung stand, Eifersucht erzeugen; doch ließen sich einige Fensterbesitzer bereitfinden, mit dem weniger begünstigten Nachbarn ein billiges Abkommen zu treffen.

In dem Alter der Zöglinge bestand ein großer Unterschied. Es befanden sich unter uns mehrere, die noch dem Kindesalter angehörten, andere waren schon erwachsen. Aus guten Gründen hielt ich mich zu den Kleinen; und zu denen welchen ich mich am liebsten anschloß, gehörten zwei „echte“ Franzosen, de Sirjaques und Lancrenon, einmal weil ihr Benehmen entschieden feiner als das der andern war, und dann weil der Umgang mit ihnen mir den Vorteil gewährte, mich im Französischen zu üben. Der Verkehr mit den Elsässern wurde mir besonders ihrer fehlerhaften Mundart wegen nicht so sehr empfohlen.

Auch in der gesellschaftlichen Stellung war unter uns eine Verschiedenheit, obgleich wir sie, wie ich beifügen muß, so gut als gar nicht beachteten. Neben

jungen Leuten von Stand und Söhnen von Staatsbeamten sah man Kinder aus wohlhabenden Bürgerfamilien und andere aus noch bescheideneren Verhältnissen; diese letzteren wurden im größeren oder bescheideneren Maße vom Kloster mildtätig unterstützt. Aber selbst für die Vermöglichen war der Preis der Jahrespension unglaublich nieder gestellt: in allem betrug er nicht über 10 bis 11 Louisd'or<sup>4</sup>.

Das Lehramt der Anstalt, der zu meiner Zeit außer dem Magister oder Direktor noch 3 Geistlichen als Professoren vorstanden, wurde mit jenem Eifer, mit jener Erudition und in dem Umfang verwaltet, welche ihren ausgebreiteten Ruf und die Frequenz ihres Besuchs von früher her begründet haben; sie konnten den Vergleich mit jedem deutschen Gymnasium aushalten. Der fehlende Unterricht im Griechischen nur erschien als eine fühlbare Lücke; dafür war jener in der lebenden französischen Sprache um so viel besser bestellt als anderwärts. Den letzteren Vorzug verdankt die Anstalt in der neuesten Zeit dem Herrn Anstett, vormaligem Generalvikar zu Metz, der während der Revolution seiner standhaft behaupteten Grundsätze wegen lange in Ketten geschmachtet und, aus den französischen Gefängnissen befreit, im Kloster Allerheiligen einen Zufluchtsort gefunden hatte. Ein Mann, der die tiefe Kenntnis der deutschen Sprache und ihrer Eigentümlichkeiten, gleich jenen der französischen und das fehlerfreie Sprechen beider in einem Grad besaß, der fast niemals und nirgends angetroffen wird.

Es ist wahrhaftig außerordentlich, welche Mühe dieser kränkliche Mann sich gab und welche Engelsgeduld er trug, um dem französischen Idiom bei den jungen Deutschen Eingang zu verschaffen, aber wie lebhaft auch seine Befriedigung war, wenn er, was zufällig bei mir eintraf, ein so biegsames Organ vorfand, daß seine Anweisungen und sein Beispiel fruchten konnten. Man vermag sich kaum vorzustellen, wie lang und wie oft er mich insbesondere vor einer Schwierigkeit festhielt, bis ich sie überwunden, bis ich die genaue Unterscheidung, den richtigen Ton, den richtigen Akzent und die echt französische Aussprache vollkommen getroffen hatte.

Es versteht sich, daß die unterste Klasse, in die ich eintrat, die meisten Schüler hatte. Das bißchen Latein, das ich mir im Vaterort erworben hatte, kam mir nun gut zu statten, und das Pflichtgefühl, nebst dem Wetteifer unter den Zöglingen taten das übrige. Die Lehrmethode und die Art zu lernen waren hier im allgemeinen und im wesentlichen nicht verschieden von derjenigen, die ich später anderwärts kennengelernt habe. Nur von einer und zwar angenehmen Abweichung hierin werde ich weiter unten berichten. Natürlich hatten wir auch unsere Zeit des klösterlichen Silentiums . . .

Über unsere Sitten wurde mit Sorgfalt gewacht, und die Religionslehre fand in eindringlicher, verständiger Weise statt. Mit Beichten waren wir nicht sonderlich geplagt, um so mehr dagegen mit dem Ministrieren. Um vier Uhr des Morgens schon hörte man das Glöckchen vom Kloster her, und hurtig mußte

der, an dem die Reihe war, aus dem Bett steigen, sich ankleiden und in die Kirche eilen. Aber bald tönte das Glöckchen wieder; ein anderer mußte springen, und so ging es fort, bis die Herren alle ihre Messe gelesen hatten. Im Winter — im Winter von Allerheiligen! — war das keine Kleinigkeit. Zum Glück bestand eine streng geregelte Abmachung, derzufolge das erste Aufstehen der Reihe nach an alle kam, und zudem hatten einige von den geistlichen Herren das in unseren Augen entschiedene Verdienst, ihre Messe schneller zu erledigen. Erwägt man übrigens, daß wir um acht des Abends schon zu Bette gingen, so hatten wir uns wegen zu frühen Aufstehens im Grunde überhaupt nicht zu beschweren.

In der Andacht wurde Maß gehalten und Ziel. Doch mußten wir des Morgens mit dem Eintreten in die Studiensäle, dann vor und nach jeder Mahlzeit und abends vor dem Schlafengehen jeweils ein kurzes Gebet, und dies in Latein, unabänderlich verrichten.

Das letztere kann nicht befremden, zumal selbst bei denen, die in die unterste Klasse eintraten bereits einige Latinität vorausgesetzt wurde, und da wir, was an sich gar nicht so übel war, sowieso für den ganzen Tag die Verpflichtung hatten, keine andere Sprache zu reden als die lateinische oder allenfalls die französische. Freilich war unser Latein auch danach beschaffen, und wer weiß, ob ein Klassiker davon nicht Magenweh bekommen hätte.

Ordnung und Anstand bei uns aufrechtzuerhalten war nicht schwer, und über die Strenge der Disziplin hörte ich wenig klagen. Nur ein Schauplatz weiß ich, wo der Farrenziemer gezogen wurde; das war im Schlafsaal im Fall eines „Krieges“.

Wenn ich von dieser Szene (Anmerk. körperliche Züchtigung eines Schülers wegen böswilliger Behauptungen über einen Lehrer) und den oben erwähnten gelinderen, im ersten Ärger ausgeteilten Streichen absehe, so kann ich nicht anders sagen, als daß wir von allen Seiten mit Güte behandelt wurden. Die andern Herren im Kloster, die uns nicht zu ziehen hatten, waren gegen uns ohnehin voll Freundlichkeit, besonders zwei uralte Greise, die Väter Norbert und Jakob, und auch der Prälat. Wie oft haben sie uns von ihren Zimmerfenstern herab schöne Äpfel in den Schnee geworfen!

Wir hatten drei Mahlzeiten, morgens um acht, mittags um zwölf und abends um sechs Uhr. Unser Speiseraum oder Refektorium war ein Saal im Erdgeschoß der Abtei; zwei lange Tafeln liefen an den Wänden hin, und oben zwischen beiden stand der Tisch der drei Herren, die, wenigstens beim Mittag- und beim Abendessen, über uns die Aufsicht zu führen hatten.

Was unsere Kost angeht, so konnte sie bei dem geringen Betrag des Pensionsgeldes nicht vornehm sein, und manchem von uns wollte sie in der Tat nicht munden, obwohl in der frischen Luft von Allerheiligen und bei der vielen Be-

wegung, die wir uns machten, der Appetit, dieser beste aller Köche, unzweifelhaft vorhanden war.

In der dicken Mehlsuppe, die unser Frühstück ausmachte, in den hochbeladenen Platten mit „Knepfeln“— einer obligaten Speise der Schwaben—, in dem Salat, den wir je nach der Jahreszeit erhielten und in dem Ragout, das nicht selten auf die Tafel kam, entdeckte man mitunter allerdings Dinge, die nicht auf allzu große Sorgfalt und Reinlichkeit bei der Zubereitung schließen ließen und einen hinlänglichen Begriff von dem etwas summarischen Verfahren gaben, das in der Küche hinsichtlich der Studententafel gebräuchlich war. Allein unser schwarzes Brot, das man uns in Fülle überließ, war tadellos, der Speck nicht zu verachten, und der Schinken, mit dem wir zeitweise bewirtet wurden, beinahe ein Leckerbissen. Die Erbsen, das ist nicht zu leugnen, waren älteren Datums und deswegen nicht immer weich genug gekocht. . . . Ferner ist zu bedenken, daß uns am Sonntag ein Becher gesunden Weins und bei besonderen Anlässen, namentlich an hohen Festtagen, ein doppeltes Maß desselben oder ein „duplex“ eingeschenkt wurde. Wir Kleinen schlugen dies nicht hoch an, und ich persönlich hatte gegen das Weintrinken damals noch einen Widerwillen; für die Großen war es eine Annehmlichkeit von Belang, und man konnte ihnen zuweilen eine Weinportion vorteilhaft verhandeln.

Für die zwei Hauptmahlzeiten war an beiden Tafeln ein Wechsel der Plätze in der Art angeordnet, daß am Schluß der Woche die obersten zwei Zöglinge die untersten wurden. Ein solcher Turnus, der alles ausgleicht, wurde aus zweifachen Gründen nötig, einmal weil der Diener, ich weiß noch heute nicht warum, mit der großen Fleischplatte unabänderlich stets am oberen Ende begann, wo die gezückten Gabeln der Hungrigen so parteiisch aufräumten, daß die Platte, wenn sie nach durchlaufender Gasse am unteren Ende anlagte, nur noch unscheinbare Stückchen aufzuweisen hatte. Und dann, weil die sonst löbliche Sitte eingeführt war, daß die aufsichtführenden Herrn Patres von ihren aus dem „Convent“ bezogenen Speisen, deren Qualität jene der unsrigen um vieles übertraf, bei jeder Mahlzeit etwas übrigließen, was den Studenten links und rechts hinübergegeben und auf diesem Wege je den vier oben sitzenden zur Beute wurde. Ein Ersatz für die Entbehrungen, die man unten und auf dem langsamen Weg nach oben hatte erdulden müssen.

Wahr ist, daß in der Zwischenzeit von Mittag bis Abend nichts gereicht wurde. Eine starke Zumutung für junge Magen; diesen Übelstand wußten wir doch wesentlich zu mildern, denn Brot mitzunehmen wurde uns nicht gerade verwehrt. . . .

Die Stunden der Erholung waren uns nicht spärlich zugemessen. Außer den alltäglichen Rekreationen von kürzerer Dauer hatten wir zweimal in der Woche den ganzen Nachmittag für uns. Abends mit dem Schlag sechs Uhr längstens mußten wir zu Hause sein; in geschlossene Ortschaften durften wir ohne

Begleitung der Vorsteher nicht gehen, und zu den großen Wasserfällen und Becken war uns der Zutritt ausdrücklich verboten. Unter jener Bedingung und mit diesen Ausnahmen hatten wir übrigens freien Flug . . .

In den ebenen Wegen um das Kloster her, besonders in der Großen oder Hauptallee, sah man an jeden schönen Tag die Professoren in der Mitte ihrer Schüler wandeln, um nach der Sitte des alten Athen gehend und im Freien zu lehren. Und in der Tat, wenn sich irgend eine Stätte dazu eignete, so war es dieser abgeschiedene stille Ort mit seinen gründurchsonnten Laubdächern. So viele Professoren oder Klassen, so viele Gruppen oder Scharen konnte man da erblicken, wovon die einen dahin, die andern dorthin zog. In angemessenen Zwischenräumen wurden Ständchen gemacht; zur Abwechslung nahm man wohl auch Platz auf Bänken oder ließ sich zwischen den Stauden der Heidelbeeren nieder, oder man scharte sich, auf hohem Moos gelagert, im Halbkreis um den Lehrer. So im Schatten und doch unter freiem Himmel und in frischer Luft geschah das Abhören der Zöglinge; und zum Zweck des Unterrichts wurde alles vorgenommen, was an den Aufenthalt zwischen vier Wänden nicht unbedingt gebunden ist. Geist, Gemüt und Körper befanden sich gar wohl dabei.

Ein täglicher Gang war der nach dem Kapellenberg, wo die Ursulakapelle stand . . . Jedenfalls war hier oben ein genügender Raum zu unsern Ball- und anderen Spielen.

Dort hinauf (Anmerkung: zu unseren Kniebisgründen) führten uns oft die Professoren, zu denen wir jedoch, und das ist wohl zu bemerken, in unserer Einöde nicht etwa auf dem steifen Fuß des Gehorsams und der Ehrerbietung standen, sondern weit mehr in dem traulichen Verhältnisse von Söhnen zu ihren Vätern. In solchen Fällen rückten wir Studenten jederzeit in Masse aus, und auf dem bezeichneten Rasenplatz angekommen, eröffneten wir in antiker Weise unsere gymnastischen Übungen, wobei auch das Ringen nicht ausgeschlossen blieb; indessen bestand die Hauptübung im Wettrennen. Anordner, Polizei, Kampfrichter und Preisausteiler waren unsere Professoren; ihnen war es anheimgestellt, die zum Rennen sich anmeldenden Schüler nach drei Stufen: Große, Mittlere und Kleine oder doch nach zwei dieser Stufen einzuteilen, die Länge der Rennbahn abzustecken und die Bedingungen der Kleidung und so weiter festzusetzen. Es wurde nur zu zwei und zwei gerannt, barfuß oder in Strümpfen. Die Preise waren regelmäßig entweder Bilder, vernünftig ausgewählt oder Früchte, vorzugsweise Äpfel; und doch blieb, wie es in der menschlichen Gesellschaft immer sein wird, die allgemeine Anerkennung von seiten der Professoren und Studenten der schönste Lohn . . .

Das Schlittenfahren wurde hier mit klassischem Schwung betrieben. Jeder Studiosus hatte seinen eigenen, mit Namen bezeichneten Schlitten, nur einen halben Fuß hoch, aus hartem Holz stark gebaut, nicht viel breiter als ein Schuh und kaum anderthalb Fuß lang. Das vordere Querbrett war in der Mitte

durchbohrt, um den Strick zum Transporte durchzulassen; zwei kurze runde Stäbe aus hartem Holz, an dem einen Ende spitz auslaufend, dienten als Schneesuder und vollendeten die Ausrüstung.

An Schlittenbahnen in der unmittelbaren Nähe war kein Mangel . . . Was die Jugend wenig beachtet, was mich später aber oft in Verwunderung gesetzt hat, ist die nach Verhältnis kleine Zahl der Krankheitsfälle, die sich unter uns ergab; obgleich die waghalsigen Methoden unseres Schlittens schon für sich allein genommen Möglichkeiten dazu im Übermaß boten.

Gegen die Faschingszeit hin wurden passende Schauspielstücke einstudiert. Es gebrach uns weder an einer Schaubühne, noch an bescheidenen Dekorationen und Kostümen. Der Geist des Scherzhaften und des Komischen, der zu solcher Zeit in die Leute fährt, war den Klöstern überhaupt nicht fern; nur durften weder die Geistlichen noch auch die Laienbrüder Rollen übernehmen. Um so geeigneter und um so aufgelegter dazu waren die Studenten; und wenn es nötig schien, ließen sich in der Nachbarschaft von Allerheiligen leicht ein paar Spaßvögel finden, die man zu Hilfe rufen konnte . . .

Endlich mußte es auch in unserem Kessel Frühling werden . . . Nun war die Zeit des Gärtelns gekommen . . . Doch kam der Zeitpunkt auch für die dürtig gedüngten kleineren Länder, in denen die Studiosen ausschließlich tätig waren, jeder so gut, wie er es verstand. Rettiche und Kresse waren alles, was wir pflanzten und auch alles, was wir dem Boden zumuten konnten . . . Die Zeit, da wir die ersten Rettiche ausziehen, die erste Kresse schneiden und beides verpeisen konnten, war uns ein Freudentag . . .

An einem Sommertag war es auch, wo die geistlichen Herren uns nach der Glashütte von Buhlbach führten, die, am entgegengesetzten Abhang des Kniebis und daher schon in Württemberg gelegen, damals das Eigentum eines Herrn B. gewesen ist. Unter den Führern befand sich wie schon bei andern Gelegenheiten der Pater Kellerer des Klosters, ein guter jovialer Mann . . . Wir stellten uns in einiger Entfernung von dem Dinge auf, das die Glasmacher den „Kühlofen“ nennen; jeder drehte bald die eine, bald die andere Seite seines Körpers der Öffnung zu, die trotz der gegenteiligen Zweckbezeichnung des Ofens einen Strom von bratender Hitze nach außen sendet . . . Mit Bewunderung sahen wir den Arbeiten der Glaszykeopen zu, von deren Kunst wir einen hohen Begriff bekamen; nach und nach nahmen wir die ganze Fabrik mit ihren Einrichtungen und Vorräten in Augenschein. Wir wurden außerdem trefflich bewirtet, und sogar für eine bescheidene Tanzmusik war gesorgt . . .

Noch einmal . . . möchte ich mit einem Wort auf Allerheiligen zurückkommen. Wenn eine unbegrenzte Dauer der Klöster an sich zu rechtfertigen wäre, dann ließe sich gegen das Fortbestehen einer Kongregation von der bescheidenen Lebensweise und der wohltätigen Wirksamkeit der Herren von Allerheili-

gen schon gar nichts einwenden. Allein auch für dieses Kloster war die Zeit aufgehoben.

#### *Anmerkungen*

- 1 Norbertiner: Name der Prämonstratenser nach ihrem Ordensstifter, dem hl. Norbert (1082— 1134)
- 2 Prälat Wilhelm war der letzte Abt des Klosters Allerheiligen (1797—1803)
- 3 1 Klafter = etwa 6 Fuß (= 1,90)
- 4 Louisd'or: französische Goldmünze etwa im Wert von 16 M, später bis 30 M

Verbindlichen Dank sei besonders Frau M. Pitsch, Freiburg gesagt, die freundlicherweise das Manuskript zur Verfügung stellte.

#### *Literatur*

K.G. Fecht, Das Kloster Allerheiligen. 2.A. Karlsruhe 1890. — H. Schneider, Geschichte des Klosters Allerheiligen, in: Ortenau 58/1978. Die Klöster der Ortenau, hrsg. von W. Müller, S. 348—387

## 200 Jahre „Altweibermühle“ in Wolfach

*Josef Krausbeck*

Unter den mancherlei bekannten Fasnachtsspielen, die als Überreste einstiger Spielfreude um die Fasnachtszeit noch aufzufinden sind, dürfte dem Wolfacher Spiel von der „Altweibermühle“ eine ganz besondere Bedeutung zukommen. Dieses Spiel, das im kommenden Jahr 1987 sein zweihundertjähriges Bestehen feiern kann, ist, wie das Institut für den Wissenschaftlichen Film in Göttingen feststellte, in seiner Art wohl einmalig in ganz Europa. Nirgends ist mehr ein ähnliches Spiel zu finden, das als Singspiel mit einer eigenen durchgehenden Melodie heute noch aufgeführt wird, wie dies in Wolfach alle fünf Jahre der Fall ist. Was aber dieses Spiel vor allen sonst noch bekannten Fasnachtsspielen auszeichnet, ist sein Text, der nicht in volkstümlicher Weise zusammengestoppelt ist mit primitiven, ja meistens erzwungenen Reimen, häufig auch mit überlangen Versen oder Liedern, die eben die Hand dichterisch versuchender, aber doch in etwas ungelenker Weise schreibender Laien dokumentiert.

Das Spiel, dessen Verfasser mir erst in langer Forschung bekannt wurde, den ich vor 30 Jahren noch nicht kannte, zeugt von einer dichterischen Routine, wie sie eben den volkstümlich geschriebenen Spielen meist fehlt.

*Georg Anton Bredelin*, aus dem Fürstenbergischen Städtle Hayingen im Oberschwäbischen kommend und seit etwa 1785 in Hausach als Fürstenbergischer Schulvisitator für das FF. Kinzigtal angestellt, konnte ich als Verfasser ausfindig machen. In mündlicher Überlieferung und auch in der sog. Metzger-August'schen Chronik Wolfachs aus der Zeit um 1895 wurde der Name Brödler oder Brödle aus Hausach genannt, der sich dann bei genauer Forschung als der gen. *Georg Anton Bredelin* darstellte.

Dies ist also anders als vor 30 Jahren in der „Ortenau“ 30./1956. Dann aber konnte ich auch der Anregung des bekannten Volkstumsforschers Johannes Künzig folgen, der in seinem Büchlein über die alemannisch-schwäbische Fasnet 1950 die Anregung brachte, man solle dies Spiel doch wieder mit guter musikalischer Begleitung aufführen. Auch der bekannte Fasnetforscher Wilh. Kutter, der im Südd. Radio eine Aufführung der „Weibermühle“ brachte, die er hier aufgenommen hatte, war so von diesem Stück begeistert, daß er unbedingt sagte, man müsse es wieder ins Repertoire der Wolfacher Fasnetspiele aufnehmen. „Das ganze Studio-Haus in Stuttgart singt und pfeift nur noch Weibermühle!“, sagte er. Der Hegaudichter Ludwig Finckh, der von Kutter auf die „Weibermühle“ aufmerksam gemacht wurde und bes. deshalb daran interessiert war, weil er einst selbst über „Tripstrill“ schrieb, das ja als Ort der

Verjüngungsmühle seit eh genannt wird, erbat sich von mir das Textbüchle und war auch ganz begeistert davon.

Aber die Wolfacher? Sie waren festgefahren dagegen, weil sich seit dem Jahr 1892, in dem das alte Rathaus abbrannte, der Aberglauben breitgemacht hatte, immer wenn dies Spiel aufgeführt würde, gäbe es im gleichen Jahr eine Brandkatastrophe. Nun, in Wolfach gab es deren viele im Lauf seiner jahrhundertelangen Geschichte. Aber nur zweimal (1836 und 1892) fielen solche Brände ins gleiche Jahr wie die der „Weibermühle“. aber der Aberglaube saß so fest, daß selbst ein so kaltblütiger „Narrenvatter“ wie Erwin Haas im Jahr 1937 davor warnte, als ich im Spiel „Der Narrogeist im Faß“ auch die „Weibermühle“ brachte, zwar nicht mit dem guten alten Text, aber halt die Mühle! Schier kam man in den gewissen Verdacht, Verursacher eines möglichen Brandes zu sein! Und als ich nach dem Krieg, als wir hier wieder Spiele aufführten, die „Weibermühle“ vorschlug, gab man vom Narrenrat die Antwort „der alde Schissdreck, den will doch heut niemand mehr sehen!“ Dennoch setzte ich es 1973 durch, so lange mußte ich damit warten! Und die „Weibermühle“ erlebte nach einer Pause von 81 Jahren(!) erstmals wieder eine Aufführung.

Und wie wars dann mit dem „alde Schissdreck?“ Eine kaum geahnte Zuschauermenge war begeistert! Und als wir die Mühle 1977 wieder brachten, da gabs zehntausend begeisterte Zuschauer. Und noch mehr waren es 1982 beim nächsten Mal! Und die Spieler selber? Eine überaus frohe Spielgemeinschaft war entstanden, Spieler und Mithelfer gegen 70, von Kindern an, die ich damit einführte, die zur nächsten Aufführung dann schon Rollen der Erwachsenen spielen konnten. Und im Jahr 1987 wird dies schöne Spiel wieder auf die Bühne kommen, zu dem schon 1982 die zuständigen, fasnetfrohen Leute, bes. die „alten Rungunkle“ eine neue Mühle bauten, größer, geräumiger und für technische Arbeiten besser geeignet als die frühere nette Mühle.

Die Aufführung 1977 wurde vom Institut für den Wissenschaftlichen Film in Göttingen auf farbiges Tonband aufgenommen, so daß dieses Spiel mit dreisprachigem Kommentar für Volkshochschulen, Universitäten, heimatlich Interessierten zur Verfügung steht.

So war der Gang dieses „alde Schissdrecks!“

Was die Melodie anbelangt, die bis jetzt auch nirgends sonst bekannt ist, so hat sie Anklänge an andere alte Weisen, so z.B. an das Volkslied „E Burebüble mag i nit“; sie dürfte von Bredelin irgendwo aufgespürt oder gar von ihm selbst komponiert worden sein.

Bredelin, der aus dem Oberschwäbischen stammt, soll in Biberach/Riß daheim sein. Näheres ist bis jetzt nicht bekannt. Zeitlich und topografisch wäre es durchaus möglich, daß er in Beziehung zum bekannten Sebastian Sailer steht, dem Dichter der „Schwäbischen Schöpfung“ und sonstiger Stücke in oberschwäbischer Mundart.

Als ich vor einigen Jahren im Hayinger Naturtheater Sailers „Schwäbische Schöpfung“ sah, fiel mir gleich manche Verwandtschaft zu Bredelin oder umgekehrt Bredelins zu Sailer auf. Der Qualität der Weibermühle-Verse nach möchte ich fast vermuten, Bredelin wäre von Sailer beeinflusst oder hätte gar ein Werk Sailers zur Grundlage gehabt. Denn der Text der „Weibermühle“ ist so gut und präzise und so in aller Kürze auf die Melodie gesetzt, daß eben dies Spiel weit über sonstigen Fasnachtsspielen steht. Als Kutter das Stück im Süd-funk brachte, gab er mir den Auftrag, einen erklärenden Zwischentext zu schreiben, was ich in Prosa machte. Denn nur mit den Texten Bredelins hätte ein Hörer kein richtiges Bild von diesem Spiel bekommen.

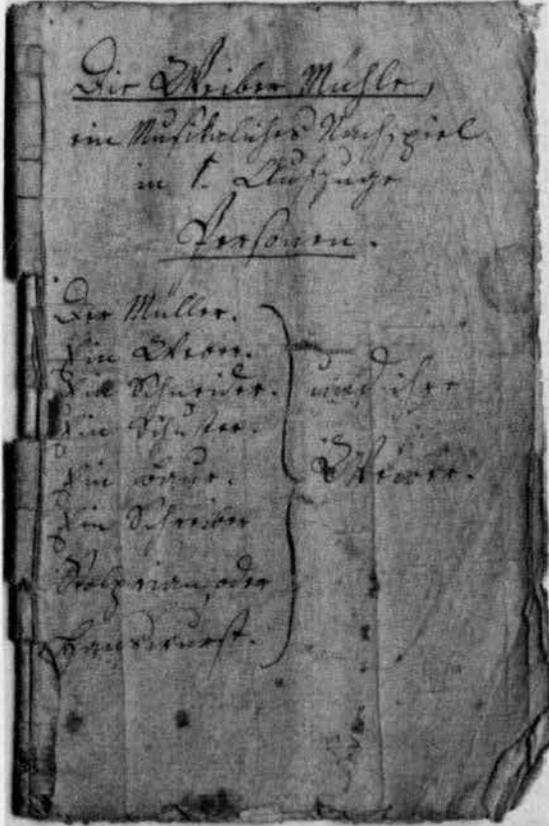
Als es mir dann gelang, für 1973 endlich das Spiel auf die Wolfacher Spielbühne (Podium auf dem Marktplatz) zu bringen, mußten auch hierfür erklärende Sprechstellen geschrieben werden. Nur war ich mir im klaren, daß zu einem Spiel solcher Qualität ein einfacher Prosatext zu primitiv wäre. So schrieb ich denn in aller Eile einen Text in Reimen, den ich aber zum Unterschied zu Bredelins Spieltext in Wolfacher Mundart schrieb. So können nun Zuschauer oder Zuhörer merken, wer in den einzelnen Szenen auftritt. Auch war es mir dabei möglich, die Szene, wenn das Hanswurstweib noch schlimmer aus der Mühle kommt, mit gesteigerter Dramatik zu erweitern, um diesen eigentlichen Höhepunkt des Spieles auch richtig zu einem solchen machen zu lassen.

Nicht vergessen soll auch der Hinweis sein, daß der Südwestfunk Baden-Baden in den 1960er Jahren das Spiel zu einer Sendung verwendete, bei der allerdings unser altes Spiel doch zu sehr verändert wurde. Aber diese Sendung hatte den besonderen Erfolg, daß den Wolfachern, zumal den Herren vom Narrenrat bewußt wurde, daß das dummerweise verpönte Spiel von der Altweibermühle seine Bedeutung hat und nimmer länger in der Vergessenheit bleiben sollte.

So war denn auch der Weg geebnet, daß im Jahr 1973 wieder die erste Aufführung stattfinden konnte und daß dies Spiel seinen festen Platz bekam in der Folge der hiesigen Fasnetspiele, deren über 80 im Lauf von 200 Jahren feststellbar sind.

Als Bredelin vor 200 Jahren dies Spiel in seiner Hausacher Dienstzeit schrieb, konnte er es allerdings in Hausach nicht zur Aufführung bringen, denn dort waren die fasnächtlichen Gepflogenheiten nur sehr dürftig, vielleicht weil im Gegensatz zu Wolfach auch die finanzielle Grundlage gering war (Bauern, Handwerker und Bergleute), während in Wolfach durch Holzhandel und Flößerei doch eine bessere finanzielle Situation vorlag. Auch hatte man in Wolfach seit Generationen eine Tradition fürs Theaterspielen, eine „Commedian-ten-Companie“, die schon mancherlei Spiele zur Aufführung gebracht hatte. Aus der gen. Commedian-ten-Companie ist wohl auch die Wolfacher Narrenzunft entstanden, die sich in der Folge mit vielen Spielen befaßte. Wenn z.B.

1788 die Aufführung der „Fuxenkomedie“ im Rathaussaal erwähnt wird, ist vielleicht auch hier die Hand Bredelins zu spüren. Leider ist von diesem Spiel, bei dem die Schulkinder unter Leitung des Präzeptors mitspielten, kein Text mehr vorhanden.



Das Textbuch der „Altweibermühle“ von 1803

Repro: E. Bauer, Wolfach

Die „Weibermühle“ wurde nachweisbar 1803 gespielt (4 Jahre nach dem Großbrand von 1799, der über 80 Häuser vernichtet hatte, ein Beweis für die Lebens- und Fasnachtsfreude der Wolfacher inmitten einer Kriegszeit!). Von diesem Spiel 1803 ist noch der handgeschriebene Text vorhanden, der die Grundlage des heutigen Spieltextes ergab. 1836 war die Aufführung, wie auch 1858 und 1892. Zu diesen beiden letzteren Spielen zeichnete der Wolfacher Lithograph Adolf Neef und sein Sohn die Darstellung des Spieles in dem von ihnen lithographierten Textbüchle. Dabei ist auch interessant, daß bei den dargestellten Zuschauern des Spieles sich auch Trägerinnen in Tracht und Bollenhut aus Kirnbach oder Gutach befinden. Damals war der Bollenhut noch in seiner Jugendzeit, leicht und bequem an Sonntag und Arbeitstag zu tragen, noch fern neuzeitlicher Propaganda. Als Neef für das Spiel 1858 seine Zeichnung fertigte, hatte er sicher noch die Erinnerung an die Aufführung von 1836 und gab den Personen die Kleidung jener Zeit. In dieser Art wird auch jetzt die Kostümierung der Spieler gemacht, also in einer Art Biedermeiertracht.

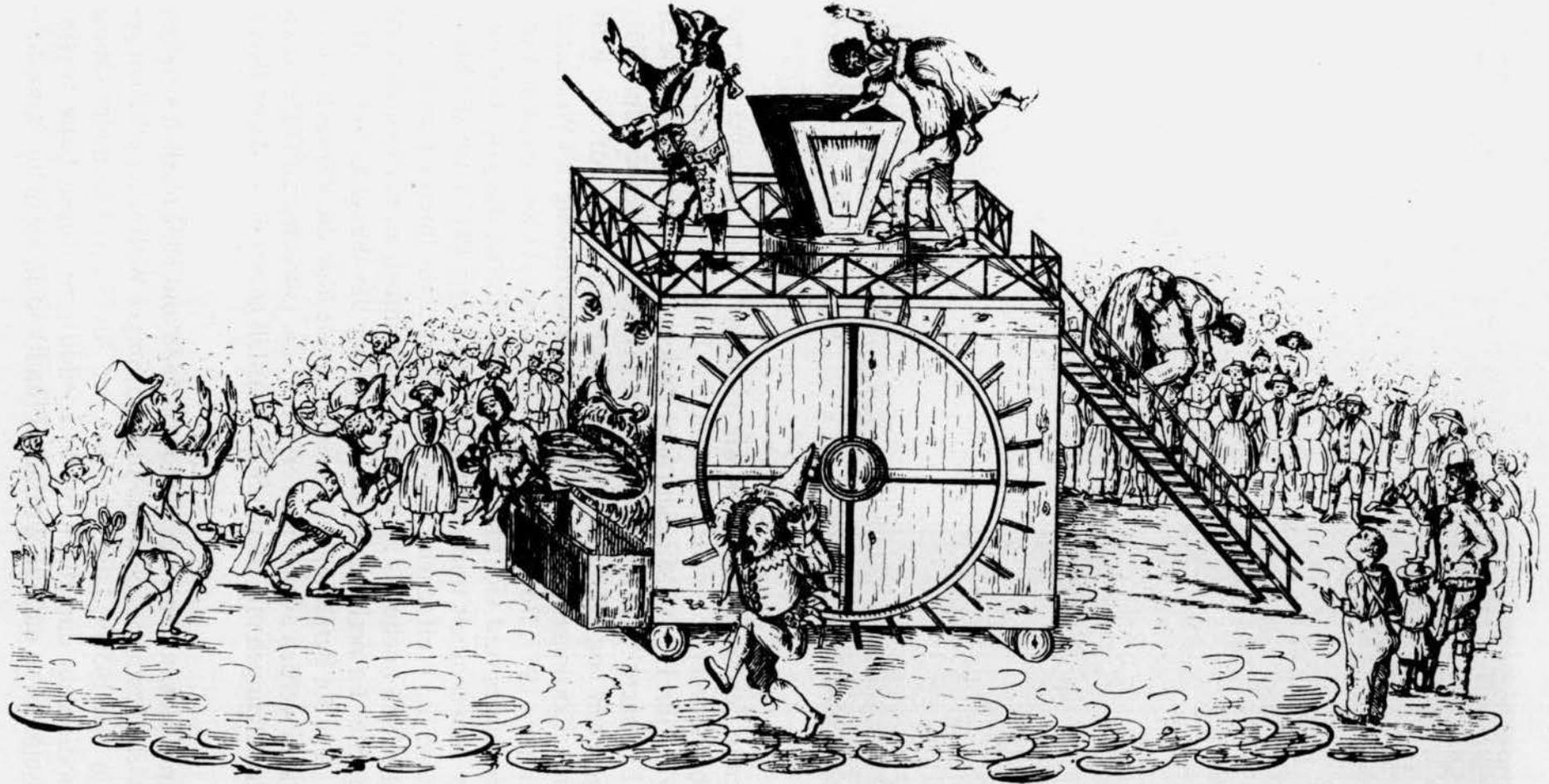
Nun zum Thema der Verjüngung „alter und böser Weiber“, wie es im Untertitel des Spieles heißt — ein uralter Wunsch, bes. im beginnenden Frühling.



*Titelblatt des Textbuches von 1858  
Repro: E. Bauer, Wolfach*

Über das Thema in der Populargraphik wie auch im Volksschauspiel möchte ich auf die Publikationen zu wissenschaftlichen Filmen Sektion Ethnologie Serie 9 Nr. 3 1979 Film E 2455 Mitteleuropa, Baden, „Die Altweibermühle in der Wolfacher Fastnacht“ des Instituts für den wissenschaftlichen Film, Göttingen, herausgegeben von Dr. Franz Simon, Göttingen und Prof. Dr. Rolf Wilhelm Brednich, Göttingen verweisen. In dieser Beschreibung des Wolfacher Spiels, aufgenommen 1977, findet der interessierte Leser, in Kürze zusammengefaßt, viel Erforschtes und viel Erläuterndes. Die Herren des gen. Instituts hatten bei ihrer Anwesenheit und Aufnahme des Spiels 1977 auch die Möglichkeit, vieles über die Wolfacher Fasnet zu erfahren. Ihr Interesse daran war so stark, im Jahr 1983 nochmals in Wolfach Aufnahmen zu machen über all die vielen Wolfacher Fasnetbräuche und auch über das damalige Spiel „Die geraubte Braut oder die Befreiung der Freude“ sowie über die Wolfacher Fasnetgestalten. Dabei werden auch Dinge erwähnt, die jahrelang zu Differenzen und Auseinandersetzungen mit allerlei Stellen Anlaß gaben bis zu deren Bereinigung.

Während das Spiel sich in den Textbüchle von 1858 und 1892 textlich erhalten hatte, war die Melodie nur noch im Bewußtsein einiger Wolfacher erhalten geblieben. Aber in den 1950er Jahren konnte der Alt-Narro Glasmaler Georg Straub die Melodie dem damaligen Stadtkapelldirigent Eugen Lang vorsingen, der sie aufschrieb, so daß die Wolfacher Stadtkapelle sie in ihr fasnächtli-



## Die Weibermühle von Trippstrill

Wolfachs ältestes Fasnetspiel, von Georg Anton Bredelin um 1787. - Nach der Lithografie von Adolf Neef im Textbüchle von 1858.

ches Repertoire aufnehmen konnte. Umgeschrieben für leichtere Singbarkeit durch Dr. Hartmut Braun, Freiburg für das Deutsche Volksliederarchiv wurde die originale Melodie, die durchs ganze Spiel zieht, auch in der gen. Publikation des Inst. f.d. wissenschaftl. Film im Druck wiedergegeben, so daß ich sie hiermit veröffentlichen kann. Hier ist als Text die erste Strophe notiert, mit der wir das Spiel beginnen. Es ist die erste Strophe des Liedes über die „Weibermühle“, das ich 1955 zu den Wolfacher Fasnetliedern schrieb. Als Schlußlied des Spieles ist die letzte Strophe meines Liedes dem Spiel angefügt. Der Spieltext entspricht genau dem aus dem Jahr 1803. Nur die Stellen „Allo mei Mühlrad, wie der Wind . . .“, die dort für den Müller allein geschrieben wurde, übergab ich zur Abwechslung dem Gesang eines Chores aller Mitwirkenden.

## Die „Weibermühle“ von Tripstrill

Ein Singspiel von Georg Anton Bredelin 1787, ergänzt 1973 durch verbindende Texte für einen Sprecher und zwei Liedstrophen von Josef Krausbeck.

Die Personen des Spieles:

Der Müller

ein Weber und sein Weib

ein Schneider und sein Weib

ein Schuster und sein Weib

ein Bauer und sein Weib

ein Schreiber und sein Weib

Stolprian oder Hanswurst und sein Weib

ein Chor der Männer

ein Chor der Weiber

die stummen Rollen der alten Weiber

der Gesamtchor aller Mitwirkenden und Zuschauer

der Sprecher

die musikalische Begleitung

die mithelfenden Müller und Müllarzten, sowie die technischen Mithelfer.

Sprecher:           Ich grüß euch all, ihr liebe Litt,  
                          Die ihr zu uns sin kumme hitt  
                          In dere schöne Fasnetszitt!  
                          Hitt wellemer e Spiel euch zeige,  
                          Des ganz un gar isch z'Wolfe eige.

Mer ken - ne z'Wol - fe, 's isch jo wohr, was ich euch sa - ge will,  
 sit al - ter Zitt un vie - le Johr die Müh - le von Trips - trill.

-- Was do in un - serm Fas - net - spiel

voll Lust goht in de Wie - ber - mühl,

goht hitt au no voll Schwung: s'wurd al - les wie - der jung!

Transkription: Dr. HARTMUT BRAUN, Freiburg i. Br.

Repro: Kalmbach, Wolfach

Chor der Männer und Weiber:

Mer kenne z Wolfe, s isch jo woehr,  
Was ich euch sage will,  
Sit alter Zitt un viele Johr  
Die Mühle von Tripstrill.  
Was do in unserm Fasnetspiel  
Voll Lust goht in der Wiebermühl,  
Goht hit au no voll Schwung:  
s wurd alles wieder jung!

Sprecher:

Des Spiel, des hot e Zaubergwalt,  
Macht wieder jung, was krumm un alt  
Un schö, wie mers nu wünsche wott.  
Des ischs jo, was d ganz Fasnet sott:  
Verjünge möcht se, wer nu kunnt  
Un wer eso e Gspass sich gunnt.  
Doch was debi passiere ka,  
Des zeigt des luschtig Spiel euch a.  
Do isch se also! Merkes recht!  
Die Mühl, die euch verjünge mecht.  
Un gli gohts los! Dirt, gucke na:  
De Müller preist sie Gschäft scho a:

Müller:

Herbey! Herbey! ihr Männer all!  
Ich komme von Tripstrill,  
Zu trösten euch für dieses Mal,  
Da ich euch zeigen will,  
Wie meine Mühl auf einen Schwung,  
Was alt ist, machet wieder jung.  
:/: Herbey! Herbey! Herbey! :/:

Sprecher:

Als Erster kunnt de Weber gli  
Mit sinem Leiterwägele ri.  
Si Wieb isch druf! Mer siehtsre a,  
Daß do e Kur nit schade ka.  
D Schönst isch se nimme! D Jüngst au nit.  
Jetz passe n uf, was des do git!

Weber:

Ach lieber Meister Cyprian,  
Da bring ich meinen Wust!  
Wenn deine Kunst soll gehen an,  
Ein Tag lang fegen muß!  
So nimm denn die Rungunkel mein  
In deine kunstreiche Mühl hinein.  
:/: Ich bitt, ich bitt, ich bitt. :/:

Müller:

Ganz recht! Ganz gerne dien ich dir  
Und mach mir draus ein Ehr.

So bring nur deine Alte mir  
Zu meiner Mühle her!

(sie jammert, schreit und wehrt sich)

Es gschieht dir nichts!  
Sey unverzagt!  
Schon viele haben es gewagt.  
:/: Nur her! Nur her! Nur her! :/:

Sprecher: Scho wurd sie packt! Des goht gar flott!  
D Schteg nuf! In Trichter!  
Wie mers wott!  
Kopfunter gohts, trotz Gschrei un Weh!  
Nu d Beiner gucke no in d Höh!  
De Hanswurst goht ans Mühlrad num,  
Er mueß es trille um un um.  
De Müller stimmt scho a si Lied,  
Daß alles guet un richtig gschieht.

Müller, zuerst allein dann alle zusammen:

Allo! Mein Mühlrad! Wie der Wind  
Dich hurtig trill herum!  
Nimm sie nur wacker bei dem Grind!  
Die ganz Natur kehr um!  
Mach, daß sie sauber, jung und fein  
Aus einer alten Hex erschein,  
:/: Allo! Allo! Allo! :/:

Sprecher: Es goht! Es rumplet! s hot se packt!  
Un hot se gnudelt, zwickt un zwackt!  
Am Kleiekotzer, gucke num!  
Dirt tuet sich ebbis! Weber, kumm!  
S kunnt ebbis rus! Jo, was isch do?  
Pötzblitz! Des ka sich sehne loh!

Weberin, verjüngt rauskommend:

Sieh! Ich bin jung, hübsch, fein, charmant!

Weber: Jetzt, jetz isch gholfe mir!

Weberin: Du wirst von mir nicht mehr erkannt;  
Ey bhüt mich Gott vor dir!  
Um einen Cavalier ich buhl;  
Ich brauche keinen Weberstuhl,  
:/: Geh Weber! Flieh vor mir! :/:

Weber: Das ist, bey Tausend schlapprament  
Ein nagelneues Gfriss!

Hanswurst: Hättst bald, mein Weber, d'Nas verbrennt!  
Host gmoynnt, sie sey dir gwiß!

- Weber: Einmal hab ich sie theur erkauf't!
- Hanswurst: Spring nochi, daß sie it vertlaufft!
- Weber: :/: I will, i will, i will! :/:  
(sie ist davon, er rennt verzweifelt nach)
- Sprecher: Er rennt re noch! Sie isch dervo!  
Jo, lache nen us!  
Doch gucke do:  
Gli kunnt au scho de nächste Ma  
Un möcht sie Wieb verschönert ha.  
De Schnieder ischs! Er lädt scho ab.  
Wie rutscht die vom Handkarre rab!
- Schneider: Komm her, mei lieba Durathä!  
Komm für das letzte Gricht!  
Wenn i dir schon neu Plätz aufnäh  
Uf dei verrunzlets Gsicht,  
So ist, wens sage därf mit Gunst,  
All meine ganze Schneiderkunst  
:/: Umsunst, umsunst, umsunst. :/:
- Müller: Der Sach soll bald geholfen seyn,  
Was braucht es Klagen viel,  
Wenn du nur flickst die Hosen mein,  
so gieb sie in die Mühl!
- Schneider: Ich gieb sie dir aufs Gwisse dann.
- Müller: Ich nehm sie auf parolen an;  
:/: Nur gschwind! Nur gschwind! Nur gschwind! :/:
- Sprecher: Scho packese die Mühlknecht a  
Un helfe fescht dem arme Ma.  
In Trichter ni! Wie sie au schtrambelt  
Un mit de Bei umnanderbambelt.  
(sie wird in die Mühle gebracht!)
- Müller und alle: Allo, mein Mühlrad, wie der Wind  
Dich hurtig trill herum! usw.
- Sprecher: So recht, ihr Little! Singe mit!  
Un gucke, was s dirt danne git!  
S kunnt ebbis rus! Potz Element!  
So jung, daß mer es nimme kennt!  
Kei Wunder, wo so Zügs isch gfloge  
Und Staub wie Rauch um d Mühle zoge.
- Verjüngte Schneiderin kommt raus:  
Wer bin ich nun, wer bin ich, wer?  
Da ich ganz lebe neu?

- Schneider: Ach, Durathä, kennst mi nicht mehr,  
Daß ich dein Schneider sey?
- Schneiderin: Ich nichts von Scheer und Nadel weiß,  
Ich brauche keine Schneidergeiß!  
:/: Gut Nacht, meck meck, gut Nacht! :/:  
(sie rennt davon)
- Müller: Geh Schneider! Lauf, ich rat es dir,  
Mit Nasen nimm vorlieb!
- Schneider: Ich protestier, ich appelier:  
Du Müller bist ein Dieb!  
Ich laß es glangen auf den Kreis!
- Müller: Reit hin, wo d willst, auf deiner Geiß!  
:/: Reit hin, meck meck, reit hin! :/:
- Sprecher: Nix hilft do s Schelte,  
Nix hilfts Flueche!  
Die wurd sich wohl en Junge sueche.  
Renn noch! O wennis au helfe wott!  
Wer Schade hot, der kriegt no Spott!  
Do kunnt au scho en Dritter a!  
I glaub, e Schuster isch der Ma!  
Uf si Schubkarre hot er bunde  
Sie Wieb, sunsch läg sie längscht scho dunte!  
So döweret un brüehlt doch die!  
Do mueß e Kur recht nötig si!
- Schuster: Was Raths! Was fang ich doch noch an  
Mit diesem Affen-Gsicht?  
Ich hab ihr schon alls Bös gethan  
Und dennoch stirbt sie nicht.  
Ich glaube gar das plunders Weib  
Hat eine eiserne Seel im Leib!  
:/: Einmal sie stirbt mir nicht! :/:  
(sie tobt wild!)
- Müller: Was nützt das stete Klagen dann,  
Es giebt ja Rath dafür!  
Herr Schuster! Da bin ich der Mann,  
Geb er seine Alte mir!  
Ich werf sie in die Mühl hinein.  
Da wird sie bald recht sauber seyn.  
:/: Nur gschwind! Nur gschwind! Nur gschwind! :/:  
(sie kommt unter viel Spektakel in die Mühle)
- Sprecher: Scho wurd sie nuffgschafft! Wehr di nu!  
De Ma hilft düchtig no dezu!

Er stampft gar mit em Bei no mit!  
Will helfe, daß es ebbis git!  
S Mühlrad goht rum! Litt stimme i!  
Es ka do nu zuem Nutze si!

Müller und Alle: Allo, mein Mühlrad, wie der Wind. . .

Sprecher: Do fliegt bigoscht e Dreck in d Höh  
Un Flick un Fleck! S isch nimme schö!  
De Schuster rennt ganz ufgregt rum,  
Kaas kaum verwarte bis sie kumm'.  
Jetz! Jetz! O kaa des wirklich si?  
So jung! So sufer isch jetz die?

Verjüngte Schusterin rauskommend:

Seht wie ich jetzt so sauber bin,  
So weiß wie Marzipan.  
Die Stirn ist heiter, glatt das Kinn.

Schuster: Seht doch mein Weible an!

Schusterin: Was? Ich dein Weib? Schaut, wie so frech!  
Pfui Alter! Geh, du stinkst nach Pech!  
:/: Pfui Alter! Geh, du stinkst! :/:

Schuster: Beim Wetter! Was soll dieses seyn?  
Veracht sie mich so sehr?

Müller: Ein Weib, das wieder jung und fein,  
Liebt keinen Alten mehr!

Schuster: O wär sie alt, wie wär ich froh!

Müller: Du wolltest es ja selber so!  
:/: Jetzt geh! Jetzt geh! Jetzt geh! :/:

Sprecher: Hosch Pech gha, Schuster, Pech grad gnu!  
Renn noch! — Jetz keit er no derzu!  
Stand uf un renn! Renn, wie s nu goht!  
O je! Für des Wieb isch es z spot!  
Wer kunnt denn do un hot am Seil  
Abunde s ander Eheteil?  
Der klöpft gar mit de Geißel no!  
Meint der, sie Wieb sott schneller goh?  
E Bur vom Schwobe drus isch des!  
Un was hot der für e Karess!  
Kei Wunder, daß er s kaum verschleipft!  
Die hot em s Lewe gnuieg iigseipft!

(Bauer bringt sein Weib am Seil)

Bauer: Hoi Alta! Hoi! Sonst brichst da Fuuß!  
Do wärs jo Tauset schad!  
A zwor, as wär nur au koi Buß,

- Sie sind so numme grad!  
 Un d Zäh, die fällt dir au it nui,  
 Du host scho 40 Johr koini moi.  
 :/: Fall nu! As isch koi Schad! :/:  
 Herr Müller! Helfet mir do au!  
 As isch moi Sechs a Grauß.  
 So kann is oimol numme hau;  
 I ständs koi Johr mai aus.  
 Wie! thand sie au in d Mühle nui!
- Müller: In alle Weg, das schon seyn,  
 :/: Nur her! Nur her! Nur her! :/:  
 (sie tobt wild und schlägt um sich)
- Sprecher: Jetzt uf, ihr Müller! Helfe n alle!  
 Sie hebt sich fescht mit ihre Kralle!  
 Was wehrsch di au?  
 Was willsch nit ni?  
 So kaas doch nimme länger si!  
 Litt, singe zu, mit Luscht un Macht!  
 Derwil die Mühle knarrt un kracht!
- Alle: Allo, mein Mühlrad, wie der Wind. . .
- Sprecher: Doch jetz gen acht! Scho kunnt se rus!  
 Oho! Die guckt ganz sufer us!  
 Lauf, Bur! Potzblitz! Kriegsch du e Frau!  
 E Maidle, stramm un buschber au!  
 Mer mueß grad gucke, was do wurd!  
 S hot drin jo au gnueg kracht un gsurrt!
- Verjüngte Bäuerin, rauskommend:  
 Jetzt bin i grad! Jetzt bin i fei!  
 Jetzt spring i wie a Reh!
- Bauer: O Weible, jetz bisch wieder moi!
- Bäuerin: I mag di numme meh!  
 Moinst i wär mai in d Ställ nui gau?  
 Noi, noi, a Herra will i hau?  
 :/: Gang weg! Gang weg! Gang weg! :/:
- Bauer: O Weible, o was fangst gau a!  
 Des wär jetz au verflucht!
- Hanswurst: Sie machts halt jetz, wie vor der Ma,  
 Der au a Junge gsucht!
- Bauer: Wo soll i mir jetz helfe lau?
- Hanswurst: O Oifalt, du muß nochi gau!  
 :/: Lauf Bäuerle, lauf gang furt! :/:  
 (er rennt ihr nach)

- Sprecher: Er rennt re noch! Holt se nit i!  
 Sie isch halt z jung jetz für ihn gsi!  
 Do klöpft er mit der Geißel no!  
 Meint wohl, sie blieb, wie früher jetz stoh!  
 Hättsch selwer zerscht in d Mühle müeße!  
 No däts di jetz nit so verdrieße!  
 Doch do kunnt wieder einer a!  
 I glaub, e Schriewer isch der Ma!  
 Bringt ufem Buckel, rund un schwer  
 Si alt un bruddlig Wieb doher.  
 Wenn d Kleider au no recht nett sin,  
 S könnt si, s steckt doch e Drache drin!  
 Do blibt er stoh un stellt sie na.  
 No schnuft er un fangt endlig a:
- Schreiber: Wer hilft mir da von meinem Kreuz,  
 Das hundert Zentner schwer?
- Hanswurst: Narr, wirf da Bettel gar beyseits,  
 So machst da Buckel leer!
- Schreiber: Sie ist mir halt doch annoch lieb.
- Hanswurst: Ey! Ey! Du alter Rübendieb!  
 :/: Gelt, d Ursach ist halt s Geld? :/:
- Müller: Herr Schreiber! Wie, was bsinnt ihr euch?  
 Ich dien euch ja umsunst!  
 Und will ein Fräulein allsogleich  
 Herstellen nach der Kunst.  
 Ich will anheut gut Nachbar seyn.  
 Gebt nur eur alte Frau herein.  
 :/: Nur gschwind! Nur gschwind! Nur gschwind! :/:  
 (sie wird zur Mühle gebracht)
- Sprecher: Jetzt gucke nu! Die sträubt sich nit!  
 Weiß selber wohl, daß s höchste Zitt!  
 Die wills uf alle Fäll probiere  
 Un wieder neu de Maa traktiere.  
 S brucht niemerd helfe d Stege nuff!  
 In Trichter stiegt sie au no druf!  
 No goht es nab, wie immer scho.  
 Ihr Litt! Mir welle singe no!  
 Derwil des Wieb Verjüngung kriegt  
 Un ihr alts Zügs zum Loch nusfliegt.
- Alle: Allo, mein Mühlrad, wie der Wind. . .
- Sprecher: Was rennsch au, Schriewer? Goht ders z lang?  
 Bisch freudvol oder isch ders bang?

Sie kunnt! Guck na! Jo bisch du s gwiß?  
Bisch du si alde fette Lis?

Verjüngte Schreiberin herauskommend:

Schaut, wie so schön, ja von Gestalt!  
Ein Fräulein, wie mans will!

Schreiber: Mir niemand als mein Lieserl gfallt!

Schreiberin: Schweig Alter, schweige still!

Schreiber: Ach gieb mir doch die Hand, ich bitt!

Schreiberin: Ich brauch kein' Aktennarren nit.

:/: Gut Nacht! Alter! Gut Nacht! :/:

Sprecher:

O Schriewer, was isch dir passiert!  
Die Wieb isch jung un du blamiert!  
Probiers un renn, was renne magsch!  
Des Wieb wärs wert, daß du es wagsch!  
Er faßt s schier nit, S verschlägt em d Sprooch!  
No packt er s endlich un rennt noch.  
Doch die holt er ganz gwiß nit i!  
Do müßt er au verjüngt scho si!

(Schreiber rennt davon)

Doch jetz gen acht! Was isch au des?  
De Hanswurst bringt e Kinderschees!  
Drin isch si Hanswurstwieb verpackt,  
Der Kaib, wo ihn sunscht krallt un zwackt.  
Er bringt se her, wie d Andre au.  
Denkt er vielliecht, er kennt si Frau  
Wie d Andre so verjünge loh,  
Daß sie derno ihm ging dervo?  
Kunnts ihm so uf d Verjüngung a,  
Daß er si Plog verjüngt möcht ha?  
Er hot doch bi de Andre glacht.  
Worum ers jetz so selwer macht?

Hanswurst:

Do bring ich endlich mein Karreß.  
Seht doch dies Muster an!  
Es steht schon längstens im Prozeß,  
Ob ich sie lieben kann.  
Es bringt mich noch das Plunders Weib  
Um Geld und Gut, um Seel und Leib;  
:/: Was Raths? Was Raths? Was Raths? :/:

Müller:

Ich ein Mitleiden hab mit dir,  
Und ganz weichherzig bin.  
So bring nur deine Alte mir  
Zu meiner Mühle hin.

Sie muß nicht nur frisch, zart und fein,  
Sie muß mir auch die Schönste seyn.  
:/: Nur her! Nur her! Nur her! :/:

(sie wird unter wilden Gebärden die Treppe hinauf  
und in den Trichter gebracht)

Sprecher: Er schiebt sie d Stege nuf mit Gwalt.  
Mer meint gar nit, sie wär scho alt!  
Sie wehrt sich, döweret un schreit!  
Doch wurd se au in d Mühle keit.  
Jetzt singe mer mitnand no s Lied!  
Doch gucke, höre, was dirt gschieht!  
Es rumpelt, boldert drin im Hus!  
D ganz Mühle zittert! S isch e Grus!  
Unheimliche Geräusche aus der Mühle, Rauch und  
auffliegende Fetzen, alles immer mehr und lauter  
gesteigert, gesteigert auch das Lied

Alle: Allo! Mein Mühlrad wie der Wind  
Dich hurtig trill herum!  
Nimm sie nur wacker bei dem Grind!  
Die ganz Natur kehr um!  
Mach, daß sie sauber, jung und fein  
Aus einer alten Hex erschein.  
:/: Allo! Allo! Allo! :/:

Bei der Wiederholung des „Allo!“ dröhnt ein Donner-  
schlag, dem der grelle Schrei aller Zuschauenden folgt.

Sprecher: So hots do drin no nie schbekdakelt!  
So hot die Mühle no nie gwackelt!  
Es raucht un faucht un qualmt umher,  
Als ob der Deufel drinne wär!  
Hanswurst! Was hosch in d Mühle gewe?  
Paß uf! I glaub, kannsch was erlewe!  
Das Hanswurstweib, noch älter und häßlicher, als zuvor,  
kommt still aus dem Kleiekotzer und hockt, wild umher  
glotzend auf der Rutsche.

Sprecher: Was kunnt do rus? No häßlicher  
Isch s Hanswurstwieb! No gräßlicher!  
E Drache! Schlimmer no als je!  
O Hanswurst! O herrjemineh!  
Der Hanswurst der am Drillen war, hört auf und guckt  
vorsichtig ums Eck. Da stößt er mit seiner häßlichen  
Alten zusammen!

Hanswurstweib: grell ausschreiend:  
 Ju he! Ju he! Komm her, mei lieber Stolprian!

Hanswurst: Gang tausend Schritt von mir!

Weib: I bin dei Weib, du bist mei Ma!

Hanswurst: I hau jo noits mit dir!  
 Jetz kommt der Tropf no wüster raus  
 Als vor, o des ist ja e Graus!  
 :/: Gang, Wüste, pack dich furt! :/:

Weib: Was wehrst di lang, du Eselskopf!  
 I bring dir Gut un Geld!

Hanswurst: Oi mol, des will mer nit in Kopf,  
 Es lacht die ganze Welt.  
 So sag mir do au, wer du bist!

Weib: I d Muetter bi vum Antichrist!

Beide: Hanswurst:  
 Au weh! Au weh! Au weh!  
 Weib:  
 So komm! So komm! So komm! :/ :/  
 Sie packt ihn um den Hals und zerrt ihn zum  
 Verschwinden in den Hintergrund. Derweil stellen sich  
 alle Spieler, Müller, jung und alt in offenem Halbkreis  
 um die Mühle. Bis alle stehen spricht der Sprecher.

Sprecher: So isch es jetz dem Hanswurst gange,  
 Der gmeint hot, er häb s Glück iigfange!  
 Hosch z viel rumdrillt? Hosch letzrum draiht?  
 Hosch alles durchenander keit!  
 Hot dir de Müller Spott aa-due?  
 I glaub, du hosch für immer gnue!  
 Jetz hosch, wie alle, wo do gspielt,  
 E Lehr us unserm Spiel rusgfühlt!  
 Ob Wieb es oder Mannsbild sei:  
 Die Sach, die isch nit einerlei!  
 So höre denn, was d Männer singe  
 Un was sie euch zu Nutze bringe.

Chor der Männer:  
 Adieu ihr Herrn! Nun nehmts vorlieb  
 Mit unserm Weiberspiel.  
 So lustig euchs die Zeit vertrieb,  
 Lernt man dabey doch viel!  
 Man lernt, wie zu der Weibertreu  
 Die Schönheit oft gefährlich sey,  
 :/: Manch Wünschen Narrethey! :/:

Sprecher: Doch wer am meiste glehrt drus hot,  
Un no am Schluß hot kriegt de Spott,  
De Hanswurst kunnt au nomol her  
Un bringt für euch si eigne Lehr:

Hanswurst: Ja, ja, man lernt und ich lern auch,  
Der Guckuck hol die Lehr;  
Ich lernt der itzgen Welt Gebrauch  
Und weiß nun immermehr,  
Daß List, Betrug, Spitzbüberey  
Itzt überall gewöhnlich sey:  
:/: Die Schönheit Narrethey! :/:  
Das Hanswurstweib stürzt herbei und zerrt ihn  
hinter die Mühle!

Sprecher: Au d Wieber welle euch no künde  
Was sie für Lehr im Spiel rusfinde:

Chor der Weiber:  
Adieu, ihr Frauen, nehmts vorlieb  
Mit unserm Weiberspiel.  
So lustig euchs die Zeit vertrieb,  
Lernt man dabey doch viel!  
Man lernt, wie zu der Männertreu  
Die Schönheit nur der Antrieb sey,  
:/: Ihr Lieb nur Heucheley! :/:

Sprecher: Doch gits au noch en andre Schluß,  
Der euch kann schütze vor Verdruß,  
Daß d Kur wär richtig no am End:  
Wenn beide mer verjünge könnt,  
Die Wieber wie die Männer au,  
Daß jung de Maa un jung si Frau.  
Eso e Mühle für all Beid  
Kann ich euch nenne hit zur Freid.  
E Kur us Winterzitt un Sorge  
Wie zume Stückle Frühligsmorge,  
Die helfe will, euch all verjünge.  
Des wenn mir euch als Schlußlied singe:

Alle Spieler, auch der Hanswurst und sein Weib:  
Will einer wisse, wo die Mühl  
Für uns au hitt no goht,  
Un obs nit nu isch in Tripstrill,  
Wo so e Mühle stoht:  
Die Mühl, die isch die Fasnetzitt,  
Die duet verjünge all Litt!

Drum mache mit voll Schwung!  
S wurd alles wieder jung!  
Narro! Narro!

*Literatur:*

Josef Krausbeck, Aus der Geschichte der Wolfacher Fasnet, in: Ortenau 36/1956, S. 55—62

# Aus der Geschichte der ehemaligen Holzhauerkolonien Herrenwies und Hundsbach

*Karl Hasel*

Die ehemaligen Holzhauerkolonien Herrenwies und Hundsbach, heute zur Gemeinde Forbach im Murgtal gehörend, liegen im westlichen Teil des nördlichen Schwarzwalds, im Gebiet zwischen Badener Höhe und Hornisgrinde, in den Hochtälern der Schwarzenbach und Raumünz, die beide Nebenbäche der Murg sind. Sie gehören zu dem großen Waldgebiet, das in fast ununterbrochenem Zusammenhang von Baden-Baden bis Offenburg, von der unteren Murg bis an die Kinzig hinzieht, das von den Vorbergen des Schwarzwaldes über den Kamm des Gebirges und das Murgtal hinweg bis in das Nagoldtal hinüberreicht. Daß dieses weite Gebiet ein Waldland geblieben ist bis auf den heutigen Tag, verkehrsfern und menschenarm, ist die Folge der großen Ausdehnung der Buntsandsteinhochflächen mit ihrer Steilheit, ihren Blockmeeren und ihrer Armut an Quellen, die für landwirtschaftliche Nutzung nicht in Frage kommen. Im Gebiet von Herrenwies und Hundsbach erfolgt der Übergang vom Grundgestein (Granit) zum Buntsandstein in etwa 740 m Meereshöhe. In diesem Grenzbereich sind die beiden Orte angesiedelt. Herrenwies liegt etwa 750 m hoch; die Höhenlage von Hundsbach schwankt zwischen 630 und 740 m. Auch in dem schmalen, tief eingeschnittenen, von steilen Berghängen umgebenen mittleren Murgtal konnte sich keine Landwirtschaft entwickeln. Die wilde Granitschlucht zwischen Forbach und Schön Münz bach bildete für viele Jahrhunderte eine unüberwindliche Verkehrsschranke. So wird es verständlich, daß die mittelalterliche Erschließung und Rodung an den Rändern dieses großen Waldgebietes halt machte. Erst im 18. Jahrhundert wurden die einsamen Hochtäler von Herrenwies und Hundsbach besiedelt, als es technisch möglich und wirtschaftlich vorteilhaft wurde, die Murg und ihre Nebenflüsse floßbar zu machen und so die gewaltigen Holzvorräte der bis dahin fast unberührten Waldungen ihres Einzugsgebiets zu verwerten und auszuplündern. Holzwirtschaftliche und kapitalistische Interessen der Landesherren gaben den Anstoß zur Besiedlung. Die sich hier niederließen, waren keine Bauern, sondern Holzhauer und Flößer. Daß es sich nicht um bäuerliche Siedlungen handelt, ist den Häusern noch heute anzusehen.

In dem Waldgebiet zwischen Badener Höhe und Hornisgrinde haben die ersten Nutzungen wahrscheinlich im 15. Jahrhundert eingesetzt. Seit Anfang des 16. Jahrhunderts sind sie urkundlich erwiesen. Die Waldungen rechts und links der Raumünz, vom heutigen Erbersbronn bis in die Anfänge von Hundsbach reichend und über das Gebirge nach Norden hinweg bis zum Schwarzenbach greifend, ebersteinischer und später markgräfllich badischer Besitz, wa-



*Herrenwies*

*Aufn.: W. Scholl*

ren schon früh an die Murgschiffer verpachtet und erhielten so den Namen *Lehenwald*. Die Murgschiffer mit dem Sitz in Gernsbach waren eine um 1400 erstmals urkundlich erwähnte Vereinigung von Waldbesitzern, Sägmühlenbesitzern und Flößern mit heute noch bedeutendem eigenem Waldbesitz. Genutzt wurden im Lehenwald fast ausschließlich Tannenklötze, die von den Murgschiffern an die Murg verbracht, auf ihren Sägen zu Borden verarbeitet und mit Hölzern aus anderen Waldungen auf Murg und Rhein verflößt wurden. Man schätzt, daß damals insgesamt ein Drittel des Zuwachses, also verhältnismäßig wenig genutzt wurde; der Transport war zu schwierig.

An den Lehenwald schließen sich in westlicher Richtung jene Waldungen an, die bei der Teilung der *Windeckischen Waldgenossenschaft* im Anfang des 19. Jahrhunderts dem badischen Staat zufielen. Diese Genossenschaftswaldungen umfaßten einst das ganze Gebiet zwischen Bühlot und Ansenbach, sie reichten von der Herrenwies bis zur Hornisgrinde, im Osten begrenzt durch den Lehenwald, während im Westen die waldfreie Vorbergzone ihre Grenze bildete. Sie waren früher Eigentum der Herren von Windeck und kamen nach deren Aussterben 1592 an das Haus Baden. Auf ihnen lasteten bedeutende Holzberechtigungen der Kirchspiele Sasbach, Ottersweier, Kappel-Windeck und Bühl. Streitigkeiten führten schließlich zur Teilung des Waldes zwischen Baden und den berechtigten Gemeinden. Daher kommt es, daß Rheintalgemeinden wie Sasbach, Sasbachried, Ottersweier, Kappel-Windeck, Bühl und andere heute Waldstücke nahe dem Kamm des Gebirges, weit entfernt von der

heimatlichen Gemarkung, besitzen. In diesen Waldungen, die „mit an das Wasser zu hawen“ waren, finden wir Harzer, Aschenbrenner und Köhler als Pioniere der Waldnutzung. Von Köhlerei erfahren wir erstmals in der Windecker Waldordnung von 1495; Harznutzung wird 1579, Pottaschebrennen 1721 erwähnt.

Alle diese Nutzungen haben jedoch keine dauernden Niederlassungen zur Folge gehabt. Nur vorübergehend schickten die Murgschiffer Holzhauer aus dem Murgtal in den Lehenwald; sie nächtigten in Hütten, die sie sich selbst bauten. Diese Nutzungen erfolgten wohl nie sehr regelmäßig, waren auch nicht hoch; sie hingen von der jeweiligen Lage des Holzhandels ab und konnten in Kriegszeiten ganz unterbleiben. Für die dauernde Ansiedlung von Holzhauern lag lange kein Anlaß vor. Auch die Tätigkeit von Köhlern, Harzern und Pottaschebrennern im Windeckischen Wald führte nicht zu dauernden Niederlassungen. Sie wanderten dem Holz nach. Dabei mögen Lichtungen im Wald entstanden sein, die dem Weidebetrieb dienten. Sicher ist, daß der Aschenplatz in Hundsbach auf den Aschenbrenner Martin Hoffmann zurückgeht, der dort eine Wiese anlegte.

In einem Schriftwechsel zwischen Markgraf Philipp von Baden und Wolf von Windeck im Jahr 1529 ist „der Herren Wyses Lehen“ genannt, deutet also auf Weide hin; sie wurde auf windeckischem Gebiet (also südlich des Schwarzenbachs) von Einwohnern des Bühlertals und auf markgräflichem Boden (nördlich des Schwarzenbachs) von Einwohnern von Beuern und Geroldsau geübt. Es kam mehrfach zu Übergriffen der einen und der anderen Seite. Zur Unterbringung von Hirten und Vieh während der Sommerzeit wurden Hütten errichtet. 1691 ließ sich auf Herrenwies der herrschaftliche Jäger Michael Kist aus Neusatz nieder; er erhielt die Erlaubnis, hier ein Wirtshaus mit Stallungen und Scheuer zu erbauen, eine Fläche von 7 Morgen zu roden und zu Äckern und Wiesen anzulegen. Er durfte 10 bis 12 Stück Vieh halten und in den Wald zur Weide treiben. Dafür mußte er der Herrschaft jährlich 15fl entrichten. Er hatte ein schweres Dasein. Mehrfach wurde er in Kriegszeiten ausgeplündert. Es kam zu gewalttätigen Auseinandersetzungen mit den Weideberechtigten von Beuern und Bühlertal und zur Zerstörung von Matten und Wässerungseinrichtungen.

#### *Die Herrenwieser Glashütte*

Seit 1722 bemühte sich *Serenissima vidua*, die verwitwete Frau Markgräfin Augusta Sibylla, aus den Windeckischen Waldungen und zwar aus den höher gelegenen Teilen, die den Waldgenossen weniger gelegen waren, größere Erträge als bisher zu erzielen. Nach jahrelangen Verhandlungen mit mehreren Interessenten erreichte 1732 der Hofglaser und Ankerwirt Anton Dürr in Rastatt durch Bestechung, daß ihm erlaubt wurde, auf Herrenwies eine Glashütte mit 10 Werkstätten, eine Sägemühle und ein Wohnhaus zu errichten und

Äcker, Wiesen und Gärten anzulegen. Der Vertrag war für Dürr sehr günstig. Er wurde entgegen der ursprünglichen Absicht der Herrschaft auf 32 Jahre abgeschlossen und nach seinem Ablauf 1764 auf Betreiben Dürrs nochmals um 12 Jahre verlängert. Die Glashütten betrieben eine äußerst verschwenderische Ausnutzung des Holzes. Sie benötigten es einmal zur Gewinnung der zur Glaserzeugung unentbehrlichen Pottasche und als Brennstoff für die Glasmelze. Aber im Gegensatz zum ersten Herrenwieser Vertrag kam jetzt nicht mehr alles Holz dem Glashüttenbetrieb zugute; Blöcher (kurze Nutzholzstücke), Rebstecken- und Schindelholzbäume wurden zuerst von herrschaftlichen Holzhauern aufgearbeitet und vom Oberforstamt verwertet, und nur das übriggebliebene Holz durfte für die Glashütte verwendet werden; man war also jetzt auf wirtschaftliche Ausnutzung des Holzes bedacht. Die Ausdehnung der Nutzungen führte zu erheblichen Kahllieben, um deren Wiederbewaldung sich lange niemand kümmerte. Die Flächen verwilderten und dienten als Weide. Dadurch wurde die spätere Wiederaufforstung sehr erschwert.

So entstand 1732 die Herrenwieser Glashütte als eine der letzten ihrer Art im nördlichen Schwarzwald und zwar außerhalb des damaligen Interessengebietes der Murgschiffer, die ebenso wie Waldbauern und Flößer den Glashütten gegenüber sich ablehnend verhielten. Aber in entlegenen Waldgebieten, wo die Verflößung von Brenn- und Nutzholz noch nicht möglich war, bot der Glashüttenbetrieb eine Möglichkeit zur intensiveren Nutzung der Waldungen. Er hat hier zu dauernden Niederlassungen geführt.

Der Herrenwieser Glashüttenvertrag ging 1778 zu Ende. Er wurde trotz energischen Bemühungen Dürrs nicht mehr verlängert, da nach den inzwischen im Lehenwald gemachten Erfahrungen die Verflößung von Brennholz auf dem Schwarzenbach nicht mehr unmöglich erschien. Die Herrschaft kaufte die von Dürr errichteten Gebäude um 1200 fl. Die von ihm gerodeten Güter — es waren 150 Morgen — fielen ohne Entschädigung an die Herrschaft. Die auf Herrenwies befindlichen, bisher im Glashüttenbetrieb beschäftigten Arbeiter wurden von der Herrschaft als Holzhauer übernommen; ihnen wurden die vorhandenen Äcker und Wiesen gegen Zinszahlung überlassen. Die Holznutzung erfolgte von jetzt durch die Herrschaft allein. Der Übergang von der Verpachtung der Waldungen zur Nutzung durch den Eigentümer ist ein charakteristisches Merkmal für die Entwicklung der Waldwirtschaft in unseren Gebirgen.

#### *Die Holznutzungen im Windecker Wald (Hundsbacher Seite)*

Im Windecker Wald auf Hundsbacher Seite sind Holznutzungen, wie erwähnt, seit dem 16. Jahrhundert nachgewiesen; auch finden wir dort Harzer und Aschenbrenner, Köhler und Hirten. Zu dauernden Niederlassungen kam es jedoch erst im 18. Jahrhundert, als die früher unmöglich erschienene Floßbarmachung der Raumünz in greifbare Nähe gerückt war. Das war vor allem eine Kostenfrage. Deshalb kam es der markgräflichen Regierung sehr gelegen,



*Ehemaliges Forsthaus Herrenwies*

*Archiv: Gemeinde Forbach*

als der damals schon steinreiche Anton Dürr aus Rastatt, Ankerwirt, Hofglaser, Herrenwieser Glashüttenbeständer und bald auch Kommerzienrat und Mitglied der Murgschifferschaft, sich bereit erklärte, die Raumünz bis zur Murg auf seine Kosten floßbar zu machen und einen Akkord über die Hundsbacher Waldungen zu übernehmen. 1745 kam ein Vertrag über „das alljährlich zu veranlassende Klafterholz- und Seegklötzflözungswesen auf der Raumünz, Greßbach, Biberach und Hundsbach“ zustande. Danach durfte Dürr „aus denen sämtlichen diesen gewässern anliegenden herrschaftlichen Waldungen das Holz zu Hau- und Fertigung deren Misseln (= Brennholzscheiter) und Seegklötzen nach gefallen gebrauchen und nehmen, hierin seiner Convenienz nach eine sichere Anzahl Holzhauer aufstellen und mit sotanen Waldungen während dieser Bestandzeit von 25 Jahren nach seinem Vorteil schalten und walten“. Vergebens wandten sich die Murgschiffer und die Windecker Waldgenossen dagegen. Als der Vertrag im Jahr 1770 endete, wurde er nicht mehr erneuert. Die Holznutzungen auf Hundsbacher Seite übernahm jetzt die Landesherrschaft, nachdem die Bäche durch Dürr floßbar gemacht waren.

So haben die auf Hundsbacher Seite in den Windeckischen Waldungen seit 1745 geführten großen Holznutzungen schließlich zur dauernden Niederlassung von Holzhauern und Flößern geführt. Folgt man dem Wortlaut des Vertrages, so ist anzunehmen, daß die Siedlungen zunächst nur das Gebiet oberhalb der Zwickgabel, also die Täler von Greßbach, Hundsbach und Biberach umfaßten, während die Besiedlung des oberen Raumünzachtals und von

Ebersbronn erst später im Zusammenhang mit den Nutzungen der Murgkompagnie in den Lehenwäldungen (1758-1798) erfolgte. Der Vertrag von 1745 gestattete „ihm beständer, in eingangs genannten herrschaftlichen Wäldungen, an ort und enden, wo es am tauglichsten und bequemlichsten sein mag, 15-16 Wohnungen für seine arbeitsleuthe, welche alle katholischer Religion sein müssen, fertigen zu lassen.“ Es blieb ihm unbenommen, „zu ihrem und des Viehs Unterhalt ein so andere öde Plätze, auf eine haushaltung mehreres nicht dann das Haus- und gartenplätzlein nebst 2 morgen wieswachs und 2 morgen ackerfeld für sich auszubutzen“. Auch lag es im herrschaftlichen Interesse, daß die Leute zur Bringung des Holzes etwas Zugvieh hielten. Deshalb war ihnen die Ausübung der Waldweide eine Lebensnotwendigkeit.

Es zeigte sich aber bald, daß es nicht möglich war, die vielfältigen Arbeiten des Hauens, Bringens und Flößens mit 16 Arbeitern zu bewältigen, wenn die gewaltigen Nutzungen, die man beabsichtigte, ausgeführt werden sollten. Ebensowenig konnte in dem rauhen Klima des Schwarzwalds eine Fläche von 4 Morgen je Haushalt ausreichen, den dringendsten Bedarf der Siedler an Lebensmitteln zu decken, zumal der Bezug von auswärts bei den damaligen Verkehrsverhältnissen schwierig und teuer war. So ist es nicht zu verwundern, daß bereits 1757 20 Hütten vorhanden und statt der genehmigten 68 Morgen in Wirklichkeit 164 Morgen ausgestockt waren. Dabei zeigte es sich, daß die Besiedlung nicht immer planmäßig erfolgt war. Die Leute hatten ihre Hütten häufig im Wald nahe den Arbeitsstätten errichtet. Jetzt mußten die in den Schlägen stehenden Hütten entfernt und an geeigneteren Stellen neu aufgebaut werden. Auch waren die Ausstockungen ziemlich planlos erfolgt, so daß eine erste Abgrenzung von Wald und Feld notwendig war. Für die ihnen überlassenen Grundstücke mußten die Leute je nach Zustand und Ertragsverhältnissen einen jährlichen Zins von durchschnittlich 1 fl je Morgen entrichten. Diese Regelung wurde ausdrücklich auf die Dauer des Holzakkords begrenzt. Man hatte also immer nur an eine vorübergehende Niederlassung gedacht, die mit dem Ende der Holzlieferungsverträge wieder eingehen sollte.

Es kam jedoch anders. Denn inzwischen hatte der Holzhandel in Europa einen gewaltigen Aufschwung erfahren. Die Seemächte Holland und England konnten den gewaltigen Bedarf an Holz zum Ausbau ihrer Häfen und Flotten nicht aus dem eigenen Lande decken. Daher mußten die Holländer den deutschen Markt zu gewinnen suchen. Der Rhein mit seinen zahlreichen Nebenflüssen bot eine gute Transportmöglichkeit. Die immer noch gewaltigen Holzvorräte des nördlichen Schwarzwaldes übten eine große Anziehungskraft aus. Die badische Landesherrschaft, darauf bedacht, sich neue Einnahmequellen zu erschließen, fand in dem bisher nur wenig genutzten Lehenwald ein geeignetes Objekt zur Verwirklichung ihrer Ziele. Diese „Holländerstämme“, die jetzt in großen Mengen benötigt wurden, waren große und starke Fichten- und Tannenstämme von bis 33 m Länge und 36 bis 48 cm Durchmesser am schwachen

Ende. Sie konnten auf Raumünz und Murg mit ihren vielen Krümmungen „und ihren rauhen und hohen Felsen“ erst nach Ausräumung und Begrädigung des Bachbetts transportiert werden. Das forderte einen für jene Zeit ungeheuren Aufwand an Geld. Die Landesherrschaft sah sich nicht in der Lage, die hohen Kosten für Ausbau und Unterhaltung der Floßstraßen und das damit verbundene Risiko zu übernehmen. Daher bildeten sich jetzt im ganzen nördlichen Schwarzwald, so in Calw, Neuenbürg und Pforzheim, kapitalkräftige private Handelsgesellschaften (Holzkompagnien). Dies war eine für das Zeitalter des Merkantilismus charakteristische Unternehmungsform des frühen Kapitalismus, die ähnlich auch in anderen Bereichen des Handels in Erscheinung trat. Nach langen Verhandlungen kam es 1758 zur Bildung der *Murgkompagnie*. Es war ein Zusammenschluß Murgtäler, Pforzheimer und württembergischer Holzhändler. Sie übernahm es, „den Murgfluß und einige bis dahin einfallende Nebenbäche, die zwar schon von langem her zum gemein Holz-, Seegklötz- und Scheiterflößen geöffnet sind, auch zum Holländerholzflößen zu öffnen, das in den hochfürstlichen Lehenwäldungen befindliche zahlreiche Holländer-, Gemeinlotz- und Bauholz zu fällen und auf der Murg nach dem Rhein verflößen zu lassen“. Der Vertrag wurde auf 30 Jahre abgeschlossen und nach Ablauf nochmals um 10 Jahre verlängert, dauerte also bis 1798. Er war das Werk der Kameralisten, die über die Köpfe der Forstleute hinweg die völlige Verwüstung der überkommenen Wälder betrieben.

Für die ganze dreißigjährige Bestandzeit wurde ein fester Preis von 5 fl je Holländertanne (und für geringere Sortimenten entsprechend weniger) vereinbart. Dazu mußte die Murgkompagnie noch Hauer- und Fuhrlohn, Löhne für Floßbarmachen und Unterhaltung der Floßeinrichtungen und für Verflößen sowie Zoll entrichten, das waren mindestens 25 fl je Holländerstamm. Die Kosten der Floßbarmachung beliefen sich auf 150 000 fl. Dieser Betrag gibt eine Vorstellung von der Kapitalkraft der Gesellschaft und dem zu erwartenden Gewinn. Das Ergebnis dieser Nutzungen war die völlige Entwaldung der im Einzugsgebiet der Bäche gelegenen steilen Berge. Der Wiederaufbau der verwüsteten Wälder wurde die große Aufgabe der Forstverwaltung im 19. Jahrhundert.

### *Die Gründung von Waldkolonien*

Eine Auswirkung des Vertrages von 1758 war die Besiedlung des Raumünzachtals, besonders von Erbersbronn. Den Arbeitern der Murgkompagnie war zugesichert worden, man werde ihnen „in schicklichen Gegenden nicht allein die Plätze zu denen Gebäuden, sondern auch zu nötigen Wiesen und Bauländern anweisen“; sie mußten dafür einen Gulden Bodenzins vom Waldmorgen jährlich entrichten. Es wurde ihnen gestattet, je eine Kuh und einen Anbindling, „jedoch absolute keine Geiß“ in die herrschaftlichen Wälder zur Weide zu treiben.



*Ehemaliges Siedlerhaus in Herrenwies*

*Archiv: Gemeinde Forbach*



Viehläger

*Hundsbach (Viehläger)*

*Archiv: Gemeinde Forbach*

Zu keiner Zeit war es in der Absicht der badischen Regierung gelegen, hier im nördlichen Schwarzwald eine dauernde Niederlassung zu schaffen. Deshalb wurden den Arbeitern auch keinerlei Rechte eingeräumt, sie konnten kein Grundeigentum erwerben und mußten für die ihnen überlassenen Grundstücke einen Bodenzins entrichten. Man rechnete damit, daß sie nach dem Ende des Akkords und nach Erschöpfung der Holzvorräte weiterwandern würden. Deshalb wurden diese Siedlungen auch als „*Waldkolonien*“ bezeichnet, die keinem Gemeindeverband angehörten. Solche Waldkolonien entstanden damals im gesamten Einflußbereich der Nordschwarzwälder Holzkompanien; sie haben in aller Regel nicht zu dauernden Niederlassungen geführt. Daß die Entwicklung in Hundsbach und Herrenwies einen anderen Weg nehmen würde, ahnte man damals noch nicht.

Die örtliche Überlieferung betont die Tiroler Herkunft der Kolonisten von Hundsbach und Herrenwies. Tatsache ist, daß die Alpen lange Zeit ihre überschüssige Bevölkerung in das Oberrheinland und den Schwarzwald abgegeben haben. Freudenstadt wurde 1599 von Flüchtlingen aus Steiermark, Kärnten und Krain, auch aus Tirol und Salzburg gegründet. Tiroler Einwanderer sind in Holzschlag, im Yach-, Wildgutach- und Obersimonswäldertal, vor allem aber im Murgtal nachgewiesen (Tiroler Berg bei Schön Münzsch). Die Herrenwieser Kirchenbücher, seit 1751 geführt, weisen die Tiroler Herkunft für einige Kolonisten zweifelsfrei nach. Andere führen die typischen Namen der Glasmacherfamilien, andere kamen aus den Schwarzwaldvorbergen (Bühlertal, Sasbach, Seebach, Kappelrodeck, Neusatz und Renchen), aus dem Renchtal, aus Schapbach und der Wolfacher Gegend, aus dem Münstertal, Saig, Lenzkirch, Neukirch, Vöhrenbach, Schönau im Wiesental, aus Kirchzarten und Oberried. Viele Ansiedler sind schon bald wieder weitergewandert, so daß unter den heute hier Lebenden die Zahl der alteingesessenen Familien nicht mehr groß ist. Die Kirchenbücher bezeichnen die ersten Siedler als Glasmachergesellen, Aschenbrenner, Köhler, Holzhauer, Tagelöhner und Bergarbeiter. Auch ein Schulmeister (Iudimagister) ist angeführt.

Bis dahin war die Einstellung, Niederlassung und Entlassung der Arbeiter allein Sache der Unternehmer gewesen. Das änderte sich, als seit Beginn der 1770er Jahre die Verträge über die Abnutzung der Urwälder zu Ende gingen und die Herrschaft sich entschloß, die Holzhiebe jetzt auf eigene Rechnung ohne Einschaltung von Unternehmern in die Hand zu nehmen. Dabei war man auf die vorhandenen Arbeiter angewiesen. Die frühere Absicht, die Waldkolonien wieder aufzuheben, wenn man ihrer nicht mehr bedürfe, ließ sich nicht halten. Feste Siedlungen waren entstanden, die man nicht mehr entfernen konnte. Aus ursprünglich 20 Familien im Jahr 1757 waren bis 1784 rd. 330 Personen geworden, davon je rd. 75 Männer und Frauen, der Rest Dienstboten (20) und Kinder (160). Andererseits hatten die ungeheuren Holzhiebe der letzten Jahrzehnte die Holzvorräte und damit auch die Arbeitsmöglichkeiten gewaltig verringert. Man wollte die Waldkolonien zwar als solche erhal-

ten, ihre weitere Ausdehnung aber mit allen Mitteln verhindern. Deshalb hielt die Herrschaft streng daran fest, daß die Kolonisten kein Grundeigentum besitzen dürfen. Die Grundstücke für die Errichtung ihrer Hütten und zum Anbau von Wiesen und Feldfrüchten waren herrschaftliches Eigentum; den Kolonisten stand lediglich die sog. Überbesserung zu, also der Wert der bei der Urbarmachung geleisteten Arbeit. „Es gehört ihnen nichts als ihre Hütten, die Einrichtung, ihr Vieh. Sie sind auf Wohlverhalten geduldet und können täglich ausgewiesen werden. Deshalb können sie mit bürgerlichen Lasten, Frohnden, nicht belegt werden. Der Oberförster auf der Herrenwies ist beauftragt, für die Handhabung der Polizei Sorge zu tragen“, so lesen wir in einem Bericht des Oberforstamts Rastatt. Im Jahr 1772 wurde eine Neuvermessung der jetzt als Bodenzinsgüter bezeichneten Grundstücke vorgenommen; sie ergab eine Fläche von 208 Morgen. Der Bodenzins wurde auf 1 fl 30 Kreuzer bis 2 fl 30 Kreuzer je Morgen festgesetzt. In dieser Höhe hat er sich bis in die jüngste Zeit erhalten. Es hat zwar nie an Versuchen der Kolonisten gefehlt, das volle Eigentum an ihren Grundstücken geltend zu machen. Aber wenn es darum ging, die Bodenzinsen zu kapitalisieren und für die zu vollem Eigentum gewordenen Grundstücke Steuern zu bezahlen, mußten die Kolonisten erklären, daß sie dazu kein Geld hätten.

Ursprünglich waren die Bodenzinsgüter von jeder Steuerzahlung befreit. Ab 1817 wurden sie jedoch wie die anderen Staatsbürger zur Grund- und Gebäudesteuer herangezogen und mußten jetzt auch an allen öffentlichen Lasten teilnehmen. Hinsichtlich ihrer Pflichten galten sie als ordentliche Staatsbürger, deren Rechte wollte man ihnen jedoch nicht zugestehen. Das Amt Bühl äußerte gegen diese Handhabung rechtliche Bedenken und wollte die Bodenzinsgüter in Erbbestandsgüter umwandeln. Das lehnte jedoch die Oberforstkommission ab, weil das Recht der Bodenzinsgüter und damit die Genehmigungspflicht für Änderungen in Besitz und Belastung allein die erwünschte Handhabe biete, eine Vergrößerung der Kolonien zu verhindern.

### *Die Kolonienpolitik der Forstverwaltung*

Schon im Jahr 1787 war ein Reskript der fürstlichen Rentkammer an das Oberforstamt Rastatt ergangen, man möge besonders darauf achten, daß die in den Windeckischen Waldungen wohnenden Holzhauer sich keine Eigentumsrechte an den ihnen nur zur Nutznießung überlassenen Gütern anmaßen; überhaupt müsse darauf gesehen werden, daß die Zahl der Kolonisten sich eher vermindere als vermehre, insbesondere solle mit der Erteilung von Trauscheinen so sparsam als möglich zu Werk gegangen werden. Dieses Reskript war die Grundlage der „Kolonienpolitik“ der Forstverwaltung bis weit in das 19. Jahrhundert. Es wurde ausgelöst, als der in den Lehenwaldungen bei Erbersbronn wohnhafte Benedikt Decker sein Haus nebst Gütern seinem Sohn um 800 fl abtreten wollte und dieser beim Amt Bühl um die Erlaubnis zu sei-



*Alt-Hundsbach*

*Archiv: Gemeinde Forbach*

ner Verheiratung mit einem Mädchen von Ebersteinburg einkam. Das Oberforstamt verlangte jetzt, an allen Entscheidungen beteiligt zu werden, welche die Interessen der Waldkolonien berührten. Nach längeren Verhandlungen ordnete das fürstliche Hofratskollegium an, daß Trauscheine für die in den herrschaftlichen Waldungen ansässigen Holzmacher und die Genehmigung von Kauf- und Abtretungsverträgen für Grundstücke vom Oberamt nur im Benehmen mit dem Oberforstamt erteilt werden durften. Insbesondere solle mit der Erteilung von Trauscheinen sparsamer als bisher umgegangen werden. Das Verbot neuer Niederlassungen, die Versagung der Heiratserlaubnis und die scharfe Überwachung des Grundstücksverkehrs waren von jetzt an die Mittel der staatlichen Waldarbeitspolitik. Das Ziel, eine Vergrößerung der Waldkolonien zu verhindern, suchte man zu erreichen, indem man die Teilung von Bodenzinsgütern grundsätzlich verbot und streng daran festhielt, daß aus einer Ehe stets nur ein Kind das elterliche Gut übernehmen durfte. Nur denjenigen wurde die Heiratserlaubnis erteilt, die im Begriff waren, ein freiwerdendes Bodenzinsgut zu übernehmen. Die Erteilung der Heiratserlaubnis ohne gleichzeitige Übernahme eines Bodenzinsgutes war ausgeschlossen. Andererseits durfte ein Vater sein Zinsgut erst nach erreichtem 60. Lebensjahr an einen Sohn abgeben. Ausnahmen wurden nur zugelassen bei dauernder Krankheit des Inhabers. Es konnte somit aus jeder Familie nur ein Sohn heiraten und ein Bodenzinsgut übernehmen. Alle anderen Söhne — die Familien der Waldkolonisten waren sehr kinderreich — sollten nach dem Willen der Regierung ledig bleiben. Da die Geschwister bei der Erbauseinandersetzung ihr Ein-

verständnis zu der Zinsgutübergabe und damit auch zu dem ihnen aufgezwungenen Zölibat geben mußten, gestalteten sich die Dinge oft sehr schwierig.

Mit diesen Mitteln glaubte man, eine Vermehrung der Kolonistenzahl in Hundsbach und Herrenwies verhindern zu können. Formal schien das Ziel erreicht; denn im Jahr 1788 umfaßten die Waldkolonien 73 und im Jahr 1844 77 Familien. Womit man freilich gerechnet hatte, war, daß jetzt häufig „wilde Bünde“ zustande kamen, die niemand verhindern konnte, so daß jetzt über Sittenlosigkeit und Liederlichkeit geklagt wurde. Das war reine Heuchelei; den Kern des Übels wollte man nicht sehen. Die Folge war eine sehr große Zahl unehelicher Kinder, die durch ihre Unterstützungsbedürftigkeit dem Staat erst recht zur Last fielen. In den Waldkolonien war die Einwohnerzahl von 312 im Jahr 1788 auf 722 im Jahr 1844 gestiegen; unter diesen waren 123 uneheliche Kinder. Ähnliche Verhältnisse bestanden damals häufig auch auf dem Land, wenn man versuchte, Eheschließungen aus fiskalischen Gründen einzuschränken. Gewiß waren die Arbeitsmöglichkeiten in den Waldungen nach Aufzehrung der Altholzvorräte erheblich geringer geworden. Aber niemand hat auch nur den Versuch unternommen, die überzähligen Kolonisten innerhalb des Landes umzusiedeln; sie waren für den Staat billige Arbeitskräfte. Die kurzsichtige Sozialpolitik der badischen Verwaltung hat den Grund gelegt zu all der Not und dem Elend, von dem die Kolonien in den beiden ersten Dritteln des 19. Jahrhunderts heimgesucht wurden. Sie waren nicht nur übervölkert; seit dem Ende der Holländerhiebe wurden die Waldarbeiten stets im Weg der Steigerung an den Wenigstnehmenden vergeben, so daß die Leute sich gegenseitig unterboten. Obwohl die Bezirksforstei 1848 zugeben mußte, daß mit den hier erzielten Löhnen ein ausreichender Verdienst nicht möglich sei, erklärte die Forstverwaltung in Karlsruhe, daß sie keinen Einfluß auf die Lohngestaltung ausüben könne. Im Jahr 1850 wurden die Tagelöhne sogar herabgesetzt, „um den übermäßigen Wirtshausbesuch vieler Kolonisten zu unterbinden.“ Das Forstamt Gernsbach meinte sogar, der Grundsatz der Verminderung der Kolonistenzahl sei nicht glücklich, denn er führe zur Verteuerung der Waldarbeiten. Bei Vermögensübergaben, so berichtete das Amt Bühl, erhalte der Übernehmende zwar eine elende Hütte nebst dem Recht der Überbesserung seines Gütchens, damit aber auch das ganz verschuldete Vermögen, „während seine Geschwister als Bettelleute abgefertigt werden und sich noch glücklich preisen können, wenn sie bei dem neuen Hausbesitzer einen Schlupfwinkel zur Unterkunft als ihren Erbteil sich ausbedingen dürfen.“

Seit etwa dem Jahr 1800 zeichnete sich die Verschlechterung der Lage der Kolonisten ab, indem häufig die Überbesserung von Grundstücken verpfändet wurde, Vergantungen eintraten und Güter zwangsweise versteigert wurden. Die Forstverwaltung behielt sich in diesen Fällen ausdrücklich die Genehmigung hinsichtlich der Person des neuen Beständers vor, weil die Zahl der Kolonisten nicht erhöht werden sollte. Auswärtige Gläubiger durften ein Zinsgut zwar erwerben, wurden aber nicht als Kolonisten aufgenommen. Kolonisten-

söhne durften ein Zinsgut nur erwerben, wenn der Verkäufer aus der Kolonie wegzog. Es kam vor, daß eine Zwangsversteigerung abgelehnt wurde, auch wenn der Gläubiger dabei zu Schaden kam. Der Übernehmer eines Zinsgutes mußte seine Geschwister auszahlen; von den Schulden, die ihm dabei erwachsen, kam er in den meisten Fällen nie mehr los. Ein anderes Mittel, die Kolonistenzahl zu vermindern, bestand darin, daß die Forstverwaltung bei Zwangsversteigerungen und anderen Anlässen trotz bestehender großer Wohnungsnot Häuser aufkaufte, um sie abreißen zu lassen. Zunächst wollte man freierwerbende Güter wieder zu Wald anlegen, entschloß sich aber dann doch angesichts großer Landnot, sie zu verpachten. Meist wurde mit dem Verkauf eines Bodenzinsgutes die Bedingung verbunden, daß der Verkäufer die Kolonie verlassen mußte. Man war darauf bedacht, möglichst kinderreiche Familien zu entfernen, die der Forstkasse durch ihre Unterstützungsbedürftigkeit zur Last fallen konnten. Andererseits wurde einem Kolonisten, der sein Zinsgut dem Domänenärar zum Kauf anbot, um die Kolonien zu verlassen, eine Absage erteilt; er sei ein junger kräftiger Mann, kinderlos verheiratet, er besitze zwar viele Schulden wie die meisten Kolonisten auch, aber er werde der Forstkasse voraussichtlich nie zur Last fallen; mit der Entfernung von nur zwei Köpfen sei nicht viel erreicht. Ein junger Kolonist heiratete ohne Erlaubnis „jenseits des Rheins“ die Tochter eines anderen Kolonisten; obwohl sein Schwiegervater schon 70 Jahre alt war, durfte er ihm zur Strafe sein Zinsgut nicht übergeben, sondern mußte es einem anderen Sohn übertragen. Ob damit die Kolonistenzahl vermindert wurde, ist fraglich. An solchen Beispielen lernt man die Vorzüge des Rechtsstaates schätzen.

Der größte Fehler der damaligen Sozialpolitik in den Waldkolonien war die kurzsichtige und deswegen auch erfolglose *Beschränkung der Eheschließungen*. Vergebens wandte sich 1813 Amtmann Beust in Bühl wider „die gegen das Naturrecht verstoßende Zölibatsauflage.“ Dagegen erklärte das Forstdepartement des Finanzministeriums, es sei nicht zu vertreten, die Bevölkerung in den Waldkolonien über den gegenwärtigen Stand anwachsen zu lassen, weil dadurch mehr Fläche zum Ackerbau erfordert und dem Wald entzogen, mehr Holz für den örtlichen Holzbedarf benötigt und dem platten Land entzogen würde. Es könne stets nur dann eine Heiratserlaubnis erteilt werden, wenn ein Todesfall oder andere Ereignisse einen Abgang unter den Familienvätern bewirkt haben und dadurch Häuser und Güter frei würden. Dieser Grundsatz wurde mit größter Härte durchgeführt. Dabei spielte es keine Rolle, daß ein Kolonist mit einer Frau vier uneheliche Kinder hatte, „für die er treu sorgte.“ Ein anderer, ebenfalls mit vier unehelichen Kindern, mußte 10 Jahre lang auf die Heiratserlaubnis warten, bis er endlich das Gut eines abziehenden Kolonisten übernehmen und dann heiraten durfte. In einem anderen Fall wurde eine Frau, die mit vier Kindern unter fast unerträglichen Verhältnissen im alten Schulhaus untergebracht war, der Bau einer Hütte verwehrt, weil dadurch eine neue Kolonistenfamilie begründet würde. Einem Kolonisten, 54 Jahre alt,

Witwer mit drei Kindern, wurde die Heirat mit einem Mädchen aus Seebach nicht gestattet, obwohl ihre Vermögensverhältnisse „nicht zu beanstanden waren.“ Der Mann sei in einem Alter, „das eine fortgesetzte, anstrengende, zur Ernährung einer Familie ausreichende Tätigkeit nicht mehr zuläßt, während bei dem jugendlichen Alter der Braut und der jetzigen Rüstigkeit des Bräutigams ohne Zweifel zahlreiche Nachkommen erscheinen werden“; zudem sei die Braut „Ausländerin.“ Offen wurde ausgesprochen, er möge doch eine Kolonistin heiraten. Noch im Jahr 1857 wird von der 57 Jahre alten Rosalie Bauknecht berichtet; sie hatte neun uneheliche Kinder und war zu jeder Arbeit unfähig, daher unterstützungsbedürftig. Noch immer lebe sie „mit ihrem letzten Concubinarius in verbotenen Verhältnis“ zusammen. Die Gendarmerie sei ihr zwar deswegen immer auf den Fersen, doch könne das anstößige Verhältnis der beiden alten Leute nicht ganz verhindert werden. Bittgesuche um Abhilfe hatten keinen Erfolg, auch wenn sie in der Audienz in Karlsruhe persönlich übergeben wurden.

Die Akten berichten über Jahrzehnte hinweg von einer Fülle beschämender Vorgänge. Die im tiefsten Grund unsoziale Haltung der Forstverwaltung und überhaupt der herrschenden Gesellschaft hat Menschen geschaffen, die sich diesem Staat nicht mehr verbunden fühlten, und die mit den Gedanken an Heimat und Vaterland nur die Erinnerung verbanden an all das Elend und die Enttäuschungen, die sie hier erfahren hatten. So wird es verständlich, daß vielen die Auswanderung nach Amerika als letzte Rettung erschien. Der Entzug einfachster Menschenrechte galt nicht einer Kolonie von Tagedieben und Verbrechern; es waren durchweg fleißige und arbeitsame Leute, die sich hier niedergelassen hatten, deren einziger Fehler ihre Armut war.

### *Die wirtschaftliche Lage der Kolonisten*

Schwierig wurde die Lage der Kolonisten, sobald der eine oder andere von ihnen unverschuldet durch Krankheit oder Unfall in Not geriet. Während der Gemeindebürger das Armenrecht in Anspruch nehmen konnte, gab es in den Waldkolonien zunächst niemand, der zur Unterstützung alter, kranker oder verunglückter Kolonisten und ihrer Angehörigen bereit war. Schließlich mußte sich der badische Staat als Kolonieherr zur Gewährung von Unterstützungen entschließen; die Gemeindeordnung von 1831 verlangte es. Aber die Verwaltung hat das nie als Verpflichtung, sondern nur als drückende Last empfunden, der man sich, so gut es ging, zu entziehen versuchte. So beklagte 1834 das Forstamt Gernsbach, daß die sozialen Aufwendungen des Fiskus für die Kolonien die Einnahmen aus den Güterzinsen bereits erheblich überschritten. Arbeitsunfähigkeit und Krankheit nahmen mit dem Älterwerden der Kolonien stark zu. Kaum ein Viertel der Bewohner könne zum Holzhauen verwendet werden, berichtete 1851 die Bezirksforstei Herrenwies, höchstens ein Viertel zu Kulturarbeiten und Wegebauten, „die Hälfte ist gewissermaßen nutzlos.“

Die Aufwendungen zur Unterstützung unehelicher Kinder waren der Verwaltung stets mißliebig (1834 waren es 426 fl.). War in einem Fall die Zahl unehelicher Kinder besonders groß, suchte man die Unterstützungen einzuschränken, um so den „liederlichen Lebenswandel“ zu hemmen. Das Forstamt Gernsbach war der Meinung, diese Unterstützungen würden schwer mißbraucht und verleiteten nur zu Ausschweifungen und Müßiggang. Es kam vor, daß Unterstützungen auch für Personen beantragt wurden, die gar nicht existierten.

Von der grenzenlosen Not, die bisweilen in den Waldkolonien herrschte, erhalten wir eine Vorstellung, wenn wir hören, daß im Winter 1832 die wenigsten Familien noch „Grundbirnen“, ihre Hauptnahrung, besaßen, und daß sie aus Mangel an Verdienst und Geld auch nichts kaufen konnten. Es fehle an Kleidung, besonders an Schuhen und Strümpfen für die schulpflichtige Jugend, von der deswegen viele Schule und Kirche nicht besuchen konnten. Damals erhielten die 27 ärmsten Familien je 10 fl Unterstützung. Nicht einmal als „Proletarier“ wollte man diese Leute 1847 bezeichnen. In den Jahren 1845-1855 gab es eine Folge schlimmster landwirtschaftlicher Mißernten; diese Zeit bildete den Höhepunkt in der Verelendung der Waldkolonien. Es herrschte Hungersnot. Wohl stellte die Forstverwaltung den Kolonisten jetzt Kartoffeln, Mehl, Roggen und Weizen zur Verfügung, aber im ganzen konnte sie die Not nur wenig lindern. „Viele Familien besitzen schon wochenlang — berichtete 1851 die Bezirksforstei Herrenwies — kein Krümchen Brot, viele ernähren sich nur von schlechten Rüben und Kraut, mehreren fehlt auch dies. Jetzt — im Februar — sitzen die Familien eingeschneit in ihren ärmlichen Wohnungen ohne Nahrungsmittel. Gestern erschienen hier 15 Familien aus Hundsbach und erklärten, sie seien nunmehr außerstande, ihre Familien auch nur einen Tag zu ernähren. Die Not sei aufs äußerste gestiegen und der Hungertod unausbleiblich, wenn nicht augenblicklich geholfen werde. Zehn der ärmsten Kolonisten erhielten daraufhin je 1 fl 20 kr.“

Unter solchen Umständen ist es interessant zu erfahren, daß die Revolution von 1849 die Kolonien nur wenig berührt hat. „Die Kolonisten haben sich im allgemeinen ruhig verhalten. Zwar haben einige Taugenichtse hier und da von Freiheit und Gleichheit gehudelt und Drohungen ausgestoßen, doch hatte dies keine besonderen Folgen.“ Die beiden Stabhalter von Hundsbach und Herrenwies waren zwar anfangs sehr für die Revolution eingenommen, „bekehrten sich aber bald.

### *Die Auswanderung nach Amerika*

Inzwischen war die Not in den Waldkolonien aufs äußerste gestiegen. Übervölkerung, Arbeitslosigkeit und unglückliche soziale Verhältnisse hatten eine Lage geschaffen, aus der es nur einen einzigen Ausweg gab: Auswanderung. Die Anregung dazu ging von den Kolonisten aus. Sie erkannten, daß alle Un-

terstützungen, die ihnen zuteil wurden, die Not nur für den Augenblick lindern konnten. Wollte man die Wurzel des Übels treffen, mußte die Zahl der Kolonisten energisch vermindert werden. In den beiden Waldkolonien geschah jetzt nur, was in weiten Teilen Deutschlands schon lange im Gange war. Baden war durch die napoleonischen Kriege verarmt. Die ländliche Besitzersplitterung war so weit fortgeschritten, daß sich viele Landleute nur schwer halten konnten. Seuchen und Mißernten machten die Lage des Bauernstandes verzweifelt und förderten die Verschuldung. Tausende, aus kleinbäuerlichen Familien kommend, wanderten damals, durch öffentliche Mittel unterstützt, in die Ferne. Es war die einzige Möglichkeit, mit dem Bevölkerungsüberschuß fertig zu werden. Die Landwirtschaft war noch wenig entwickelt. Die Industrialisierung steckte noch in den Anfängen und konnte nicht alle überzähligen Kräfte der Landwirtschaft aufnehmen. Not trieb die Menschen in die Fremde und die Hoffnung, dort zu erhalten, was ihnen in der Heimat vorenthalten wurde: Arbeitsmöglichkeiten für jeden, der arbeiten wollte, große Mengen besten Bodens, der nur auf die Bebauung wartete, Selbstverwaltung, politische und religiöse Freiheit, keine Zinsen, Zehnten, Frohnden, keine Jagdgerechtigkeit fremder Herren, keine Erschwerung der Heiraten. Da ist es kein Wunder, daß auch in den Waldkolonien die Auswanderung nach Nordamerika bald als letztes Mittel vor dem Untergang galt.

Wir hören davon zum erstenmal 1841, als zwei Erbersbronner Kolonisten ihre Liegenschaften verkauften, um nach Nordamerika auszuwandern. Im Jahr 1847 bot eine große Zahl Kolonisten der Forstverwaltung ihre Güter zum Kauf an, da sie auswandern wollten. Diese wäre gerne darauf eingegangen, aber das Finanzministerium lehnte ab, „da die bedeutenden Opfer, die dabei nötig sind, außer Verhältnis stehen zu den zu erwartenden Vorteilen.“ Der von den Kolonisten geforderte Preis erschien zu hoch; man hoffte, bald auf wohlfeilere Art in den Besitz der Güter zu gelangen. Insbesondere befürchtete man als Folge der Auswanderung eine Steigerung der Arbeitslöhne. Bei dieser ablehnenden Haltung blieb es auch, als sich in den kommenden Jahren ähnliche Gesuche häuften.

Als dann im August 1849 in Herrenwies ein Brand ausbrach, bei dem vier Häuser zerstört und 26 Personen ihr Obdach verloren, wurde die Frage der Auswanderung wieder aufgegriffen. Hierzu berichtete die Forstdirektion dem Finanzministerium: „Da unser Streben dahin geht, neue Ansiedlungen unmöglich zu machen, kommt uns die Zerstörung jener Wohnungen um so mehr gelegen, als diese verhältnismäßig hoch in der Brandversicherung liegen und es dem Ärar sicher gelingen wird, sich die Versicherungssumme von den Versicherten abtreten zu lassen. Die vier brandgeschädigten Familien eignen sich sehr zu Auswanderung.“ Schließlich kaufte das Ärar den vier Kolonisten ihre Güter ab, um aus dem Erlös die Gläubiger zu befriedigen. Die Auswanderung erfolgte im Mai 1850. Die Kosten der Überfahrt — 8165 fl — wurden vom Staat übernommen. Dem gegenüber standen die Ansprüche des Ärars an die

Brandkasse mit 2500 fl „und die Ersparnisse an Bauholz, das zum Wiederaufbau an die Kolonisten vergünstigungsweise hätte gegeben werden müssen.“ Das Finanzministerium meinte dazu, daß eine Auswanderung außer Landes zweckmäßiger sei als die Übersiedlung in eine andere Gemeinde, weil „die erzwungene Aufnahme gering bemittelter Familien nicht geeignet ist, den Eifer für das Beste der Gemeinde bei den Ortsbürgern zu heben.“

Zunächst wollte man die Auswanderung aus den Waldkolonien nicht weiter fördern. Als aber im Jahr 1850 der Verdienst der Hundsbacher Kolonisten insgesamt nur 3500 fl betrug und deshalb die Frage laut wurde, wie sie davon leben und Kapital- und Bodenzinsen zahlen sollten, meinte die Forstdirektion, man dürfe die Geneigtheit der Kolonisten zur Auswanderung, die sich auf günstige Nachrichten der früher Ausgewanderten gründe, nicht ungenutzt lassen, um auf diese Art eine Anzahl der ärmsten Kolonisten, besonders ledige Frauenpersonen und deren Kinder loszuwerden. Ein von der Bezirksforstei daraufhin gefertigtes Verzeichnis nannte 35 Familien mit 140 Personen. Es umfaßt insbesondere arme, kinderreiche Familien, die durch ihre Unterstützungsbedürftigkeit „der Forstkasse zur Last fielen“, außerdem alte, gebrechliche Personen, die sich durch Arbeit nicht mehr ernähren konnten. Ob man wirklich glaubte, sie würden sich in Amerika besser durchsetzen können, ist kaum anzunehmen. Sie wurden gewissermaßen ausgesetzt, ihr weiteres Schicksal war gleichgültig, wenn man sie nur los war. Wer arm, kinderreich, dem Staat irgendwie lästig war oder nicht guttat, wurde mit mehr oder weniger Zwang zur Auswanderung vorgeschlagen, nicht nur in den Waldkolonien. Es dauerte lange, bis man das Beschämende dieses Vorgehens begriff. Einstweilen aber sah man nur Vorteile, und die Kolonisten rissen sich förmlich darum, auswandern zu dürfen. Domänenrat Eberlein aus Karlsruhe reiste im Frühjahr 1851 eigens in die Waldkolonien, um die Auswanderer auszuwählen. Sein Bericht: „Zur Auswanderung entschlossen sich oder wurden bestimmt: Verarmte oder der Vergantung nahe, gebrechliche, hauptsächlich aber arbeitsscheue und liederliche Leute sowie liederliche Weibspersonen samt ihren unehelichen Kindern.“ Auch hier ging es also nicht ohne Zwang. Auf diese Weise wurden im Sommer 1851 143 Koloniewohner auf Kosten der Forstkasse „nach Amerika geliefert.“ Die Forstkasse zahlte die Kosten der Überfahrt von Mannheim über Bremen nach New York. Die Kosten betragen 73 fl für einen Erwachsenen. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 13 824 fl. Die Auswanderer besaßen vielfach nur schlechte Kleider, deshalb wurden ihnen solche auf Kosten der Forstkasse beschafft. „Da man besorgen mußte, daß die Auswanderer in den Kolonien und im Bühlertal von ihren unbefriedigt gebliebenen Gläubigern belästigt würden, wurden sie von Gendarmen zum Bahnhof in Bühl gebracht.“ Das war der Abschied von der badischen Heimat.

Im folgenden Jahr, 1852, meldeten sich wieder zahlreiche Kolonisten zur Auswanderung, „meistens Proletarier, die zu gar nichts nützen und dem Staat nach und nach zur Last fallen.“ Jetzt war es nicht mehr so leicht möglich, ein-

fach alle Mißliebigen zur Auswanderung zu bringen, da in Amerika nur gesunde Personen ohne körperliche Gebrechen und keine Alleinstehenden über 60 Jahre angenommen wurden.

Über das Schicksal der Auswanderer ist wenig bekannt. Ein Brief vom September 1850 aus den Vereinigten Staaten läßt erkennen, daß es ihnen gut ging. Sie haben Haus, Land und Vieh und bauen Feldfrüchte an. Ihre Nachbarn aus dem Badischen haben Obstgärten angelegt. Ihre Verwandten sollen ihnen auf jeden Fall nachfolgen, wenn sie das Glück haben, daß ihnen die Reise bezahlt wird. Bis zum Ende des Jahres 1852 waren von fast allen Auswanderern gute Nachrichten eingetroffen. Sie stimmten darin überein, daß es in Amerika Arbeitsgelegenheit in Fülle gab und das gute Auskommen der Auswanderer gesichert war. „Die Hauptsache ist, bald heiraten zu können.“ Ehen seien schon auf dem Schiff geschlossen worden. Natürlich gab es auch Widerwärtigkeiten unter denen das gesamte Auswandererwesen der damaligen Zeit zu leiden hatte.

Auch im Jahr 1853 wanderten nochmals 61 Personen aus den Waldkolonien nach Amerika aus. Damit waren die Massenauswanderungen aus den Kolonien beendet. Im Lauf von vier Jahren waren 312 Personen ausgewandert. Die Kosten dafür beliefen sich für den badischen Staat auf 28 272 fl. Auch in den folgenden Jahren und bis um die Jahrhundertwende sind immer noch einzelne Familien mit Unterstützung der Forstverwaltung ausgewandert, die meisten wieder nach Nordamerika. Es waren nochmals 42 Familien.

Für die Zurückgebliebenen wirkten sich die Auswanderungen ohne Zweifel günstig aus. Die verringerte Zahl an Arbeitskräften bot die Gewähr für ausreichende Beschäftigung, zumal sich die Holzvorräte jetzt wieder erholten und größere Nutzungen zuließen. Außerdem hatte jetzt der Waldwegebau energisch eingesetzt. Auch der Kulturbetrieb forderte viele Arbeitskräfte, so daß die Klagen der ärarischen Kolonisten über mangelnden Verdienst bald aufhörten; es wurden sogar Bühlertäler und Forbacher Arbeiter während des ganzen Jahres beschäftigt. Die Kolonisten, so heißt es in den Akten, könnten noch mehr verdienen, wenn sie sich entschließen würden, während des Winter auswärts zu arbeiten, doch davon wollten sie nichts wissen.

Die eigentliche Wegebautätigkeit in den Waldkolonien begann in den 1830er Jahren. Die große Straße von Raumünzach über Erbersbronn, Hundsbach, Hundseck nach dem Sand mit einer Länge von 14 km und einem Aufwand von 21 000 fl wurde von Forstleuten erbaut, um bessere Abfuhrmöglichkeiten für das Holz zu schaffen. Das gleiche gilt für die Schwarzenbachstraße zum Sand. Das Schlußglied im Wegesystem der Herrenwieser und Hundsbacher Waldungen war der Bau der Straße vom Sand ins Bühlertal (Beginn 1846, Aufwand 25 000 fl). Damit war den Bühlertäler Sägewerken der Zugang zu den Herrenwieser Waldungen geöffnet, das Monopol der Murgschiffer, das sie in Herrenwies immer noch hatten, gebrochen.

## *Die Aufhebung der Beschränkungen*

Mit dem Jahr 1870 fielen die bis dahin für alle Staatsbürger geltenden gesetzlichen Beschränkungen der Eheschließung auch in den Kolonien weg. Damit verringerte sich auch die Zahl der unterstützungsbedürftigen unehelichen Kinder. Die Forstverwaltung konnte sich nur schweren Herzens mit diesen „demokratischen Bestimmungen“ abfinden. Die Bezirksforstei Herrenwies richtete im Jahr 1870 an das Bezirksamt Bühl die Anfrage, „ob wirklich das neue Ehegesetz in den Kolonien so weit ausgedehnt werden kann, daß dem Kolonieherrn, dem Grund und Boden gehört, und dem die Unterstützungspflicht obliegt, keine Mitteilung von der Eheschließung mehr gemacht werden muß.“ Da gerade die ärmsten Kolonisten ausgewandert waren, wurde auch die Forstkasse von jetzt an weniger für Unterstützungen beansprucht. Gleichzeitig erhöhte sich die auf die verbliebenen Familien entfallende landwirtschaftliche Nutzfläche, so daß auch in dieser Beziehung eine Beruhigung eintrat.

So hatten sich die meisten, auf die Zeit der Entstehung der Waldkolonien zurückgehenden Bindungen und Beschränkungen im Lauf der Zeit aufgelöst. Geblieben waren zwei wesentliche Besonderheiten, ihre Eigenschaft als sog. abgesonderte Gemarkung und die Einrichtung der Bodenzinsgüter. Das 20. Jahrhundert hat auch sie in einem notwendigen geschichtlichen Prozeß aufgehoben, weil sie von der Entwicklung überholt und nicht mehr notwendig waren.

Als abgesonderte Gemarkungen bezeichnete man seit der badischen Gemeindeordnung von 1831 große zusammenhängende Waldgebiete in der Hand des Staates, die kaum besiedelt waren und deswegen keinem Gemeindeverband zugeteilt waren. Die Aufgaben der allgemeinen Verwaltung und der Polizei wurden durch das zuständige Forstamt wahrgenommen. Diese Einrichtung hatte schon immer zum Widerspruch herausgefordert, und so waren denn auch die abgesonderten Gemarkungen in Frankreich 1791 und in Württemberg 1849 beseitigt worden, indem man jetzt dem Grundsatz folgte, daß jedes Grundstück einer Gemeindegemarkung zugehören müsse. Ausschlaggebend war zuletzt der Wunsch der Gemeinden, die Waldungen des Staates und des großen privaten Besitzes zur Grundsteuer heranziehen zu können. Deshalb ordnete die badische Gemeindeordnung von 1919 die Aufhebung aller noch bestehenden abgesonderten Gemarkungen ohne Wenn und Aber an. Aus diesem Grund sind die Waldkolonien Herrenwies und Hundsbach im Jahr 1930 in einem Eingemeindungsvertrag der Gemeinde Forbach im Murgtal — zusammen mit dem Waldbesitz der Murgschifferschaft — zugewiesen worden. Es war eine gute Entscheidung. Die Waldkolonien waren zu schwach, sich als selbstständige Gemeinwesen zu behaupten, und die Forstbehörden waren auf die Dauer nicht geeignet, die Aufgaben der Gemeinden zu übernehmen. Der Staat wurde seiner Aufgabe als Kolonieherr, die ihm immer fremd geblieben war, enthoben. Eine starke leistungsfähige Gemeinde hat den Schutz der

Waldkolonien übernommen. Aufgaben wie der Neubau eines Schulhauses, Anlage und Unterhaltung der Gemeindewege, Beschaffung von Feuerlösch-einrichtungen werden jetzt von der größeren Gemeinschaft erfüllt, die Waldbesitzer leisten ihr einen angemessenen Anteil. Die Waldkolonisten haben die Aufgabe ihrer Selbstständigkeit nie bedauern müssen. Die Eingemeindung nach Forbach war der Abschluß einer langen, leidvollen Entwicklung.

Das 19. Jahrhundert hat mit der Herstellung der persönlichen und wirtschaftlichen Freiheit des Bauernstandes und mit der Aufhebung der dem Boden noch anhaftenden vielfachen Abgaben und Lasten die Voraussetzung geschaffen für die Befreiung der Landwirtschaft aus jahrhundertelanger Erstarrung. Im Gegensatz zu dieser allgemeinen Tendenz ist das staatliche Obereigentum an den Bodenzinsgütern in Herrenwies, Hundsbach und Erbersbronn noch lange beibehalten und erst im Jahr 1970 aufgehoben worden. Diese Frage war schon während des 19. Jahrhunderts mehrfach erörtert worden. Aber stets zeigte sich, daß die Waldkolonisten in ihrer unglücklichen wirtschaftlichen und sozialen Lage nicht im Stande gewesen wären, den zwar geringen, aber für sie trotzdem unerschwinglichen Ablösungsbetrag aufzubringen. In Wirklichkeit war die Einrichtung der Bodenzinsgüter und das staatliche Obereigentum an diesen schon zur Zeit ihres Zustandekommens ein Fremdkörper im System des Grundbesitzes. Es stammt aus dem alten Lehensrecht; dieses hat das dominium directum oder Obereigentum geschaffen, dem das dominium utile oder Untereigentum nachgeordnet ist. Dem Untereigentümer stand nur die Überbesserung, also der durch Rodung gewonnene Mehrwert des Bodens und das Eigentum an den Gebäuden zu; dafür hatte er Bodenzinsen zu entrichten. Besitzänderung und Belastung des Bodenzinsguts bedurften der Genehmigung durch den Obereigentümer, also hier durch die staatliche Forstverwaltung. Dieses Recht galt lange als unverzichtbares staatliches Steuerungsmittel. Seine Angemessenheit und Notwendigkeit wurde in den Unruhen und Wirren der Jahre 1918 und 1919 erneut in Frage gestellt. Die Kolonisten konnten erleben, wie drüben im Bühlertal die Bauern in der Kriegszeit immer wohlhabender wurden. Die Schwierigkeiten der Lebensmittelversorgung in den Kolonien ließ den Wunsch hervortreten, sich selbst mit Lebensmitteln zu versorgen. Als Pächter und Zinszahler seien sie unfrei, eingeschränkt in ihrem Handeln und nicht in der Lage, ihrem Boden den höchsten Ertrag abzugewinnen. Bei der Zufuhr von Lebens- und Futtermitteln würden Arbeitskräfte und Arbeitszeit unnötig vergeudet; bei richtiger Landbewirtschaftung könnten auch die Waldkolonien einen Überschuß an Nahrungsmitteln hervorbringen. Bei dem herrschenden staatlichen Obereigentum sei das ganz unmöglich.

Dabei wurde jedoch übersehen, daß die Ungunst des Klimas, der kurze Sommer und die geringe Wärme und die durch die standörtlichen Gegebenheiten beschränkte Fläche nur wenig Entwicklungsmöglichkeiten gestatten. Nicht das staatliche Obereigentum hatte die geringen Erträge zur Folge, sondern die unabänderlichen Bedingungen von Boden und Klima in diesem rauhen und

hohen Gebirge. Deshalb war es eine grobe Fehleinschätzung, zu meinen, daß die Landwirtschaft hier Überschüsse erzeugen könne. So war also die Forderung nach Aufhebung des staatlichen Obereigentums und Übergang in das unbeschränkte Eigentum der Kolonisten schlecht begründet und daher nicht aussichtsreich. Die Kolonisten hatten die Vorstellung, den durchschnittlichen Bodenzins von 7,14 M je ha mit 4% zu kapitalisieren und das so errechnete Kapital ratenweise zu entrichten. Dem widersprach die Forstverwaltung, die wenigstens einen mäßigen Waldbodenwert zugrunde gelegt wissen wollte. Man konnte sich nicht einigen, und so blieb der bisherige Zustand weiter bestehen.

Die Forstverwaltung war an der Erhaltung der Bodenzinsgüter deshalb interessiert, weil sie bei offenem Grundstücksmarkt mit steigender Nachfrage nach Sommer- und Winterwochenhäusern rechnete. Die vorhandene landwirtschaftliche Fläche sei nicht erweiterungsfähig und werde deshalb für die im Wald arbeitenden Kolonisten als Nahrungsgrundlage benötigt. Damals mußte man davon ausgehen, daß ein Waldarbeiter ohne eigene kleine Landwirtschaft allein aus seinem Verdienst im Wald nicht leben könne, und befürchtete, er werde wegziehen, nachdem er seinen Grundbesitz an Interessenten für „Zweitwohnungen“ verkauft habe. Die Staatsforstverwaltung könne jedoch auf einen Stamm tüchtiger und leistungsfähiger Waldarbeiter nicht verzichten. Deshalb wollte man die Bodenzinsgüter und damit die Abhängigkeit der Waldkolonisten unbedingt erhalten.

### *Der Waldarbeiter heute*

Seitdem hat sich vieles geändert. Der Waldarbeiter ist nicht mehr der „arme Holzhacker“ alter Zeiten, der sich mit kargem Verdienst mühsam durchs Leben schlägt. Er ist, fachlich ausgebildet, zum Waldfacharbeiter aufgestiegen und hat einen Verdienst, der jenem eines Industriearbeiters nicht nachsteht. Er besitzt moderne Werkzeuge und muß nicht mehr stundenlange beschwerliche Wege zurücklegen, bis er an seinen Arbeitsplatz kommt. Die Zeit, wo wie noch vor 50 Jahren die Holzhauer der Murgschifferschaft am frühen Morgen erst zu Fuß von Bermersbach nach Forbach wandern, von da mit dem Zug nach Raumünzach fahren und dann wieder stundenlang die Schrambergwälder erklimmen mußten, oder daß Bühlertäler Holzhauer die ganze Woche über in einfachen Waldhütten leben mußten, sind endgültig vorbei. Der Waldarbeiter kommt heute im Auto in die Nähe seines Arbeitsplatzes. Auf eine Nebentätigkeit als Landwirt ist er nicht mehr unbedingt angewiesen. Der Strom der Erholungssuchenden bietet ihm und seiner Familie zusätzliche Verdienstmöglichkeiten. Damit sind die Voraussetzungen für das Festhalten an den Bodenzinsgütern entfallen. Sie wurden jetzt von allen Beteiligten als unzeitgemäß und unnötig empfunden. Längst war die Genehmigung von Änderungen in Besitz und Belastung zur Routine geworden, deren Sinn nicht mehr zu erkennen war, aber der Verwaltungsaufwand war beträchtlich. Im Jahr 1970 kam es

nach langen Verhandlungen mit Zustimmung des Finanzministeriums zu einer Regelung derart, daß das Land auf das Obereigentum an den Bodenzinsgütern und auf die Bodenzinsen verzichtet, während gleichzeitig die sog. Kolonistenvergünstigungen — Abgabe von Bauholz zu Brennholzpreisen, Berechtigung zur Waldweide, Streunutzung und Leseholzgewinnung — aufgehoben wurden. Damit wurden die „Kolonisten“ — der Begriff verschwand jetzt — allen anderen Staatsbürgern gleichgestellt, insgesamt eine großzügige Regelung, die allen Beteiligten gerecht wird.

Die Waldungen an Raumünz und Schwarzenbach hatten ein schweres Schicksal, als ihre noch urwaldartigen gewaltigen Holzvorräte im 18. Jahrhundert von den Kameralisten, den Finanzbeamten der Landesherrschaft, zur Exploitation durch finanzstarke Holzkompagnien freigegeben wurden. Es entstanden Kahlflächen heute nicht mehr vorstellbaren Ausmaßes oft über Berg und Tal hinweg, wobei alles geschlagen wurde, was irgendwie verwertbar erschien. Erst Jahrzehnte später erfolgte die Wiederaufforstung in einem schwierigen und kostspieligen Prozeß. Auf die allein von finanziellen Erwägungen getragene Exploitation folgte im 19. Jahrhundert der Wiederaufbau der Wälder und Holzvorräte, es begann die sachkundige, planmäßige und nachhaltige Waldbewirtschaftung. Daß das in einem durch zahlreiche Kriege verarmten, lange um seine Existenz ringenden Land im Verlauf einiger Jahrzehnte gelungen ist, war eine großartige Leistung der Forstleute. Wer diese Waldungen über längere Zeit hinweg beobachtet hat, kann die Verwüstungen, die eine Waldgeneration zuvor über sie hereingebrochen waren, nicht mehr bemerken. Freilich war eine Veränderung des Waldaufbaus und eine beträchtliche Verschiebung im Anteil der einzelnen Baumarten die unvermeidliche Folge. Sie äußert sich vor allem in einer gewaltigen Ausdehnung der Fichte weit über ihr ursprüngliches Vorkommen in Lagen über 900 m hinaus. Die derzeitige Waldkrankung, die besonders stark die empfindliche Weißtanne trifft, wird diese Tendenz weiter verstärken.

#### *Quellen*

Akten der Forstabteilung des Bad. Finanzministeriums und der Forstämter Herrenwies und Forbach II.

Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe, Spezialakten Windecker Wald, Hundsbach, Herrenwies

Zugang Bezirksamt Bühl 1911 Nr. 59, 1919 Nr. 14, 1926 Nr. 44

Zugang Bezirksamt Rastatt 1909 Nr. 36, 1928 Nr. 4, 1932 Nr. 37

Zugang Domänenamt Bühl 1897 Nr. 4, 1902 Nr. 15

Finanzministerium 1913 Nr. 94

Forst- und Domänendirektion 1922 Nr. 13

#### *Schrifttum*

K. Hasel, Herrenwies und Hundsbach, ein Beitrag zur forstlichen Erschließung des nördlichen Schwarzwalds. Leipzig 1944. Sonderdruck der „Forschungen zur deutschen Landeskunde“ Band 45. Neudruck Geiger-Verlag Horb a.N., 1984.

# Vom Klosterwald Allerheiligen zum Staatswald Ottenhöfen<sup>1</sup>

*Hellmut Gnädinger*

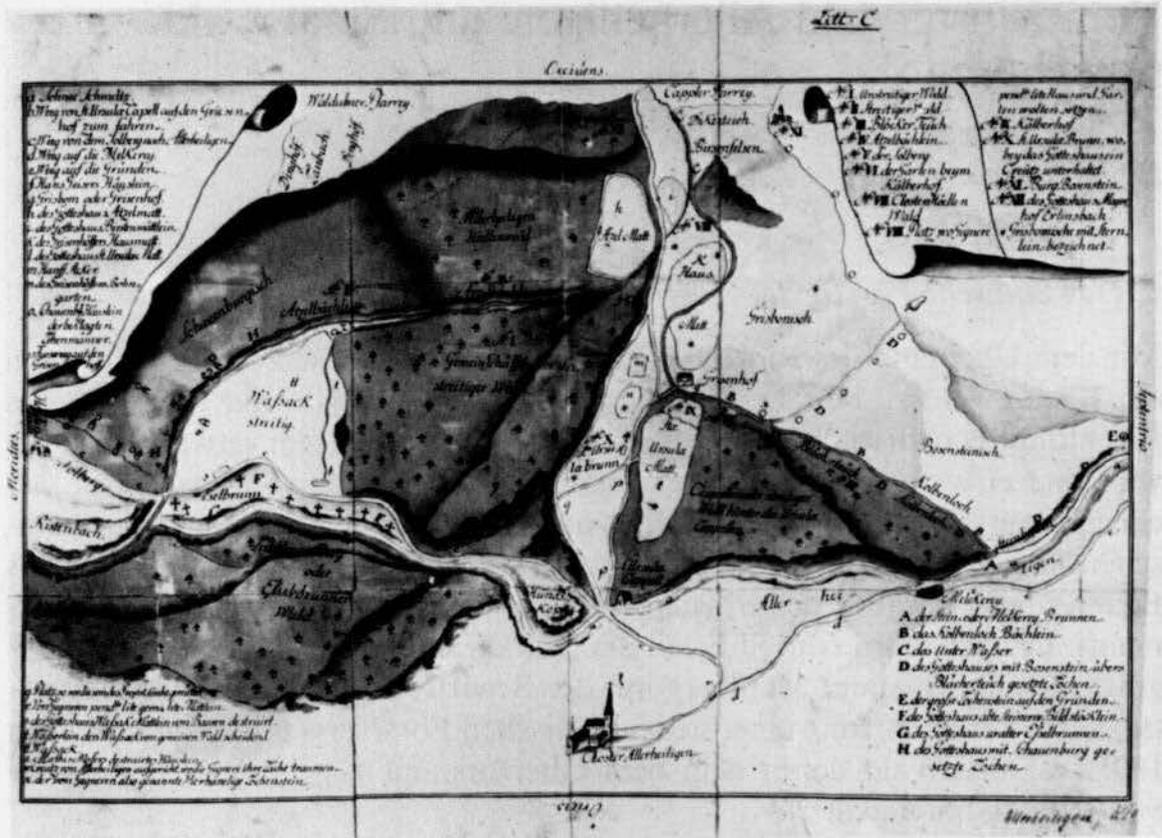
## *1. Das Badische Forstrevier Allerheiligen*

Mit dem Übergang des Klosters Allerheiligen in badischen Besitz hatte auch der Klosterwald zu bestehen aufgehört. Als *Allerheiligenwald* ging er in das Eigentum des badischen Staates über und mußte von diesem verwaltet und bewirtschaftet werden. Zunächst wurde durch Geheimrat von Lassolaye, den ehemals fürstbischöflichen Landvogt und nachmaligen Kommissar der badischen Regierung vorübergehend der seitherige Stiftskellermeister P. Clemens Bauer zum Verwalter des Klostereigentums einschließlich seines Waldes ernannt. Danach wurde durch Erlaß des Markgrafen das nächstgelegene markgräfliche Oberforstamt Mahlberg mit der Bewirtschaftung des Waldes beauftragt. Bis zur Schaffung einer neuen badischen Forstverwaltungsorganisation 1805 war der Wald damit dem dem Oberforstamt zugehörigen Forstrevier Staufenberg unterstellt<sup>2</sup>.

Sehr bald scheint es jedoch dem inzwischen neugebildeten Oberforstamt Oberkirch mit dem Sitz in Gengenbach zugeteilt worden zu sein, denn schon vom 18. 8. 1804 existiert ein Bericht des Oberforstamts Oberkirch über Fragen der Waldbewirtschaftung im Revier Allerheiligen, wodurch erwiesen ist, daß zu dieser Zeit dort ein neugeschaffenes Revier bereits bestand<sup>3</sup>.

Dem Revier war von Beginn der badischen Herrschaft an zugeordnet der frühere Waldbesitz des Fürstbischofs von Straßburg, der *Sulzbacher Herrschaftswald*, der im Südwesten jenseits des Braunbergs an den Allerheiligenwald anschloß, und der ehemals *Neuensteinische Lautenbacher Herrschaftswald*<sup>4</sup> bei Hubacker südlich der Rench. Dieser hatte allerdings nie einen Zusammenhang mit dem Klosterwald und wurde von ihm nach wenigen Jahren wieder losgelöst.

Der Sulzbacher Herrschaftswald war 1321 im Zuge der Ausweitung des Grundbesitzes des Bistums Straßburg durch Kauf erworben worden. Bereits 1316 war Bischof Johann die Herrschaftsgewalt über das Renchtal, das Kappler- und Sasbachtal durch König Friedrich von Habsburg verliehen worden. Der Wald war vordem Teil eines Gutes im Sulzbachtal, das zusammen mit anderen Gütern — insgesamt 15 — in der näheren Umgebung zur Burg Bärenbach im Renchtal gehört hatte. Ihre Lehensrechte an Burg und Gütern hatten am 26. 7. 1321 die letzten Lehensinhaber, die Brüder Burkart und Johannes von Bärenbach zu Gunsten des Bischofs von Straßburg gegen eine Summe von 115 Mark Straßburger Silbers aufgegeben<sup>5</sup>. Dieser am Westab-



Plan der umstrittenen Waldungen, vermutlich um 1790.

GLA Karlsruhe

hang des Braunbergrückens liegende Wald mit einer Fläche von 122,5 ha war nach der Säkularisation in markgräfllich-badischen Besitz übergegangen.

Das Revier Allerheiligen setzte sich nunmehr — zuzüglich der beiden vorgenannten Waldungen — aus den bisherigen zusammenhängenden Waldungen des alten Klosterwaldes einschließlich des *Kriesenhöfer Waldes* und des von ihm getrennt liegenden *Höllwaldes* zusammen. Diese beiden Waldungen hatten schon vor der Stiftung des Gutes Griesborn durch Bischof Konrad von Straßburg im Jahre 1202 diesem zugehört und waren mit dem Gut unstreitig dem Kloster vermacht worden.

Die Rechtsverhältnisse im *Streitwald*<sup>6</sup>, einschließlich der Abteilung *Wasack*, beide zusammen etwa 70 ha groß, waren zur Zeit der Entstehung des Reviers Allerheiligen im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts noch nicht geklärt. Er dürfte jedoch nach der Säkularisation zum Revier Allerheiligen gehört haben und von dort aus unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse bewirtschaftet worden sein. Unterlagen hierüber sind nicht vorhanden. Es ist jedoch anzunehmen, daß die Aufforstungen der umfangreichen Kahlflächen bereits durch den neuen Förster in Allerheiligen erfolgten. Das Einrichtungswerk des Staatswaldes 1844 weist für das vorhergegangene Jahrzehnt dort entsprechende Bestände auf.

Die ehemals bosensteinische *Waldabteilung im Kolbenloch*, seit 1724 gegen einen jährlichen Canon von 60 Gulden an das Kloster als Erblehen überlassen, war weiterhin beim Klosterwald geblieben, nachdem der herrschaftliche Besitz Bosenstein 1797 an das Bistum Straßburg verkauft und als geistlicher Besitz säkularisiert worden war. Das Revier Allerheiligen war damit nach der zur vorgesehenen und dann durchgeführten Allodifikation des innerhalb des Allerheiligenwaldes gelegenen Hirschbachhofs etwa 950 ha groß.

## 2. Der Allerheiligenwald nach der Säkularisation

Aus den spärlichen schriftlichen Unterlagen und Berichten der nachklösterlichen Zeit und aus der Rückblendung des ersten und zweiten Einrichtungswerkes des Staatswaldes aus den Jahren 1844 und 1854 läßt sich nur ein unvollkommenes Bild des Waldzustandes dieser Zeit darstellen.

Der Wald war noch nicht vermessen, d.h. es gab weder zahlenmäßige Unterlagen, noch Pläne über den gesamten Wald. Das Eisenmannsche Vermessungswerk vom Jahre 1790<sup>7</sup> war nicht mehr aufzufinden und ist bis heute verschollen. Es existiert lediglich ein nicht maßstabgerechter Plan, der als Unterlage für den Streitwaldprozeß gefertigt worden war. Aus ihm sind wohl die Eigentumsverhältnisse im Gebiet des Streitwaldes und Kriesenhofes und auch der angrenzenden Waldteile des Klosterwaldes zwischen Knappeneck und Melke rei zu entnehmen, die Wald- und sonstigen Flächen können jedoch nur geschätzt werden.

Die Berichte über den Zustand der Waldungen sind zwiespältig. Dem als Gestalter Karlsruhes bekannten großherzoglichen Baudirektor Friedrich Weinbrenner, der nach dem Brand der Klosterkirche und des Klausurgebäudes nach Allerheiligen kam, um 1804 über das weitere Schicksal der nicht vom Brand betroffenen Klostergebäude zu befinden, scheinen die Waldungen um Allerheiligen großen Eindruck gemacht zu haben.

Er schreibt am 11. 8. 1804<sup>8</sup> an den Großherzog, „daß sich dieser Ort, um welchen 7000 Morgen der schönsten Waldungen und 1000 Morgen Wiesen liegen, weit besser für das herrschaftliche Interesse benutzen ließe, wenn man zu denselben eine bessere Kommunikationsstraße mit dem ebenen Land anlegt und dadurch die dortigen Waldungen, in denen gegenwärtig viele 1000 Bäume auf den Stumpen verfaulen, mit dem übrigen Terrain, das für Viehzucht und Fabriken, die durch Wasser getrieben werden müssen, sehr vorteilhaftig gelegen ist nach und nach durch Familienansiedlungen in einen höheren Wert bringt.“ Wenn auch die obengenannten Zahlen weit über das doppelte sowohl der Wald-, als auch der Wiesenflächen hinaus-schießen, so deuten sie doch mit dem Hinweis auf den notwendigen Straßenbau auf einen noch wenig erschlossenen, für damalige Verhältnisse vielleicht vorratsreichen, jedoch nur wenig genutzten Wald hin. Hierbei dürfte es sich wohl in erster Linie um die unmittelbar um Allerheiligen liegenden Waldungen gehandelt haben, denn von den Schremppschen Nutzungen im Lierbachtal und den Schäden, über die das Oberforstamt Gengenbach fast gleichzeitig berichtet, ist nicht die Rede. Weinbrenner sah den Wald nicht als Forstmann, sondern als

Privatmann, bzw. als kurfürstlicher Beamter, der im übrigen im gleichen Schreiben beachtenswerte konkrete Vorschläge für den notwendigen Straßenbau im Lierbachtal machte, die allerdings nicht durchgeführt wurden.

Anders sieht der Bericht des Oberforstamts Gengenbach vom 18. 8. 1804<sup>9</sup> aus. In ihm befürchtet der Oberforstmeister von Wallbrunn eine Devastation des Waldes, da sich der Händler Schrempp, der mit dem Kloster 1798 einen Einschlagsvertrag über gewaltige, selbst einzuschlagende Holzmengen abgeschlossen hatte, sich nicht an die einzelnen Vertragsbedingungen halten würde. Der Einschlag erstreckte sich über etwa 1/4 des gesamten Allerheiligenwaldes, wobei es nicht klar ist, ob es sich um die Fläche oder den Vorrat handelte. Bisher hätte Schrempp etwa die Hälfte des Gebietes eingeschlagen, in dem er vertragsgemäß zum Einschlag berechtigt sei „und zwar so, in dem er alles was noch zu einem Besenstiele taugte niederhieb und fortschaffte.“ Das Oberforstamt befürchte, daß die Abholzung ganzer Berghänge für den Waldeigentümer „viel Kosten, Zeit und Mühe erfordern würde, wenn man besonders sommerigte Plätze in Bestockung bringen wolle.“ Durch den bisherigen Einschlag seien die Schäden im Wald und an seiner Bestockung so groß, daß nicht verantwortet werden könne, in dem noch stehenden, Schrempp zugesprochenen Waldteil weitere Einschläge durchzuführen, zumal die Erfahrung lehre, „daß der gute Erfolg einer auch mit Sorgfalt und Fleiß bewerkstelligten künstlichen Waldbesamung bei großen Kosten doch sehr zweifelhaft ist.“

In der ersten Zeit nach der Säkularisation scheinen sich Kompetenzen und Zuständigkeiten des Oberamts Oberkirch und der in Gengenbach sitzenden oberen forstlichen Dienststelle überschritten zu haben. Der inzwischen das Oberamt Oberkirch leitende Oberamtmann Lassolaye gab nämlich verschiedene die forstliche Bewirtschaftung betreffende Anordnungen für alle Waldungen heraus. Die wären eigentlich Sache des Oberforstamts gewesen, auch nachdem amtlich verkündet worden war, daß die alte markgräflich-badische Forstordnung von 1723 auch für die neuerworbenen Waldungen zu gelten habe. Es mag dies als verständlich erscheinen, da das eben erst gegründete Oberforstamt sich zunächst nur mit den herrschaftlichen Waldungen zu befassen hatte. Es ist auch anzunehmen, daß der säkularisierte Waldbesitz der Klöster Gengenbach und Allerheiligen und die verstreuten, aus anderen säkularisierten Waldungen stammenden, nunmehr herrschaftlichen Waldungen das neue Oberforstamt derart in Anspruch nahmen, daß es entweder nicht dazu kam, sich um forstpolitische und forstpolizeiliche Angelegenheiten zu kümmern oder daß es sich überhaupt für diese Fragen gar nicht zuständig fühlte.

So ist ein Erlaß des kurfürstlichen Oberamts Oberkirch vom 2. 4. 1805<sup>10</sup> bekannt, in dem angeordnet wurde, daß alle Baumstämme und Sägklötze in herrschaftlichen Waldungen, in Gemeinde-, „heiligen“ und Privatwaldungen vor der Abfuhr mit dem herrschaftlichen Siegel — Waldzeichen — versehen sein müßten. Polizei und Zoll hätten dies sowohl auf der Straße, wie auch auf den Sägmühlen zu überwachen. Ferner wurde schon 1804 oberamtlich angeordnet, daß „alle Waldungen, sowohl herrschaftliche,

Gemeinde- oder partikulare in ein genaues geometrisches Maß genommen werden müßten.“ Zur Erleichterung der Arbeit seien „Lochen und Grenzen genau aufzusuchen, aufzuhauen und beim Abgang von Steinen gehörig zu verpfählen. Differenzen mit dem Nachbarn, auch mit der Herrschaft seien anzuzeigen.“ Ob diese oberamtlichen Erlasse und Anordnungen mit dem zuständigen Oberforstamt abgesprochen oder ob dieses zumindest dazu gehört wurde, ist nicht bekannt. Akten des damaligen Oberforstamts Gengenbach sind nach Auskunft des heutigen Forstamts Gengenbach verbrannt. In den Archiven sind jedenfalls Akten aus dieser Zeit nicht vorhanden. Aus dem Tenor der oberamtlichen Erlasse ist zu entnehmen, daß Freiherr von Lassolaye sehr selbstherrlich und streng aufgetreten sein muß. Ob die oberamtlichen Verfügungen auch durchgeführt und die Durchführung auch überwacht wurden, darf wohl bezweifelt werden.

Daß in den Tagen des Herrschaftswechsels, der einem politischen und wirtschaftlichen Umbruch gleich kam, jedenfalls strenge Maßnahmen seitens der damals allein zuständigen örtlichen Verwaltung, des Oberamts in Oberkirch, angeordnet und ergriffen wurden, ist nur allzu verständlich. Die neue Herrschaft mußte doch auf die Sicherheit ihrer Einwohner und ihres Eigentums bedacht sein, ihre Versorgung mußte in allen Bereichen gesichert, Handel und Gewerbe mußten erhalten und gefördert werden. So ist auch verständlich, daß schon 1803 durch einen Erlaß Lassolayes der Holzexport und der Handel mit in- und ausländischem Wildbret bei schwersten Leibesstrafen verboten wurde und zur Vermeidung der Wilderei in allen Waldungen, sowohl 1803, als auch 1805 wiederholt angeordnet wurde, daß die Bürger ihre privaten Gewehre zu veräußern hätten und die Jagd überall nur durch die aufgestellten Jäger auszuüben sei. Hierüber bestand natürlich ebenso Unzufriedenheit wie in den letzten Jahren bischöflicher Herrschaft, während der Fürstbischof mit seinen Beamten alle Jagden an sich zu bringen versucht hatte<sup>11</sup>.

Von Interesse ist im Zusammenhang mit den Schremppschen Kahlhieben in Allerheiligen der Erlaß Lassolayes vom 26. 12. 1804: Nachdem dem Oberforstamt die Anzeige zugegangen sei, daß die Liezbacher die abgeholzten Allerheiligenwaldungen so unmäßig mit Vieh und besonders mit Geisen betreiben, sei von dem Schultheißen bekannt zu machen, „daß jede in einem solchen Schlag angetroffene Geis ohne weiteres durch den Förster todt geschossen wird<sup>12</sup>.“

### *3. Die waldbaulichen Verhältnisse des Forstreviers Allerheiligen*

Die neugebildete großherzogliche Forstverwaltung hatte bei der Säkularisation einen Wald vorgefunden, der sich im Vergleich zu anderen Waldungen, zu den Allmend- und Bürgerwaldungen in einem relativ geordneten Zustand befand. Der Holzhändler Schrempp hatte bei der neugebildeten Forstei seine Einschlagsrechte aus dem Verkauf v.J. 1798<sup>13</sup> sogleich geltend gemacht und zunächst vertragsgemäß seine Hiebe fortsetzen dürfen.

Es ist anzunehmen, daß die Einschläge zur Versorgung des Klosters vorerst reduziert, wenn nicht nahezu eingestellt wurden, da wegen des Wegzugs der Mönche und Studenten nur wenig Holz für das im Kloster verbliebene Personal und die dort eingerichtete Forstei gebraucht wurde.

Waren die Aufzeichnungen des Klosters über seinen Wald und seine Holzverkäufe und forstwirtschaftliche Fragen spärlich, sind die Berichte aus den ersten Jahren der großherzoglichen Forstverwaltung ebenso dürftig. Es gibt bedauerlicherweise weder in den staatlichen Archiven, noch bei den in Frage kommenden Forstämtern Gengenbach, Oberkirch und Ottenhöfen amtliche Unterlagen über den Zustand der Waldungen, die besonders interessieren würden, keine Zahlen oder statistische Unterlagen, aus denen man klare Erkenntnisse über Vorrat, Alter, Altersklassenverhältnisse, Zuwachs und Nutzungen ziehen könnte. Lediglich die obengenannten Berichte des Oberforstamts Oberkirch in Gengenbach lassen über den Schremppschen Holzgroßkauf einige waldbauliche Schlüsse ziehen, die jedoch nur über die betroffenen Forstorte Auskunft geben, von denen man weiß, daß sie mit alten, starken Tannen, Buchen und Ahorn bestockt waren und sich dank stehengelassener Samenbäume natürlich verjüngten.

Erst die Visitationsberichte der Dreißigerjahre und die Ergebnisse der ersten Forsteinrichtungen im Jahre 1844<sup>14</sup> geben ein ungefähres Bild von den Beständen, die danach ganz grob wie folgt beschrieben werden können:

Auf den Urgesteinsböden unterhalb des Quellhorizonts wuchsen beiderseits des Lierbachs auch nördlich von Allerheiligen zumeist gemischte Tannen-, Buchen-, und auch reine Buchenbestände unterschiedlichen Alters, in den Dobeln zumeist Ahorn mit wenigen Eschen. Der untere Hang des Lierbachtales westlich des Lierbaches gehört nach der Säkularisation zum reprivatisierten Liebacher Meierhof, der heute noch so heißt. Nach seinem Besitzer Trayer hießen die als Waldweide genutzten Grundstücke, die später wieder Staatswald wurden, auch Trayersgut.

Der seit je zum Allerheiligen-Dotationsgut gehörige Hirschbachhof auf der anderen Talseite zwischen Haselbächle und Büttenkopf ist im Besitz des ehemaligen Halbmeiers. Man hat dem Hof erhebliche Waldflächen aus dem Klosterwald zugeschlagen, um die äußerst dürftigen landwirtschaftlichen Ertragsverhältnisse zumindest durch vergrößerten Waldbesitz auszugleichen und dadurch dem neuen Eigentümer günstigere Existenzbedingungen zu verschaffen. Der Windschlägwald südwestlich davon ist fast reiner Buchenwald mit nur wenig eingesprengten Tannen. Oberhalb des Quellhorizonts, also oberhalb der Linie Wahlholz, Pionierrank, Melkerei stehen Fichtenbestände mit wenigen eingestreuten Tannen, Birken, Vogelbeeren, Mehlbeeren. Die Bestände am Sohlberg bestehen aus Mischungen von Tannen, Fichten, Buchen, Forlen, teils als Nachfolgebstände der Schremppschen Schläge, teils aus Neuauffor-

stungen der ehemaligen landwirtschaftlich genutzten Flächen am Eselskopf und des Wasak, der früher nur in seinen unteren Steillagen als Wald, im oberen Teil durchweg landwirtschaftlich genutzt worden war. Nadelholzbestände dürften hier im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts schon vorgeherrscht haben. Der größte Teil des Sohlberggebiets dürfte schon während der Klosterzeit aufgeforstet worden sein. Der Höhenzug der Grinden, zwischen Schliffkopf, Melkereikopf und Vogelskopf, ist unbestockt und wird seit Verkauf des Klosterviehs nach der Säkularisation und dem Abbruch der Melkerei auch nicht mehr als Weide benutzt. Die oberen Ränder der angrenzenden Fichtenbestände wachsen in die ehemaligen Weideflächen hinein, da sie nicht mehr vom Vieh kurzgehalten werden. Es dauert viele Jahre, ehe diese Flächen zeitweise und vorübergehend wieder — dies etwa in der Jahrhundertmitte — als Weide benutzt werden, um später nur noch der Grasnutzung und im 20. Jahrhundert der Erholung zur Verfügung zu stehen.

Die Wegeverhältnisse scheinen äußerst unzureichend gewesen zu sein. Noch 1844 beschreibt sie das Forsteinrichtungswerk des Forstamts wie folgt:

„Das Wegsystem besteht aus einer Hauptabfuhrstraße von Achern durch das Kapplertal nach Allerheiligen und von da durch das Lierbachtal nach Oppenau. Solche ist aber auf 3/4 Stunden nicht fertig. Mit einem andern Ausgang durch das Sulzbachtal wurde bereits begonnen. In diese Wege ziehen mehrere Schlittwege, aber bei weitem nicht hinreichend, sowohl zum Transport des Holzes als zur Begehung der Waldungen überhaupt.“

#### *4. Die Folgen der Auflösung des Klosters für die Menschen und den Wald*

Die Auflösung des Klosters, des wirtschaftlichen Mittelpunktes der Gegend und als solches des größten Arbeitgebers, hatte natürlich weitreichende wirtschaftliche und soziale Folgen. Die Konventualen mußten im Juni 1803 das Kloster verlassen; den Schülern des Gymnasiums und ihren Lehrern war gestattet worden, bis zum Ende des Schuljahres im Herbst in Allerheiligen zu verbleiben. Die zahlreichen Bediensteten des Klosters verloren ihre Arbeit, sie zogen fort, um sich anderweitig zu verdingen. Da die wenigsten von ihnen Arbeit fanden, fielen sie den anliegenden Kirchspielen und Gemeinden zur Last, ebenso wie die vielen Armen, Landstreicher und auch Arbeitslosen und Arbeitsscheuen, denen im Kloster und auf den nächstgelegenen Meierhöfen vorübergehend, zuweilen auch für längere Zeit Unterkunft gewährt worden war, da man sie in dieser abgelegenen Gegend nicht von der Tür weisen konnte. Die Freigiebigkeit des Klosters, zu dessen Observanz schließlich auch die Sorge für die Bedürftigen gehörte, war sicher weidlich ausgenützt worden. Und Bedürftige gab es zur Zeit der Auflassung des Klosters viele. In der Jahresrechnung des Klosters vom Jahre 1778 ist vermerkt, daß es an Arme 2775 Laib Brot verteilt hatte. Es ist zu vermuten, daß es in den darauffolgenden Zeiten noch mehr waren. In der Abrechnung erscheinen nicht die Kosten, die dem Kloster

durch die tägliche Suppenausgabe entstanden, zu der sich um die Mittagszeit die Bedürftigen einfanden, die hierzu auch lange Wege in Kauf nahmen<sup>15</sup>.

Auch Holzknechte und Fuhrleute, die bisher das Kloster versorgten, verloren zunächst ihre Arbeit. Sie stammten durchweg von den benachbarten Höfen des Sohlbergs, aus dem Lierbach und dem Unterwasser, denen sie nun zur Last fielen, da sonstige Verdienstmöglichkeiten gering waren. Einige von ihnen konnten allerdings, als die Försterei in Allerheiligen eröffnet und der mit dem Fortzug der Mönche eingestellte Holzeinschlag wieder aufgenommen wurde, wieder eingestellt werden. Es dürften nicht viele gewesen sein, da die Holzkäufer zumeist Einschlagsunternehmer waren und ihre Arbeiter mitbrachten.

Große Sorge bereitete der herrschaftlichen Verwaltung das künftige Schicksal der bisher dem Kloster gehörenden Meier- und Lehenshöfe, die nun ebenso wie der Wald großherzoglich-badisch wurden. Von ihnen interessieren hier nur die an den Klosterwald angrenzenden und benachbarten Höfe. Es war dies der Hirschbachhof, der Wahlholzhof und der Lierbacher Meierhof, alle 3 auf Gemarkung Lierbach, der Steighof auf Gemarkung Lautenbach, der Heidenbachhof, der Sohlberghof, der Erlinsbacher Hof am Höllwald, der Dickteichhof, der Griesenhof und der Rooshof auf der Gemarkung Ottenhöfen. Der Zustand der Höfe war im allgemeinen schlecht, die Pächter und Meier waren arm. Das Kloster hatte in den letzten Jahren seines Bestehens infolge der Revolutions- und Kriegswirren keine Mittel gehabt, um die oftmals von Soldaten, Marodeuren und Flüchtlingen heimgesuchten heruntergekommenen Höfe instandzusetzen.

Nach der Auflassung des Klosters blieben die Abgaben, die nun an den badi-schen Staat zu zahlen waren, weiterhin bestehen. Sie mußten jedoch in Geld geleistet werden, was für Pächter und Meier schwieriger war, da sie kaum über Bargeld verfügten. Wegen der Abgelegenheit der Höfe war ihnen, da das Kloster als Abnehmer ausfiel, ein Verkauf von Naturalien zunächst kaum möglich. Es gab auch keine Gelegenheit, durch Dienstleistungen Geld zu verdienen. Langte das Geld nicht, um die Lehenszinsen zu zahlen, so war zunächst gar nicht daran zu denken, daß die Pächter eventuell als Käufer der Güter in Frage kämen. Die Domänenverwaltung Oberkirch hatte zunächst versucht, die Höfe zu versteigern. Die Pächter waren jedoch nicht in der Lage, bei den Versteigerungen die Schätzpreise zu zahlen, so daß sie weiterhin Pächter blieben. Zu den Versteigerungen „hatten sich nur wenig Liebhaber eingefunden, und niemand wollte den Beständen solche Höfe teuer machen<sup>16</sup>.“ In einem auszugsweise wiedergegebenen lesenswerten Bericht über einen „geheimen Vortrag“ beim Landesherrn werden die hier nur am Rande interessierenden Verhältnisse der nunmehr herrschaftlichen Hofgüter geschildert, die nach der Säkularisation dem Hause Baden zugefallen waren.

Sie interessieren hier insofern, als man seinerzeit zuerst in Erwägung gezogen hatte, die zu Wald gewordenen Reutfelder der Hofgüter von diesen abzutrennen und sie dem neuen Staatswald zuzuschlagen, worauf die Oberforstdirektion verzichtete, „da sie in dieser Gegend ohnedies Überfluß an Waldungen hat<sup>17</sup>.“ Der Domänenwald wäre dadurch etwa um ein Drittel größer geworden, die Hofgüter noch ärmer, als sie es ohnedies schon waren. Andererseits wurden Überlegungen angestellt, stark beweidete Teile des Herrschaftswaldes aus dem Wald herauszulösen und sie den Hofgütern zuzuschlagen, was im Falle des Hirschbachhofs und des Liezbacher Meierhofs auch geschehen ist. Im „Geheimen Vortrag“ vom 12. 3. 1805 heißt es u.a.: „Bekanntlich liegen um Allerheiligen herum mehrere herrschaftlich gewordene Hofgüter, welche seit langen Jahren gegen gewisse Abgaben in Geld und allerhand Naturalien, wie sie die dortige Ökonomie des Klosters gerade nötig hatte und gegen Vorbehalt des Eigentums, der Hälfte des aufgestellten Viehs und der hälftigen Nutzung (den Pächtern oder Meiern) in Bestand gegeben war.“

Mit den Meiern war keine bestimmte Bestandszeit verabredet, so hatten diese die Aussicht vor sich, solange sie sich wohl verhielten, nicht vertrieben zu werden. Sie konnten darauf rechnen, daß auch ihre Kinder usw. ihren notdürftigen Unterhalt gefunden hätten, wenn das Kloster weiter bestanden hätte. Für die Höfe, unbedeutend meistens und zum großen Teil aus Wildfeldern bestehend, deren Ertrag mit der Last der Unterhaltung der vielen Gebäude in keinem vorteilhaften Verhältnis steht, wäre es wohl für das herrschaftliche Interesse am rätlichsten gewesen, dieselben ohne Zeitverlust an die ersten besten Meistbietenden zu verkaufen. Aber eine solche Operation hätte, wenn auch wirklich, was nicht zu bezweifeln ist, sogleich tüchtige Käufer zur Hand gewesen wären, nicht ohne äußerste Härte gegen die damaligen Meier und ihre zahlreichen Familien vor sich gehen können. Sie selbst waren größtenteils zu arm, um sich sogleich auf ein käufliches Übernehmen dieser Höfe einlassen zu können, so sehr viel guten Willen sie auch dazu hatten.

Es blieb nichts übrig, sie nach und nach, so wie es die Kräfte der Meier erlauben würde, ihnen eigentümlich zu billigem Preise zu geben und die Naturalabgabe in Geld abzuleisten. Dies geschah auch. Man ließ den Pächtern Zeit. Die Lehenszinsen wurden, den jeweiligen Verhältnissen entsprechend, auf ein erträgliches Maß festgesetzt, um ihnen die Möglichkeit zu geben, sich auf die ihnen zugesagte Eigentumsübernahme vorzubereiten. Es dauerte verschieden lange, bei einigen bis zu 2 Jahrzehnten, bis sie in der Lage waren, den Übernahmepreis, der das 18fache des errechneten Zinses betrug, an den Fiskus zu bezahlen und das Hofgut zu erwerben. Die Hofgüter bestehen heute noch. Dem klugen und sozialen Vorgehen der damaligen Regierung und dem Beschluß der Oberforstkommision ist es zu danken, daß mit ihnen auch das reizvolle Landschaftsbild rund um den Sohlberg erhalten geblieben ist.

Lediglich dem Pächter des *Griesenhofs*, dem früheren Halbmeier Josef Filzner, gelang es nicht, den Hof zu erwerben. Es mag an seiner schlechten Wirtschaftsführung gelegen

sein, vielleicht auch an persönlichen Verhältnissen des Pächters, der mit 6, davon 2 verkrüppelten Kindern belastet war und während der ganzen Pachtzeit eine Zigeunerfamilie im Backhaus zu beherbergen hatte, die als unglückliche Hinterlassenschaft des Klosters hier verblieben war. Es ist jedoch auch nicht zu verkennen, daß die wirtschaftlichen Grundlagen des Griesenhofgutes nach Auflösung des Klosters ungünstiger geworden waren. Der ehemalige Meier hatte nicht mehr das Kloster als wirtschaftliches Polster hinter sich, er war als Pächter eigenverantwortlicher Unternehmer geworden. Er hatte 120 fl Pacht zu bezahlen, während er vorher als Halbmeier neben bescheidenen Naturalleistungen, d.w. 12 Sester Korn und die Hälfte des Fruchtertrags, ein Gehalt von 30 fl erhalten hatte. Nun hatte er nach Auflösung des Klosters den Viehbestand mit 1 Paar Ochsen, 7 Kühen, 5 Anbindlingen und 11 Bienenstöcken um 350 fl erwerben müssen und das Gut, das aus einem Wohnhaus mit Scheuer, Stallungen und Keller, alles unter dem Dach, bestand — das Backhaus stand abseits — mußte er als eigenverantwortlicher Unternehmer bewirtschaften. Zum Gut gehörten 3/4 Jeuch Hofraite, mit Obstbäumen besetzt, 8 Jeuch Krautgarten, 9 Jeuch Sommeracker, 4 Jeuch gute Matten, 2 1/2 Jeuch geringere Matten und 7 Jeuch Wildfeld. Insgesamt waren dies umgerechnet 11,2 ha, mit dieser Fläche also nur ein kleines Hofgut, auf dem es jedenfalls schwierig war, das Nötigste zur Ernährung einer Familie zu erwirtschaften. Die meisten der übrigen zu Allerheiligen gehörenden Hofgüter waren größer; zudem verfügten sie über größere Weidfelder und Wald, den der Griesenhof nicht besaß; er hatte schon seit unvordenklichen Zeiten zum Kloster gehört. Unter diesen Umständen gelang es daher weder dem Pächter, noch seiner ihm nach seinem Tode 1824 nachfolgenden Frau, auch nicht dem ihr nachfolgenden Pächter ab 1833 Erträge zu erwirtschaften, die es ermöglicht hätten, den Hof zu erwerben. Die Domänenverwaltung Oberkirch entschloß sich daher 1842, das Hofgebäude zu versteigern, nachdem es derart heruntergekommen war, daß es nicht mehr instandgesetzt werden konnte<sup>18</sup>. Die Grundstücke wurden mit Ausnahme des Wildbergs, der dem Domänenwald zugeschlagen und aufgeforstet wurde, einzeln verpachtet. Das Backhaus, später als Zigeunerhaus bezeichnet, blieb bis 1843 bestehen, nachdem es der Domänenverwaltung in mehreren Prozessen nicht gelungen war, die dort wohnende Zigeunerin Helene Reinhard mit ihren 6 unehelichen Kindern abzuschieben. Sie hatte es jahrelang verstanden, Ansprüche aus der früheren Tätigkeit ihres Vaters als Waldhüter des Klosters auf ein ihr angeblich überkommenes und nach 30 Jahren ersessenes Eigentumsrecht am Backhaus vor den Gerichten nachzuweisen. Sie verurteilten schließlich die großherzogliche Hofkammer dazu, ihr einen Zuschuß von 300 Gulden für den Neubau eines Hauses zu zahlen.

Mit dem Abbruch des Griesenhofs und dem Wegzug der Zigeuner ist ein Stück Klostergeschichte zu Ende gegangen, die jedoch durch den Gewannamen, das später dort errichtete Forsthaus, die Überlieferung und die Erinnerung der Bevölkerung wachgehalten wird.

### *5. Die Entstehung des Staatswaldes Ottenhöfen*

Durch Ankäufe und Angliederungen hatte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts das Forstrevier Allerheiligen beträchtlich vergrößert. Man faßte nun das ganze Gebiet unter dem Namen Staatswald Ottenhöfen zusammen.

#### *Die ersten Zugänge*

1808 wurden durch die „Generalforstkommission“ in Karlsruhe, der obersten Zentralstelle für die Verwaltung des Forst-, Jagd-, Floß- und Bergwesens des

Großherzogtums Baden zwei Waldteile an das Forstrevier Allerheiligen angeschlossen, die aus dem Bosensteinischen Erbe stammten<sup>20</sup>. Es handelte sich um einen oberhalb des Blöcherecks am Kriesbaumkopf auf Gemarkung Ottenhöfen liegenden Wald mit einer Fläche von 8 ha, die dem Kriesenhöfer Wald zugeschlagen wurde, und um einen Wald am Nordhang des „Karlsruher Grates“, ebenfalls auf Gemarkung Ottenhöfen mit einer Fläche von 20 ha. Dieser Wald, der heute noch die Bezeichnung „*Bosenstein*“ trägt, bildete zunächst einen eigenen vom Allerheiligenwald getrennten Distrikt, der der Forsterei Allerheiligen zur Verwaltung übergeben wurde.

Nach Klärung der Rechtsverhältnisse im *Streitwald* und nach seiner Aufteilung im Jahre 1813 an 6 Gemeinden und das badische Domänenärar erhielt dieses 31,7 ha, die dem Allerheiligenwald zugeschlagen wurden<sup>21</sup>. Danach bleibt das Revier in seiner Ausdehnung viele Jahre unverändert und konnte ungestört durch Neuerwerbungen und Angliederungen bewirtschaftet werden. Es entsteht der Eindruck, daß die großherzogliche Forstverwaltung an einer Vergrößerung des bisherigen Domänenwaldbesitzes nicht interessiert war. Sie mußte zunächst darauf bedacht sein, die sich aus der Säkularisation und den bisherigen Angliederungen von Wald sich zwangsläufig ergebenden Aufgaben, wie Aufforstungen, Bestandspflege, Holzeinschlag und Wegebau zu bewältigen. Weder aus finanziellen, noch aus personellen Gründen wäre zu dieser Zeit eine weitere Vergrößerung des großherzoglichen Waldbesitzes in diesen ungünstigen und abgelegenen Lagen des Schwarzwalds sinnvoll gewesen, zumal es vor allem an Fachleuten zur Beaufsichtigung und Bewirtschaftung fehlte.

In der ersten Zeit wurden dem neuen Revierförster-Dienststelle Allerheiligen, die im ehemaligen Kloster untergebracht und mit einem Revierförster besetzt war, 2 Waldhüter zugeteilt, von denen der eine in Lierbach, vielleicht im ehemaligen Meierhof, der andere im Unterwasser im Griesenhof saß. Außerdem stand dem ersten bekannten badischen Revierförster Brenneisen in Allerheiligen zumindest ein Beyförster für seine umfangreichen Aufgaben zu.

#### *Der Kauf des Acherner Stadtwaldes am Sohlberg*

Erst wieder 1832 sind die nächsten Erwerbungen von angrenzenden Waldungen zu verzeichnen, als die Stadt Achern den 1818 von den Gemeinden Renchen und Wagshurst aus dem Streitwalderbe erworbenen Wald „Wasak“<sup>22</sup>, nördlich vom Eselsbrunnen am Sohlberg an das Bad. Domänenärar verkaufte<sup>23</sup>. Die Stadt war nach wenigen Jahren von dem Erwerb enttäuscht, da der Wald zu wenig schlagbares Holz enthielt und eine Rendite in absehbarer Zeit nicht zu erwarten war. Außerdem mangelte es an Holzabfuhrwegen und es gab im Achertal Schwierigkeiten mit der Flößerei. Mit Zustimmung der Bürgerschaft ging der Wald um 8000 Gulden an das Domänenärar über und wurde dem Revier Allerheiligen angeschlossen.

### *Die Ursachen für die Erwerbungen, aufgezeigt am Beispiel der Seebacher Waldungen*

Inzwischen hatten sich innerhalb der Großherzoglichen Forstverwaltung mehrfach verwaltungstechnische Veränderungen ergeben. Die Forstei (Revierförsterei) Allerheiligen war 1808 der neuerrichteten Forstinspektion Achern unterstellt worden, die sich ab 1830 Forstamt nannte, von einem Forstmeister geleitet und mit überregionalen Funktionen ausgestattet wurde. Im Zuge dieser Verwaltungsreform wurde die Revierförsterei Allerheiligen zu einer Bezirksforstei erhoben, die nicht nur den Domänenwald, sondern auch zahlreiche Gemeinde- und Körperschaftswaldungen zu betreuen und zu bewirtschaften hatte. Diese Entscheidung erwies sich binnen kurzem infolge der abgelegenen Lage und der damit verbundenen Verkehrsschwierigkeiten insbesondere im Winter als Fehlschlag, so daß sich die „Direktion der Forst-, Berg- und Hüttenwerke“ in Karlsruhe entschloß, die Bezirksforstei Allerheiligen 1843 nach Ottenhöfen zu verlegen.

Die im allgemein bekannte und hier nicht näher beschriebene Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse um die Mitte des Jahrhunderts zwang vielfach die Bauern des hinteren Achertals und des Sohlbergs ihre Waldungen zu verkaufen.

So wurde 1841 dem Forstärar, damals dem Forstamt Achern erstmals ein ganzes Hofgut mit rund 34 ha, früher ein Lehensgut des Klosters Allerheiligen — zum Verkauf angeboten<sup>24</sup>. Der Hofgutbesitzer Michael Huber aus Sulzbach hatte zunächst versucht, seine Schulden durch Holzeinschläge abzudecken, was ihm nicht gelang. Er war somit genötigt, das ganze Gut zu verkaufen. Der Wald, abgesehen von einem mit wenigen Klaftern Brennholz bestandenen Laubholzgrundstück, wies nur Kahl- und Stockschlagflächen von Hasel und Ahorn auf, die erst umgewandelt bzw. aufgeforstet werden mußten.

Ähnliche Verhältnisse gab es überall, und es war zu erwarten, daß der Bezirksforstei Ottenhöfen als Nachfolgerin des 1849 aufgelösten Forstamts Achern, in den nächsten Jahren noch mehr Waldungen, möglicherweise noch mehr Hofgüter mit Wald und Weidfeld und auch abgeholzte Waldparzellen zum Kauf angeboten werden würden, was auch eintrat.

Der seinerzeitige Amtsvorstand der Bezirksforstei Ottenhöfen, Bezirksförster Gerwig schildert daraufhin in interessanten Berichten an seine vorgesetzte Behörde, der „Direktion der Forst-, Berg- und Hüttenwerke“ in Karlsruhe, zwischen den Jahren 1851 und 1856 die besonders schwierigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse im Aichtertal<sup>25</sup>.

Er hebt besonders die trostlose Lage und die schlimmen Zustände in den beiden Gemeinden Ottenhöfen und Seebach hervor. Die Gemeinden seien, insbesondere durch die Unterhaltung der zahlreichen Ortsarmen, die weniger den Höfen als den Gemeinden zur Last fallen, stark verschuldet. Die allgemeine

Armut beruhe auf verschiedenen Ursachen. Die Gemeinde Ottenhöfen leide besonders darunter, daß sich hier eine Menge Heimatloser und solcher Individuen angesiedelt hätte, die früher die Wohltaten des Klosters Allerheiligen genossen und dieses ausgenützt hätten. Nach der Aufhebung seien diese, darunter auch Arbeitsscheue, den angrenzenden Gemeinden, besonders denen des Achertales zur Last gefallen.

Die zahlreichen Abgaben, Staatssteuern, Gemeindeumlagen, die Umlage für Kriegskosten und die Zehntverschuldung würde die Bevölkerung derart belasten, daß keine Aussicht bestände, eine Besserung der Verhältnisse zu erreichen, wenn hier seitens des Staates keine grundlegende Änderung erfolge. Die gegenwärtige ungerechte Besteuerung, bei der die Besitzer wohlhabender Bauernhöfe, deren Steuerwerte relativ niedriger wären als diejenigen der Kleinbauern, günstiger wegkämen, solle beseitigt werden, wozu die vorgesehene Katastervermessung die Grundlage bilden müsse.

Das Grundeigentum bestehe nicht nur aus den Hofgütern, deren Eigentümern es noch erträglich gehe. Zahlreiche Höfe seien jedoch aufgeteilt worden und in keinen Ertrag abwerfende Besitztümer zersplittert, deren Eigentümer davon nicht leben könnten. Diese seien auf Taglohn angewiesen, den es kaum oder zumeist nicht gebe, so daß viele Arme untätig seien und sogar betteln müßten, was man im übrigen — da es zum gewohnten Bild des Tages gehöre — gar nicht mehr anstößig finde. Zudem käme ein unverantwortlicher Kinderreichtum, insbesondere in den Tagelöhnerfamilien und „von ledigen Weibspersonen“ vor, der die allgemeine Not noch vergrößere.

Durch die erst seit dem Forstgesetz verbotene Waldweide seien die Privatwaldungen, dies auch durch rücksichtslose Behandlung und mangelnde Sachkenntnis, in schlechtestem Zustand. Die hohen Berge des Kapplertals seien besonders in Ottenhöfen kahl, sie seien anstatt mit Holz, mit „elenden Pfrimmen bewachsen“, der landwirtschaftliche Betrieb liege ebenso im argen.

Aus dem Bericht Gerwigs mit seinen schonungslosen Schilderungen der allgemeinen Armut und Not, die im übrigen schon Jahre vor der badischen Revolution 1848/49 den Achertalgemeinden große Sorge bereitete und von Behörden und Regierung vermutlich in ihren Ausmaßen nicht zur Kenntnis genommen worden war, entwickelte sich zunächst ein umfangreicher Schriftwechsel mit den verschiedenen Behörden, die offenbar geschlafen hatten.

Ihm ist ferner zu entnehmen, daß die Not im Achertal im Vergleich zu anderen badischen Gebieten besonders groß gewesen sein muß. Von der Regierung, von Behörden und Fachstellen wurden darauf die verschiedensten Vorschläge, geeignete und ungeeignete, zur Behebung dieser Not gemacht. Seitens der Regierung wurden Steuererleichterungen gewährt und Mittel zur Linderung der Not der Ärmsten bereitgestellt. Es gab zusätzliche Mittel für den Ausbau der Achertal- und für den Bau der Ruhesteinstraße. Die Forstverwaltung stellte

aus ihren Pflanzschulen Fichten, insbesondere jedoch Kastanienpflanzen zur Aufforstung der verkommenen Weidberge zur Verfügung und veranlaßte die Gemeinden, Saat- und Pflanzschulen für ein großes Aufforstungsprogramm in den Weidfeldern, Wildbergen und devastierten Privatwaldungen anzulegen. Das Finanzministerium stellte der Direktion der Forsten, Berg- und Hüttenwerke bedeutende Mittel für den Aufkauf von Privatwaldungen zur Verfügung. Allgemein wurde empfohlen, Mittel und Wege zu suchen, um den vielen Überzähligen und Erwerbslosen die um die Jahrhundertmitte sehr gesuchte Auswanderung nach Amerika zu ermöglichen. Damit versuchte man natürlich auch den Verbleibenden das Auskommen aus den spärlichen Erträgen der kleinen Landwirtschaften zu verbessern. Die Waldgenossenschaften des Achertales nahmen, nachdem ihnen außerordentliche Holzhiebs hierfür nicht genehmigt worden waren, Kapital auf, um einerseits die augenblickliche Not ihrer Genossen und deren Angehörigen zu mildern, andererseits auch zur Finanzierung der Auswanderung der Angehörigen ihrer Bürger. Die Seebacher Bürger, sowohl Hofgutbesitzer als auch Kleinbauern schlugen in ihren Waldungen alles schlagbare Holz ein, um ihre Not zu überwinden und zugleich ihren Angehörigen die Überfahrt nach Amerika zu bezahlen. Andere Bürger, die selbst mit dem Holzeinschlag nicht zurecht kamen, verkauften oder verpfändeten aus denselben Gründen ihre Waldgrundstücke an wohlhabendere Auswärtige und Händler, um leben zu können.

Die Gunst der Stunde für billige Erwerbungen nutzend, aber auch um ortsfremden und privaten kapitalkräftigen Käufern, die es in dieser Zeit vielfach auf Spekulationen abgesehen hatten, zuvorzukommen, berichtet Gerwig am 23. 10. 1856, auf Gemarkung Seebach „lasse sich in den nächsten Jahren 2000 Morgen Wald zu günstigem Preis erwerben, auf den Hängen rechts und links des Ruhestein in Stücken von 15 — 200 Morgen zu Preisen von 10 — 30 Gulden je Morgen. Die Waldungen wären am besten in der Hand des Staates; sie sind auch teilweise den Besitzern zur Last“, da sie erst aufgeforstet und jahrelang ohne Ertrag auf den mageren Böden gepflegt werden müßten.

„Die Bezirksforstei bittet daher um die Ermächtigung, Wertberechnungen aufzustellen, die auf die verschiedenen Boden- und Bestandsverhältnisse angewandt werden können.“ Die vorgesetzte Behörde, die bisher aus Mangel an Mitteln und wegen des ständigen Personalmangels am Erwerb von Waldungen auf den geringwertigen Buntsandsteinböden wenig interessiert war, läßt sich, da nunmehr offenbar Mittel für Waldkäufe zur Verfügung standen, durch obigen Bericht Gerwigs zu diesem Schritt bewegen. Sie erteilt die Ermächtigung zur Aufstellung von Waldwertrechnungen, nicht nur für den Einzelfall eines Kaufs, sondern grundsätzlich für alle überhaupt in Frage kommenden Privatwaldungen, die jetzt zu den Käufen der Waldungen des ganzen hinteren Seebachtals von der Grenze des Allerheiligenwaldes bis zum Seibelseckle mit insgesamt 26 Grundstücken führen. Die Größe der Grundstücke liegt zwischen 6 und mehreren 100 Morgen, die Verkaufspreise für die teilweise kahlen oder nur mit etwas Fichten, ab und zu Tannen, mit Birken und Vogelbeeren bestockten Flächen zwischen 10 und 80 Gulden, die Grindeflächen 3-7 Gulden je Morgen. Die Ankaufspreise sind in den mei-

sten Fällen erheblich niedriger als die Ergebnisse der Wertberechnungen, die in den wenigsten Fällen auf Erwartungswerten beruhen und nach den ersten Verkäufen auf Erfahrungszahlen und Vergleichswerten aufbauen.

Es würde zu weit führen, die Verkäufe und die verkauften Waldgrundstücke, vor allem des Lenderswaldes zwischen Wolfsbrunnen, Schwarzenkopf und Seibelseckle hier einzeln aufzuführen und auf die dabei erzielten Kaufpreise und ihre Ursachen einzugehen, die von Boden, Alter, Bestockung und örtlichen Bedingungen abhängig sind. Allein im Lenderswald waren es 17 verkaufte Grundstücke verschiedenster Größe.

Noch vor den Seebacher Bauern hatten sich die Erben des Freiherrn Lambert von Schauenburg, des größten Grundeigentümers in Seebach, 1842 genötigt gesehen, aus finanziellen Gründen ihren Wald, den Ruhesteinwald mit 151 ha an die Makler Gebr. Kajetan und Armbruster in Offenburg und den Holzhändler Hörter in Straßburg zu verkaufen. Nach dem Einschlag und dem Verkauf großer Holzmengen, — man sprach seinerzeit von „Ausbeutung des Waldes“ —, verkauften sie den Ruhesteinwald 1857 an die Bezirksforstei Ottenhöfen um 17000 Gulden<sup>26</sup>.

Im selben Jahr wird der daran anschließende westliche Teil des Ruhesteinwaldes aus dem Gemeinschaftsbesitz der Hofbauern Josef Kern und Anton Schnurr Wwe. — des heutigen Kernhofs — mit insgesamt 26 ha gekauft. Das Ärar zahlt, wie den Verkäufern des ehemals schauenburgischen Waldes, den gleichen Preis je Morgen, d.s. in etwa und unter Vorbehalt der Richtigkeit umgerechnet in die ab 1871 geltende Reichswährung und das neueingeführte Dezimalmaß 190 Mark je ha. Dies erscheint uns heute als niedriger Kaufpreis, auch wenn man seinen Grund in der geringen Qualität des Buntsandsteinbodens und in der lückigen Bestockung beider Waldungen sehen muß.

1874 wird der Schnurrhansenwald westlich des Seekopfs und nördlich des Ruhesteins, mit 94 ha der größte geschlossene bäuerliche Waldbesitz, der in den 50er Jahren durch einen auswärtigen Holzhändler erworben und ausgebeutet worden war, an den Staat weiterverkauft<sup>27</sup>. Mit diesem Wald und 4 Wald- und Weidegrundstücken, die am Hang des Seekopfs und des Schwarzenkopfs begannen und bis zum Gebirgskamm reichten, werden die Lücken zwischen dem Lenderswald und dem Ruhestein in den Jahren 1882—1908 geschlossen. So stellt sich das Staatswaldgebiet auf Gemarkung Seebach seitdem als einheitlicher Waldkomplex zwischen Wolfsbrunnen, Seibelseckle und Vogelskopf, Melkereikopf dar.

In diesem Gebiet sind lediglich 2 kleine Grindflächen zwischen Darmstädter Hütte und Acherner Skihütte in privater Hand geblieben. Der Besitzstand des Staatswaldes auf Gemarkung Seebach hat sich seitdem nur unwesentlich verändert.

### *Die Erwerbungen auf der Gemarkung Ottenhöfen<sup>28</sup>*

Schon mit dem Erwerb des Schauenburgischen Ruhesteinwaldes und der Seebacher Bauernwaldungen war der Plan des Ottenhöfener Bezirksförstern Gerwig, alle Waldungen entlang der Gebirgskette bzw. der Landesgrenze für den badischen Staat zu erwerben und damit ein in sich geschlossenes staatliches Waldgebiet zwischen dem Allerheiligenwald und der Hornisgrinde zu schaffen, nahezu erfüllt worden. Dieses reichte im Norden jetzt bis zum Seibelseckle.

Westlich seiner schmalsten Stelle, des Kammes Vogelskopf-Melkerekopf begann seinerzeit abwärts auf Gemarkung Ottenhöfen das ehemals Bosensteinische Waldgebiet, der Neunbürgerwald und der Harzwald an den Hängen des Gottschlätgals. Diese Waldungen waren zusammen mit den Lehenshöfen als fürstbischöflich-straßburger Besitz 1805 säkularisiert, geteilt und den Lehenshöfen zur Nutzung überlassen worden. In gleicher Weise wie die Lehensgüter des Klosters Allerheiligen waren sie später nach dem Gesetz von 1818 an die Inhaber der Lehenshöfe zum 18fachen Zinswert übergeben worden, was diese oftmals finanziell stark belastete und vielfach zu hohen Verschuldungen führte.

Die Betroffenen versuchten daher, wie z. B. der Inhaber des Waldbauernhofs im Gottschlätgal Xaver Decker, seine Schulden durch Holzverkäufe abzudecken, was nicht gelang, da die Waldungen ausgehauen waren. Er sah sich daher gezwungen, 1862 die oberen Lagen seines Waldes, d. s. rd. 33 ha an das Domänenärar zu verkaufen, um schuldenfrei wirtschaften zu können. Er selbst behielt das Hofgut mit 2 Morgen Wald, 18 Morgen Weidfeld, das er zu einem großen Teil aufforstete und 8 Morgen Wiesen in der Nähe des Hofes. Dies war erst möglich, nachdem die Teilbarkeit des Hofgutes seitens des Gemeinderats von Ottenhöfen nachgewiesen worden war. Der Hof wurde damit saniert und besteht so bis heute.

Aus ehemals bosensteinischem Besitz sind bis zum Ende des vergangenen Jahrhunderts aus bäuerlichem und sonstigem privaten Besitz 10 Waldgrundstücke, zumeist Parzellen im Harzwald und Neunbürgerwald, einschließlich des Waldbauernhofes 95 ha Wald an den Fiskus übergegangen. Dies geschah aus verschiedensten Gründen: Ausmärker und Handwerker, durch Erbteilung zu Wald gekommen, waren an Waldungen, die sie selbst zu bewirtschaften hatten, nicht interessiert; die einen wollten lieber Bargeld als Wald, den anderen waren die Erträge zu selten und zu gering; manche machten das geschlagene Holz zu Geld und wollten die Aufforstungskosten sparen, wieder andere tauschten gern ihre entfernt liegende Waldparzelle gegen eine naheliegende alljährlich zu nutzende Wiese u. a. Alle diese Waldgrundstücke sind an den „Großen Wald“ angeschlossen worden, der als Walddistrikt auch so hieß und bis heute offiziell diese Bezeichnung trägt, allerdings heute mehr unter der Bezeichnung „Staatwald Ottenhöfen“ bekannt ist.

Einen eigenen staatlichen Walddistrikt unmittelbar oberhalb des Dorfes Ottenhöfen bildet seit 1853 der Staatwald „Eichkopf“, der bis dahin als Weid-

feld genutzt wurde. Dieses Weidfeld, ursprünglich bosensteinisch, das seit 1812 dem in bäuerlichem Besitz befindlichen Schloßhof zugehört, mußte wegen finanzieller Schwierigkeiten des Eigentümers Michael Käshammer an den Fiskus verkauft werden und wurde danach zu Eichenschälwald aufgeforstet. Heute ist der Eichkopf Nadelwald mit schönen Tannen, Lärchen und Douglasien, die auf gutem Boden stocken.

Den Waldbauern außerhalb des ehemals Bosensteinischen Gebietes zwischen Unterwasserbach und dem Hubersloch, die vor der Entstehung der Gemeinde Ottenhöfen zu den Gemeinden Kappelrodeck und Waldulm gehörten, ging es wirtschaftlich besser. Es kam zu keinen Waldverkäufen. Lediglich eine Waldparzelle am Sohlberg (Zeferers Wald) wurde an den Staat verkauft, da für den Eigentümer, einen Waldbauern aus Lautenbach die Bewirtschaftung des für ihn weitabliegenden Waldes zu aufwendig und zu umständlich war.

Ähnlich war es mit den beiden Streitwaldanteilen der Gemeinden Tiergarten mit 4,5 und Erlach mit 5,3 ha, die seit der Aufteilung des Streitwaldes im Jahre 1812 für die weitentfernten Gemeinden mehr zur Last als von Nutzen waren.

1855 verkaufte die Gemeinde Tiergarten ihre Parzelle um 1500 Gulden an den Staat, da der 30jährige Fichtenwald für die nächsten Jahrzehnte keinen Nutzen versprach und die Bewirtschaftung durch einen ortsfremden Forstbeamten zu große Kosten verursachte. Die Gemeinde Erlach tauschte, um die Kosten der Aufforstung zu sparen, 1871 die kahlgeschlagene Fläche gegen ein domänenärarisches Wiesengrundstück auf ihrer Gemarkung, das für sie einen ungleich höheren Wert hatte.

#### *Die Erwerbungen jenseits des Sohlbergs<sup>29</sup>*

Im Lierbachtal war der Hirschbachhof der einzige durch Rodung im Allerheiligenwald entstandene und bis 1807 bestehende ehemalige Meierhof des Klosters. Trotz der nach damaligen Erkenntnissen guten Ausstattung des Hofes mit Ackerland, Wiesen und Wald ließ sich der Hof in seiner abgelegenen und ungünstigen Lage nicht halten und mußte 1861 zu 18700 fl an den Staat verkauft werden. Ein Teil des landwirtschaftlichen Geländes wurde sofort, der größte Teil erst nach dem 2. Weltkrieg aufgeforstet. Das Hofgebäude wurde noch bis 1932 als Forstwartgebäude benützt und ist danach abgebrochen worden.

Auch die nach der Säkularisation dem reprivatisierten Meierhof im Lierbachtal (heute Gastwirtschaft) zur Waldweide überlassenen Grundstücke, (nach dem seinerzeitigen Hofinhaber „*Trayersgut*“ genannt), kamen 1841 und 1867 wieder an den Allerheiligenwald zurück, so daß dieser im Lierbachtal wieder seine im 12. Jahrhundert festgelegten südlichen Grenzen hatte.

Während in Ottenhöfen und Seebach jeweils nur Waldteile der Hofgüter oder einzelne Waldparzellen an den Staat verkauft wurden, sahen sich die Bauern an der Westseite des Sulzbachtales auf Gemarkung Lautenbach in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts aus Existenzgründen gezwungen, jeweils ihren gesamten Grundbesitz zu verkaufen und sich anderweitig anzusiedeln. Auf den Steillagen des auch Langengrund genannten Tales war die Land-, Weide- und Waldbewirtschaftung der einsamen und abgelegenen Höfe des Sohlberggebietes zu schwierig geworden, um so mehr als die gegenüberliegende Talseite aufgeforstet worden war. Zu Hochwaldungen herangewachsen, wurden die klimatischen Verhältnisse der landwirtschaftlichen Flächen immer ungünstiger. Dazu kamen die schlechten Wegverhältnisse im Sulzbachtal, die es höchstens nur gestatteten Handkarren zu benutzen oder die zu tragenden Lasten auf dem Rücken zu transportieren. Betroffen davon waren alle dortigen Hofgüter. Es waren dies das Lorenz Kimmigsche Gut, das bis zum Knappeneck hinaufreichte, das Lorenz Bächlesche Hofgut, die Güter von Peter Kaufeisen und Leopold Hoferer, die mit insgesamt 70 ha Feld, Reutfeld, Wiesen und spärlichem Wald zwischen den Jahren 1862 und 1895 in Staatsbesitz übergingen. Mit Ausnahme eines Nebengebäudes des Bächlehofes, das umgebaut wurde und heute noch als „Turnerhütte“ vom Turnerbund Oberkirch benutzt wird, wurden alle sonstigen Gebäulichkeiten abgerissen, das Material konnte z.T. von den Verkäufern abgefahren und auf neuen besseren Standorten wiederverwendet werden. Die Ruinen beziehungsweise die Standorte der Hofgebäude sind heute noch feststellbar. Äcker, Matten und Reutfelder wurden aufgeforstet, sind heute wüchsige Bestände und werden in einigen Jahren hiebreif sein.

Nur das Hofgut der Altschmatt des Cyriak Bohnert mit insgesamt 23 ha, das 1892 ebenfalls wegen wirtschaftlichen Schwierigkeiten verkauft wurde, blieb mit seinem gesamten landwirtschaftlichem Gelände, Feldern und Wiesen erhalten, während das Reutfeld aufgeforstet wurde. Die landwirtschaftlichen Güter wurden danach hauptsächlich an Waldarbeiter verpachtet, das Wohngebäude diente viele Jahre dem dort neueingesetzten Forstwart als Wohnhaus.

## *6. Zusammenfassung*

Bei Beurteilung der Erwerbspolitik der Großherzoglichen Forstverwaltung darf nicht verschwiegen werden, daß mit den vielen Erwerbungen aus zumeist bäuerlichem Besitz oftmals tragische Schicksale verbunden waren, von denen man heute kaum noch etwas weiß. Die mit dem Verkauf des Winklersgutes, eines unterhalb des Karlsruher Grates liegenden Waldgütchens verbundenen Umstände beschäftigt dagegen noch heute die Nachkommen des Gutsinhabers.

Aus Forstamtsberichten ist das tragische Schicksal einer Häuslerfamilie zu ersehen, die 1902 gezwungen war, ihr Gütchen mit 8,68 ha Wald und Reutfeld zu verkaufen, weil sie — hoch verschuldet — von dem Ertrag ihres Grundstückes auf den Steilhängen des

Karlsruher Grates nicht mehr existieren konnte. Das einstöckige Wohnhaus mit Back- und Waschhaus war so verwahrlost, daß es keine menschenwürdige Wohnung mehr darstellte. Der Eigentümer des Hofes, Bernhard Winkler „habe keine Arbeitslust mehr, die große Kinderzahl steigere die Not, die sich auch durch die ungeeignete Lage seines Gutes oberhalb der Edelfrauengrabwasserfälle ergebe.“ Das Grundstück sei mit einer Grundschuld und mit Pfandschulden belastet. Der Staat sei bereit, das Gut zum Ertragswert von 8372 Mk zu übernehmen, wenn das Haus zu einem festgesetzten Termin geräumt werde. Dieser konnte jedoch von der Familie nicht eingehalten werden, da Winkler, vermutlich im Rausch, seine Frau angeschossen hatte und dafür im Gefängnis saß. Der Gemeinderat zahlte darauf den vom Staat geforderten Jahresmietzins von 60 Mk, auf den dieser, auch in Anbetracht der trostlosen Verhältnisse der Familie aus Etatgründen nicht verzichten konnte. So durfte die Familie noch ein Jahr wohnen bleiben. Im August 1902 erhängte sich Winkler, seine Kinder wurden verstellt, seine Frau mußte in Stellung gehen. Das Ärar versteigerte das zum Abriß vorgesehene Hofgut und schloß den Besitz, der z.T. mit Douglasie, Fichte, Weymouthskiefer, Kiefer aufgeforstet wurde, größtenteils jedoch aus verkommenem Eichenschälwald bestand, der Abteilung Bosenstein des Staatswaldes an. Das hier geschilderte Einzelschicksal einer unglücklichen Familie, das durch den Ankauf eines Waldgrundstückes offenbar wurde und heute noch in der Erinnerung der Bevölkerung lebt, darf bei Beurteilung der Wald-erwerbspolitik des Staates natürlich nicht verallgemeinert werden, wie dies in den Augen der Bevölkerung leider üblich ist.

Die Erwerbspolitik der großherzoglichen Forstverwaltung beim Ankauf von Hofgutteilen wurde auch 1897 in der Nr. 69 des „Oberkircher Boten“ heftig kritisiert. Insbesondere sei der Preisdruck des Domänenärars, das in allen Fällen geringere Kaufpreise bezahle, als es selbst nach den Regeln der Waldwertrechnung berechnet habe, unerträglich und einer Landesverwaltung nicht würdig, die nicht nur das Interesse ihres Etats, sondern auch das Wohl der meist in Not geratenen Landeskinder vor Augen haben müsse<sup>30</sup>. Leider ist die Nummer des „Oberkircher Boten“ in keinem Archiv mehr vorhanden, auch nicht die folgenden, in denen die Vorwürfe seitens der Forstverwaltung damit widerlegt wurden, daß eine Monopolstellung des Fiskus seinerzeit nicht bestand, und im übrigen Wald an jedermann verkauft werden durfte.

Es fällt im übrigen auf, daß später die Waldverkäufe nicht mehr so reibungslos über die Bühne gehen wie in der Zeit der Jahrhundertmitte. In die Kaufverhandlungen schalten sich mehr und mehr Private ein, die gelegentlich als zahlungskräftigere Interessenten auftreten als das Ärar; es kommt verschiedentlich zu langandauernden Verhandlungen, die auch nicht zu Abschlüssen mit dem Ärar, sondern mit anderen, manchmal ortsfremden Käufern führen, die den Wald als Kapitalanlage oder Spekulationsobjekt betrachten, was nicht im Allgemeininteresse liegen konnte.

Es sollte bei der Beschreibung der mit der Erwerbspolitik der großherzoglichen Forstverwaltung zu Tage gekommenen negativen Aspekte jedoch nicht verkannt werden, daß die staatlichen Waldankäufe für die Verkäufer aber auch oft mit Vorteilen verbunden und in vielen Fällen der Rettungsanker in

größter Not waren. Sofern die beim Verkauf erzielten Erlöse nicht zur Abdeckung gegenwärtiger Nöte wie Schuldentilgungen oder Finanzierung der Auswanderung von Familienangehörigen benötigt wurden, diente das Bargeld oftmals dem Aufbau neuer Existenzen, es diente für Investitionen und Renovationen ihrer Gebäude, zur Beschaffung von Vieh und Gerät. Die großherzogliche Regierung hatte, wie schon oben erwähnt, um die Zeit der Jahrhundertmitte neben den Mitteln für die Waldkäufe auch Mittel zur Verbesserung der privaten Waldungen, vor allem aber für den Aufbau ertragreicherer Waldungen zur Verfügung gestellt. Es darf auch nicht übersehen werden, daß durch den Verkauf ungünstig gelegener und unergiebigere Waldgrundstücke die bäuerlichen Verkäufer in zahlreichen Fällen von der Last der Bewirtschaftung befreit und diese dem Staat aufgebürdet wurde, wie z.B. im ertragsarmen Buntsandsteingebiet. Dadurch konnten sich die Bauern intensiver dem verbliebenen Eigentum widmen. Es kam zu umfangreichen Aufforstungen der ausgedehnten Weidfelder, zumeist mit Fichte in den oberen und mit den besonders schnellwüchsigen und fruchttragenden Kastanien in den unteren Lagen. Auf diese Weise entstand, einhergehend mit Trennung von Wald- und Weideflächen und intensiver Pflege der Wiesen durch Bewässerung, das heute bekannte, für den mittleren Schwarzwald typische Landschaftsbild mit seinen heute gesunden Hofgütern.

Von der Säkularisation bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts ist der ehemalige Klosterwald Allerheiligen zunächst als herrschaftlicher Wald, dann als Großherzoglicher Wald, später als Domänenwald und schließlich als Staatswald bezeichnet worden. Er ist in dieser Zeit auf über das Doppelte der Fläche des Klosterwalds angewachsen. Zusammen mit den wenigen landwirtschaftlichen domänenärarischen Grundstücken erreichte der Staatswald Ottenhöfen seine größte Ausdehnung nach dem ersten Weltkrieg mit einer Gesamtfläche von 1954 ha. Seitdem hat seine Fläche nur wenig Änderungen erfahren. Es sind dies die Waldabtretungen für Zwecke des Straßenbaus, für die Steinbruchbetriebe, für Hüttenbauplätze und Skihänge und einzelne kleine Erwerbungen von Waldungen, die aus verschiedenen Gründen an den Staat abgetreten wurden; dazu kamen noch Grenzbereinigungen, die die Gesamtfläche nur unwesentlich veränderten.

Im Zuge der Verwaltungsreform in Baden-Württemberg mußte der Staatswald Ottenhöfen, sehr zum Leidwesen seiner Betriebsangehörigen auf die Forstämter Ottenhöfen und Oberkirch je etwa zur Hälfte aufgeteilt werden. Die Teilung war dadurch notwendig geworden, weil durch die Eingemeindung kleiner Gemeinden in größere sich die Zugehörigkeit der Waldflächen zu den bisherigen Forstämtern verschoben hatte und zu sehr unterschiedlich großen Waldflächen der Forstämter geführt hätte. Durch die Bezeichnung „Allerheiligenwald“ erhielt der dem Forstamt Oberkirch zugeordnete Teil des Staatswaldes seine ursprüngliche Bezeichnung zurück, während der beim Forstamt Ottenhöfen verbleibende Staatswaldteil die nur im Einrichtungswerk bekann-

te Distriktbezeichnung „Großer Wald“ weiterbehielt. Leider verläuft die jetzige Grenze zwischen den nunmehrigen Staatswaldungen „Großer Wald“ und „Allerheiligenwald“ quer durch das Grindebachtal, ohne auf die sich anbietenden natürlichen Grenzen Rücksicht zu nehmen. Diese hätten aus topographischen Gründen entlang der Wasserscheide vom Vogelskopf über den Melkerekopf zur Ursulakapelle verlaufen müssen, womit das gesamte Einzugsgebiet des Grindebachs zum Forstamt Oberkirch gehört hätte und zugleich die historische Einheit des Allerheiligenwaldes erhalten worden wäre.

#### *Anmerkungen*

- 1 Für die Arbeit verwendete der Verfasser seine Schrift: Zur Geschichte des Klosterwaldes Allerheiligen und des aus ihm hervorgegangenen Staatswaldes Ottenhöfen. Schriftenreihe der Landesforstverwaltung Baden-Württemberg. Bd. 58 Stuttgart 1982
- 2 Kurbadischer Hof- und Staatskalender für das Jahr 1805
- 3 GLA 391/2413
- 4 Akten Forstamt Ottenhöfen
- 5 Gedruckt in ZGO 1853, S. 288-290
- 6 Zur Geschichte der Streitwaldungen. 2. Teil der unter Anm. 1 genannten Schrift. Eugen Beck, Der Strittwald bei Allerheiligen, in: Ortenau 43/1963, S. 172-176
- 7 GLA 409/527
- 8 GLA 84/7
- 9 GLA 391/2413
- 10 Gemeindearchiv Oppenau 861/1a
- 11 Josef Börsig, Geschichte des Oppenauer Tals. Karlsruhe 1951, S. 395 ff
- 12 Gemeindearchiv Oppenau
- 13 GLA 391/2413
- 14 GLA 391/1955
- 15 GLA 409/529/530
- 16 GLA 391/2410
- 17 GLA 391/28185
- 18 GLA 391/29783
- 19 GLA 337/534
- 20 Akten Forstamt Ottenhöfen
- 21 Siehe Anm. 6
- 22 eigentlich „Wasak mit Gefäll und Brenntebühl“. Wasak ist, nach Grimms Wörterbuch alemannisch, und bedeutet „mit Gras bewachsene Fläche“
- 23 GLA 229/177
- 24 Akten Forstamt Ottenhöfen
- 25 GLA 236/13910
- 26 Akten Forstamt Ottenhöfen
- 27 ebd.
- 28 ebd.
- 29 ebd.
- 30 ebd.

# Die Korrektur des Rheins zwischen Freistett und Greffern

*Ludwig Uibel*

Wenn die Grauelsbaumer und die Helmlinger sich sagen, sie wohnen am Ufer des Rheins, so ist das richtig, und das galt in der Vergangenheit noch mehr als heute. Für die Lichtenauer gilt das nur mit Einschränkung, aber sie können immerhin daran erinnern, daß der Rhein über 2 1/2 Kilometer ihre (alte) Gemarkungsgrenze bildet, und vermutlich haben die Scherzheimer bis heute ihren „Roßmörder“ in guter Erinnerung. Für alle genannten ist der Rhein ein Stück ihrer Heimat, ein Teil ihres Schicksals. Man nennt ihn auch „Vater Rhein“, denn er bot den Schiffern, Fährleuten und Fischern den Lebensunterhalt und versorgte mit seinen Uferwäldern seine Kinder mit Bau- und Brennholz. Doch in seinem Zorn riß dieser Vater seinen Anwohnern Äcker und Wiesen weg und zwang sie, die Häuser zu versetzen (Grauelsbaum mindestens dreimal. Viele Jahrtausende lang führte der Strom ein ungezügelter Dasein. Seit über hundert Jahren ist er aber an die Kette gelegt. Von dieser Bändigung des Wildstroms im Bereich unserer Heimat soll in den folgenden Zeilen berichtet werden.

Besser als mit Worten kann man den Charakter des ursprünglichen Rheins mit der Kartenskizze vom Jahre 1838 beschreiben:

Der „offene Rhein“ setzt mit großen Krümmungen Schleife an Schleife. Die Strombreite schwankt zwischen 200 und 700 Metern. Deshalb wirkt der Rhein manchmal wie ein See. Die strömenden Wasser gabeln sich, verästeln sich und vereinigen sich wieder. Die Äste umschließen große und kleine Inseln, die meist nur mit minderwertigem Wald bewachsen sind (Weiden, Pappeln). Für die Freunde der Natur bot diese Stromlandschaft herrliche Bilder. Was wir heute am Naturschutzgebiet „Taubergießen“ bei Kappel a. Rh. bewundern, war damals fast überall zu finden. Dieses Strombild war in ständiger Umwandlung begriffen. Nach jedem Hochwasser war die Situation verändert. Spätestens nach 10 Jahren mußten die Landkarten neu gezeichnet werden. Die älteste genaue Karte stammt vom Jahre 1828 (Tulla!). Stellen wir uns vor, wir gehen um diese Zeit hinter den letzten Häusern von Grauelsbaum auf den Hochwasserdamm. Vor uns liegt der „offene Rhein“ mit einer Breite von 500 Meter. Beim oberen Hasenkopf ist er sogar 700 Meter breit. Flußabwärts engt eine Halbinsel, vom linken Rheinufer herüberragend, den Rhein für kurze Zeit auf 250 Meter ein, um sich dann wieder auf 500 Meter zu erweitern. Der Talweg kommt vom „Roßmörder“ direkt auf den Hochwasserdamm bei Grauelsbaum zu (beim Hasengarten) und läuft dann dem Hochwasserdamm entlang bis zur späteren Rheinbrücke. Dieser Talweg wird nach der Regulierung zum Altrhein (Ulmer Rhein!).



Der Rhein zwischen Freistett und Greffern im Jahre 1838

Zeichnung v. Ludwig Uibel

Auch direkt vor den letzten Häusern von Helmlingen (Zimmermann Wafenschmidt) ist der Rhein 500 Meter breit. Doch schauen mehrere Kiesinseln heraus, und der Talweg geht bereits links um den Fahrkopf und den Salmenkopf herum, weil man schon 1819 den Fahrkopf-Rubenkopf mit einem Fashinensperrwerk mit dem rechten Rheinufer verbunden hat, den Fahrkopf mit dem Salmenkopf im Jahre 1830. Diese Sperrwerke (die Sperrdämme lagen nur bei Niedrigwasser trocken, bei Normalwasser konnten sie in der Art einer Furt befahren werden) ließen den Rhein bei Helmlingen immer schmaler werden. Er wurde zum Unterlauf der Rench. Die Inseln waren bald nur noch durch schmale Altrheinarme vom rechten Ufer getrennt.

Der volle Rhein traf beim Gritt und dem oberen Hasenkopf auf ein stabiles Ufer und wurde stark nach links abgelenkt. Die Wassermassen prallten auf die Halbinsel Kirchhöfel und schnitten sie vom linken Rheinufer ab (1833—1837). Der Talweg folgte jetzt unterhalb Grauelsbaum nicht mehr dem Hochwasserdamm. Das Kirchhöfel war zu einer Insel geworden. Im rechtsrheinischen Hinterwasser des neuen Talwegs bildete sich eine neue Insel, dreimal so groß wie der Hasenkopf. Man nannte sie „Neue Lichtenauer Hasenköpfe“. Grauelsbaum lag jetzt 800 Meter hinter dem neuen Ufer des offenen Rheins (Karte 1838!). Innerhalb von 10 Jahren war zwischen Helmlingen und Grauelsbaum eine immense Veränderung des Rheinlaufs erfolgt. War das eine Folge der Fashinensperren, dieser schmalen, doch unter Wasser liegenden Dämme zu den Helmlinger Rheininseln? Das ist sehr wahrscheinlich so. Das Stromsystem des wilden Rheins war so labil (wackelig), daß geringste Eingriffe des Menschen, aber auch zufällige Ereignisse bei Hochwasser den Stromlauf sehr stark beeinflussten.

Diese Unberechenbarkeit des chaotischen Stromsystems ließ bei den Wasserbauern die Idee aufkommen, dem Strom ein neues Bett zu geben, das so beschaffen sein müßte, daß Stromeinbrüche, d. h. Uferveränderungen ein für alle Male ausgeschlossen wären.

Das setzte rechtsrheinisch einen einheitlichen politischen Willen voraus, der erst nach der Schaffung des Großherzogtums Baden gegeben war. Bis jetzt hatte jede der alten Herrschaften dort, wo die Not am größten war, Wasserbauten vorgenommen. Das konnte aber nur Flickwerk sein. Der neue badische Staat verfügte zur richtigen Zeit über den richtigen Mann, der in einer genialen Konzeption einen korrigierten Rheinlauf von Basel bis Mannheim vorschlug: *Johann Gottfried Tulla*. Der Leitgedanke bei seinem Plan entstammte der Erfahrung, daß die Einbrüche des Rheins immer an den starken Krümmungen erfolgten, wo die Wassermassen auf die Ufer aufprallten (siehe Kirchhöfel). Das von ihm vorgeschlagene neue Strombett durfte nur sanfte Krümmungen erhalten. Die Bögen mußten zum Teil gestreckt, zum Teil abgeschnitten werden. Dieses Ziel war nur mittels Durchstichen zu erreichen. Durch mangelndes Interesse beim französischen Partner, durch Kriege und Geld-

mangel konnte Tulla erst nach dem 2. Pariser Frieden von 1815 die Arbeit aufnehmen und zwar an der badisch-pfälzischen Grenze (1817). Der Beginn der Rheinkorrektion fand ein unterschiedliches Echo. Während die Knielinger die Rheinarbeiter davonjagten, „daß etliche verwundet worden sind“, feierten die Eggensteiner 3 Tage lang die Beendigung des Durchstichs (1818).

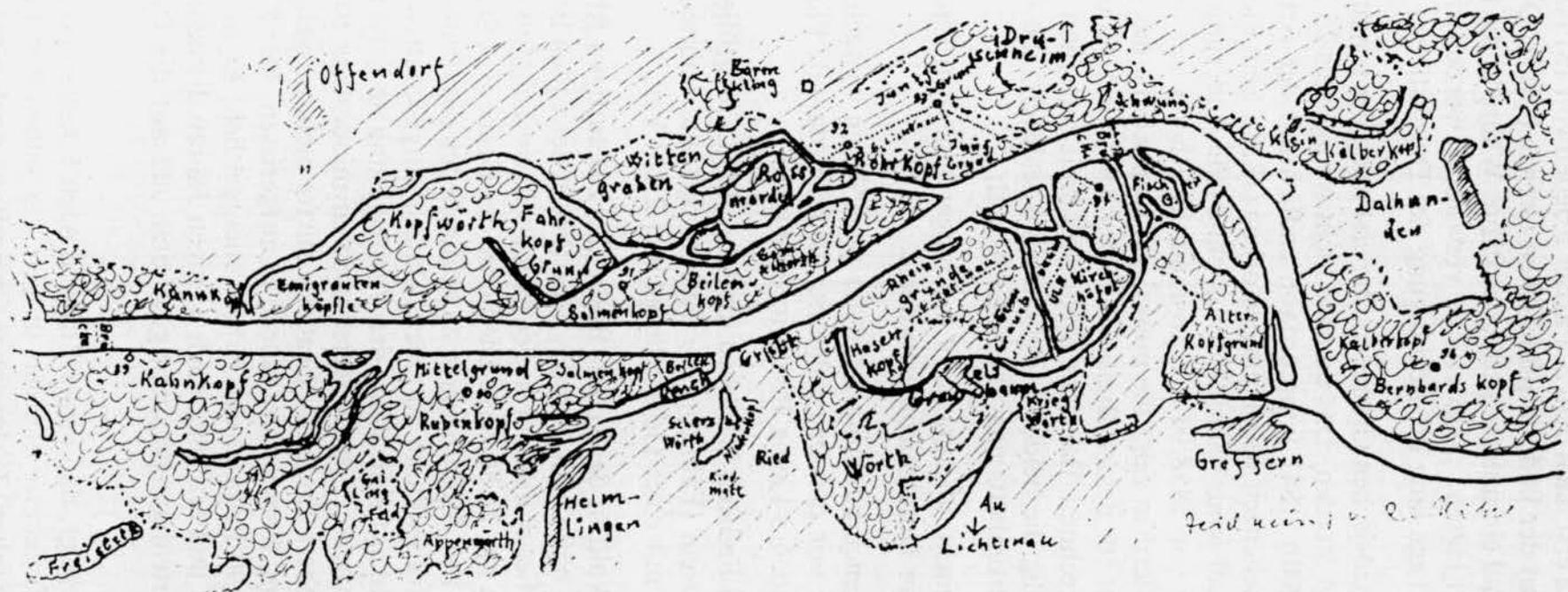
An der badisch-französischen Grenze mußte erst noch der genaue Verlauf dieser Grenze festgelegt werden. Das dauerte nicht weniger als 25 Jahre (Rheingrenzvertrag von 1840). 1841 konnte dann endlich mit der Arbeit begonnen werden. In der Zwischenzeit war Tulla gestorben (1828). Sein Plan war aber so gut ausgearbeitet, daß seine Nachfolger ihn ohne jede Änderung übernahmen. In der Kartenskizze von 1838 ist der Zustand des Rheins vor der Korrektion wiedergegeben. Außerdem zeigt die punktierte Doppellinie das geplante neue Strombett. Tulla hat für dessen Breite von Ichenheim bis Neuburg eine Breite von 250 Meter berechnet. Bei dem Stromabschnitt zwischen Freistett und Greffern sind zufällig die beiden Möglichkeiten realisiert, die für die Schaffung eines neuen Strombetts charakteristisch sind:

1. Oberhalb der Renchmündung ein 9 km langer, mit dem Lineal gezogener Verlauf, der mehrere Durchstiche erforderte.
2. Unterhalb der Renchmündung folgt der neue Rhein weitgehend dem Talweg des alten. Nur vor der Drusenheimer Brücke (damals Fähre) kommen dem neuen Rhein noch 3 kleine Inseln in die Quere.

Die Durchstiche bei Freistett erfolgten im Jahre 1843, die größeren durch die Helmlinger Rheininseln (Fahrkopf — Rubenkopf und Salmenkopf) in den Jahren 1845—1847 mit einer Gesamtlänge von 2 1/2 km.

Zuerst wurde der Wald in der vollen Breite des zukünftigen Rheins gerodet. Bei einem Kanalbau hätte man jetzt das neue Bett in der vollen Breite und Tiefe ausheben müssen. Hier wurde nur in der Mittellinie ein Leitgraben ausgehoben mit einer Breite von nur 20 Metern. Die Sohle des Grabens sollte auf Niedrigwasserniveau liegen. Der Aushub wurde zu beiden Seiten des Grabens in 9 Metern Abstand von der Grabenkante zu einem Damm aufgeschüttet. Die Vergabe der Arbeiten erfolgte auf dem Wege der Versteigerung an Private, die Bezahlung nach Kubikklaftern. Pro 30 Meter mußten mindestens 10 Mann eingesetzt werden. Das obere Ende des Grabens durfte nicht ausgehoben werden. Bei möglichst hohem Wasserstand wurde es aufgerissen. Der Rhein besorgte dann die restlichen 90 Prozent der Arbeit unentgeltlich. Er brach die Seiten des Leitgrabens auf und erreichte nach wenigen Jahren die neuen Uferlinien, die dann durch Verteidigungsbauten geschützt und auf die Dauer befestigt wurden.

Die Karte von 1852 zeigt, daß dieser Zustand nach 5 Jahren erreicht war. Bei Freistett (Kannkopf) dauerte es etwas länger. Zur selben Zeit floß der Strom auch im Bereich der (alten) Lichtenauer Gemarkung noch nicht in seinem ge-



Der Rhein zwischen Freistett und Greffern im Jahre 1872 (nach der Korrektur)

Zeichnung v. Ludwig Uibel

planten neuen Bett. Wegen großer Kiesbänke mußte er beim Hasenkopf nach links, oberhalb des Drusenheimer Brückenkopfes nach rechts ausweichen. In dem bis zu 40 % verkürzten Stromlauf (Speyer!) erhöhte sich das Gefälle. Die Stromgeschwindigkeit stieg um 20 % und damit auch die Erosionskraft. Tulla rechnete damit, daß der Strom sich bei Kehl um 5,80 Meter tiefer eingraben würde. Das tat er zu unserem Glück nicht. Bis 1858 stieg der Wasserspiegel sogar um 0,80 Meter (Kies von den oberhalb gelegenen Durchstichen!), um bis 1960 wieder 1 Meter zu fallen (nach mittlerem Jahrespegel von Grauelsbaum). Dagegen sank der Stromwasserspiegel oberhalb Breisach bis 1928 um diesen Betrag. Das hatte zur Folge, daß die Laubwälder an den Ufern infolge des zu tiefen Grundwasserspiegels verkümmerten. Heute wachsen da nur noch Kiefern und Dornen.

Auf der Kartenskizze von 1872 zeigt sich der regulierte Rhein in seiner endgültigen Gestalt, wie er sich einschließlich der Altrheine in meiner Jugend (1925) noch darbot. Die großen Wasserflächen bei Freistett (Steingrund), beim Roßmörder und beim Kirchhöfel hatte der Rhein, durch geschickte Faschinenbauten gelenkt, selbst aufgefüllt. Ende der Zwanziger Jahre wurden die Altrheine vom vollen Rhein abgetrennt darunter die „Kehl“ unterhalb dem Stromwärterhaus.

Eingangs wurde auf die Festlegung der Landesgrenze im Jahre 1840 hingewiesen. Diese Grenze ist eine Zick-Zacklinie<sup>1</sup>, bei der jeweils 2 benachbarte Grenzmarkierungspunkte geradlinig miteinander verbunden sind. Diese Punkte sind auf der Karte von 1872 eingetragen. Sie liegen auf beiden Rheinseiten: 89 (Kannkopf), 90 (Rubenkopf), 91 (Salmenkopf), 92 (Rohrkopf), 93 (Junger Grund), 94 (Grefferner Brückenkopf), 95 (Fischer Grund), 96 (Kälbergrund bei Dalhunden). Die Linie 91—92 war Gemarkungsgrenze von Scherzheim, 92—93 von Lichtenau. Die feinen punktierten Linien zeigen diese Banngrenzen an. Z. B. war der rechtsrheinische Brückenkopf um den Fischergrund Drusenheimer Gemarkung. Lichtenau scheint seine linksrheinischen Allmendgüter (Junger Grund, Rohrkopf, Bärenkling) verkauft zu haben. Scherzheim hielt an seinem Besitz (Beilenkopf, Roßmörder) fest, bis durch den Versailler Vertrag der Talweg Grenze wurde und aller linksrheinische Besitz badischer Gemeinden verloren ging.

Aus der Zeit der Grenzmarkierung stammen auch noch die Waldschneisen „Kirchenrachten“ genannt. Der Verfasser kennt deren zwei:

- 1.) Punkt 93 — Lichtenauer Kirche im unteren Wörth.
- 2.) Punkt 92 — Scherzheimer Kirche nördlich von Gritt in Verlängerung eines Teils des Hochwasserdamms.

Wenn man in einer Kirchenracht stand, konnte man an ihrem Ende die jeweilige Kirche sehen. Die Rachten waren am Anfang der 20iger Jahre noch wald-

frei, sind aber heute aufgeforstet. Sie verschafften für die Vermessung das nötige Blickfeld.

Zum Schluß sei noch ein kurzer historischer Rückblick auf den wilden Rhein gestattet. Die alten Urkunden (z. B. die Lichtenauer Kirchenbücher) berichten, daß während der vielen Kriege in der Zeit von 1618—1714 die Helmlinger Rheininseln der Zufluchtsort auch für die Lichtenauer und Scherzheimer Bevölkerung waren. Sogar die Lichtenauer Schule wurde zeitweise dorthin verlegt<sup>2</sup>.

Bleibt nach allem noch etwas vom „Vater Rhein“? Der Verfasser glaubt ja und denkt dabei an die Karfreitag- und Ostersonntagnachmittage in seiner Kinder- und Jugendzeit. Alles was Beine hatte, machte sich auf zum Rhein. Es war wie eine Wallfahrt. Manche, die sich ein Jahr oder länger nicht mehr gesehen hatten, begegneten sich wieder an seinen Ufern. Auf dem Heimweg wurde in den Wirtshäusern von Grauelsbaum oder Helmlingen die knusprigen Backfische verkostet. Das war die alljährliche öffentliche Ehrung des „Vater Rhein“ durch seine Kinder.

#### *Quellen*

Cassione und Spieß, Johann Gottfried Tulla. Sein Leben und Wirken. Karlsruhe 1929. — Landkarten und Auskünfte des Wasser- und Schifffahrtsamtes Freiburg/Breisgau

#### *Anmerkungen*

- 1 Diese Linie ist die unveränderliche „Rheinbannngrenze“, die das Gemeindeeigentum abgrenzt. Der veränderliche Talweg ist die Hoheitsgrenze.
- 2 L. Lauppe, Burg, Stadt und Gericht Lichtenau.  
Hrsg. L. Lauppe und W. Lauppe. Weinheim, 1984

# Josef Ignaz Peter, ein Achtundvierziger aus Achern

*Hugo Schneider*

Zu den bekannteren Führern der badischen Revolution von 1848/49 gehörte Josef Ignaz Peter, der ehemalige Regierungsdirektor von Konstanz. Hätte Gottfried Nadler seinen Namen nicht in seinem Guckkastenlied erwähnt<sup>1</sup>, so wäre er wie viele andere Achtundvierziger heute völlig vergessen. Guter Demokrat, Anhänger der Republik, überzeugt von dem Recht des Volkes, die politischen Verhältnisse nach seinem Willen zu gestalten, haftet der Gestalt doch etwas Blasses an. Peter besaß nicht die begeisternde Redekraft von Hecker, nicht den leidenschaftlichen Willen zum Umbruch des Überkommenen, auch nicht das Organisationstalent wie Amand Goegg. Er hat kein politisches Programm verkündet, nicht in Schriften seine politischen Ideen dargelegt. Es fällt schwer, die Grundzüge seines politischen Denkens herauszuarbeiten, zumal auch seine Briefe keine Hinweise enthalten. Dennoch galt er vielen seiner Zeitgenossen als „einer der edelsten und geliebtesten Boten des Volkes<sup>2</sup>“. So waren es seine menschlichen Werte, die man schätzte, sein sauberer Charakter, der kein gesetzeswidriges Verhalten duldete, seine Verbundenheit mit dem Volk, dessen Rechte er schützte und verteidigte. Damit aber kam er in Konflikt mit der politischen Wirklichkeit, denn Hecker bestellte ihn ohne rechtliche Grundlage zum „Statthalter“ des Seekreises; 1849 übernahm er das Amt eines Justizministers in der provisorischen Regierung, die keine gesetzliche Grundlage hatte. Dafür wurde er schwerstens bestraft. Seine Bereitschaft, sich an führender Stelle für eine neue, demokratische Ordnung einzusetzen, verdient auch heute noch unsere Anerkennung.

Die folgenden Ausführungen wollen einen gedrängten Überblick über dieses Leben geben<sup>3</sup>. Um der Deutlichkeit willen beschränken sie sich auf eine knappe Darstellung der Zeitumstände, in die auch Peters Leben eingebunden war.

## *Herkunft<sup>4</sup>*

Josef Ignaz Peter wurde am 15. 1. 1789, dem Jahr der Französischen Revolution, in Achern geboren. Der Ort, ein Marktflecken der zu Vorderösterreich gehörigen Landvogtei Ortenau, zählte damals gegen 1300 Einwohner. Die Familie Peter gehörte zu den angesehenen und wohlhabenden Bürgern von Achern. Ihren beträchtlichen Besitz verdankte sie vor allem ihrem Fleiß, aber auch ihrem Unternehmungsmut und Weitblick. Der Großvater väterlicherseits Josef Peter hatte als Nagelschmied begonnen und betrieb bis ins hohe Alter ein Geschäft in Eisenwaren und einen Kramladen. Der Vater Franz Peter (1759—1815) führte ein gutgehendes Geschäft in Spezereiwaren und Tuchen. Er handelte mit Hanf, Flachs und Wolle und besaß außerdem noch eine grö-



*Ignaz Peter 1846*  
*Zeichnung von Philipp Schmidt,*  
*Veitelsberg*

ßere Landwirtschaft. Seine Frau Maria Barbara (1759—1824), geborene Sartori, hatte Franz Peter aus dem zum österreichischen Breisgau gehörigen Herbolzheim geholt. Dort verwaltete ihr Vater, österreichischer Assessor, als kenntnisreicher Geschäftsmann das österreichische Zollamt und war Vertreter des Bauernstandes bei den vorderösterreichischen Landständen in Freiburg. Die Familie der Peter und der Sartori fühlten sich eng verbunden mit dem Hause Habsburg und bewahrten ihm auch noch die Anhänglichkeit, als Vorderösterreich dem badischen Staat einverleibt wurde. Vater und Mutter von Ignaz Peter waren geachtet wegen ihres rechtlichen Sinnes, ihrer Tüchtigkeit, aber auch ihrer Religiosität. Der Vater hatte allerdings auf seinen vielen Reisen, besonders nach Straßburg und Frankfurt die Gedanken der Aufklärung kennengelernt und sich eine freiere Einstellung zu den überkommenen Formen religiösen Lebens erworben. Lieblingsschriftsteller der Mutter war Christian Fürchtegott Gellert. So wuchs Ignaz Peter in einem vom Kirchlichen, aber auch Geschäftlichen geprägten Welt heran, einbezogen in die Sorgen des Geschäftslebens, die landwirtschaftlichen Arbeiten, aber auch in die Geschehnisse, von denen der an der Landstraße liegende Ort betroffen wurde.

Als erfahrener und vielgereister Geschäftsmann wußte der Vater von der Wichtigkeit einer guten Schulbildung für das Leben, und er förderte sie bei seinen drei Kindern, von denen Ignaz der jüngste war. Schon früh schickte er diesen auf die Schule des Ortes, wo er Lesen, Schreiben und Rechnen, aber auch schon etwas Französisch lernte. Doch genügte dem Vater das hier erworbene Wissen nicht. Darum brachte er den Buben schon früh auf die Kloster-

schule in Allerheiligen, einer von Prämonstratenserpatres geleiteten Mittelschule mit Internat<sup>5</sup>. Nach Peters späterem Urteil konnte sie es im Hinblick auf ihre Lehrmethode und ihre Leistungen mit jedem Gymnasium aufnehmen. Was hier Peter besonders gefiel, war die väterliche Fürsorge der Lehrer für ihre Schüler und die Anhänglichkeit, die unter den etwa 50 Schülern herrschte. Unterrichtsfächer waren wie üblich damals vor allem Latein, Religion, Mathematik und Musik. Außerdem bemühte sich Ignaz, seine Französischkenntnisse zu erweitern und zu verbessern. Dabei kam ihm zu Nutze, daß die Schüler unter sich nur lateinisch oder französisch sprechen sollten. Als 1803 das Kloster durch die Säkularisation aufgehoben wurde, endete auch die Klosterschule. Danach besuchte Ignaz das Gymnasium in Baden-Baden, das eine Vollanstalt war. Doch verblieb er auch hier nur eine kurze Zeit, denn, veranlaßt durch einen früheren Lehrer von Allerheiligen, bewarb sich der Vater für ihn um einen Platz an dem von Napoleon in Straßburg errichteten lycée, einer Mittelschule, in der Schüler zur späteren Verwendung in militärischen Diensten herangebildet werden sollten. Die Schüler stammten aus ganz Frankreich, trugen Uniformen, waren in militärische Einheiten zusammengefaßt. Die Lebensweise wie auch die Umgangsformen waren in militärischer Weise festgelegt. Diese ungewohnte Ordnung wie auch die ungenügenden Sprachkenntnisse, wegen deren er dem Unterricht kaum folgen konnte, verleiteten Ignaz den Aufenthalt, und er kehrte zur Enttäuschung des Vaters bald wieder heim. Doch der Verdruß des Vaters über das Versagen des Sohnes nahm dieser sich so zu Herzen, daß er nach kurzer Zeit wieder nach Straßburg zurückkehrte, und nun gelang es ihm dank seines Fleißes, seines Ehrgeizes, aber auch des größeren Verständnisses der Lehrer, den Klassenstand zu erreichen. Ja, der Aufenthalt in Straßburg wurde für ihn „zur glücklichsten und interessantesten Episode seines Knabenlebens.“ Als er nach Beendigung der Schulzeit das lycée verließ, sprach er fließend Französisch, schätzte die französische Lebensweise, beherrschte die französischen Umgangsformen, kannte aber auch die Ideen von 1789, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die das politische Leben bestimmten. Trotzdem dachte er auch weiterhin österreichisch.

Nun stand Ignaz vor der Frage, was er werden solle. Die Mutter riet zum Verwaltungsdienst. Der Vater war dagegen, da „Beamte alle Spitzbuben“ seien. Schließlich war die Familie sich einig, daß er sich in Freiburg in der philosophischen Fakultät eintragen lassen solle. Das war allerdings nur möglich, weil er in dem jungen Geschichtsprofessor Karl von Rotteck einen Fürsprecher fand, denn die franzosenfeindlichen Professoren der Fakultät betrachteten seinen Wechsel von einem deutschen Gymnasium auf ein französisches lycée als für eine deutsche Universität ungeeignet.

Als Student der philosophischen Fakultät hörte Peter auch die Vorlesungen von Rotteck über allgemeine Geschichte; doch er bekennt später, „daß er

trotz aller Liebe und Verehrung für den Mann den hohen Wert seiner Arbeiten in vollem Umfang zu erkennen noch nicht imstande war<sup>6</sup>“.

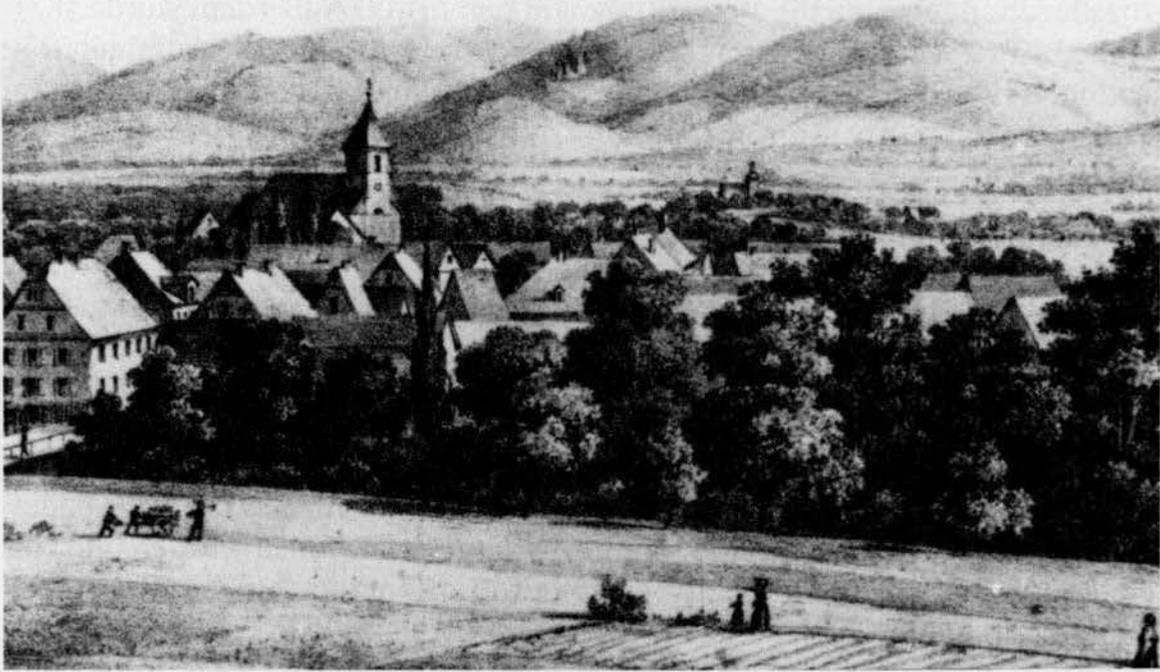
1808 bezog er die Universität Heidelberg, um Rechtswissenschaft zu studieren. Doch kehrte er 1809 wegen der allzuvielen Ablenkungen der teuren Stadt nach Freiburg zurück und widmete sich nun mit Eifer seinem Studium. Sein Berufsziel war, als Jurist in den badischen Staatsdienst zu treten. Nun war 1809 in Baden der Code Napoléon mit einigen Zusätzen als Landrecht eingeführt worden. In der Annahme, daß in Bälde auch die andern napoleonischen Gesetze in Baden folgen würden, beschloß er, die von Napoleon in Straßburg errichtete Rechtsakademie zu besuchen, um für den kommenden Beruf gut vorbereitet zu sein. Außerdem arbeitete er damals als Übersetzer auf der Polizeisektion des Straßburger Rathauses und gewann damit einen Einblick in die französische Verwaltung und ihre Geschäfte. Nachdem er alle Disziplinen der Rechtswissenschaft gehört hatte, beschloß er, sich zur Kandidatenprüfung zu melden. Sie legte er 1811 vor dem Oberhofgericht in Rastatt ab<sup>7</sup>.

Anschließend mußte Peter gemäß den Ausbildungsvorschriften zwei Jahre an einer Dienststelle des Landes tätig sein, um sich mit den Aufgaben seines künftigen Berufes vertraut zu machen. Dieser Vorbereitungsdienst, den er in Oberkirch und Endingen ableistete, erlitt 1814 eine Unterbrechung, denn Peter meldete sich 1814 freiwillig zum Kampf gegen Napoleon und nahm als Leutnant des VI. Landwehrbataillons am Feldzug im Elsaß teil, nach dessen Beendigung er zum Premierleutnant befördert wurde. Erneut wurde er 1815 eingezogen und wiederum im Elsaß eingesetzt, als Napoleon Elba verlassen hatte und der Krieg wiederum begann. Nach Kriegsschluß schied er als Stabskapitän aus dem Heeresdienst aus<sup>8</sup>.

### *Im Staatsdienst*

Im Sommer 1818 wurde Peter als besoldeter Praktikant beim Bezirksamt Achern angestellt. Dieses bestätigte ihm, „daß er sich als ein äußerst tätiger, wissenschaftlicher und unwandelbar rechtschaffener Mann ausgewiesen habe und daß er ferner seiner theoretischen und praktischen Kenntnisse, verbunden mit einer sehr reinen Urteilskraft und Ordnungsliebe in Geschäften jeder Anstellung im juristischen Fach bei einer unteren Stelle Ehre machen würde<sup>9</sup>.“ 1819 wurde er dem Oberamt Offenburg als Amtsassessor zugewiesen und dort 1822 zum Amtmann befördert, da er nach dem Urteil des Direktoriums des Kinzigkreises sich als „ein fähiger, fleißiger und überhaupt solider Geschäftsmann bewährt habe<sup>10</sup>.“ In Offenburg verheiratete er sich 1823 mit Maria Theresia Kirn, der Tochter des Kreisdirektors Emmerich Wilhelm Kirn und seiner Gattin Maria Magdalena, geborene Kappler. Sie gebar ihm 3 Kinder, einen Sohn und zwei Mädchen. Das älteste Mädchen hieß Emma.

1825 wurde er als Bezirksamtmann nach Weinheim versetzt. Als er im folgenden Jahr um seine Beförderung zum Oberamtmann nachsuchte, erinnerte er



*Achern um 1840.*

*Lithographie von P. Wagner, Karlsruhe*

in seinem Schreiben vom 6. 12. 1826 an Großherzog Ludwig an „all die Mühen und Bitterkeiten des Dienstes, daß er sich aber reichlich belohnt fühle, wenn ihm wieder ein Zeichen der Huld seines allergnädigsten Herrn, dem meine Kräfte und Leben angehören, zuteil werde<sup>11</sup>.“ Nach zwei Jahren übernahm er als Oberamtmann, das Bezirksamt Mosbach, wo er großes Ansehen gewann, als er eine Gemeinde beim Eisgang des Neckars und eine andere bei einer Feuersbrunst durch umsichtige und tatkräftige Hilfe vor größerem Schaden bewahrte<sup>12</sup>.

Veranlaßt durch die vorzüglichen Beurteilungen, aber auch durch die geschmeidige Empfehlung seiner selbst, berief ihn die Regierung 1830, obwohl erst 41 Jahre alt, als Rat in das Ministerium des Innern<sup>13</sup>.

Das Jahr 1830 brachte viel Unruhe in das politische Leben. Die Julirevolution in Frankreich stürzte den letzten Bourbonenkönig Karl X. und brachte den Sieg des liberalen Bürgertums.

In Baden bestieg in diesem Jahr nach dem Tod des Großherzogs Ludwig Großherzog Leopold (1830—1852) den Thron. Wegen seines schlichten und einfachen Wesens fand er bald große Zuneigung im Volke. Kurz nach seinem Regierungsantritt berief er den aus Prechtal stammenden Juristen *Ludwig Georg Winter* (1778—1838), einen fortschrittlichen, tatkräftigen Staatsmann,

der in den Auseinandersetzungen zwischen Krone und Landstände auf einen gerechten Ausgleich bedacht war. Bereits 1831 erschienen einige Gesetze, die den liberalen Forderungen entsprachen. So befreite das Gemeindegesetz von 1831 die Gemeinden von der Bevormundung durch den Staat; eine neue Zivilprozeßordnung trennte die Verwaltung von der Justiz. Außerdem wurde 1831 ein neues Pressegesetz erlassen. Dieses aber führte zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen der Regierung und den Landständen, da der Bundestag in Frankfurt seine Suspension verlangte.

Die badische Verfassung hatte 1818 bestimmt, daß die Pressefreiheit in Baden nach den Bestimmungen der Bundesversammlung in Frankfurt zu handhaben sei.

Nun wurde 1819 in Mannheim der in russischen Diensten stehende Schriftsteller August von Kotzebue durch den Burschenschafter Karl Ludwig Sand ermordet. Diesen Vorfall benützte der österreichische Staatskanzler Fürst Klemens von Metternich, um in Zusammenarbeit mit Preußen gegen die liberale Bewegung im Deutschen Bund vorzugehen. 1819 erschienen die Karlsbader Beschlüsse<sup>14</sup>, die im gleichen Jahr zum Bundesgesetz erhoben wurden und für eine bestimmte Zeit in Kraft bleiben sollten. Im Hinblick auf die Presse bestimmten sie, daß „Schriften, die in der Form täglicher Blätter oder heftweise erscheinen, desgleichen solche, die nicht über 20 Bogen im Druck stark sind, in keinem deutschen Bundesstaate ohne Vorwissen und vorgängige Genehmigung der Landesbehörden zum Druck befördert werden dürfen . . .“<sup>14</sup> Nach den Unruhen von 1830 mußte man befürchten, daß ihre Geltung verlängert, ja daß sie noch verschärft würden. Um diesem zuvorzukommen, verlangten die Landstände für Baden ein eigenes fortschrittliches Pressegesetz. Der von der Regierung vorgelegte Entwurf entsprach dieser Forderung, und das Gesetz wurde 1831 von den Landständen angenommen. Darin wurde auf eine Präventivzensur von nichtpolitischen Schriften und politischen mit mehr als 20 Druckbogen verzichtet<sup>15</sup>. Dieses Gesetz betrachtete der Bundestag in Frankfurt als einen Verstoß gegen die Bundesverfassung und verlangte seine Suspension, ja er drohte mit der Bundesexekution bei Unterlassung. Da die badische Regierung auch keine Unterstützung im Bundestag durch den badischen Gesandten, den Freiherrn Landolin von Blittersdorf erwarten konnte, gab sie nach und änderte von sich aus die Bestimmungen des Pressegesetzes so, daß alle täglich oder heftweise erscheinenden Druckschriften sowie die in einer Stärke bis zu 20 Druckbogen nunmehr genehmigungspflichtig seien. Zu dieser Neufassung des Pressegesetzes sollte Ignaz Peter als der zuständige Referent für das Respiziat „Pressesachen“ im Innenministerium eine Vollzugsordnung ausarbeiten. Doch er weigerte sich, es zu tun, weil dieses abgeänderte Gesetz nicht rechtens sei. Bereits zu jener Zeit, als der Bundestag die Forderung stellte, das erlassene Pressegesetz zu suspendieren, hatte Peter in seinen Schreiben an die höchste Regierungsstelle sich gegen die Zumutung von Frankfurt gewandt, und seine Stellungnahme wurde damals von allen Herren

des Innenministeriums gebilligt, sogar von Winter. Peter vertrat die Meinung, ein leitender Beamter ist nicht ein gefügiges Werkzeug, sondern auch zu Eigenverantwortung im Hinblick auf das, was ihm aufgetragen ist, verpflichtet. Durch sein unbeirrbares Festhalten an seinem Rechtsstandpunkt zog sich Peter den Zorn der Hofpartei und des Adels, vorallem aber des österreichischen und preußischen Gesandten zu. Das Respiziat Pressesachen wurde ihm genommen und dem neueingetretenen Rat Johann Baptist Bekk übertragen, der sich als gefügig erwies<sup>16</sup>. Schließlich wurde Peter 1833 seines Amtes trotz des Widerwillen des Großherzogs enthoben und gegen seinen Willen als Rat an das Oberhofgericht in Mannheim versetzt<sup>17</sup>. Diese Versetzung minderte sein Ansehen und auch sein Einkommen nicht, denn nun gehörte er dem höchsten Gericht in Baden an, dem die letzte Entscheidung in Zivil- und Strafsachen zustand. Der Vorfall aber hatte das Vertrauen des badischen Volkes in die Regierung erschüttert. Das Mißtrauen gegen sie wurde noch verstärkt, als sie 1832 aus politischen Gründen vorübergehend die Universität Freiburg schloß und die Professoren Rotteck und Welcker 1832 in den Ruhestand versetzte.

Der Aufenthalt in der aufsteigenden Industriestadt bot Peter „die angenehmsten Lebensbedingungen“. Acht Jahre blieb er in der Stadt. In dieser Zeit beschäftigte er sich nicht nur mit seinen Fällen, sondern scheint sich auch dem politischen Leben zugewandt zu haben. Das aber führte zu einem heftigen Zusammenstoß mit der Regierung, unter dessen Folgen er schwer zu leiden hatte.

#### *Der Urlaubsstreit<sup>18</sup>*

1838 war der Staatsrat Ludwig Winter gestorben. Zu seinem Nachfolger ernannte Großherzog Leopold den aus Mahlberg stammenden Freiherrn Landolin von Blittersdorf. Seit 1820 war er badischer Gesandter am Bundestag in Frankfurt, wo er ganz unter dem Einfluß des österreichischen Staatskanzlers Fürst Klemens Metternich stand. Wie dieser lehnte er den Anspruch des Volkes auf Mitregierung ab, ebenso die Forderung der Liberalen auf politische Freiheit. Vorallem stand er, der Landedelmann, im Gegensatz zu den höheren Beamten im Staatsdienst, „der Dienstaristokratie<sup>19</sup>“. Sie waren nur von bürgerlicher Herkunft, hatten eine unkündbare Stellung, bezogen vom Staat ihr hohes Gehalt und hatten maßgebenden Einfluß auf die Beschlüsse der Regierung, während er, der Landedelmann aus altem Geschlecht stammend und über beste politische Beziehungen verfügend, von den Erträgnissen seiner Güter leben mußte. Was ihn aber mit besonderem Groll erfüllte, war, daß diese Herren liberal gesinnt waren und im Landtag die Opposition unterstützten. Diese Verhältnisse war er nicht gewillt länger zu dulden. Das Opfer war vorallem Ignaz Peter, der Oberhofgerichtsrat in Mannheim.

1840 war Karl von Rotteck gestorben, der hochangesehene Freiburger Universitätsprofessor, als Gelehrter bekannt durch seine vielgelesene, im Geist der Aufklärung verfaßte Weltgeschichte (9 Bände, 1812—1827) sowie das zusam-



*Carl von Rotteck*

men mit dem andern Freiburger Professor Karl Theodor Welcker herausgegebene Staatslexikon (12 Bände, 1834—1844). Aber Rotteck genoß auch großes Ansehen als liberaler Politiker, denn als Abgeordneter der II. Kammer hatte er sich nachhaltig für die Pressefreiheit sowie die Aufhebung der bäuerlichen Lasten eingesetzt. Rotteck vertrat in der II. Kammer den Wahlkreis Kenzingen-Endingen. Auf der Suche nach einem geeigneten Nachfolger nach seinem Tod wurden die Wähler auf Ignaz Peter aufmerksam gemacht, der ihnen als „ein aufrichtiger Freund der Volkssache und der gesetzmäßigen Freiheit“ empfohlen wurde. Von seinen politischen Freunden bewogen, ließ er sich auf eine Deputiertenstelle setzen und wurde gewählt. Peter nahm die Wahl an, vielleicht weil er es als besondere Auszeichnung betrachtete, Nachfolger des auch von ihm hochgeschätzten Professors zu sein. Vorallem aber weil er wußte, daß die Regierung einige Projekte dem Landtag vorzulegen beabsichtigte, die er als für das Land verderblich betrachtete. Vorallem glaubte er, daß auch im aktiven Staatsdienst ein Mann seiner Überzeugung als Mensch und Staatsbürger treu bleiben kann<sup>20</sup>.

Doch Peter hatte nicht mit Blittersdorf gerechnet, den er bereits in Straßburg, als er auf der Rechtsakademie war, kennengelernt hatte. Da die Sitzungen der II. Kammer nur an Werktagen stattfanden, mußte Peter, um daran teilnehmen zu können, bei seiner vorgesetzten Dienstbehörde um Urlaub nachsuchen. Dieser Urlaub wurde jedoch ihm sowie dem ebenfalls gewählten Hofgerichtsrat Aschbach von Freiburg verweigert mit der Begründung, sie seien beide unabhkömmlich. Darüber brach der sog. *Urlaubskrieg* aus, ein mit großer Vehemenz geführter Kampf zwischen der Regierung und den Landständen, die in

der Verweigerung des Urlaubs einen Bruch der verfassungsmäßig gewährten Rechte erblickte. Im Verlauf der leidenschaftlich geführten Auseinandersetzungen veröffentlichte Großherzog Leopold am 15. August 1841 ein Manifest, das die Urlaubsverweigerung verteidigte und das Verhalten der Kammer als Verirrung bezeichnete. Er forderte die Untertanen, besonders die Staatsdiener auf, in dieser Sache treu die Rechte des Regenten anzuerkennen<sup>21</sup>. Dieses Manifest, das ohne Gegenzeichnung durch einen Minister erschienen war, erhitzte noch mehr die Gemüter, ja die Opposition gab zu Protokoll, daß sie es als verfassungswidrig betrachte. Peter hatte die ganze Zeit mit Zustimmung seiner Wähler auf seinem Recht als gewählter Abgeordneter bestanden und war nicht gewillt zurückzutreten. Als die Regierung die Kammer auflöste und Neuwahlen ausschrieb, war Peter bereit wieder zu kandidieren. Doch da geschah etwas, das ihn zu tiefst erregte und enttäuschte.

Anfang Dezember 1841 erhielt er von dem Bürgermeister Naudascher von Kenzingen ein Schreiben, veranlaßt von Wahlmännern dieses Bezirks. Er teilte ihm mit, daß man allenthalben in diesem Bezirk die Vertretung auf dem nächsten Landtag verlangt. Da Peter auch diesmal für die Sitzungen keinen Urlaub erhalten werde, wünschen die Wähler, „um aus einer peinlichen Situation herauszukommen, gütige Erklärung von Euer Hochwohlgeboren darüber, ob es nicht zur Lösung der Wirren ratsam wäre „bei obwaltender fataler Lage den Rücktritt zu verlangen.“ Naudascher bedauert, daß er im Auftrag der Wähler darum bitten muß und sieht „einer hochgefälligen Erklärung“ entgegen<sup>22</sup>. Als Quelle für diese Zumutung vermutet Peter staatliche Umtriebe. Zu tiefst erschüttert über das treulose Verhalten seiner Wähler, brauchte er etwa drei Wochen, um Naudascher antworten zu können. In seinem Antwortschreiben an ihn erinnerte er diesen, daß er im Wahlkreis Kenzingen-Endingen zum Abgeordneten bestimmt worden war, „weil er den Wählern als aufrichtiger Freund der Volkssache und der gesetzmäßigen Freiheiten“ empfohlen worden war, daß sie nicht gewillt waren, im Urlaubsstreit eine neue Wahl vorzunehmen und daß er selbst bereit war „mit Verleugnung des eigenen Vorteils bis ans Ende auszuhalten. Jetzt trete ich zurück, weil der Boden unter meinen Füßen weicht“<sup>23</sup>. Am 1. Januar 1842<sup>24</sup> teilt er dem Präsidenten der Kammer seinen Entschluß mit zurückzutreten. Gleichzeitig bittet er ihn, der Kammer das Schreiben von Naudascher sowie seine Antwort an ihn mitzuteilen, damit die Öffentlichkeit erfahre, warum er diesen Schritt getan habe. Das geschah am 10. Januar 1842<sup>24</sup>. Diese Deklaration betrachtete man im Ministerium des Innern als unanständig und eines Staatsbeamten unwürdig<sup>25</sup>. Peter war in Ungnade gefallen.

Bereits am 10. 1. 1842 wurde er seiner Stellung am Oberhofgericht in Mannheim enthoben und als Vorstand mit der Amtsbezeichnung „Obervogt“ an das Bezirksamt Adelsheim versetzt<sup>26</sup>. Die bisherigen Bezüge beließ man ihm. Das war für Peter eine schwere Strafe und Demütigung. Von der aufstrebenden Stadt Mannheim versetzte man ihn in ein altertümliches Städtchen im ent-

legenen Bauland, das noch nicht mit der Bahn zu erreichen war: nach jahrelanger höchstlicher Tätigkeit mußte er sich wie früher mit Aufgaben der niedersten Administrationsbehörde befassen, und dazu verlieh man ihm die „vergilbte“ Amtsbezeichnung Obervogt, die schon lange nicht mehr im Gebrauch war. Über diese Strafversetzung und Degradierung kam Peter nicht hinweg; zu sehr wurde sein Selbstbewußtsein, aber auch sein Ehrgefühl verletzt. Er betrachtete sie als ein schreiendes Unrecht und von einer alle Maße übersteigenden Härte.

Dennoch fügte er sich als gehorsamer Beamter. Am 15. 4. 1842 trat er den Dienst in Adelsheim an, und bereits am 7. Juni 1843 konnte die Regierung des Unterrheinkreises nach Karlsruhe berichten, daß das Amt Adelsheim in kurzer Zeit unter Peters Verwaltung eine ganz andere Gestalt angenommen habe, da er sie in die feste Ordnung gebracht habe<sup>27</sup>. Und in ihrem Schreiben vom 31. Oktober 1843 schreibt sie von seiner umsichtigen und geräuschlosen Geschäftsführung und daß er unter die besten Amtsvorstände zu rechnen sei. Sein Benehmen sei bei jedem Anlaß so vorsichtig und besonnen, daß man nie auch die leiseste tadelnde Äußerung von ihm vernommen habe. Vielmehr habe er immer laut treue Anhänglichkeit an die Person des Großherzogs und strenge Beobachtung der gesetzlichen Ordnung empfohlen<sup>28</sup>. Doch teilt der Direktor des Unterrheinkreises am 21. 4. 1845 Nebenius, dem damaligen Minister des Innern, auch mit, daß „seine Gesinnung noch die nämliche sei wie vor der Versetzung; aber er hat sie, solange er in Adelsheim ist, noch nie durch Wort oder Handlungen an den Tag gelegt, und es kann ihn in dieser Hinsicht kein Vorwurf treffen<sup>29</sup>.“

Vermutlich hatte Peter nur mit einer kürzeren Dauer der Strafversetzung gerechnet; doch trotz seiner mustergültigen Verwaltung des Amtes, trotz der günstigen Beurteilungen durch seine nunmehrigen Vorgesetzten (in gleichem Schreiben vom 21. 4. 1845 zählt ihn die Kreisregierung „zu den vorzüglichsten Beamten des Regierungsbezirkes; seine Aufführung ist musterhaft, und er genießt die Achtung und das Vertrauen seiner Amtsangehörigen in hohem Maß“), dachte die Regierung nicht an seine Rehabilitierung. Da er keine Änderung erwarten konnte, verdüsterte sich sein Gemüt; die Arbeit ekelte ihn an. Es bestand die Gefahr, daß er zum Hypochonder wurde. Er hatte nur noch einen Wunsch, weg von Adelsheim.

Auf seine Bitte um Wiederverwendung bei einem Gerichtshof antwortete ihm das Justizministerium, daß keine seinem Dienstgrad nach geeignete Stelle frei sei. Auf seinen Antrag auf Pensionierung erwiderte das Innenministerium, daß diesem nicht entsprochen werden könne, da er noch arbeitsfähig und ein brauchbarer Geschäftsmann sei. Immer mehr gewann er den Eindruck, er solle dazu gedrängt werden, ohne Pension aus dem Staatsdienst auszuschcheiden. Schließlich wurde sein Gesundheitszustand so besorgniserregend, daß ihm am 3. 6. 1844 ein Erholungsurlaub von 3 Monaten gewährt wurde. Doch danach

mußte er wieder nach Adelsheim zurückkehren. 1845 war die Regierung endlich bereit, ihn anderweitig im Staatsdienst zu verwenden. Außerdem gewährte sie ihm einen Urlaub von 6 Monaten. Ausdrücklich wird in dem Erlaß vermerkt, daß der Urlaub nicht wegen Krankheit oder Arbeitsunfähigkeit bewilligt wurde, sondern Peter wurde in den Zustand der „Disponibilität“ versetzt, weil der Großherzog die Überzeugung gewonnen habe, daß eine längere nützliche Amtstätigkeit unter den obwaltenden Umständen ganz und gar unmöglich geworden sei<sup>30</sup>.

Doch eilte es dem Ministerium nicht mit seiner Wiedereinstellung. Erst am 7. 5. 1847 wurde ihm mitgeteilt, daß er bei der Regierung des Mittelrheinkreises in Rastatt verwendet werden solle<sup>31</sup>. Dabei gab man nicht an, welches dort seine Aufgabe sei und welchen Dienstrang er führe, Dinge die für einen so korrekten Mann wie Peter unverständlich waren. Lange blieb er nicht bei der Rastatter Behörde, die inzwischen ihren Amtssitz nach Karlsruhe verlegt hatte. Bald erwartete ihn eine neue verhängnisvolle Aufgabe. Nachdem er 1845 von seinen Amtspflichten in Adelsheim entbunden war, wählte er Heidelberg zum Wohnsitz seiner Familie.

### *Der Statthalter*

Während seines Aufenthaltes in Heidelberg hatte sich Peter dem politischen Leben wieder zugewandt. Am 29. 11. 1845 wurde er für die Stadt Heidelberg zum Abgeordneten der II. Kammer gewählt<sup>32</sup>. Ebenso gehörte er dem Landtag 1848/49 an. Da Blittersdorf 1843 als Minister des Großherz. Hauses entlassen worden war und wieder als badischer Gesandter zum Bundestag nach Frankfurt zurückkehrte, erhielt Peter nun ohne Anstand den erbetenen Urlaub bewilligt, um an den Sitzungen des Landtages teilzunehmen.

Da erschütterten schwere Unruhen die politischen Verhältnisse in Teilen Europas. Bereits 1847 kam es in der Schweiz zum Sonderbundskrieg, der dem Lande die Verfassung eines Bundesstaates brachte. Von nachhaltiger Wirkung war die Februarrevolution 1848 in Frankreich, die das Königtum beseitigte und Frankreich zur Republik erklärte. Beeinflußt von den Bewegungen in der Schweiz und in Frankreich kam es auch in Baden zu Unruhen. Bereits am 12. 9. 1847 hatten die Liberalen auf der Offenburger Tagung als Forderungen des Volkes verkündet Gewissens- und Lehrfreiheit, Pressefreiheit, Volksbewaffnung, eine volkstümliche Staatsverwaltung, die Selbstregierung des Volkes und die Abschaffung aller Vorrechte<sup>33</sup>. Wahrscheinlich hat Peter an dieser Versammlung teilgenommen. 1848 brach überall im badischen Land der Aufstand aus. Im Seekreis war die Unruhe so groß, daß der dortige Regierungsdirektor Vogel sein Amt niederlegte und vor dem Unwillen der Bevölkerung floh. So war die Regierung in Karlsruhe gezwungen, für ihn einen Nachfolger zu bestellen, der die Amtsgeschäfte weiterführte und die Ordnung und die Sicherheit wiederherstellte. Da kam der Chef des Ministeriums des Innern

Johann Baptist Bekk, ein gemäßigter Liberaler, auf den Gedanken, Peter zum Regierungsdirektor in Konstanz zu ernennen. Er war ja ein erfahrener Verwaltungsmann und galt bei den Liberalen als Volksmann. Von verschiedener Seite wurde Peter geraten, das Amt abzulehnen. Man argwöhnte, er werde nur deshalb von der Regierung hingeschickt, „damit er sich den Hals breche.“ Dennoch nahm er das Amt an, zwar mit Widerstreben, doch in der Hoffnung, dem Lande und der Ordnung dadurch nützlich zu sein<sup>34</sup>. Am 14. 3. 1848 wurde er zum Regierungsdirektor ernannt<sup>35</sup>. Am 15. 3. trat er in Konstanz unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Dienst an. In einer Proklamation an die Bevölkerung des Seekreises erklärte er sich als ein Volksmann und Freund der Volksrechte. Aus seiner Verantwortung heraus warnte er die Bevölkerung keine übereilten Schritte zu dulden, durch die die Einheit des Volkes zerstört werde. Er mahnte sie nicht zu dulden, daß man die Umwälzung, die gerade vor sich geht, durch Gewalttat, durch Handlungen schände, die eines freien Mannes, eines braven Bürgers unwürdig seien<sup>36</sup>.

Schon in kurzer Zeit gelang es Peter, das muß auch Bekk zugeben<sup>37</sup>, daß die Flammen sich für einen Augenblick mäßigten. Dann mußte er nach Frankfurt, um an den Sitzungen des Vorparlamentes teilzunehmen, zu dem er gewählt worden war. Es tagte nur eine kurze Zeit vom 31. 3. bis 4. 4. 1848 und hatte die Aufgabe, die Deutsche Nationalversammlung vorzubereiten. Auf der Rückreise nach Konstanz blieb Peter einige Tage in Karlsruhe, um den Sitzungen des Landtages beizuwohnen, dem er angehörte. Dort debattierte man über die Absicht der Regierung, Bundestruppen in den Grenzgebieten zur Schweiz einzusetzen. Sie sollten längs des Rheins vom Bodensee abwärts den Einmarsch von aufständischen Freiwilligenverbänden abwehren. Peter hatte sich schon in Karlsruhe gegen diesen Plan der Regierung gewandt. Als er mit der Postkutsche den Schwarzwald hinauffuhr und sich dem Seekreis näherte, erwarteten ihn an den Poststationen die Bürger und bestürmten ihn, so schnell wie möglich alles zu tun, was in seinen Kräften stand, um diesen Einmarsch zu verhindern, denn die Meinung war verbreitet, diese Truppen hatten den Zweck, „die in Baden am lebhaftesten hervorgehenden Freiheitsbestrebungen niederzudrücken<sup>38</sup>. Von Donaueschingen teilte er Bekk mit, daß die allgemeine Stimmung des Volkes im Seekreis der gegenwärtigen politischen Ordnung der Dinge in einem sehr hohen Grade ungünstig sei<sup>39</sup>. Außerdem schrieb er dem Oberbefehlshaber der bayrischen Truppen, die zur Aufstellung von Pfullendorf bis Waldshut bestimmt waren, daß die Bewohner des Seekreises entschlossene Gegenwehr leisten würden, wenn die bayrischen bez. die württembergischen Truppen auf ihrem Einmarsch in das badische Gebiet beharrten. Er bat ihn dringend, einstweilen die Truppenbewegungen einzustellen<sup>40</sup>.

Auf der Weiterfahrt machte Peter in Altdorf halt, heute ein Ortsteil von Engen. Dort traf er mit dem Bezirksbeamten Ganter und dem Schriftsteller Kaiser, einem Mitglied des Kreis Ausschusses, zusammen. In der Unterredung scheint Peter einige Bemerkungen gemacht zu haben, die ihn später stark bela-

steten. So soll er gesagt haben: „Staatsrat Bekk scheint den Kopf verloren zu haben, und der Großherzog weiß nichts davon.“ Diese Bemerkung wiederholte er in Gegenwart des Gemeinderats von Engen, der herbeigerufen worden war. Er las den Anwesenden sein Schreiben an den bayrischen General vor, die ihm zustimmten, und er erklärte, wenn es nichts nütze, könne man es dem Volke nicht verargen, wenn es bewaffneten Widerstand leiste. Doch müsse man, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, vor dem Zusammenstoß mit den Soldaten parlamentieren. Dem Amtmann Ganter riet er beim Abschied, „Halten Sie sich nunmehr an die Sache des Volkes!“ Diese Äußerungen wurden in den späteren Verhandlungen als Beweis seiner regierungsfeindlichen Einstellung gedeutet. Peter bestritt, sie in dieser Form getan zu haben, stellte aber fest, daß er sich immer bemüht habe, das Volk zu beruhigen und das Parlamentieren und den Weg der Güte empfohlen habe<sup>41</sup>.



Hecker in Konstanz 1848

Zeichnung: G. Gagg

Stadtarchiv Konstanz 1848

*Hecker in Konstanz*

*Gagg*



*Regierungsgebäude*  
*Stadtarchiv Konstanz*

Schritte unternehmen müssen, um die Durchführung des Heckerschen Beschlusses zu unterbinden. Doch das alles unterließ er. Andererseits kümmerte er sich auch nicht um Heckers Beschluß. Es wagte keine eindeutige Stellungnahme. So ging die Führung der die Änderung der politischen Verhältnisse fordernden Kräfte auf andere Kreise über. Ihr Ziel war es, den unentschlossenen Peter zur Annahme der Statthalterschaft zu zwingen, worauf Hecker schon hingewiesen hatte.

Die entscheidenden Ereignisse vollzogen sich in Konstanz am 16. und 17. 4.<sup>44</sup>

Am 16. 4. kamen auf Veranlassung des Bürgermeisters von Allensbach fast alle Bürgermeister des Bezirks Konstanz in Allensbach zusammen und faßten folgenden Beschluß:

1. „Um den edlen Bestrebungen des Abgeordneten Hecker zur Erringung unserer Freiheit einen größeren Nachdruck zu geben, soll die Großherzogliche Kreisregierung zu Konstanz, der Verfügung des Hecker vom 13. d. M. zufolge, aufgelöst und an deren Stelle der gewesene Kreisdirektor Peter als Statthalter mit unumschränkter Vollmacht ernannt werden.
2. Zu diesem Behuf wird sich aus jedem Ort des Amtes Konstanz morgens den 17. d. M. unter Leitung des Bürgermeisters Huetlin in Konstanz zu dem bisherigen Regierungsdirektor Peter begeben und denselben zur Annahme dieser Stelle veranlassen.

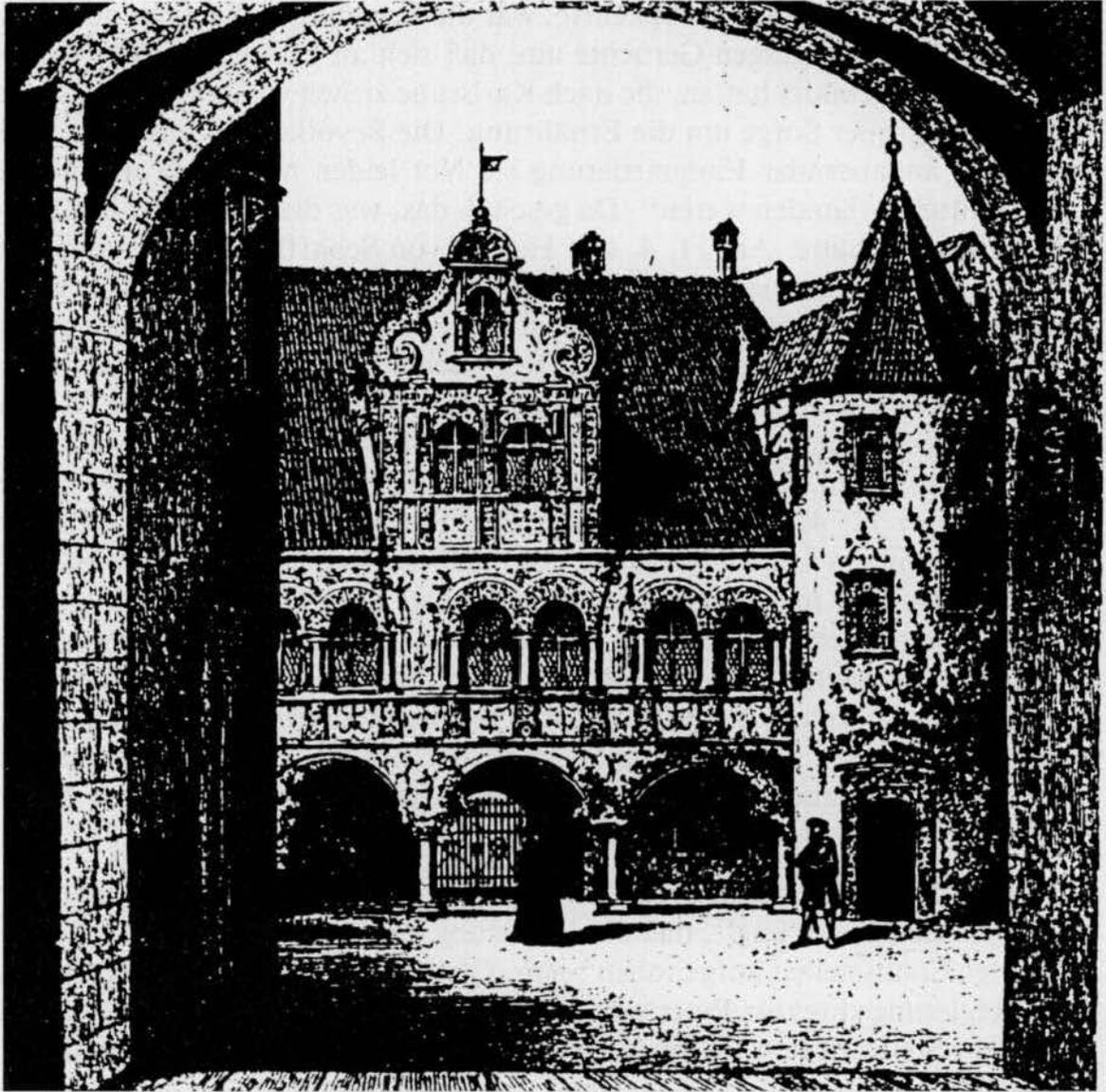
Als Peter nach Konstanz zurückkehrte, war die Erregung im Seekreis aufs Äußerste gestiegen. Es gingen Gerüchte um, daß sich an mehreren Orten Wehrmannschaften gebildet hatten, die nach Karlsruhe ziehen wollten. In Konstanz war man in großer Sorge um die Ernährung. Die Bevölkerung fürchtete, daß bei länger andauernder Einquartierung sie Not leiden müsse, da nur wenig Lebensmittel vorhanden waren<sup>42</sup>. Da geschah das, was die Regierung in Karlsruhe befürchtet hatte. Am 11. 4. traf Hecker von Schaffhausen kommend in Konstanz ein. Zusammen mit Struve bestand er darauf, daß sofort in Konstanz die Republik ausgerufen werde, daß die Konstanzer Wehrmannschaft ausziehen und mit denen der andern Orte nach Karlsruhe marschieren solle. Peter, der Hecker aus seiner Landtagstätigkeit her kannte, bemühte sich in mehreren Besprechungen zusammen mit andern Bürgern, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Doch war alles vergebens. In einer Versammlung im Stadthaus am 12. 4. versuchte Hecker, die Bürger von Konstanz für seine Ideen zu gewinnen und stellte ihnen vor, daß die Republik die beste Staatsform sei. Doch die meisten der rund 800 Zuhörer ließen sich nicht von seinen Ausführungen beeindrucken und stimmte dem Vorschlag des anwesenden Bürgermeister Huetlin von Konstanz zu, sich den Beschlüssen der Nationalversammlung zu unterwerfen. Enttäuscht verließ Hecker am 13. 4. Konstanz, nachdem bereits am Morgen etwa 50 Mann der Konstanzer Wehrmannschaft unter dem Kommando des ehemaligen badischen Leutnants Sigel die Stadt verlassen hatte.

Bei einem Halt in Stockach verkündete Hecker am 13. 4. „als Obmann der provisorischen Regierung“, daß die Regierung des Seekreises und alle ihr unterstellten Staatsstellen aufgehoben seien. Gleichzeitig ernannte er den seitherigen Regierungsdirektor Peter zum Statthalter und bestellt den Arzt Vanotti zu seinem Stellvertreter. Außerdem fügte er seinem Beschluß hinzu, daß der Statthalter die Befugnis habe, Beamte zu entlassen und andere einzustellen. Auf die Frage, ob Peter auch das Statthalteramt annehme, antwortete Hecker: „Er wird es annehmen, wenn man ihn dazu zwingt. Das weiß ich!“ Von diesem Beschluß erhielt Peter nach seinen Angaben keine Ausfertigung, doch bekam er ihn in einer Abschrift zum Lesen<sup>43</sup>.

In einem Schreiben vom 12. 4. berichtete er der Regierung über die Situation im Seekreis. Er erwähnt auch die Volksversammlung mit Hecker und teilt mit, daß die Republik darin nicht ausgerufen worden sei. Den Heckerschen Beschluß von Stockach scheint er nicht in Karlsruhe gemeldet zu haben<sup>43</sup>.

Peter war in einer schwierigen Lage. Als hervorragender Jurist mit langer Berufserfahrung wußte er, daß das was Hecker verfügt hatte, Hochverrat war und streng bestraft würde.

Als Beamter war er dem Staat gegenüber zur Treue verpflichtet. Mindestens hätte er seine vorgesetzte Dienstbehörde von dem Vorkommnis sofort in Kenntnis setzen sollen und Anweisungen abwarten müssen. Ja, er hätte selbst



*Städtische Kanzlei Konstanz*

*Stadtarchiv Konstanz*

3. Weitere Verfügungen, die durch den Vollzug dieses Beschlusses notwendig werden, werden dem Ermessen des Statthalters Peter anheimgestellt.“

Am Abend des gleichen Tages erfuhr Peter durch eine Anzeige von dem obigen Beschluß. Darauf berief er den Bürgermeister Huetlin sowie den Münsterpfarrer Dekan Kuenzer, den Präsidenten des Volksausschusses, zu sich zur Beratung. Später trat noch der Freiherr von Stockhorn hinzu, der von der Karlsruher Regierung als Zivilkommissär bei den bayrischen und württembergischen Truppen bestellt worden war. Der Gemeinderat Schmid, der hinzugekommen war, berichtete den Herren von dem, was von der Versammlung für den folgenden Tag geplant war: 110—120 Mann sollten sich unbewaffnet am folgenden Morgen in dem Versammlungslokal „Sternen“ am jenseitigen Rheinufer einfinden. Sie erwarteten, daß sich der Gemeinderat von Konstanz

ihnen anschlieÙe, daÙ sich alle Bürger der Stadt unter Waffen stellten und dann wenn nötig auf ein Signal zu Tausenden in die Stadt einziehen.

Die Herren waren unschlüssig, was zu tun sei. Man forderte Peter auf, selbst nach Allensbach zu den Versammelten zu gehen, um sie von ihrem Plan abzubringen. Doch dazu war er nicht bereit. Man hielt ihm vor, wenn er das Statthalteramt nicht annehme, Bürgerblut fließen könne. Stockhorn dagegen empfahl ihm, an der Regierung festzuhalten, solange er könne. Die bayrischen Truppen stünden nicht mehr fern. Doch Peter verlangte von ihm keine Hilfe.

Der entscheidende Tag war der 17. April. Am Morgen versammelten sich die Bürgermeister des Konstanzer Bezirks mit einigen Ausnahmen etwa 110—200 Mann im Wirtshaus zum „Sternen“ jenseits der Rheinbrücke. Ihnen schloÙ sich der Konstanzer Gemeinderat unter Führung von Huetlin an. Gemeinsam zogen sie über die Rheinbrücke zum Regierungsgebäude in der Stadt. Dort hatten sich bereits auf Grund einer Einladung von Peter die Mitglieder des Regierungskollegiums zu einer außerordentlichen Sitzung versammelt. Jetzt erst erfuhren sie, was sich am Vortage in Allensbach zugetragen hatte. Sie machten Peter heftige Vorwürfe, warum er sie nicht früher verständigt habe, warum er es unterlassen habe, Gegenmaßnahmen zu ergreifen, vorallem warum er keine Staffette nach Karlsruhe geschickt habe, um die Regierung zu benachrichtigen. Der Streit entflammte erneut, als eine kleine Deputation von Bürgermeistern im Regierungsgebäude eintraf, um die Herren einzuladen, mit ihnen ins Stadthaus hinüberzugehen. Dort sollte ihnen durch die große Deputation die Allensbacher Beschlüsse bekannt gegeben werden. Peter war bereit, ihnen zu folgen, und schließlich schlossen sich ihm auch die übrigen Herren an. Im Stadthaus hatten sich ungefähr 500—600 Menschen versammelt, alle unbewaffnet. Nachdem Huetlin die Allensbacher Beschlüsse vorgelesen hatte, fragte Peter die Anwesenden, ob das ihr Wille sei, worauf sie einstimmig mit ja antworteten. Peter machte sie darauf aufmerksam, daÙ dieses ihr Unternehmen Hochverrat sei und erinnerte sie an das Unglück, in das sie ihre Familien stürzen würden, wenn sie darauf beharrten. Dessen ungeachtet erklärte der zum Sprecher bestimmte Bürgermeister Sättele von Wollmatingen, daÙ sich die Bevölkerung des Landes nicht länger beschwichtigen lasse, sondern fest entschlossen sei, die ihnen stets „verkümmerten“ Rechte und Freiheiten sich um jeden Preis zu verschaffen. Schließlich könnten sie auch ihre Söhne und Brüder, die mit Hecker ausgezogen waren, nicht im Stich lassen. Darauf beriet sich Peter wieder mit seinen Kollegen und sämtliche erklärten sich bereit, ihre Ämter niederzulegen. Der erste Schritt war getan.

Nun galt es Peter zur Annahme der Statthalterschaft zu bewegen. Als er sich weigerte, steigerte sich der Sturm der Erregung unter den versammelten Landleuten. Huetlin stellte ihm vor welche Folgen das habe, wenn keine Kreisregierung mehr bestünde, das führe zu Anarchie, der Verwirrung sei Tür und Tor geöffnet. Darum muß unbedingt eine Kreisregierung bestellt werden, bevor

die Versammlung wieder auseinandergeht. Doch Peter weigerte sich. Ja, in höchster Erregung rief er der Versammlung zu: „Ihr könnt mich aufhängen am Altan des Stadthauses, aber zwingen könnt ihr mich nicht.“ Auf seine Frage, wer will mich zwingen, antwortete ihm Huetlin: „Ihre Humanität, Ihre Vaterlandsliebe, Ihre Fürsorge für die öffentliche Ordnung müssen Sie zur Annahme zwingen!“ Dieser Apell, besonders die Verantwortung für die öffentliche Ordnung scheint nicht ohne Wirkung auf ihn gewesen zu sein, denn er verlangte darauf eine kurze Frist, um sich mit den Mitgliedern der Kreisregierung zu beraten. In einer geschlossenen Sitzung stellte er den Herren vor, daß der öffentliche Dienst unter allen Umständen weitergehen müsse, und bat sie, ihre Amtstätigkeit weiterzuführen, wenn er das Amt des Statthalters übernehme. Doch das lehnten sie in aller Entschiedenheit ab, da solch eine Tätigkeit nicht mit ihrem Amtseid vereinbar sei. Ja, einer der Anwesenden schlug vor, die Kreisregierung nach Überlingen zu verlegen, bis die öffentliche Ordnung wiederhergestellt sei. Nach einer andern Version sollen sie dem Regierungsdirektor wiederholt empfohlen haben, die ihm „angesonnene“ Stellung anzunehmen. Doch immer noch nicht war er bereit. Als letzte Ausflucht gleichsam bat er, ihm eine Frist zu gewähren, damit er sich mit seiner Familie beraten könne. Doch das wurde ihm nicht genehmigt. Mürbe gemacht durch die Reden und den Tumult der versammelten Landleute, ermuntert durch führende Persönlichkeiten wie den Bürgermeister Huetlin, aber auch durch Amtskollegen trat er, nachdem all seine Erklärungen, er weigere sich, fruchtlos waren, hinaus auf den Balkon des Stadthauses und erklärte der auf dem Platz versammelten Menge: „Überwältigt durch physische und moralische Gründe will ich annehmen, was ihr von mir fordert.“ Darauf brach ein ungeheurer Jubel unter dem versammelten Volke aus, und geleitet vom Volk kehrte er in das Regierungsgebäude zurück.

Sogleich war die öffentliche Ruhe und Ordnung wiederhergestellt, und die Landleute begaben sich wieder in ihre Heimatgemeinden zurück. Peters Bereitschaft aber hatte für ihn schwerwiegende Folgen.

In Karlsruhe deutete man die Konstanzer Vorgänge so: alles sei vorbereitet und verabredet gewesen, daß Drohungen und Zwang nur zum Schein in Aussicht gestellt wurden und daß im Hinblick auf die Statthalterstelle kein direkter Zwang zu befürchten gewesen sei<sup>45</sup>. In seinem Brief an seine Frau vom 21. 4. aus Kreuzlingen schrieb Peter: „Ich habe die Stelle eines revolutionären Statthalters angenommen, weil ich dazu in aller Wahrheit gezwungen war. Ich bin ganz unschuldig, obgleich ich bei denen welche über den Verlauf der Sache noch keine nähere Aufklärung haben, als keineswegs scheine<sup>46</sup>.“ Vermutlich sah er als der Volksmann in den Reden und Aufforderungen der versammelten Landleute eine Äußerung des Volkswillen, dem er folgen müsse. Vielleicht hat Veit Valentin recht, der seine Entscheidung als „freiwillig-unfreiwillig“<sup>47</sup> bezeichnet.

Am gleichen Tag schickte Peter noch die Protokolle über die Verhandlungen im Regierungsgebäude und im Stadthaus ohne weitere Erklärung nach Karlsruhe ab und unterzeichnete sie mit „Statthalter“<sup>48</sup>. Ebenso benachrichtigte er das Hofgericht in Konstanz sowie die Befehlshaber der wartenden Bundesstruppen. Auch an Hecker scheint er ein Schreiben gerichtet zu haben.

Stockhorn reiste am gleichen Tag nach Pfullendorf in das Hauptquartier der Bundestruppen ab. Am 18. 4. marschierten sie ohne die befürchteten Ausschreitungen in Konstanz ein. Bereits am frühen Morgen dieses Tages hatte der Gemeinderat von Konstanz u. a. beschlossen, daß er nichts gegen den Einmarsch der Truppen einzuwenden habe. Peter wartete ihn nicht ab, sondern begab sich mit Huetlin in die Schweiz in das benachbarte Kreuzlingen. Damit aber endete die Statthalterschaft, die nicht einmal ein Tag gedauert hatte.

Für die Strenge seiner Dienstauffassung ist bezeichnend, daß er noch am 18. 4. in einem Schreiben den Regierungsrat Nombride ersuchte, die Geschäfte der Kreisregierung zu übernehmen, damit sie nicht unterbrochen würden<sup>49</sup>. Nach seiner Rückkehr nach Konstanz enthielt er sich jeder amtlichen Tätigkeit. Er war der Auffassung, daß er sein Amt freiwillig niedergelegt habe, mithin er es nicht von sich aus wieder ausüben könne. So wartete er auf eine Entscheidung der Regierung in der Hoffnung, daß sie Verständnis für sein Verhalten habe.

Am 19. 4. wurde er von seinem Amt suspendiert und sein Gehalt zum 17. 4. sistiert. Außerdem wurde er nach Karlsruhe berufen, um ihn wegen der Konstanzer Vorkommnisse dienstlich zu vernehmen. Ohne Verzug reiste er in Begleitung von Bürgermeister Huetlin und des Dekans Kuenzer in die Residenz. Dort wurde er in mehreren Verhören von einem Mitglied der Staatsregierung vernommen. Dabei gewann er den Eindruck, daß seine Sache eine günstige Wendung nehmen werde und fuhr wieder nach Konstanz zurück<sup>50</sup>. Doch Peter täuschte sich. Am 20. 4. wurde Hecker bei der Scheideck in der Nähe von Kandern von den Regierungstruppen besiegt. Der Heckerzug war zu Ende. Das gleiche Schicksal erlebte am 21. 4. die von Struve und Weishaar geführten Freischärler, ebenso die unter Führung Sigels am 23. 4. bei Freiburg. Hecker flüchtete zunächst in die Schweiz und wanderte im September des gleichen Jahres nach den Vereinigten Staaten aus.

Damit aber gewannen die auf Erhaltung der bestehenden Ordnung gerichteten Kräfte wieder Aufwind. Der konservative Reichsfreiherr Heinrich von Andlau brachte in der I. Kammer die Motion ein, nach der untersucht werden sollte, ob nicht Mitglieder der obersten Staatsbehörde oder der Regierung nahestehende Männer tatsächlich die Pläne der revolutionären Partei im Lande gefördert haben<sup>51</sup>. Am 30. 4. wurde Peter vor Gericht gestellt und am 22. Mai „wegen seiner Teilnahme an dem am 17. d. M. zu Konstanz stattgehabten hochverräterischen Unternehmen“ die Untersuchungshaft vom Hofgericht in Konstanz gegen ihn verfügt. Doch da Peter Mitglied der II. Kammer war, konnte

sie nicht sogleich vollzogen werden, da diese zuerst die Genehmigung erteilen mußte. Sie erlaubte sie am 17. Juni 1848<sup>52</sup>. Jedoch war auch jetzt noch nicht die Verhaftung durchzuführen, da Peter am 16. Mai 1848 vom Wahlkreis Konstanz-Überlingen zum Mitglied der Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt gewählt worden war.

Zwar gewählt, konnte er sich jedoch nicht gleich an den parlamentarischen Arbeiten beteiligen, denn zunächst mußte die Frage geklärt werden, ob er als suspendierter Regierungsrat überhaupt Abgeordneter der Nationalversammlung werden könne. Diese Frage der Legitimation beanspruchte längere Zeit, doch wurde sie zu seinen Gunsten entschieden, da die Wahl einwandfrei durchgeführt worden war<sup>53</sup>.

Weiterhin mußte sich Peter mit einem noch schwereren Problem befassen, dem der Aufhebung der Immunität durch die Nationalversammlung. Am 19. Juni richtete der badische Minister des Auswärtigen an den Präsidenten der Nationalversammlung ein Schreiben und ersuchte ihn um die Ermächtigung, Peter zu verhaften. Zwar bestand damals noch kein Reichsgesetz, das die Verhaftung eines Abgeordneten erst erlaubte, wenn die Nationalversammlung dazu ihre Zustimmung gegeben hatte — das Gesetz wurde erst am 30. 9. 1848 erlassen: Zur Überprüfung des Gesuches wurde ein 15-Ausschuß eingesetzt, dessen Nachforschungen sich allerdings sehr lange hinzogen. Erst am 26. 9. konnte der Abgeordnete Adams den sehr zuverlässig gearbeiteten Bericht vorlegen<sup>54</sup>. Auf Grund der Sachlage kam der Ausschuß zu dem Entschluß, das badische Gesuch abzulehnen. Doch gab sich das Frankfurter Ministerium des Innern damit nicht zufrieden und stellte sich in einem Schreiben vom 9. 1. 1849 an das Ministerium des Auswärtigen auf den Standpunkt, Peter könne zwar nicht verhaftet werden, aber die Untersuchungen sollen weitergehen. Inzwischen hatte sich die Nationalversammlung den entscheidenden Fragen der Verfassung des Reiches zugewandt. So hatten die Abgeordneten keine Zeit, sich mit solchen im Grunde nebensächlichen Fragen wie die des Falles Peter zu befassen. Bis zum 5. 3. 1849 hatte über den Bericht des Abgeordneten Adams noch keine Beratung und keine Beschlußfassung stattgefunden. Inzwischen hatte die badische Regierung das Ergebnis ihrer weiteren Ermittlungen der Nationalversammlung zugeleitet. Als inkriminierend für Peter wurde vorallem angeführt, er habe die bayrischen und württembergischen Truppen aufgefordert, den Einmarsch in den Seekreis aufzuschieben, ferner habe er die Nachricht, daß er das Statthalteramt übernommen habe, an den „Bürger und Obmann“ Hecker abgesandt. Diese Angaben waren für den Ausschuß Grund, diesmal die nachgesuchte Ermächtigung zur Verhaftung zu beauftragen<sup>55</sup>. Die Unsicherheit seiner Lage hinderte Peter daran, sich intensiv mit den Problemen der Nationalversammlung zu beschäftigen. Im Winter befiel ihn außerdem ein schweres Nervenfieber, das ihn lange auf das Krankenlager warf.

Als der Ausschuß am 5. 3. 1849 seine Entscheidung bekanntgab, stellte die Badische Regierung sofort einen Antrag auf Verhaftung Peters. Da schien es ihm ratsam, aufgefordert von seinen Freunden, Frankfurt zu verlassen, und er reiste nach Straßburg und von dort weiter nach Kreuzlingen und Tägerwilen in der Schweiz, wo er sich wieder mit seiner Familie vereinigte. Hier erfuhr er auch zu seiner großen Genugtuung, daß die Frankfurter Nationalversammlung die Anträge der badischen Regierung auf Genehmigung seiner Verhaftung endgültig verworfen hatte. Nun konnte er sich endlich wieder frei bewegen. Im März teilte er der II. Kammer seinen Austritt mit<sup>56</sup>.

### *Peter und die Mairevolution*

Lange konnte Peter nicht bei seiner Familie in der Schweiz bleiben. Im Mai 1849 brach in Baden der Volksaufstand aus. Am 11. Mai meuterten die Soldaten in der Festung Rastatt und bemächtigten sich ihrer. Am 13./14. schlossen sich die Soldaten in Karlsruhe ihnen an. In der Nacht vom 13./14. Mai verließ Großherzog Leopold die Residenzstadt und flüchtete zunächst nach Germersheim in der Pfalz und danach nach Lauterburg im Unterelsaß. Am folgenden Tag verließ auch die Regierung Karlsruhe und zog sich nach Frankfurt zurück.



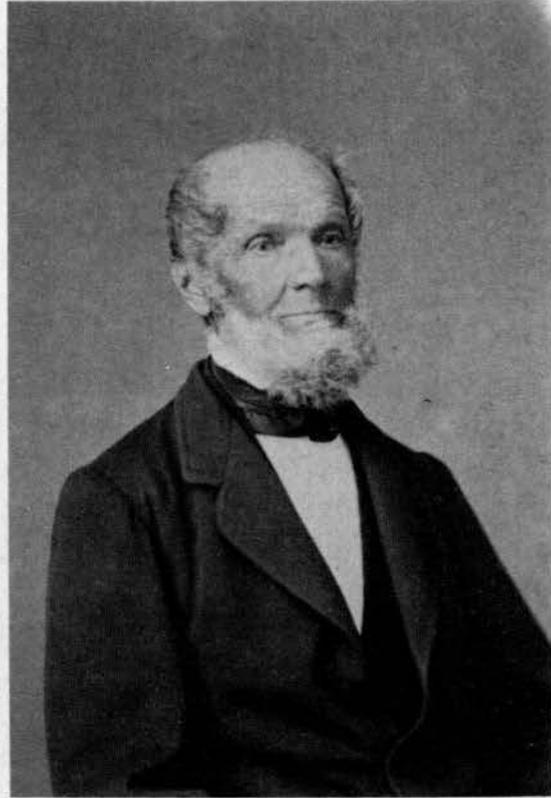
*Ignaz Peter, Justizminister der badischen vorläufigen Regierung*

Peter, Justizminister der badischen vorläufigen Regierung.

Der Aufstand nahm seinen Anfang in Offenburg. Dorthin hatte der Landesausschuß der Volksvereine seine Deputierten zu einer Landesversammlung am 12. 5. einberufen. Ihr Präsident war der Mannheimer Rechtsanwalt Lorenz Brentano. Peter wurde durch Volksbeschlüsse aus der Schweiz zurückgerufen und trat ebenfalls in den Landesausschuß ein<sup>57</sup>. Die Offenburger Versammlung beschloß: die Kammern sollten aufgelöst werden, die Regierung müsse zurücktreten, eine verfassungsgebende Versammlung einberufen und eine Amnestie für politische Flüchtlinge und Gefangene erlassen werden. Nachdem die Regierung Karlsruhe verlassen hatte, zog der Landesausschuß in Karlsruhe ein. Da nun keine Regierung mehr vorhanden war, bestellt Brentano zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit als Vollzugsbehörde ein Exekutivkomitee von 4 Männern, die die Ministerien verwalteten. Brentano übernahm das Ministerium des Äußeren sowie des Inneren, Amand Goegg das der Finanzen, Sigel das Kriegsministerium und Peter das Justizministerium. Das tat er, weil er es für seine Pflicht hielt, dem Ruf des Landes Folge zu leisten. Allerdings konnte er das Amt nicht lange bekleiden. Infolge der heftigen Spannungen zwischen den Gemäßigten unter Brentano und den Radikalen, zu denen Peter gehörte, wurde er bald wieder infolge von „Intrigen der Partei Brentano“ aus dem Amt „verdrängt“. Doch gehörte er weiterhin der konstituierenden Landesversammlung an, in die er von Heidelberg gewählt worden war. Auf seinen Sitz in der Nationalversammlung, die inzwischen nach Stuttgart übersiedelt war, verzichtete er zugunsten von Josef Fickler, der in Stuttgart verhaftet worden war und auf dem Asperg saß. Peter hoffte, daß Fickler an seiner Stelle gewählt und damit aus der Haft befreit würde.<sup>58</sup>

Um den Aufstand niederzuwerfen hatte Großherzog Leopold die Preußischen Truppen in das Land gerufen, die bis zum 11. Juli das Land unterworfen hatten außer Rastatt. Die konstituierende Versammlung verlegte ihren Sitz nach Freiburg, wo sie sich beim Herannahen der Preußen auflöste. Peter flüchtet über den Schwarzwald in die Schweiz nach Zürich.

Am 9. April 1850 verkündigte das Hofgericht des Mittelrheinkreises in Bruchsal sein Urteil gegen Peter. Es bezog sich allerdings nur auf die hochverräterischen Unternehmungen im Mai und Juni 1849. Peter erhielt eine gemeine Zuchthausstrafe von 20 Jahren oder 6 Jahre Einzelhaft und 11 Jahre gemeines Zuchthaus. Außerdem wurde er verurteilt zum Ersatz des durch jene Unternehmungen der großherzoglichen Staatskasse zugefügten Schadens unter samtverbindlicher Haftbarkeit mit den übrigen Teilnehmern sowie zur Tragung der Untersuchungs- und Straferstellungskosten<sup>59</sup>. Das Amt Konstanz verurteilte ihn zur Rückzahlung von 9436 fl, die er als Gehaltsforderung erhalten hatte und 5000 fl, die er für die Feldkriegskasse entnommen haben soll. Doch von der letzteren Summe wußte er nichts. Unter Mitwirkung eines Herrn Achenbach handelte Peters Frau einen Vergleich aus, der am 10. April 1852 geschlossen wurde. Zur Zahlung mußte Peter sein Vermögen sowie das seiner Frau und auch seiner Kinder verwenden.



*Ignaz Peter im Alter*

So endete Peters politischer Einsatz für die Demokratie in Baden: Die langjährige Zuchthausstrafe brachte ihn um Freiheit und Ehre, außerdem verlor er sein Vermögen wie das seiner Frau und Kinder. Nicht lange konnte Peter 1849 als politischer Flüchtling in Zürich bleiben. Auf Verlangen der Badischen Regierung wurde er im Mai 1850 ausgewiesen. Zunächst nahm er Aufenthalt in Straßburg, dann mit Genehmigung der französischen Regierung in Paris, wo er von Juni 1850 bis Ende 1854 sich aufhielt. Alle halben Jahre mußte er seine Aufenthaltsgenehmigung verlängern lassen, und das tat die französische Regierung ohne Schwierigkeiten. Über seinen Aufenthalt in Paris ist nur wenig bekannt. Er lebte in sehr bescheidenen Verhältnissen, war kränklich, pflegte wenig Umgang und hielt sich vom politischen Leben fern. Seine Briefe aus dieser Zeit zeugen von seiner Anhänglichkeit an seine vaterlose Familie und von seiner rührenden Liebe zu seiner Frau und zu seinen Kindern.

1854 durfte er zu seiner Tochter Emma, die in Frauenfeld mit einem Arzt Dr. Reiffer verheiratet war, dank der Bitten der Familie und der Unterstützung durch Schweizer Freunde zurückkehren. Dagegen erhob die badische Regierung schwere Bedenken und ersuchte die Schweizer Regierung um erneute Ausweisung oder um Internierung in einem entfernten Kanton. Sie machte geltend: Peter sei einer der Häupter des Aufbruchs gewesen und gehörte zu den schwer gravierenden Führern des Aufstandes von 1848 und 1849. Im Kanton Thurgau und in Zürich fänden sich noch viele politische Flüchtlinge, die in gedrückten Verhältnissen lebten und wieder heimkehren wollten. Auch im See-

kreis seien noch viele Anhänger Heckers und seiner Ideen. Wenn Peter in Frauenfeld seinen Wohnsitz nehme, könne er zum Führer von neuen politischen Agitationen werden und sich durch politische Propaganda wieder Einfluß in Baden verschaffen<sup>60</sup>. Doch die schweizerische Regierung lehnte dieses Ansinnen ab. Während seines Exils habe er weder den schweizerischen noch den französischen Behörden Anlaß zu Beschwerden gegeben. Außerdem stehe er unter ständiger Aufsicht der Kantonalregierung. Nun sei er alt und kränzlich<sup>61</sup>.

Endlich wurde er am 23. 4. 1862 von Großherzog Friedrich begnadigt<sup>62</sup> und durfte zurückkehren. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Achern bei seiner Schwester. Geregelt mußte noch seine finanzielle Versorgung werden, da sein Vermögen wie auch das seiner Frau und Kinder durch die Strafzahlungen aufgebraucht war. Er versuchte nachträglich noch seine Pensionierung zu erreichen, um damit in den Genuß einer Pension zu kommen. Doch wurde dies abgelehnt, jedoch war man bereit, ihm eine jährliche Sustentation von 1456 fl zu bewilligen<sup>63</sup>.

Am 19. September 1872 verstarb er in Achern und wurde auf dem dortigen Friedhof beerdigt. Sein Grab wurde später eingeebnet. Sein Grabstein findet



*Ignaz Peters Grab auf dem Friedhof in Achern*

sich heute eingemauert in der Friedhofsmauer der alten Fautenbacher Kirche.  
Auf ihn ließ seine Tochter die Worte setzen

Liebreich und treu war sein Herz,  
Glühend für Wahrheit und Recht.  
Volkes Wohl hat er erstrebet,  
Männlich gekämpft und gelitten.

- 1 Karl Gottfried Nadler, Das Guckkastenlied vom großen Hecker 1848. „Und zum Peter sagte er :  
Peter, sei du Statthalter!“
- 2 GLA 76/5817 Bericht des Abgeordneten Adams vom 26. 9. 1848, S. 1
- 3 Als Quellen dienten vor allem die Akten des Generallandesarchivs sowie die in Privatbesitz befindlichen „Jugenderinnerungen eines badischen Achtundvierzigers aus den Jahren 1789—1818“. Niedergeschrieben im Exil zu Paris und Frauenfeld in der Schweiz zwischen 1850 und 1859, ferner die „Autobiographische Skizze“, verfaßt 1859 im Exil zu Frauenfeld in der Schweiz, sowie der Briefwechsel. Verbindlichst danke ich Frau Marianne Pitsch, Freiburg für die Überlassung der Peterschen Manuskripte und Aufnahmen
- 4 Die folgenden Angaben sind entnommen den „Jugenderinnerungen“ 1. Buch
- 5 vgl. H. Schneider, Die Klosterschule von Allerheiligen, in: Ortenau 66/86, S.
- 6 Jugenderinnerungen 3. Buch
- 7 Jugenderinnerungen 3. und 4. Buch
- 8 Jugenderinnerungen 4. und 5. Buch
- 9 GLA 76/5817 Schreiben v. 23. 7. 1816
- 10 GLA 76/5817 Schreiben v. 9. 3. 1822
- 11 GLA 76/5817 Schreiben v. 6. 12. 1826
- 12 GLA 76/5817 Schreiben v. 19. 2. 1830
- 13 GLA 76/5817 Schreiben v. 28. 7. 1930
- 14 Die Karlsbader Beschlüsse 20. 9. 1819. G. Guggenbühl, Quellen zur Allgemeinen Geschichte der „Neuesten Zeit“, 2. A. 1939 Zürich, S. 132
- 15 Karl Stiefel, Baden 1648—1952, Bd. I. Karlsruhe 1977, S. 270—271
- 16 J. Peter, Autobiographische Skizze. 1859. In Privatbesitz
- 17 GLA 76/5817 Schreiben v. 22. 12. 1833
- 18 Über den Urlaubsstreit vgl. Alfred Diesbach, Josef Peter Ignaz 1789—1872, in: Badische Heimat, Ekkhart 1985. Herausgeber Landesverein Badische Heimat. Karlsruhe, S. 73—85
- 19 Vgl. Franz Schnabel, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, 2. Band, Freiburg/Br. 1933, S. 230 ff.
- 20 Autobiographische Skizze
- 21 F. v. Weech, Badische Geschichte. Karlsruhe 1890, S. 559
- 22 Diesbach a.a.O., S. 80—81
- 23 Diesbach a.a.O. S. 81
- 24 Diesbach a.a.O., S. 80
- 25 GLA 76/5817 Entwurf des Minist. d. Innern o.D. (um 1845)
- 26 GLA 76/5817 Schreiben v. 10. 1. 1842
- 27 GLA 76/5817 Schreiben v. 7. 6. 43
- 28 GLA 76/5817 Schreiben v. 31. 10. 1843
- 29 GLA 76/5817 Schreiben v. 21. 4. 1845
- 30 GLA 76/5817 Schreiben v. 21. 6. 1845
- 31 GLA 76/5817 Schreiben v. 7. 5. 1847
- 32 GLA 76/5821 Schreiben v. 31. 12. 1845

- 33 GLA 236/2243 Forderungen des Volkes v. 12. 9. 1847
- 34 GLA 76/5824 Protokoll v. 10. 5. 1848
- 35 GLA 76/5817 Schreiben v. 14. 3. 1848
- 36 Stadtarchiv Konstanz S I 8322 Denkschrift v. 10. 7. 1848
- 37 J. B. Bekk, Die Bewegung in Baden vom Ende des Februar 1848 bis zur Mitte des Mai 1849 Mannheim 1850, S. 119
- 38 GLA 76/5824 Schreiben v. 7. 4. 1848
- 39 GLA 76/5824 Schreiben v. 7. 4. 1848
- 40 vgl. 38
- 41 GLA 76/5817 Bericht des Abgeordneten Adams v. 26. 9. 1848, S. 3
- 42 GLA 76/5024 Schreiben v. 13. 4. 1848
- 43 GLA 76/5817 Bericht des Abgeordneten Adams v. 26. 9. 1840, S. 4
- 44 wie Anmerkung 43, S. 5
- 44 Die Vorgänge in Konstanz am 16. und 17. 4. 1848 hat der Abgeordnete Adams an Hand der verschiedenen vorgelegten Untersuchungsberichte in seinem „Bericht“ v. 26. 9. 1848 dargestellt (Beilage I zum Protokoll der 86. öffentlichen Sitzung vom 26. 9. 1848). Die folgende Darstellung ist erarbeitet an Hand des genannten Berichtes sowie unter Beziehung des „Aus-zuges aus dem Protokoll von Groß. Assessor v. Dusch vom 10. Mai 1848 (GLA 76/5824), der Denkschrift der Stadt Konstanz vom 16. Juli 1848 (StA. Konstanz S I 8322), der Promemoria die gegen den suspendierten Regierungsdirektor an einem hochverrätherischen Unter-nehmen eingeleiteten Untersuchung betr. 30. 5. 1848 (GLA/5822), außerdem des Aktenaus-zugs der Untersuchung gegen den vormaligen Regierungsdirektor Peter von Konstanz wegen Hochverrat vom 13. 10. 1848 (GLA 76/5822) u. a.
- 45 GLA 76/5827 Schreiben des Ministeriums des Innern v. 26. 1. 1849
- 46 Brief v. 21. 4. 1848 (im Privatbesitz)
- 47 Veit Valentin, a.a.O., 1. Bd, S. 493
- 48 GLA 76/5822 Promemoria v. 30. 5. 1848
- 49 GLA 76/5825 Schreiben v. 18. 4. 1848
- 50 Autobiographische Skizze
- 51 Botzenhart, a.a.O., S. 70, Anmerkung 53
- 52 GLA 76/5822 Schreiben v. 18. 6. 1848
- 53 Autobiographische Skizze
- 54 Bericht des Ausschusses für die Wahlen in Thiengen und Konstanz, betreffend die Erlaubnis zur Verhaftung des Abgeordneten Peter. Berichterstatter Abgeordneter Adams. Beilage I. zum Protokoll der 86 öffentlichen Sitzung v. 26. September 1848 GLA 76/5817
- 55 Zweiter Bericht des Ausschusses für die Wahlen in Thiengen und Konstanz, betreffend die Erteilung der Erlaubnis zur Verhaftung des Abgeordneten Peter. Berichterstatter: Abgeordneter von Breuning Beilage zum Protokoll der 181. öffentlichen Sitzung v. 5. März 1849
- 56 Autobiographische Skizze
- 57 Autobiographische Skizze
- 58 Autobiographische Skizze
- 59 GLA 76/5817 Urteil v. 9. 4. 1850
- 60 GLA 76/5817 Schreiben v. 21. 10. 1854
- 61 GLA 76/5817 Schreiben v. 16. 2. 1855
- 62 GLA 76/5817 Schreiben v. 7. 6. 1862
- 63 GLA 76/5817 Schreiben v. 1. 8. 1864

Herzlichen Dank dem Stadtarchiv Konstanz für die Überlassung von Bildmaterial.

#### *Literatur*

E. Beck, Die Revolution 1848/49 und das Acherner Geschlecht Peter, in: Ortenau 35/1955, S. 9—17. — J. B. Bekk, Die Bewegung in Baden. Mannheim 1850; Nachtrag 1852. — M. Botzenhart, Baden in der deutschen Revolution 1848/49, in: Oberrheinische Studien Bd. II, hrsg. von

A. Schäfer, Bretten 1973, S. 61—91. — A. Diesbach, Josef Ignaz Peter 1789—1872. Ein Opfer des badischen Urlaubsstreites 1840. In: *Badische Heimat* Ekkart 1985, S. 73—85. — L. Häusser, *Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Badischen Revolution von 1848*. Heidelberg 1851. — F. Lautenschlager, Amand Goegg, ein badischer Achtundvierziger. *ZGO* 96/1948, S. 19—38. — K. Stiefel, *Baden 1648—1952*. 2 Bde. Karlsruhe 1987. — Veit Valentin, *Geschichte der deutschen Revolution von 1848—1849*. 2. Bde. Berlin 1930, 1931. — Fr. X. Vollmer, *Der Traum von der Freiheit. Vormärz und 48er Revolution in Süddeutschland in zeitgenössischen Bildern*, Stuttgart 1983. — Fr. X. Vollmer, *Vormärz und Revolution 1848/49 in Baden*. Frankfurt a. M. 1979. — Fr. von Weech, *Badische Geschichte*. Karlsruhe 1890

# Not und Elend auf dem Land

Die Weltwirtschaftskrise von 1929/32 in der Ortenau

*Wolfgang Mathias Gall*

Die sozialen Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise auf die Stadtbevölkerung in Deutschland sind ausgiebig erforscht und allgemein bekannt: Massenarbeitslosigkeit, starke Einkommensverluste, Hunger und Elend<sup>1</sup>. Doch der Blick auf das Land und seine Bewohner ist oft heute noch durch das Vorurteil geprägt, daß es dem Bauern zu allen Zeiten besser ergeht, weil er ja seine Nahrung selbst anbauen kann. Wie wenig diese Einschätzung zumindest für die Zeit der Weimarer Republik mit der Realität übereinstimmte, soll der folgende Beitrag zeigen: Not, Elend und Hunger prägten auch den Alltag im badischen Dorf.

## *Land und Dorf im Abseits*

Daß heute die Unterschiede zwischen Stadt und Land immer mehr verschwinden und sich Dorf um Dorf zu Vororten expandierender Städte entwickelt, ist für uns längst schon zur Gewohnheit geworden. Die ländliche Kultur kann sich nur noch in Vereinen, bei Festen oder als touristische Attraktion behaupten. Vor sechzig Jahren konnte davon noch keine Rede sein. Im Gegenteil, zwischen Stadt und Land existierten große Unterschiede in Lebensgewohnheiten, im gesellschaftlichen Leben, in der Einstellung zur Natur und vor allem in der Höhe des Lebensstandards und der sozialen Absicherung.

Die Befragung älterer Dorfbewohner ergibt eine Beschreibung bäuerlichen Lebens, das jüngeren Menschen heute kaum noch oder überhaupt nicht im Bewußtsein ist.

Die dörfliche Biographie war von Beginn an auf die landwirtschaftliche Arbeit ausgerichtet. Kindheit bedeutete keine — von Stadtbewohnern oft romantisierte — „naturverbundene Idylle“, sondern harte Arbeit, d.h. Mitarbeit auf dem Feld. Die Schule konnte für Bauernkinder daher nur Nebensache sein, da die Bearbeitung des Ackers für die Zukunft der Familie wichtiger war als Bildung; eine Zukunft, die nur wenig Hoffnung zuließ, denn Krieg und Inflation hatten die Lage in der Weimarer Republik verdüstert.

Bis Ende der 20er Jahre blieb ein Wohnungsmangel als Erbe des Ersten Weltkriegs zurück<sup>2</sup>. Durch die Abtrennung der elsäß-lothringischen Gebiete vom Deutschen Reich mußten die kleineren Grenzlandgemeinden viele Flüchtlinge aufnehmen. Die Badische Landesregierung veranlaßte deswegen eine Erfassung der Wohnräume und eine strenge Kontrolle von Mietverhältnissen,

Wohnraumvergabe und Miethöhen. Dazu wurden sogenannte Einigungsämter eingerichtet. Bei allen Wohnungen mit mehr als für die Haushaltsangehörigen nötigen Räumen konnten unter Androhung polizeilicher Gewalt Zimmer beansprucht werden. Diese Maßnahmen wurden z.T. erst 1928 wieder aufgehoben, nachdem sich die Wohnungssituation verbessert hatte.

Daneben litten kleinere Gemeinden an einem anhaltenden Geldmangel, der sich in einer wachsenden Verschuldung niederschlug und vielen Gemeinden in der Weltwirtschaftskrise zum Verhängnis wurde.

### *Überleben durch Arbeit in der Industrie*

Obwohl die Landwirtschaft den Ortenauer Dörfern ihr Gepräge gab und sich die meisten Dorfbewohner als „Bauern“ fühlten, konnte ohne eine Arbeit in der Industrie oder in anderen Gewerben kaum jemand auskommen. Denn die Einflüsse von Industrialisierung und Realteilung hatten zwischen 1882 und 1900 eine Verschiebung der beruflichen Gliederung bewirkt<sup>3</sup>. Es entsprach einer Entwicklung, die für ganz Baden ebenso typisch wie für die Ortenau war. Immer mehr Bauern verließen ihren Beruf, zogen in die Städte und wurden Arbeiter.

### *Verteilung der landwirtschaftlichen Betriebe im Amtsbezirk Offenburg nach Größenklassen (1925)*

Betriebsgröße in ha	Zahl der Betriebe in %	bewirtschaftete Fläche in %
Parzellenbetrieb unter 2	68,0	16,8
Kleinbäuerlicher Betrieb 2 bis unter 5	23,0	22,0
Mittelbäuerlicher Betrieb 5 bis unter 20	6,5	19,0
Großbäuerlicher Betrieb 20 bis unter 100	2,0	24,0
Großbetrieb 100 und mehr	—	—

TAB. 1

Quelle: Die Landwirtschaft in Baden, Betriebszählung von 1925

*Fabriken mit mehr als 20 Arbeiter im Amtsbezirk Offenburg (1930)*

Industriesektor	Zahl der Betriebe	Arbeiter	
		männlich	weiblich
Steine und Erden	9	1114	355
Metall und Maschinen	5	881	240
Textil	4	773	456
Papier	4	322	51
Leder und Gummi	1	38	—
Nahrungs- und Genußmittel	3	136	33
Holz	5	390	6
Tabak	39	2079	1859

TAB. 2

Quelle: Stat. Jahrbuch für das Land Baden von 1930

Die größte Anzahl der Ortenauer Bauern behielt ihr Stück Land jedoch und pendelte nach Offenburg und Ortenberg, um dort in der nahegelegenen Industrie oder anderen Gewerben zu arbeiten<sup>4</sup>. Nahezu zwei Drittel aller Ortenauer Haushaltungen verfügten noch 1925 über einen landwirtschaftlichen Betrieb. Die meisten Landwirte besaßen nur einen Betrieb von höchstens 2 ha Fläche (vgl. Tab. 1). Der Grund für die sogenannte Parzellierung des bäuerlichen Besitzes lag an der in der Rheinebene vorherrschenden Vererbungsform der Realteilung, wodurch den Erben Grund und Boden zu gleichen Teilen übergeben wurde. Dies führte in den Gemeinden zu einer derartigen Zerstückelung des Bodens, die die Landarbeit nur noch unter dem Existenzminimum gestattete. Zugleich begünstigte die Realteilung die Gründung von Familien und sorgte damit bereits vor der Industrialisierung für eine starke Bevölkerungsvermehrung.

Viele Industrien suchten ihren Standort gerade in solchen Gebieten, die einen Mangel an Arbeit und einen Überschuß an Arbeitskräften hatten. Ein Beispiel stellten die Tabakfirmen im Hanauerland dar. Als arbeitsintensive Betriebe waren sie an billigen und flexiblen Arbeitskräften interessiert. Die dort arbeitenden Tabakbauern konnten mit dem kargen Arbeitslohn allein nicht auskommen und waren somit an ihren Landbesitz gebunden. Zumeist arbeiteten sie nur in den Wintermonaten in der Fabrik, da die Tabakbranche in dieser Zeit Hochkonjunktur hatte und im Sommer die Produktion ruhte. Die Arbeiter konnten in der warmen Jahreszeit ihrer Feldarbeit nachgehen, mußten aber auf Lohn und soziale Sicherungen verzichten<sup>5</sup>.

In der von mir untersuchten Rebgemeinde *Rammersweier*, die im folgenden als Beispiel dienen soll, arbeiteten 1928 über zwei Drittel der Bewohner außerhalb der Gemeinde. Von den 214 landwirtschaftlichen Betrieben wurden die meisten im Nebenerwerb bewirtschaftet; Rebbau und daneben Obst-, Gemüsebau und Viehhaltung wurden als Hauptverdienst genannt<sup>6</sup>. Nach Auskunft mehrerer älterer Rammersweierer gab es auch in ihrer Gemeinde wegen der Realteilung innerhalb des Dorfs keine Existenzmöglichkeiten. Selbständige Landwirte zählte man nur wenige. Ein sicherer Arbeitsplatz bei der Bahnmeisterei oder in der Industrie war der Traum vieler junger Männer. Doch viele schafften es aufgrund der schwierigen wirtschaftlichen Lage nicht, einen längerfristigen Arbeitsplatz zu finden. Wer dann doch in der Fabrik arbeiten konnte, ging nach Feierabend und am Samstagnachmittag aufs Feld.

Mit der außerdörflichen Arbeit der Männer veränderte sich auch die Tätigkeit der Frauen. Sie mußten zu der Hausarbeit und leichteren Arbeit auf dem Hof noch die Feldarbeit des Mannes übernehmen. Vorwiegend ledige Frauen gingen einer nichtlandwirtschaftlichen Tätigkeit nach. Eine Statistik über die Zahl der erwerbstätigen Frauen in Rammersweier aus dem Jahr 1926 besagt, daß 80 % in der eigenen Landwirtschaft und 20 % in der Fabrik, in einer Werkstatt oder als Putz- bzw. Waschfrau arbeiteten. Die Stellung der Frau als Arbeitskraft in der Familie blieb von den Zeitereignissen keineswegs unberührt. In der Kriegszeit bewies sie, daß sie „ihren Mann stehen konnte“, aber auch die mit der Abwesenheit des Mannes verbundene größere Arbeitsbelastung bedeutete eine Aufwertung der Rolle der Frau.

*Statistik über die Zahl der erwerbstätigen Frauen und Mädchen in Rammersweier vom 10. 11. 1926*

Tätigkeit	Zahl	
	ledig	verheiratet
Fabrik- und Werkstattarbeiterin	31	5
Heimarbeiterin	—	—
in der eigenen Landwirtschaft tätig	227	154
in fremder Landwirtschaft tätig	—	—
im Handel	6	4
als Hausbedienstete, Waschfrau, Putzfrau, Dienstbote	6	—
insgesamt	270	163

TAB. 3

Quelle: GaR XV. 2.

Das gesellschaftliche Leben auf dem Dorf spielte sich in den Vereinen ab. Vereine waren überwiegend eine Männerangelegenheit. Sie dienten zur gesellschaftlichen Einflußnahme, der Geselligkeit und dem Vergnügen. Wer es im Dorf zu etwas bringen wollte, mußte sich Verdienste im Engagement innerhalb eines Vereins erwerben. Oftmals waren männliche Dorfbewohner gleichzeitig in mehreren Vereinen aktiv, in Rammersweier vor allem im Turn-, Gesangs- und Musikverein<sup>7</sup>.

Der einzige Verein für männliche Jugendliche stellte der Katholische Jungmännerverein dar. Im Volksmund hieß er Burschenverein. Manchmal spielte man ein Theaterstück, um ein wenig Geld zu verdienen. Mädchen und junge Frauen hatten es meist noch schwieriger. Für sie gab es nur eine Möglichkeit zum außerfamiliären Freizeitkontakt, die Jungfrauenkongregation der Pfarrgemeinde. Dort sollten die Mädchen in „sittlicher und vaterländischer Erziehung auf ihre zukünftige Rolle als katholische Mutter und Ehefrau“ vorbereitet werden<sup>8</sup>.

Das geschlossene Sozialsystem der Dörfer, das für einen Städter und Nichtortsansässigen nur schwer rekonstruierbar war und ist, ermöglichte es den Bewohnern, im dörflichen Milieu auch dann noch eine Identität zu finden, wenn sie die Landarbeit nur noch im Nebenverdienst betrieben. Bei allen befragten Zeitzeugen stand die Sorge um ihren landwirtschaftlichen Betrieb immer im Mittelpunkt. Denn er bot nicht nur eine gewisse Gewähr für soziales Prestige im Dorf, sondern auch eine begrenzte soziale Absicherung und ein — wenn gleich dürftiges — Refugium im Falle der Arbeitslosigkeit.

Angesichts der beschriebenen Probleme kann man davon ausgehen, daß es bereits vor dem Beginn der Weltwirtschaftskrise 1929 auf dem Land ausgesprochene Strukturprobleme gab, die sich in der Armut vieler Dorfbewohner niederschlug.

### *Die Krise auf dem Land beginnt früher: Die Agrarkrise*

Die Gründe für die 1928 im Deutschen Reich einschlagende Agrarkrise sollen hier nicht weiter verfolgt werden, nur deren Folgen.

Den Bauern machten zwei Entwicklungen Kummer und Sorgen: die seit 1926 stärker werdende Preisschere u. a. zwischen den industriellen Gütern und ihren Agrarerzeugnissen und die hohe Verschuldung ihrer Betriebe. Beide Entwicklungen zusammen mußten schließlich in einer Katastrophe enden: durch den drastischen Preisverfall für landwirtschaftliche Güter schwand das bäuerliche Einkommen, und damit fehlte das nötige Geld für die Zahlung der Zinsen. Die Folge war ein rascher Anstieg der Zwangsversteigerungen<sup>9</sup>. Die Versteigerungswelle erreichte in Baden 1932 ihren Höhepunkt und betraf vorwiegend

die kleineren, von Nebenerwerbsbauern bewirtschafteten Betriebe. Warum, das zeigt wiederum das Beispiel der Tabakbauern am anschaulichsten.

Durch den Verfall der Rohtabakpreise und den Rückgang der Zigarrennachfrage infolge der Weltwirtschaftskrise wurde die gesamte Tabakindustrie Badens Anfang 1931 stillgelegt. In den Hauptzentren der Tabakindustrie Badens gab es Gemeinden, in denen bis zu einem Drittel der Einwohnerschaft arbeitslos war. Hier wird zum ersten Mal deutlich, daß die Nebenerwerbslandwirte von der Krise doppelt betroffen wurden.

*Durchgeführte Zwangsversteigerungen land- und forstwirtschaftlicher Grundstücke in Baden*

Betriebsgröße in ha	Jahr	Anzahl	Belastung pro ha in RM
unter 2 ha	1931	101	8369
	1932	123	7783
	1933	16	5313
2 bis unter 5	1931	20	4293
	1932	41	3711
	1933	7	4864
5 bis unter 20	1931	18	5988
	1932	39	2625
	1933	3	3158
20 bis unter 50	1931	6	1380
	1932	8	1227
	1933	2	515

TAB. 4

Quelle: Stat. Jahrbuch für das Land Baden von 1933

Die Agrarkrise betraf auch den Weinbau. Bereits 1926 sprach man von einer „Winzernot“. Absatzkrise, hoher Steuerdruck, mangelhafte Vermarktung sowie billige Importe aus benachbarten Weinländern stellten die Weinbauern in der Ortenau vor nahezu unlösbare Probleme. Die Idee eines Genossenschaftszusammenschlusses setzte sich in den 20er und 30er Jahren erst langsam durch. Die Gründung der Rammersweierer Winzergenossenschaft erfolgte im Jahr 1924. Da der Weinbau zu einer immer teurer werdenden Angelegenheit geworden war und Aufzucht, Verarbeitung und Vermarktung den einzelnen Winzer mehr und mehr überforderten, ging man nach und nach zu einer Errichtung von Weinkellern über. Den Höhepunkt stellte die Errichtung eines großen Winzerkellers im Jahr 1931 dar<sup>10</sup>.

## *Eröffnung des neubauten Winzerkellers der Winzergenossenschaft Rammersweier e. G.m.b.H.*

Rammersweier, 10. August

„Vor etwas über Jahresfrist begann man hier mit dem Bau eines neuzeitlichen Kellers seitens der hiesigen Winzergenossenschaft, über den auch in der „Offenburger Zeitung“ danach ausführlich berichtet wurde. Die beschränkten Raumverhältnisse, die der Genossenschaft zur Verfügung und der Entwicklung hemmend im Wege standen, machten den Kellerbau dringend notwendig. Der Schulhauskeller, der beim Neubau des Schulhauses eigens zur Lagerung von Wein eingerichtet und in den 1927 erstmals Wein eingelegt wurde, konnte bereits 1928 nicht mehr allen Wein fassen, den die Genossenschaft von ihren Mitgliedern abnehmen mußte. In Privatkellern mußte deshalb Wein gelagert werden; außerdem waren auch keine eigentlichen Räume für Flaschenlagerung und -reinigung wie auch zur Traubenkelterung vorhanden. Das waren auf die Dauer unhaltbare Zustände. Andererseits aber bot der Bau von neuzeitlichen Kellereien die Gewähr zur richtigen Pflege und zum Ausbau einwandfreier Qualitätsweine, was sich in bezug auf Absatzhebung nur günstig auswirken konnte.

Der Bau des Winzerkellers konnte im vorigen Jahr soweit gefördert werden, daß bereits im Herbst der neue Wein in demselben eingelagert werden konnte. Die restlose Fertigstellung, die innere und äußere Ausstattung aber erfuhr erst in diesem Jahr ihre Verwirklichung. . .“

### *Die Weltwirtschaftskrise: Die Lage verschärft sich*

Am Donnerstag, dem 24. Oktober 1929, überraschte ein tiefer Sturz der Aktienkurse an der New Yorker Börse die westliche Wirtschaft. Nur fünf Tage später erreichte der fortschreitende Zusammenbruch der Börsenkurse katastrophale Ausmaße. Damit begann die Weltwirtschaftskrise. Spektakuläre Zusammenbrüche bedeutender Industrie- und Handelsfirmen sowie folgenreiche Konkurse angesehener Bankhäuser prägten das Erscheinungsbild der Krise in Deutschland. Auf deren Höhepunkt im Jahr 1932 übertraf die Arbeitslosenzahl die 6 Millionengrenze, die Mehrheit der Bevölkerung mußte starke Einkommenseinbußen hinnehmen. Furcht, Not und Sorge erfüllten den Alltag und die Gemüter der Menschen; Furcht vor Hunger, unaufhaltsamer Verarmung, Furcht vor einer unsicheren Zukunft und der Erschütterung war auch die Not der Landwirtschaft.

In Baden wurde der bäuerliche Kleinbesitz in den gebirgigen Gebieten Südwestdeutschlands am stärksten betroffen. In einem Artikel des „Badischen Bauern“, dem Verbandsblatt des Badischen Bauernvereins, vom Februar 1932 steht zu lesen: „(. . .) in vielen Dörfern mangelt es an den kleinsten Geldbeträgen, und der allgemeine Lebensstandard ist selbst unter den manches städtischen Erwerbslosen tief herabgesunken.“

Für die krisengeschüttelte badische Landwirtschaft kam damit nach 1929 die Depression in der Industrie hinzu. Die sich seit der Jahrhundertwende durch-

setzende Arbeitsteilung zwischen landwirtschaftlicher und gewerblicher Arbeit wurde damit für die Jahre hinfällig.

### *Die Bauern werden arbeitslos*

Arbeitslosigkeit war somit kein rein städtisches Problem mehr. Riesige Arbeitslosenheere, die vor den Werken Schlange standen, existierten auf dem Land nicht, denn die ländlichen Arbeitslosen mußten, ob sie wollten oder nicht, in die Dörfer zurückziehen. Dort, im Rahmen eines ihnen vertrauteren Sozialsystems, erhofften sie sich eher Hilfe. Das Dorf konnte arbeitslos gewordene Bewohner bis zu einem bestimmten Grad auffangen, sei es durch Tagelohnarbeit, Gemeindearbeiten oder durch die Mitversorgung in der eigenen Familie. Die in den Dörfern erstellten offiziellen Arbeitslosenzahlen sagen oft nur die halbe Wahrheit aus. Denn auf dem Land existierte bereits traditionell eine strukturelle Arbeitslosigkeit. Viele Betroffene hatten Scheu vor dem Status eines öffentlichen Wohlfahrtsempfängers, der ja im Gegensatz zur Stadt jedem Dorfbewohner bekannt war.

In Rammersweier wurden Jugendliche und jüngere Erwerbstätige zwischen 18 und 25 Jahren am härtesten betroffen. Bereits 1928 waren von 13 in der Fürsorge stehenden Arbeitslosen 8 nicht älter als fünfundzwanzig Jahre. 1928 verdoppelte sich deren Zahl<sup>11</sup>.

Arbeitslos wurde auch in Rammersweier hauptsächlich die angesprochene Gruppe der Nebenerwerbsbauern. Viele hatten zuvor ihren Arbeitsplatz mehrere Male wechseln müssen oder standen nur in kurzzeitigen Beschäftigungsverhältnissen. Ein Arbeitsloser schreibt im Januar 1931 an das örtliche Bürgermeisterei<sup>12</sup>:

„Im Juni 1929 wurde ich bei der Spinn- und Weberei Offenburg arbeitslos und erhielt dann Arbeitslosenunterstützung bis Anfang August. Von da an arbeitete ich 11 Wochen bei der Firma G. bei Grabarbeiten zur Ferngasversorgung. Dann bezog ich wieder Arbeitslosenunterstützung bis zum 26. 3. 1930. Während des Frühjahrs und Sommers 1930 war ich bei Maurer X. in Rammersweier beschäftigt (. . .) Es steht mir hiernach auch der Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung für 26 Wochen zu.“

Ein 30jähriger Arbeitsloser schreibt im Februar 1932 an das Arbeitsamt Offenburg<sup>13</sup>:

„Ich war Sommer 1930 bei der Firma F. in W. während 30 Arbeitstagen beschäftigt. Nach einer kurzen Beschäftigungszeit in Straßburg war ich etwa acht Wochen krank. Im Sommer 31 erhielt ich Arbeit bei der Bahnmeisterei I. in Offenburg. Hier konnte ich arbeiten 23 Wochen (. . .) und eine Woche (. . .). Im Januar und Februar d.J. war ich bei der Gemeinde Rammersweier beschäftigt und bei Landwirt S. in D. (. . .) Hiernach ergibt sich eine Gesamtzeit von 167 Arbeitstagen. Da die Anwartschaft mit 157 Arbeitstagen erfüllt ist, habe ich die Voraussetzungen erfüllt, an die das Gesetz die Gewährung der Unterstützung knüpft. Ich ersuche daher meinen Antrag auf Gewährung der Arbeitslosenunterstützung zu entsprechen und bitte um beschleunigte Behandlung, da ich mit meiner Familie sonst der Not ausgesetzt bin.“

Mit wachsender Dauer rutschten die meisten Betroffenen immer weiter aus der Arbeitslosenversicherung heraus, bis sie letztendlich auf die alleinige finanzielle Unterstützung der dörflichen Fürsorge angewiesen waren. Dies war ein im ganzen Deutschen Reich allgemein bekanntes Phänomen. Durch die Verschärfung des Arbeitslosenversicherungsgesetzes in den Jahren 1930, 1931 und 1932, infolge der die Arbeitslosenunterstützung von ursprünglich 26 Wochen auf 20 und schließlich auf 6 Wochen verkürzt wurde, fiel die Mehrzahl der Dauerarbeitslosen immer weiter aus dem ohnehin lockeren sozialen Netz heraus. 1932 betrug deren Anteil an der Gesamtzahl der badischen Arbeitslosen 50%! Demnach bezog die Hälfte der Arbeitslosen ihren Unterhalt aus der öffentlichen Fürsorge der Gemeinden und Bezirksfürsorge. Was dies für die bereits hoch verschuldeten Gemeinden bedeutete, kann man sich unschwer vorstellen. Angesichts eines erheblichen Rückgangs der Steuereinkünfte in der Krisenzeit blieb nur wenig Spielraum. Auch die Erhebung von Bier-, Getränke- und Bürgersteuern konnte den finanziellen Notstand nicht lindern. Viele ländliche Arbeitslose beklagten sich deshalb beim Arbeitsamt oder beim Bürgermeisterrat über die dürftigen Bezüge.

So z.B. schreibt ein Arbeitsloser im Mai 1932 an das Arbeitsamt Offenburg<sup>14</sup>: „Mit Bescheid des Arbeitsamtes Offenburg vom 25. ds. Mts. wurde mir mitgeteilt, daß meine Krisenunterstützung auf wöchentlich 8 RM herabgesetzt worden sei mit Rücksicht darauf, daß mir die Möglichkeit gegeben sei, im gewissem Umfang in der Landwirtschaft meines Vaters mitzuarbeiten. Gegen diesen Bescheid erhebe ich Einspruch. Mein Vater ist infolge der Beschwerden, die er sich während seiner Militärdienstzeit in den Kriegsjahren zugezogen hat, in seiner Gesundheit beeinträchtigt. Wenn ich ihm dann bei einigen Arbeiten aushelfe, so ist das nichts weiter, als die Erfüllung einer Pflicht, für die ich keine Vergütung nicht erhalte, (. . .). Die Landwirtschaft meines

*Arbeitslose und Art der Unterstützung im Jahresdurchschnitt 1929 bis 1932 in Baden*

Jahr	Al abs.* = 100%	in Al-vers.		in Krisenfürs.		Wohlf. Al		sonst. Al	
		abs.	in %	abs.	in %	abs.	in %	abs.	in %
1929	71366	41614	58,3	6457	9,0	23295	42,7	—**	—**
1930	99813	52650	52,7	11139	11,2	36024	36,1	—**	—**
1931	145407	59137	40,7	27247	18,8	20277	14,0	38746	26,5
1932	174688	38361	22,0	47267	27,1	42507	24,3	46553	26,6

TAB 5.

\* Al = Arbeitslose (n)

\*\* keine Angaben

Quelle: Stat. Jahrbuch für das Land Baden von 1933

Vaters ist auch so gering, daß deren Ertrag nicht einmal zum Unterhalt seiner eigenen Familie ausreicht (. . .). Ich wohne in einer Neuwohnung und muß monatlich 30 RM Miete bezahlen. Alles was zum Lebensunterhalt notwendig ist, muß ich kaufen. Meine Frau arbeitet nur noch an drei Tagen in der Woche (. . .). Es ist ganz ausgeschlossen, daß ich nach Kürzung meiner Unterstützung noch mit meiner Frau durchkommen kann.“

Die Lage der Dauerarbeitslosen im Dorf war wenig hoffnungsvoll. Im Fall eines Arbeitslosen richtete der damalige Bürgermeister mehrere Gesuche um dessen Wiederanstellung an die Reichsbahn. Jedesmal erhielt er jedoch eine Absage. In der Zwischenzeit hatte sich die Lage des Betroffenen noch verschlechtert. Die Familie mußte nun von dem geringen Verdienst der beiden Söhne leben, wovon sie zusätzlich für einen Kredit Zinsverpflichtungen nachzukommen hatte. Inzwischen kündigte die Darlehenskasse diesen Kredit, und auch die Beiträge zur Pflichtversicherung der Arbeiterpensionskasse aus der Beschäftigungszeit des Arbeitslosen bei der Reichsbahn konnte die Familie nur mit Mühe und Not aufbringen. Am Schluß stand die Zwangsversteigerung. Mit der Aussteuerung aus der Arbeitslosenversicherung wurde Arbeitslosen auch keine Krankenfürsorge mehr zuteil. Im Krankheitsfall oder bei einem Unfall mußten sie, wie der 29jährige Arbeitslose aus Rammersweier, die Arztkosten selbst bezahlen<sup>15</sup>:

„Ich habe bei einem Bekannten beim Holzschlitten geholfen, um wenigstens das Essen zu verdienen. Lohn habe ich keinen erhalten, da noch ein Bruder von mir arbeitslos ist und meine Mutter, die gelegentlich Wascharbeiten verrichtet, infolge der Kälte keinen Verdienst mehr hat. Durch die Ausscheidung aus der Arbeitslosenunterstützung wird auch die Krankenfürsorge nicht mehr gewährt. Zur Tragung dieser Kosten wäre ich außerstande.“

Die schrittweise Verarmung betraf vor allem die dörflichen Unterschichten. Sie verdeutlicht zugleich deren hoffnungslose Situation: um zu überleben waren sie von einer Arbeit außerhalb der Landwirtschaft abhängig. Als mobile ungelernete Arbeitskräfte gehörten sie jedoch zu den ersten Opfern der Krise und wurden arbeitslos. Das Dorf konnte zwar ein begrenztes Arbeitspotential auffangen, in harten Krisenzeiten hingegen gelang diese Kompensation nicht: den nicht unterstützten Arbeitslosen blieb nur noch die Tagelohnarbeit oder Bettelerei übrig.

#### *Vom Kredit zur Zwangsversteigerung*

Die verschlechterte Ertragslage brachte die meisten landwirtschaftlichen Betriebe in finanzielle Schwierigkeiten. Die nach der Inflation 1923 oft aufgenommenen Kredite konnten nicht mehr zurückgezahlt werden. Die Zwangsversteigerung von Grund und Boden, Hab und Gut war das furchtbare Ende für viele Bauern. In Rammersweier begann die Welle der Zwangsversteigerungen im Jahr 1928 und erreichte 1931/32 ihren Höhepunkt.

1925 und 1926 stellte die Reichsregierung zur Linderung der Notlage der Winzer Darlehen in Höhe von 30 Millionen Reichsmark und 12 Millionen Reichsmark zur Verfügung. Die Beträge zahlte die Badische Landeshauptkasse den Gemeinden der Rebflächengröße entsprechend aus, wobei Rammersweier 24 280 Reichsmark bzw. 19 600 Reichsmark erhielt<sup>16</sup>. Die Kredite sollten Winzern mit einer Rebfläche bis zu 0,75 ha zugute kommen; das waren im Ort 92 bzw. 117 Winzer. Aber die ursprünglich kurzfristig gedachten Darlehen konnten von den Weinbauern nach 1928 nicht mehr fristgerecht zurückgezahlt werden. Wegen der schlechten Weinernte im Jahr 1928 und der anhaltenden Not der darauffolgenden Jahre wurden die Rückzahlungsfristen bis weit in die 30er Jahre hinein verschoben. Die Weltwirtschaftskrise schlug sich ferner in immer stärker wachsenden Steuerrückständen der Dorfbewohner gegenüber ihrer Gemeinde nieder.

Im Herbst 1928 sah sich der Rammersweierer Gemeinderat aufgrund einer Anordnung des Badischen Bezirksamtes Offenburg gezwungen, seine Schuldner vorzuladen<sup>17</sup>. Doch die Steuerschuld wuchs immer weiter an. Betrug der Rückstandsbetrag im Jahr 1928 noch 3 400 Reichsmark, waren es drei Jahre später bereits über 25 000 Reichsmark. 1929 mußte die Gemeinde mit Strafmaßnahmen drohen, Stromsperrern, Entzug des Bürgerholzes und Klagen waren die Folge.

### *Das Dorf ist überfordert*

Da auf das Dorf sämtliche Krisenphänomene zurückwirkten, konnten Gegenmaßnahmen, sofern sie dörflicher, traditioneller Natur waren, nur sehr wenig helfen. Als im Deutschen Reich die ersten Arbeitsbeschaffungsprogramme 1930 anliefen, spürten die Landgemeinden, daß die Städte bei der Vergabe bevorzugt behandelt wurden. Denn der Abbau der in den Städten deutlicher sichtbaren und politisch gefährlicheren Massenarbeitslosigkeit ließ die finanziell schlechter gestellten Gemeinden abseits stehen. Dies erregte sichtbaren Unmut bei den kleineren Gemeinden. Auch der Bürgermeister von Rammersweier legte im August 1930 zusammen mit anderen Ortschaften einen Protest beim Badischen Gemeindeverband ein. Der Grund: Die Karlsruher Zeitung hatte in einer Meldung berichtet, daß bei einem vom Reich finanzierten Wohnungsbauprogramm in Konstanz nur dort ansässige Arbeitslose eingestellt wurden<sup>18</sup>. Solche staatlichen Maßnahmen hätten zu diesem Zeitpunkt mit Sicherheit zu einer Entlastung der angespannten dörflichen Situation geführt.

Die traditionelle Dorffürsorge oblag der Kirche und den Vereinen. Bis auf wenige Hinweise gibt es in den zuständigen Pfarrgemeindeakten Weingartens keine Angaben. Da Rammersweier zu dieser Zeit keine eigene Pfarrgemeinde war und mit den Orten Fessenbach und Zell-Weierbach zur Pfarrgemeinde Weingarten zählte, existierte im Dorf nur ein Schwesternhaus mit Kapelle. Drei Ordensschwestern waren für ambulante Krankenpflege und eine Schwe-

ster für die Kleinkinderschule tätig. 1931 wies man Rammersweier eine Nähschwester zu, die jungen Mädchen und Frauen Nähunterricht erteilen sollte. Aus einem Brief des Gemeinderats geht jedoch hervor, daß nur wenige der Angesprochenen wegen der Krise überhaupt Zeit hatten, die Kurse zu besuchen:

„Offenbar ist die wirtschaftliche Not doch noch größer, als wir angenommen hatten. Der Schulbesuch ist im Vergleich zu früheren Jahren recht gering. Manches Mädchen und manche junge Frau würde den Kurs besuchen, wenn sie Mittel für die zu verarbeitenden Stoffe hätte<sup>19</sup>.“

Die Vereine führten mehrere Wohltätigkeitsveranstaltungen durch. In einer Nachbargemeinde sammelte der Gesangverein „Frohsinn“ bei einem Theaterabend zugunsten der Kleinkinderschule. Aufgeführt wurde ein Volksstück in neuen Bildern<sup>20</sup>. In Rammersweier lud der dortige Gesangverein 1932 zur Weihnachtsfeier ein, „(. . .) hauptsächlich deshalb, um seine Mitglieder nebst Angehörigen einmal für einige Stunden von ihren Alltagsorgen, von ihren Kümernissen und Nöten dieser schweren Zeit zu befreien<sup>21</sup>.“ Solche Feiern kamen jedoch immer seltener zustande. „Die Not und das Elend, das in Stadt und Land herrscht, hielt die meisten hiesigen Vereine davon ab, Weihnachtsfeiern zu veranstalten<sup>22</sup>.“

Im Winter 1931 führte die Gemeinde Rammersweier Winterhilfsmaßnahmen durch. Der Erlös einer Haussammlung sollte etwa 15 Familien zugute kommen, um deren Bedarf an Obst und Gemüse zu decken<sup>23</sup>. Den von der damaligen Reichsregierung zur Verfügung gestellten verbilligten Bezug von frischem Fleisch konnten 14 Hauptunterstützungsempfänger erhalten, zwei Sozial- und Kleinrentner, zwei Wohlfahrtserwerbslose und ein Ortsarmer. Zusätzlich stellte der Staat 1932 in Not geratenen Landwirten geringe Hilfen zur Verfügung<sup>24</sup>.

### *Krise der dörflichen Lebenswelt?*

Die bis in alle Lebensbereiche einwirkende Weltwirtschaftskrise verdeutlicht zweierlei:

Zum einen zeigt sie, wie eine von der nichtlandwirtschaftlichen Arbeit immer mehr abhängige dörfliche Welt an vorläufige Grenzen gerät: Die Existenz vieler Dorfbewohner hing vom landwirtschaftlichen Ertrag noch zu sehr ab, der Arbeitslohn in der Industrie reichte für das Leben nicht aus. Erst als sich die Löhne in den ländlichen Regionen nach 1945 allmählich an die städtischen anpaßten, stieg auch der Lebensstandard im Dorf. So wurden die Nebenerwerbslandwirte von der Weltwirtschaftskrise doppelt betroffen. Diese Krisenzeit war somit eine Krise der dörflichen Lebenswelt überhaupt.

Zum anderen zeigt das Beispiel, daß das Urteil über die „immer besser gestellten“ Bauern in diesem Falle wirklich ein Vorurteil darstellt.

### *Anmerkungen*

- 1 empfehlenswerte Literatur hierzu: C.P. Kindleberger, Die Weltwirtschaftskrise 1929—32. München 1973; R. Vierhaus, Die Auswirkungen der Krise um 1930 in Deutschland, in: W. Conze (Hrsg.), Die Staats- und Wirtschaftskrise des Deutschen Reichs. Stuttgart 1967, S. 155—175; F. Blaich, Der Schwarze Freitag. München 1985.
- 2 Gemeindearchiv Rammersweier (GaR) II.-1—6.
- 3 Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zählte Baden 54 Fabrikbetriebe (mit 10 und mehr Arbeitern) in 133 Gemeinden. 1900 waren es bereits sechsmal soviel Arbeiter in 2941 Betrieben in 504 Gemeinden.
- 4 1924 arbeiten 70 % der in der Offenburger Industrie Beschäftigten als Pendler.
- 5 vgl. W. Kaiser, Die Industrialisierung und Proletarisierung der badischen Agrarbevölkerung. Diss. 1926.
- 6 GaR V.2.—6.
- 7 GaR II.-1—6.
- 8 vgl. Offenburger Zeitung v. 25. 7. 1932.
- 9 vgl. R. Allgeier, Grenzland in der Krise, Die badische Wirtschaft in der Krise 1928 bis 33, in: T. Schnabel (Hrsg.), Die Machtergreifung in Südwestdeutschland, S. 150—179; dieses Buch ist sehr zu empfehlen.
- 10 zum Weinbau: H. Schmedding, Weinbau in Baden, Diss. 1969; F. Blaich, „Der Winzersturm in Bernkastell“, Ursachen und Auswirkungen eines Steuerstreiks in der Weimarer Republik, in: Zeitschr. f. Agrargeschichte und Agrarsoziologie. 1/31, 1985, S. 2—26.
- 11 GaR XX./5b, weitere Zahlen gehen aus den Akten nicht hervor.
- 12 ebenda.
- 13 ebenda.
- 14 GaR XX./5b.
- 15 GaR XX./5b.
- 16 GaR VII-1—9.
- 17 GaR IV-3—10a.
- 18 GaR XVIII.-1a—5.
- 19 GaR VI.-1—5.
- 20 Offenburger Zeitung v. 18. 1. 1931.
- 21 Offenburger Zeitung v. 27. 12. 1932.
- 22 Offenburger Zeitung v. 28. 12. 1932.
- 23 GaR XX.—15.
- 24 GaR XX.—15; z.B. Sachleistungen wie Brikett und Mehl.

### *Literatur*

- U. Herrmann, Aufwachsen auf dem Dorf — „Dortmals“, in: Der Bürger im Staat. 4/1983, S. 180—185.
- Albert Ilien, Utz Jeggle, Leben auf dem Dorf. Opladen 1982.
- Wolfgang Kaschuba, Carola Lipp, Dörfliches Leben. Tübingen 1982.
- Karl August Lehmann, Offenburg in der Zeit der Weltwirtschaftskrise 1930—33, in: Die Ortenau 57/1977, S. 220—251.
- Heidi Rosenbaum, (Hrsg.), Seminar: Familie und Gesellschaft, Materialien zu den sozioökonomischen Familienformen. Frankfurt 1982.
- Günther List, (Hrsg.), „Deutsche laßt des Weines Strom ins ganze Reich vergießen“. Heidelberg 1985.
- Otto Kähni und Alfons Staedele (Hrsg.), Die Ortenau in Wort und Bild, Offenburg 1960.
- Gert Zang, Die unaufhaltsame Annäherung an das Einzelne. Reflexionen über den Nutzen der Regional- und Alltagsgeschichte. Konstanz 1985.

### *Abkürzungen*

- GaR = Gemeindearchiv Rammersweier  
O.Z. = Offenburger Zeitung

# 400 Jahre Kur in Bad Peterstal-Griesbach

*Bernhard Huber*

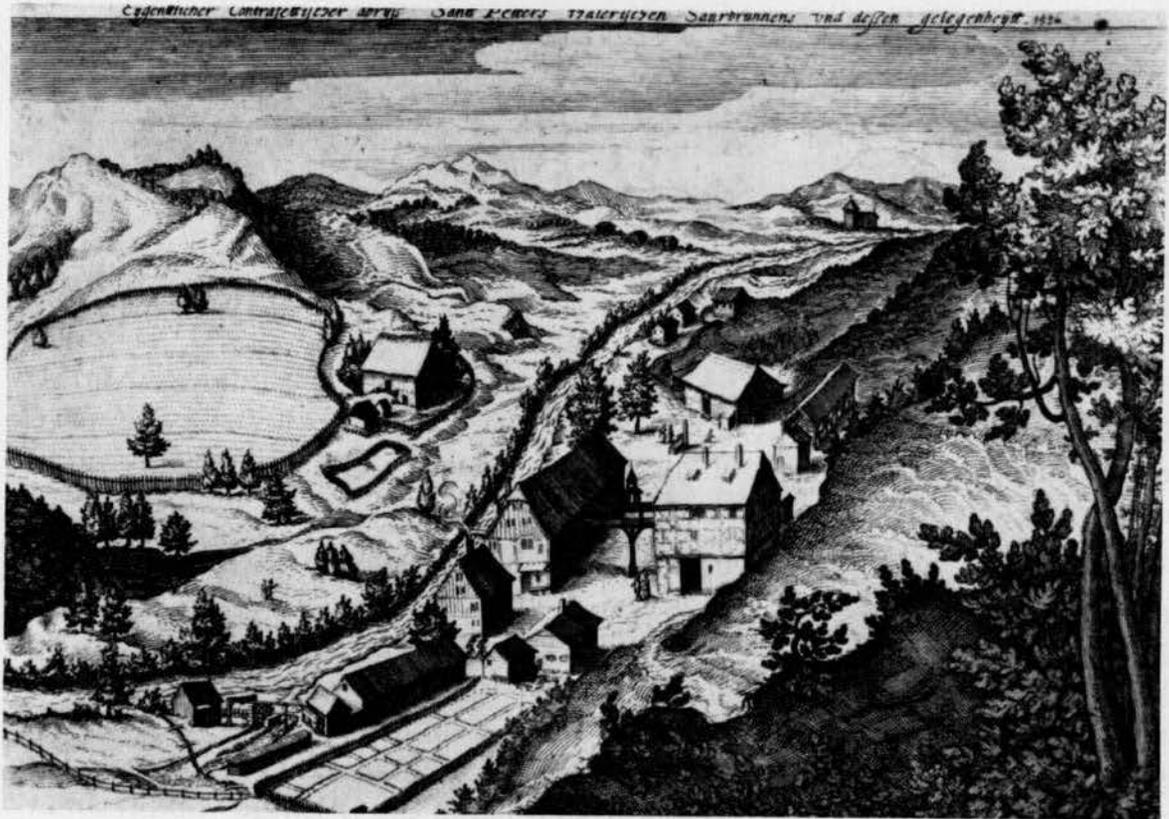
In den Jahren 1984 und 1985 wurde in Bad Peterstal-Griesbach das 400jährige Kurjubiläum gefeiert. 1584 wurden die beiden Bäder erstmals von dem Arzt Theodor von Bergzabern, der sich Tabernaemontanus nannte, in seinem Werk „New Wasserschatz“ beschrieben. „Das ist von Allen heylsamen Metallischen Minerischen Bädern und Wassern, Sonderlich aber von den newen erfundenen Sauerbrunnen zu Langenschwalbach. . . und im Schwartzwald in dem löblichen Stifft Strassburg im S. Petersthal und der Greißbach . . .“

Wann die Quellen entdeckt wurden, seit wann Badegäste kamen, um ihre heilsame Kraft zu erfahren, ist unbekannt. Doch wurde 1607 in der Peterskapelle in Peterstal auf einem Pergamenttäfelchen ein Gebet gefunden, das vermutlich in den Anfang des 14. Jahrhunderts zurückreicht. Darin dankt der Beter Gott für den besonderen Segen der Quellen. Mithin ist anzunehmen, daß sie schon im späten Mittelalter bekannt waren. Ihre Entwicklung wurde vor allem durch die Landesherren des Renchtals gefördert, die Bischöfe von Straßburg (bis 1803), und der Aufstieg hielt an, als das Renchtal als Pfandschaft den Herzögen von Württemberg gehörte (1604—1634 und 1649—1664).

Der Straßburger Bischof, der sich große Verdienste um die Renchtalbäder erworben hat, war Johann von Manderscheid (1569—1592). Er schickte 1579 *Tabernaemontanus*<sup>1</sup> in die Bäder, um sie zu besichtigen und zu probieren. Dabei veranlaßte er in Peterstal einen Bauern namens Benedikt Schmitt, die Gebäulichkeiten um den Petersbrunnen wohnlicher auszugestalten. Beide Brunnen, den oberen in Griesbach und den unteren in Peterstal nahm er in seine persönliche Fürsorge. Der ehemals obere Brunnen findet sich heute im Mütterkurheim in Bad Griesbach, der untere im Fachkrankenhaus Bad Peterstal.

## *Unter württembergischer Herrschaft*

Herzog Friedrich I. (1593—1608), der das Renchtal als Pfand für Württemberg erworben hatte, kümmerte sich nicht nur um den Aufbau und die Verwaltung des Amtes Oberkirch, sondern auch u.a. um das Badewesen. Um 1607 veröffentlichte der Physikus der württembergischen Pfandherrschaft und Badeinspektor *Dr. Graseck*<sup>2</sup> eine eingehende Beschreibung der Sauerbrunnen von Peterstal und Griesbach. 1608 berichtet er, daß in den vergangenen 40 Jahren Tausende von Kranken die Heilquellen besucht haben und geheilt worden sind. Dr. Graseck schreibt bereits von einem Sanct Petersthal und bringt ebenfalls wie Tabernaemontanus die Namensgebung der Petersquelle in Zusammenhang mit einer Kapelle „Sanct Peter, die 3 Ackerlängen“ von der Quelle entfernt ist.



*Bad Peterstal mit Peterskapelle 1607*

1605, 1617 und 1639 wurden eigene Badeordnungen für die Bäder Peterstal und Griesbach erlassen. Dabei war alles bis auf das Detail festgelegt. Verhaltensrichtlinien waren darin für Badegäste, das Badepersonal und auch für die Badwirte aufgestellt. Auch der Einkauf von Nahrungsmitteln und Getränken war durch strenge Anweisungen geregelt. Den Gastgebern wurde nahegelegt, mindestens 2 klare und schöne unverfälschte Tischweine bereitzuhalten. In der Badeordnung von 1618 wurde zusätzlich darauf hingewiesen, daß der Wirt nur „fürnemlich gesunde und saubere Brunnenknecht oder Wasserschöpfer einstellen soll“. Die Badeanstalten wurden außerdem unter des Fürsten besonderen Frieden und Schutz gestellt. Burgfrieden sollte herrschen im ganzen Raume von der Quelle zu Griesbach bis zur Kirche in Petersthal. „Wer diesen beständigen Burgfrieden stört, welchen Standes er auch sei, soll einer gerechten Strafe zugeführt werden“.

Zu Beginn der Badfahrten (Beginn der Kursaison) kam der Amtmann von Oberkirch in die Bäder und verlas dem Badpersonal, den Badwirten und den anwesenden Kurgästen die Badeordnungen im Wortlaut. Die Badewirte waren gehalten, die Badgäste zweimal wöchentlich dem Amte Oberkirch zu melden. In den Badeordnungen waren u.a. auch Taxordnungen für die Räumlichkeiten („Taxa der Losamenter“) sowie für das Essen und die Getränke erlassen. Die Wohneinheit in den Bädern Petersthal und Griesbach bestand damals meistens aus einer Kammer und einer Stube. Sie waren mit Tiernamen be-

zeichnet und kosteten pro Woche für 1 Person 2 Gulden, für mehrere Personen 3 Gulden. Mansarden für den „Gemeinen Pöbel“ kosteten dagegen nur 1—2 Batzen pro Woche. (1 Batzen = 4 Kreuzer = 1/15 Gulden). Das Mittagessen für eine Mannsperson belief sich auf 6 Batzen, das Mittagessen für ein Frauenzimmer kostete dagegen nur 5 Batzen. Mit 10 — 12 Kronentalern kam man zur damaligen Zeit für eine Kur in unseren Bädern aus.

Interessant ist auch, daß in der Badeordnung von 1605 das Disputieren über Religionssachen den Kurgästen untersagt war. Dies mag zunächst sonderlich anmuten. Es wird jedoch verständlich, wenn man sich an die religiös aufgewühlte Zeit vor dem 30jährigen Krieg (1618 — 1648) erinnert.

Auch während des 30jährigen Krieges ist das Badeleben nie ganz erloschen. 1644 erschien in der *Topographia Alsatae* von *Matthäus Merian* ein Kupferstich des Bades Petersthal und des Bades Griesbach. Merian berichtet ausführlich über die guten Heilwirkungen von zwei trefflichen guten Sauerbrunnen. Der obere ist in Griesbach gelegen, der untere (Petersquelle) in St.-Petersthal, wo sich auch eine kleine Kirche und hin und wieder etliche Häuser befinden. Er schreibt weiter „Es hat gesunde Leut herumb, so sehr alt werden, daß sie 105 und 110 Jahr erreichen, so man dem Wasser, das sie trinken, zuschreibet“.

### *Bad Peterstal und Bad Griesbach im 17. Jahrhundert*

#### *Die Kuren und das Badeleben*

In der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts hat man ebenso wie schon zu Tabernaemontanus Zeiten Bade- und Trinkkuren durchgeführt. Während der Kur hat man in aller Frühe (ca. 5 Uhr) ein Bad genommen und je nach Konstitution am frühen Nachmittag (ca. 15 Uhr) noch einmal gebadet. Im Abstand hiervon wurden zusätzlich Trinkkuren durchgeführt. Dabei hat man abends (ca. 17 — 18 Uhr) allerdings nur ein Drittel bis die Hälfte der am Morgen getrunkenen Menge an Sauerwasser zu sich genommen. Die Dauer der Bäder belief sich auf 1 — 2 Stunden täglich. Während des Bades sollte nichts zu sich genommen werden, und im Anschluß an ein Bad war eine Liegezeit im Bett einzuhalten. Sowohl während der Liegezeit als auch im Bade selbst hatte man jedoch dem Schlaf zu widerstehen. Auch die Trinkkuren waren in der Quantität reichlich bemessen, allerdings war auch hierfür nicht eine starre Vorschrift, sondern die Konstitution des einzelnen entscheidend. Während schwächliche Personen mit 1 — 2 Glas Sauerwasser täglich auskamen, hatten andere mit „starker Leibeskstitution“ bis zu 3 Litern und mehr Brunnen am Tage getrunken. Während des Essens oder kurz danach sollte kein Sauerwasser getrunken werden.

Schon Tabernaemontanus hat sehr ausführlich auf die externe Wirkung des braunen Schlammes hingewiesen, der sich in den Leitungen und Röhren absetzt, durch welche das Sauerwasser fließt. Bei Gliederschmerzen sollte zu-

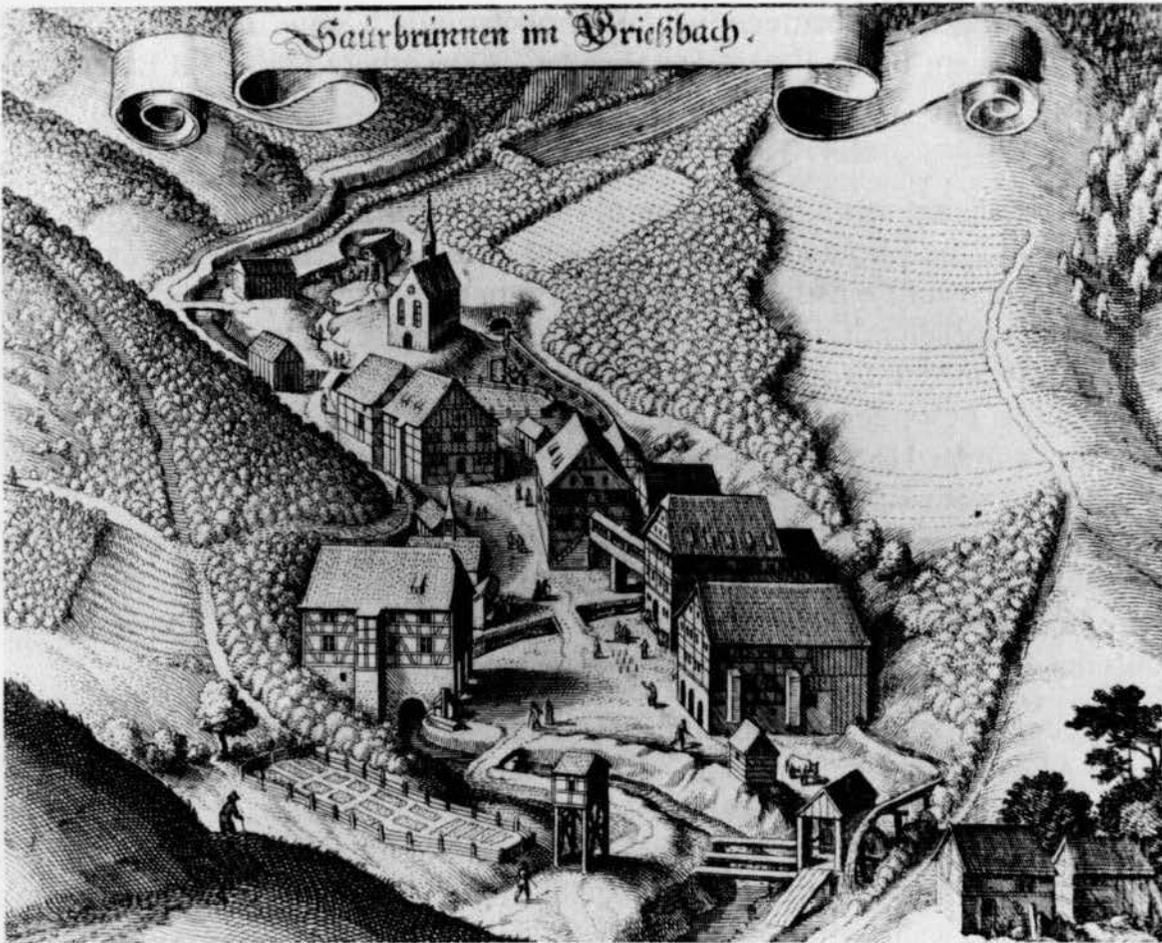


*Bad Peterstal*  
*Kupferstich aus Matthäus Merian, Topographia Alsatiæ 1644*

nächst das kranke Glied mit erwärmtem Sauerwasser eingerieben und danach mit dem Schlamm bestrichen werden. Diese Prozedur sollte ein- bis zweimal täglich durchgeführt werden und zwar morgens in der Frühe und abends. Dabei wurde der Schlamm solange belassen, bis er eintrocknete und von selbst abfiel. Während einer solchen Schlammkur, die auch zeitweilig entfernt von der Quelle ausgeführt wurde, sollte man keine Trinkkuren durchführen.

Ein Arzt war erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den Bädern Griesbach und Peterstal wohnhaft. Der einzelne Badegast konnte daher früher seine Kur im wesentlichen nach Gutdünken und nach eigener Verträglichkeit ausrichten. In diesem Zusammenhang hat sicher auch häufig das „viel hilft viel“ gegolten.

Trotz der oft langen Badezeiten und der reichlich bemessenen Trinkkuren hat man die Quantität der Maßnahmen im Laufe der Kur gesteigert und ist dann zu Ende eines mindestens 3wöchigen Aufenthaltes wieder an den Anfang der Badezeit und der Menge des anfänglich getrunkenen Sauerwassers zurückgegangen. Man hat sich also im Laufe der Kurmaßnahmen „ein- und ausgeschlichen“, eine Maßnahme, die auch heute noch beachtenswert ist. Außerdem waren auch die Badgäste gehalten, nach Eintreffen in die Bäder (vor Beginn der Trink- und Badekuren) 1 — 2 Ruhetage einzuhalten.



*Bad Griesbach*

*Kupferstich aus Matthäus Merian, Topographia Alsatiae 1644*

Nach dem 30jährigen Krieg sind bei uns wie auch anderen Orts die Trinkkuren gegenüber den Badekuren in den Vordergrund getreten. Dazu hat sicher ein tiefgreifender soziologischer Wandel des Badepublikums beigetragen. Die Bäder waren jetzt mehr zu Stätten der Geselligkeit geworden. Während des Kurtrinkens wollte man auf freien Plätzen, unter gedeckten Bogengängen und in schattigen Alleen lustwandeln. Eine elegante Welt wollte gesehen werden und wollte sich auch selbst zeigen.

Mit der Errichtung von Prachtbauten in den Bädern mit entsprechender „Brunnenpromenade“ und mit der Betonung der Geselligkeit ist es in der Mitte des 17. Jahrhunderts zunehmend zu Ausschweifungen auch in unseren Bädern gekommen.

Über das BADELEBEN in Bad Griesbach zur Zeit des 30jährigen Krieges berichtet in seinem V. Buch des „Simplizissimus“ eingehend *Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen* der, aus Gelnhausen stammend, im Renchtal seine Heimat gefunden hatte. Häufig kam er nach Griesbach und war von den Quellen und dem dortigen BADELEBEN sehr beeindruckt. So hat er auch in seinem

Hauptwerk, dem „Abenteuerlichen Simplicissimus“, seine Titelfigur zusammen mit seinem Freund, dem Herzbruder, in das obere Bad, dem Bad Griesbach, geschickt. Von dort wurde auch häufig das untere Bad, das Bad Peterstal, besucht.

Grimmelshausen schreibt in seinem Hauptwerk sehr ausführlich über das Treiben und die Eleganz vor allem im Bad Griesbach. Als Simplicissimus mit seinem Paten und einstigen Pflegevater zum Mummelsee wanderte, kam er dort ins Gespräch mit dem Seefürsten. Dieser geleitete ihn in die Tiefe des Sees zum Zentrum der Erde. Als der Besuch beendet war, fragte der König ihn nach einem besonderen Wunsche. Simplicissimus hatte nur den einen, nämlich auf seinem Hofe in Griesbach einen Sauerbrunnen zu bekommen. Dies wurde ihm vom König im *centrum terrae* bewilligt.

Aus dieser literarischen Begebenheit erkennt man die Hochschätzung des Griesbacher Sauerbrunnens und der Bäder in der damaligen Zeit. Grimmelshausen hat somit in seinem V. Buch des „Abenteuerlichen Simplicissimus“ unseren Badeort in die Weltliteratur aufgenommen.

Als Zeitgenosse von Grimmelshausen hat der bekannte Satiriker *Johann Michael Moscherosch* aus Willstätt (1601 — 1669), der auch unter dem Namen Philander von Sittewald bekannt ist, in einem seiner Werke mit spitzer Feder die Ausgelassenheiten der Badegäste in dem Bad Peterstal und dem Bad Griesbach nach dem 30jährigen Kriege gegeißelt. Ein Abschnitt aus seiner „Wunderlichen und wahrhaftigen Geschichte“ des Philander von Sittewald zeigt das Treiben und die Eleganz in unseren Bädern in jener Zeit:

„Darauff — gienge (ich) strack zu auff die linke hand, in den anderen breiten hübschten gebahnten Weg. Behüte Gott, was eine menge Volcks fand ich daselbsten: da Cavalliers, da Kutschen, da schöne Damen, deren Auge fünckelten als ob sie voll feuriger Sternen wären, da Spielleute, da, weiß nit was vor treffliche Leutte, Herren und Frauen. — Ein theil sang, der ander sprang; einer pfeiffte, der ander danzte: der eine kützelte, der ander lachte, einer tranck, der ander aß: einer küßte, der ander herzte, einer speyte, der ander k . . . : kurz zu melden, so war mir eben als ob ich zu hoff wäre. —

Weiterhin schrieb Philander von Sittewald über die geschäftliche Betriebsamkeit in unserem Band u. a.: hie war es alles anzusehen wie Krämerladen; da Jubelirer, dort Zuckerbäcker: da Goldschmide, dort Seydensticker: da Goldschlager, dort Corallenkrämer: da Berlensticker, dort Haarkräuser: da Bartscheerer, dort Haarpülverer: da Handschuhmacher, dort Spitzenkrämer, dort Tabackkrämer, dort Kartenmaler, und viel andere mehr der Welt Wollust und Beppigkeit (Fröhlichkeit wollte ich sagen) zugethane Handwerker und Künstler. Bastetenbecker, Wirtshäuser, Bierhäuser, Spielhäuser.

Damals war u.a. auch das *à la mode*-Wesen, also das Nachäffen des Französischen in Wort und Mode in Bad Peterstal sehr modern. Der Chronist schreibt,

daß in der damaligen Zeit hier mehr französische Worte als deutsche zu hören waren. Nicht umsonst wurde das Bad Peterstal im 17. Jahrhundert und auch weit hinein in das 18. Jahrhundert als das „Welsche Bad“ bezeichnet. Man erzählte sich damals auch von einer bekannten Stadt, damit war Straßburg gemeint, daß sich angesehene Bürgersfrauen jährlich einen Badbesuch im „Wel-schen Bad“ in Verbindung mit einem angemessenen Badsümmchen haben in den Ehekontrakt aufnehmen lassen.

#### *Der Transport von Sauerwasser. Die Sauerwasserkärcher*

Bereits Dr. Graseck hat zu Beginn des 17. Jahrhunderts auf den Versand von Sauerwasser hingewiesen. Dabei hat man das Sauerwasser sehr sorgfältig in Krüge oder kleine Fässer an der Quelle abgefüllt und bis hinüber nach Straßburg getragen oder mit Ochsen- und Pferdefuhrwerken transportiert. Dabei hat man sich allerhand einfallen lassen, um die Spiritualität des Wassers nicht zu gefährden. So war es Sitte, das Sauerwasser abends oder in den frühen Morgenstunden abzufüllen und möglichst vor Sonneneinwirkung zu schützen. Aus diesem Grund haben die „Kärcher“ ihre Sauerwasserkrüge mit Planen oder Rasen bedeckt, die sie auch während des Transportes immer wieder mit kühlem Wasser angefeuchtet haben.

Die Sauerwasserträger haben sich öfters geeinigt, in Zweierstafetten das Wasser nach Straßburg zu bringen. Der erste Träger hatte dabei das Wasser an der Quelle abzufüllen und mußte dann anschließend seine Fracht nach Oberkirch tragen. Dort hat der zweite Träger die Sauerwasserkrüge abgenommen und sie nach Straßburg gebracht, um dort in den frühen Morgenstunden, möglichst vor Tagesanbruch, die begehrte Fracht abzugeben. Die Krüge wurden nicht nur sorgfältig transportiert, sondern sie wurden insbesondere an der Quelle auch sorgfältig verschlossen. Dabei hat man den Korken mit einer Schweinsblase überzogen und das Ganze mit Harz verpicht. Bei der Lagerung der gefüllten Sauerwasserkrüge war man gut beraten, diese in einem kühlen Keller aufzubewahren. Im Jahre 1836 wurden allein vom Bad Peterstal 346000 Flaschen und Krüge mit Sauerwasser wegtransportiert. 1819 hat bereits ein Herr Speck einen Füllkorb empfohlen, bei dem man zusammen 50 Krüge durch Einsenkung unter den Wasserspiegel der Quelle füllen konnte.

Aus dem Sauerwassertransport, der schon seit 400 Jahren betrieben wird, hat sich, vor allem im 20. Jahrhundert, eine sehr ausgeprägte Mineralwasserfabrikation entwickelt. In der Gemeinde Bad Peterstal-Griesbach befinden sich derzeit 4 modernst eingerichtete Mineralwasserbetriebe, die alle über eigene Mineralquellen verfügen.

#### *Unsere Bäder im 18. Jahrhundert*

Im 18. Jahrhundert wurden die Badwirte von Peterstal und Griesbach durch die äußeren Umstände in zunehmendem Maße verschuldet. Das Bad in Peterstal kam deswegen von 1696 — 1750 in den Besitz des Klosters Allerheiligen,

und das Bad Griesbach war von 1712 — 1763 in den Besitz des Benediktinerklosters Schuttern. Schon früher hatten gute Beziehungen zwischen dem Bad Griesbach und dem Kloster Schuttern bestanden. Bei einer bischöflichen Visitation der Bäder im Jahre 1713 wurde kein einziger Badegast angetroffen, was den starken Niedergang des gesamten Badebetriebes deutlich zeigt. Ab 1756 ging es dann langsam wieder aufwärts. Jetzt erschien eine Brunnenschrift von Dr. Behr aus Straßburg mit dem Titel: „Das Welsche Bad oder der Gesundbrunnen zu St. Peters-Thal, im Bißthum Straßburg gelegen“<sup>3</sup>.

Durch die Verrohung des Badebetriebes nach dem 30jährigen Kriege und infolge der Kriege Ludwigs XIV. kam es in Bad Peterstal zu einem zunehmenden Verfall des Badebetriebes. Nichtsdestoweniger wurde noch 1686 (also 3 Jahre vor der Zerstörung des Renchtales) eine Postverbindung zwischen dem Bad Peterstal und Straßburg eingerichtet. Diese Post verkehrte 3mal wöchentlich, und alle waren gehalten, lediglich diese Postverbindung zu wählen.

1762 zeugte dann für einen erneuten Aufstieg der Bäder eine Dissertationsarbeit über die Petersquelle durch Johannes Boeckler<sup>4</sup> aus Straßburg. Diese Arbeit („Dissertatio inauguralis de acidulis petrinis“) wurde als Dissertation an der Medizinischen Fakultät der Universität Straßburg angenommen. Boeckler beschreibt hierin auch bereits die Schwefelquelle unterhalb des Bades Peterstal (späteres Bad Freyersbach). Leider wurden in der Folgezeit der kurz dauernde Friede und die aufkommende Erholung der Bäder erneut zerstört durch die Französische Revolution (1789) und die folgenden Koalitionskriege, die auch unser Gebiet berührten.

### *Die Bäder im 19. Jahrhundert*

1803 endete durch den Reichsdeputationshauptschluß zu Regensburg die 500jährige bischöflich-straßburgische Zeit im Renchtal. Das ehemalige straßburgische Gebiet des Renchtales, des Sasbach- und des Achertales sowie das Gebiet von Ettenheim kamen zur vereinigten Markgrafschaft Baden-Durlach, dem späteren Großherzogtum Baden. Ebenso wie früher die Bischöfe von Straßburg haben sich auch die Großherzöge von Baden verdienstvoll um die Renchtalbäder angenommen. 1810 wurde auf Veranlassung des großherzogl. Hauses durch Hofrat Dr. Boeckmann eine neue wissenschaftliche Beschreibung der Bäder von Peterstal und Griesbach veröffentlicht. 1829 erfolgte im Bade Peterstal die erstmalige Einstellung eines besoldeten Badearztes. Dabei erließ 1838 die Großherzogl. Sanitätskommission (beim Innenministerium) folgende Instruktion: Der Badearzt hatte vom 1. Juni bis letzten August (also während der damaligen Kursaison) je 1 Tag das Bad Peterstal, das Bad Griesbach und das Bad Freyersbach zu besuchen.

Über die Bäder Peterstal, Griesbach und Freyersbach erschienen bis in die 2. Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zahlreiche Untersuchungen und Schriften, u.a. von Kölreuter<sup>5</sup> und vor allem von Prof. A. Werber<sup>6</sup>, dem ehemaligen

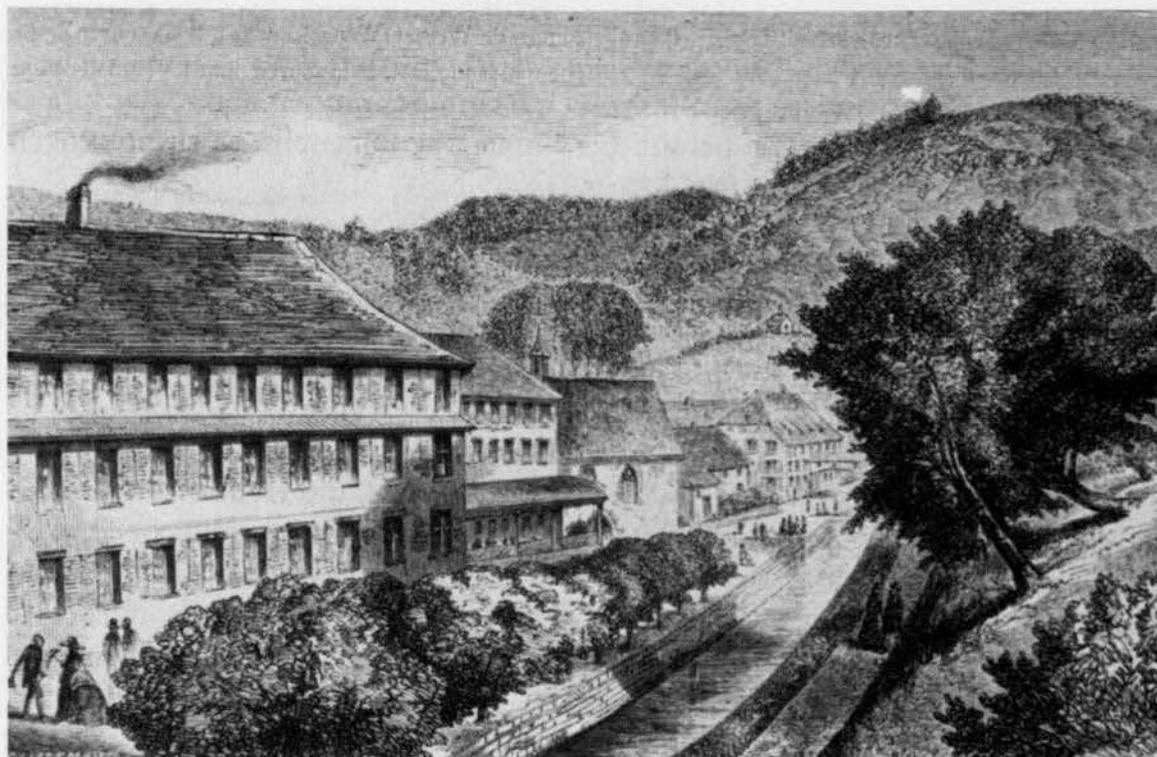
Direktor der Medizinischen Poliklinik in Freiburg. Auf ihn geht auch die Einführung der Moorbadekur um die Mitte des 19. Jahrhunderts bei uns zurück. Er hat dabei insbesondere auf die Moorvorkommen im Kniebisgebiet hingewiesen und die Moorbäder bereits bei vielen rheumatischen Erkrankungen empfohlen.

Ein großer Förderer der Bäder von Peterstal und Griesbach war der Medizinalrat Albert Haberer (1828—1893)<sup>7</sup>, der von 1860 an als Badearzt tätig war. Er verfaßte eine Schrift „Die Renschbäder Petersthal und Griesbach und ihre Curmittel“. An ihn erinnert der Habererturm auf dem Kreuzkopf bei Griesbach.

Die landschaftliche Schönheit des hinteren Renchtals, die Heilkraft der Quellen, die ausgezeichnete ärztliche Betreuung, aber auch die vorzügliche Gastronomie ließ die Zahl der Erholungssuchenden im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr anwachsen. Auch die großherzogliche Familie kam häufig zu Gast. Am 22. August 1818 hat der kranke Großherzog Karl im Kurhaus im Bad Griesbach die erste badische Verfassung unterschrieben. Als 1834 auf dem Gebiet von Peterstal anlässlich einer Renschregulierung eine neue Quelle gefunden wurde, nannte man sie zu Ehren der damals zur Kur hier weilenden Großherzogin Sophie, der Gemahlin Großherzog Leopolds, Sophienquelle. Über der Quelle wurde ein Brunnentempel errichtet, der heute als Wahrzeichen des Bades Peterstal-Griesbach gilt.

Als Gäste waren 1871 Zar Alexander II. von Rußland sowie die großherzogliche Familie zur Kur im Bad Peterstal. Er war durch seinen Onkel Zar Alexander I. mit dem großherzoglichen Hause verwandt. Zar Alexander II. hat während seines Kuraufenthaltes im Bade Peterstal auch täglich eines der neu eingerichteten Dampfbäder im Bad Griesbach genommen. Auch Kaiser Wilhelm I. kam 1876 zusammen mit der großherzoglichen Familie in das Bad Peterstal. Der damalige Großherzog Friedrich I. war seit 1856 mit Luise von Preußen, der Tochter von Kaiser Wilhelm I., verheiratet.

1817 verkaufte der damalige Besitzer des Bades Griesbach Anton Monsch die Quellen und einen Teil des Badgebäudes an den Karlsruher Friedrich Dolmäscht. Dieser erwarb das sogenannte obere Gebäude (bis zur Kapelle); die Quellen lagen in ihm. Dem Besitzer des unteren Gebäudes Anton Monsch wurde für seine Badegäste der ungehinderte Mitgenuß der Quellen zu Kuren eingeräumt. Im Jahre darauf erbaute Dolmäscht in seinem Badgebäude einen großen mit Säulen gezierten Speisesaal. Sein Haus verfügte etwa über 100 Zimmer. Im unteren Haus waren es etwa 80 Zimmer. Nach dem Tode der Eheleute Dolmäscht erwarb der Sohn des unteren Badbesitzers Josef Monsch wiederum das gesamte Anwesen. So waren das obere und das untere Bad wiederum in einer Hand. Als Anton Monsch bald danach starb, führte seine Witwe Monsch-Jockers das Kurhaus weiter. Sie ließ 1864 die Badkapelle abbre-



*Bad Griesbach um 1870*

chen und neu erbauen. 1867 wurden im Bad Griesbach ein Neubau errichtet; außerdem hatte man beim Umbau Dampfbäder installiert.

Auch im Bad Peterstal wurden große Umbauten und Neubauten durchgeführt. 1864 wurde neben dem Badgebäude ein neues Gebäude mit Kursaal und einem Speisesaal errichtet. Der damalige Badbesitzer Franz Xaver Müller und auch sein Vorgänger Franz Xaver Kimmig haben das Bad Peterstal sorgfältig betrieben und in der kurzen Kursaison alles aufgeboten, um dem Kurgast den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Auch an Unterhaltung hat es nicht gefehlt. Neben Rasentennis und einer Kegelbahn konnte man sehr ansprechende Aufenthalts- und Spielzimmer benutzen. Daneben spielte die Kurmusik bis dreimal täglich.

Im gleichen Jahr (1876) wurde auf dem Anwesen des Josef Schmiederer (Hintere Mühle) eine neue Mineralquelle gefaßt. Er ließ damals eine Badeanstalt hauptsächlich zur Benutzung durch die Dorfbewohner errichten. Aus dieser Institution entwickelte sich in der Folgezeit ein Kurmittelhaus, das heutige Stahlbad.

Im Ortsteil Griesbach entstand 1880 aus einem Dorfgasthaus das Hotel Adlerbad, das auch heute noch über eine eigene Kurmittelabteilung verfügt.

1895 stieß man auf dem Gelände der Schildwirtschaft „Zum Schlüssel“ in Peterstal auf eine weitere Mineralquelle. Von 1899 — 1902 wurde dann an Stelle

der ehemaligen bescheidenen Wirtschaft ein modernes Kurhaus, das Kurhotel Schlüsselbad erbaut, seit 1982 die heutige Kurklinik Schlüsselbad.

### *Bad Freyersbach*

Neben den Bädern Peterstal und Griesbach entstand unterhalb Peterstal um 1822 das Bad Freyersbach durch Johann Börsig. Es nahm in der Folgezeit eine günstige Entwicklung. Viele Kranke, darunter auch bekannte Persönlichkeiten, suchten hier Erholung und Heilung von ihren Leiden. Zu den Gästen gehörte auch der erfolgreiche Verfasser von historischen Romanen Karl Spindler (1796—1855). Der gebürtige Breslauer, der sich auch als Schauspieler betätigte, starb in Freyersbach. Sein Grab auf dem Friedhof in Peterstal steht unter der Obhut der Gemeinde. Am 29. Juni 1883, am Peter- und Paulstag, konnte der zusätzlich errichtete Neubau des Bades Freyersbach durch den damaligen Badbesitzer Josef Mayer eingeweiht werden. Er hatte zuvor, am 2. Juni 1883 um 12 Uhr, eine von allen Talbewohnern mit Aufsehen begleitete Audienz bei Großherzog Friedrich I. Dieser willigte erfreut ein in das Ersuchen des Badbesitzers Mayer, die größte der 3 beim Neubau entdeckten Quellen „Friedrichsquelle“ nennen zu dürfen.

Trotz der guten Entwicklung des Kurhauses Bad Freyersbach reichten die Einnahmen nicht aus, um den großen Investitionen gerecht zu werden und den



*Kurhaus Bad Freyersbach vor dem Abbruch*

aufwendigen Hotelbetrieb zu unterhalten. Hinzu kamen zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts neue Bauauflagen hinsichtlich der Hygiene und der Abwasserbeseitigung, so daß das schmucke Mayer'sche Hotel 1911 zwangsversteigert wurde. Die Gemeinde Peterstal erwarb es zum Preis von 260 500 Mark. 1917 kaufte der Badische Lehrerverein Bad Freyersbach. Seine geringen Eigenmittel wurden ergänzt durch Ausgabe von Anteilscheinen von je 50 Mark. Viele der Lehrer halfen damals mit, durch Anteilscheine das Kurhaus Bad Freyersbach zu erhalten und sogar auszubauen. Auch nach dem 2. Weltkrieg liefen die Kurmaßnahmen im Bad Freyersbach, wie allgemein gut an. Es kam jedoch in der Folgezeit zu äußeren und inneren Problemen, die schließlich zu einem Verkauf des Kurhauses führten. Im Herbst 1982 wurden die Gebäude abgebrochen.

### *Entwicklung der Bäder Peterstal und Griesbach seit 1900*

1919 wurde das Bad Peterstal nach dem Tode des letzten Badbesitzers (Hollerer 1917) vom Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul in Freiburg übernommen.

Im Jahre darauf (1920) kam das bisherige Kurhaus Bad Griesbach an den Badischen Landesverband „Christlicher Müttervereine e.V. Freiburg“ und wird seither als Mütterkurhaus St. Anna geführt. Infolge der allgemeinen Ausweitung des Kurbetriebes und im Hinblick auf die lange Tradition erhielt der Ort Peterstal am 31. Juli 1920 das Prädikat — Bad — verliehen. Bis zu diesem Zeitpunkt war mit Bad Peterstal nur die früheren Gebäulichkeiten auf dem Platze des jetzigen Fachkrankenhauses gemeint. Das gleiche Prädikat wurde für den Ort Griesbach am 1. Januar 1932 zugesprochen. Als das Bad Griesbach hatte man ebenso beinahe 4 Jahrhunderte zuvor die Bauten um die Quellen des heutigen Mütterkurheimes bezeichnet.

Während vor dem 1. Weltkrieg und zwischen den Weltkriegen das Kurleben sich vor allem in den Badhotels Peterstal, Griesbach und Freyersbach sowie in vereinzelt vorhandenen Kurhotels und Gasthäusern abspielte, hat sich nach dem 2. Weltkrieg die Kur in Bad Peterstal-Griesbach stark ausgeweitet. Jetzt konnten auch in zunehmendem Maß Privatvermieter und kleinere Pensionen den Gästen ihre Zimmer anbieten. Nach Wiederaufnahme des Kurbetriebes nach dem 2. Weltkrieg im Jahre 1949 wurde durch den damaligen Präsidenten des Kneipp-Ärztbundes, Dr. J. Kaiser, in Bad Peterstal zusätzlich die Kneippkur eingeführt.

Im Jahre darauf konnte man im Ortsteil Bad Peterstal unter Bürgermeister Anton Noll eine Kurverwaltung einrichten. Geschäftsführer wurde E. Krämer, der bis Ende 1967 die Kurverwaltung mit großer Umsicht und großem persönlichem Einsatz geleitet hat. Nachfolger wurde sein langjähriger Mitarbeiter, Herr Musiklehrer Franz Huber.

Im Jahr 1954 wurde auch im Ortsteil Bad Griesbach eine Kurverwaltung unter Bürgermeister Ludwig Zimmermann eröffnet. Kurverwalter waren bis 1969 Emil Maier und hieran anschließend bis zum Zusammenschluß der beiden Badgemeinden im Jahre 1973 Josef Hoferer.

### *Die Kur von Bad Peterstal-Griesbach heute*

Neben den jetzt vorhandenen 400jährigen ortsgebundenen Heilmitteln, den kohlen säurehaltigen Mineralbädern, neben den Moorbädern und Möglichkeiten der Kneippkur 1949 wurden in den folgenden Jahren vielfältige Therapie maßnahmen einer Aktivbehandlung in den Kurplan aufgenommen. Hierbei konnten neben der Terrainkur vor allem hydrogymnastische Therapien in Bewegungsbädern sowie gymnastische Behandlungen angeboten werden. Daneben steht zwischenzeitlich den Kurgästen außerdem das gesamte Behandlungsspektrum der physikalischen Therapie zur Verfügung.



*Mütterkurheim St. Anna (ehemaliges Bad Griesbach)*

Parallel zur Ausweitung der therapeutischen Maßnahmen wurden die ansässigen gastronomischen Betriebe durch große Eigeninitiativen ausgebaut und den heutigen Verhältnissen angepaßt. Auch weitere neue anspruchsvolle Hotels sind entstanden. Sie alle bieten dem Kurgast ein behagliches Zuhause an, und falls dies erforderlich ist, auch eine notwendige Diät als wesentlicher Bestandteil des Gesamtkurkonzeptes.

Im Rahmen der Gemeindereform von Baden-Württemberg haben sich die Kurorte Bad Peterstal und Bad Griesbach, Orte mit gleicher Geschichte, 1973 zu einer Gesamtgemeinde Bad Peterstal-Griesbach zusammengeschlossen. Die Initiatoren hierfür waren der damalige Bürgermeister und Kurdirektor von Bad Peterstal Alois Noll und der letzte Bürgermeister von Bad Griesbach Emil Braun.

Seit 400 Jahren haben die Bäder Peterstal und Griesbach zur Heilung und zur Besserung der Leistungsfähigkeit zahlloser Kranker und Erholungsuchender beigetragen. Gerade die ortsgebundenen Heilmittel, die sogenannten kohlen-säurehaltigen Mineralbäder, haben während der letzten Jahre in vielen euro-päischen Ländern eine wissenschaftliche Renaissance erlebt. Während man früher rein erfahrungsgemäß Heilwirkungen der Quellen erkannte, hat man jetzt durch vielfältige Forschungen Einzelfakten entdeckt, die letztlich die the-rapeutische Wirkung dieser Quellwässer ausmachen. Das im Wasser unserer Quellen physikalisch gelöste Kohlendioxyd (CO<sub>2</sub>) wird in meßbarem Umfang während des Badevorganges durch die intakte Haut aufgenommen. Nach der Resorption werden ganz bestimmte und in weitem Umfange bekannte Herz-Kreislauf-Wirkungen ausgelöst, die letztlich den Therapieeffekt des sogenann-ten Kohlensäurebades ausmachen. Bei vielen Herz-Kreislauf-Krankheiten und vor allem bei Störungen der Blutdruckregulation sowie bei bestimmten rheu-matischen Erkrankungen können Kohlensäurebäder im Rahmen von Kur-maßnahmen auch heute mit großer Wirkung eingesetzt werden.

Das Heilbad Bad Peterstal-Griesbach ist aufgrund seiner günstigen klimati-schen Verhältnisse, seiner breitgefächerten therapeutischen Möglichkeiten und den vorhandenen modernen Einrichtungen in der Lage, den medizini-schen Anforderungen, die heute zurecht an ein modernes Heilbad gestellt wer-den, voll gerecht zu werden. Dies alles spiegelt auch die günstige Entwicklung unseres Heilbades, auch in wirtschaftlich schwierigen Zeiten, wider. Die statt-liche Zahl von über 300 Beherbergungsbetrieben stellen in Bad Peterstal-Griesbach ca. 2600 Fremdenbetten zur Verfügung. Dabei haben zuletzt jähr-lich bei annähernd 400000 Übernachtungen etwa 30000 Gäste unser Heilbad besucht.

#### *Anmerkungen*

Die Arbeit ist eine gekürzte Fassung der Rede, die der Verfasser am 27. 4. 1985 beim Festakt aus Anlaß des 400jährigen Kurjubiläums im Kurhaus Bad Peterstal hielt.  
Das Bildmaterial wurde vom Verfasser zur Verfügung gestellt.

#### *Literatur*

J. Börsig, Geschichte des Oppenauer Tales. Oppenau 1951., M. Eimer, Zu Kniebis auf dem Wal-de. Der Kniebis und die Kniebisbäder heute. Neuauflage von A. Hiss. Baiersbronn 1954.  
L. Heizmann, Die Renchtal-Heilquellen. Oberkirch 1927. A. Lederle, Bad Griesbach und seine Besitzer im 17. und 18. Jahrhundert, in: Ortenau 30/1950, S. 142—154., J. Zentner, Das Renchtal und seine Bäder Griesbach, Petersthal, Antogast, Freiersbach und Sulzbach. Karlsruhe 1839.

# Die Volksmedizin in Altenheim

*Wilhelm Marx*

Der Mensch ist immer ein Opfer der Krankheit gewesen, seit er vor etwa 500000 Jahren aus dem Dunkel der Geschichte auftauchte. In hohem Maße war er Unfällen ausgesetzt oder zog sich Verletzungen zu im Kampf gegen Mensch und Tier. Schon unsere ältesten Vorfahren haben versucht, solchen Körperschäden mit den ihnen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten zu begegnen.

Entsprechend der magisch-religiösen oder übernatürlichen Vorstellungen der Primitiven über die Krankheitsursachen nahmen sie an, daß die Mehrzahl der Krankheiten von Dämonen, Geistern oder Göttern geschickt, oder daß die Krankheit durch einen Zauberer, einen Menschen, der magische Kräfte besitzt, verursacht wurde. Die Medizin unserer ältesten Vorfahren war die magische Medizin. Einzelne Urmenschen mögen sich eine erhöhte Geschicklichkeit in der Heilung von Krankheiten oder Unfallfolgen erworben und ihr Können anderen zur Verfügung gestellt haben. Sie waren praktisch die Vorläufer der Heilkundigen und Wundärzte. Natürlich entwickelte sich in den folgenden Zeiträumen die Behandlung von Krankheiten und Verletzungen entsprechend den jeweiligen geistigen und technischen Voraussetzungen und Fähigkeiten in vielfältiger Weise. Die moderne Medizingeschichte füllt ganze Bibliotheken.

Die Reihe der Männer und Frauen, die in Altenheim in der Krankenbehandlung tätig waren, reicht bis in unsere Zeit. Insofern ist es von Interesse, ihre fachlichen Fähigkeiten unter die Lupe zu nehmen, ihre menschlichen Qualitäten zu studieren. Groß mag dabei die Versuchung sein, als Vertreter der Moderne die Arbeitsweise dieser Gruppe auf mancher Ebene geringschätzig und überheblich abzuwerten, in Kenntnis moderner medizinischer Forschungsergebnisse ihre Entscheidungen mitleidig zu belächeln. Allzuleicht vergißt man dabei, daß die Behandler früherer Zeiten im Elend und in der Not primitiver Krankenstuben in Unkenntnis vieler, heute selbstverständlicher medizinischer Zusammenhänge nichts anderes im Sinne hatten als zu helfen, soweit ihre Fähigkeiten dazu ausreichten. Was uns modernen Betrachter dieser Materie aber immer wieder überrascht, ist die Wundergläubigkeit der Leidenden, die in vollem Vertrauen auf die Fähigkeiten der Helfer diesen ihre physische Existenz auslieferten in der Gewißheit, das Bestmögliche für ihr Leiden getan zu haben. Nicht selten führte diese Einstellung der Kranken zu Behandlungserfolgen, die heute, rein naturwissenschaftlich gesehen, nicht erklärbar sind. Damit aber berühren wir ein besonderes Gebiet in der großen Palette der Behandlungsmöglichkeiten von den Uranfängen der primitiven Medizin bis zur Vielfalt therapeutischer Verfahren der Gegenwart. Auch heute noch wissen wir um die Ein-

wirkung der Persönlichkeit des Behandlers auf den Leidenden, die durch naturwissenschaftliche Formeln nicht zu erklären ist. Viel mehr als heute hat das früher bei der Krankenbehandlung eine Rolle gespielt. Genau das war auch die Stärke der Heilkundigen in einer Zeit, als die große Masse der Bevölkerung überhaupt noch nicht ärztlich betreut wurde und auf die Hilfe von „Badern“ und „Brücher“ angewiesen war.

„Mag die wissenschaftliche Medizin noch in unserem Jahrhundert die Suggestion der Volksmedizin abgelehnt haben; die Stillung von Blutungen und das — erfolgssichere — Besprechen von Warzen sind unleugbare Tatsachen!.“ Die Erwähnung der Blutstillung erinnert mich an einen Patienten, den ich in der Urlaubszeit vertretungsweise zu betreuen hatte. Er war Oberlehrer in einer Nachbargemeinde und bekam plötzlich nachts gegen 2 Uhr unstillbares Nasenbluten. Nach anfänglichem Sträuben, den Vertreter seines Hausarztes zu bemühen, willigte er schließlich notgedrungen ein, daß seine Frau mir telefonierte. Als ich ihn an seinem Bett begrüßte, meinte er: „Das ist doch komisch, in dem Augenblick, als ich Ihre Autotüre draußen zuschlagen hörte, hat es nicht mehr geblutet.“ Ich setzte mich etwa eine halbe Stunde an sein Bett, ohne eingreifen zu müssen. Der Patient war sehr unterhaltsam und gesprächig. Sicherheitshalber legte ich vor meinem Weggehen eine Nasentamponade, die der Kranke am folgenden Tag selbst entfernte. In den folgenden zwei Nächten um dieselbe Zeit genau das Gleiche; ich wartete jedesmal mindestens eine Stunde und entfernte mich dann, ohne zu tamponieren.

Ein Jahr später trafen wir uns zufällig auf dem Campingplatz in Jesolo. Er amüsierte sich über seine damalige „Selbsthypnose.“ Ich mußte an den Blutstillter zur Pharaonenzeit in dem Roman von Waltari, „Sinuhe der Ägypter“ denken<sup>2</sup>.

Ein praktischer Arzt in Altenheim, bei dem ich von 1932 an in der Praxis als Schreibhilfe tätig war, hat Suggestion und Hypnose bei seiner Krankenbehandlung verwendet. Im Jahre 1919 hat der damalige Chefarzt der Chirurgie im Krankenhaus Offenburg, Dr. Hoffmann, bei dem der Kollege in jener Zeit als Assistenzarzt arbeitete, mit dessen Hilfe eine Blinddarmoperation in Hypnose anstatt in Narkose ausgeführt.

### *Das Land zwischen Schutter und Rhein*

Jeder, der sich mit Krankheiten und ihrer Behandlung im Ried näher befaßt, ist überrascht, wie viele alte, ja uralte Behandlungsmethoden sich fast unverändert bis in die heutige Zeit bei der Bevölkerung erhalten haben und noch heute geübt werden. Das gilt nicht nur für jene Maßnahmen, die der heutigen wissenschaftlichen Prüfung standhalten, wie z.B. Aderlaß, Schröpfen, Purgieren, hydrotherapeutische Methoden, Behandlung mit Heilpflanzen u.s.w.— Bis in die jüngste Zeit hinein sind Zauberformeln, Besprechen, magi-

sche Handlungen und Sprüche ein fester Bestandteil des Behandlungsschatzes geblieben. Viele der älteren Generation im Ried wissen darum. Und wer noch zu Beginn dieses Jahrhunderts sich mit der Krankenbehandlung beschäftigen wollte, hatte mehr oder weniger Kenntnisse auf diesem Gebiet, die er in Anwendung brachte, wenn alles andere versagte. Bis in die jüngste Zeit kam diese Magie auch zur Geltung bei der Aufklärung von Diebstählen, bei der Entwirrung von komplizierten familiären Situationen, bei der Eheberatung, bei der Beratung von Geschäftsabschlüssen, bei wichtigen persönlichen Entscheidungen und vielem anderem. Die Kenntnisse in der Krankenbehandlung wurden in manchen Familien von Generation zu Generation weitergegeben durch mündliche Belehrung oder durch aufgezeichnete Rezepte, die z.T. heute noch existieren. Die Bewahrung eines uralten Krankheitsbegriffes in unserer Bevölkerung bis in die heutige Zeit erinnert uns daran, daß die Menschheit während des größten Zeitraumes ihrer Existenz an übernatürliche Kräfte mehr geglaubt hat als an Naturgesetze.

Bei aller Einschränkung des Themas Medizingeschichte in dieser Arbeit ist es nötig, Ereignisse anzumerken, die für die Entwicklung der Heilkunde im Ried von Bedeutung sind und die Ursache dafür abgegeben haben, daß die Krankenbehandlung in unserer Gegend gerade diese Form angenommen hat, wie sie sich den Menschen der Gegenwart heute bietet. Die mittelalterliche Medizin war die Periode der Mönchsmedizin. Das Kloster Monte Cassino, um 529 gegründet, war ein Symbol für die medizinische Entwicklung innerhalb der Klöster. Hier wurde auch medizinisches Schrifttum gesammelt, wurden — nicht nur in Zeiten der Seuchen — Krankenabteilungen und Kräutergärten eingerichtet. Auf der Synode von Clermont 1130 aber wurde den Mönchen die Ausübung chirurgischer Tätigkeit untersagt. Der Tiefpunkt der mittelalterlichen Medizin lag gerade auf dem Gebiet der Chirurgie. Mit der Erklärung: „Ecclesia abhorret a sanguine“ (die Kirche vergießt kein Blut) nahm die Synode von Tours 1163 die Chirurgie endgültig aus den Händen der Ärzte, denn die meisten Ärzte waren Geistliche. Schon im 11. Jahrhundert wurde z.B. der Aderlaß zunehmend von Badern ausgeführt — von da an wurde die Chirurgie fast ausschließlich den Badern, Barbieren, Henkern, Kastrierern („Sauerheilern“) und Quacksalbern jeder Art überlassen. Nur in Italien und Südfrankreich waren es auch weiterhin Ärzte, die chirurgisch tätig waren. Unter den Badern und Barbieren gab es in der folgenden Zeit Männer, die sich auf chirurgischem Gebiet überdurchschnittliche Kenntnisse erwarben und besondere Fähigkeiten, z.B. bei Stein- und Staroperationen entwickelten. Sie besaßen soviel Unternehmungsgeist und Bildung, daß aus ihren Reihen einige der größten Chirurgen der Geschichte hervorgingen.

Diese zukunftssträchtigen Ereignisse im 12. Jahrhundert waren maßgebend für die Entwicklung der Heilkunde in den folgenden Jahrhunderten in unsern Breiten. Hier in Altenheim kam die Trennung zwischen der Behandlung innerer Krankheiten einerseits und der Wundbehandlung andererseits deutlich

zum Ausdruck. Die *Bader und Wundarzneidiener* beschäftigten sich in der Hauptsache mit der Versorgung von Verletzungen, Schneiden von Abszessen, Schröpfen, Zähneziehen, Behandlung von Knochenbrüchen, Verrenkungen und Impfungen. Die Behandlung innerer Krankheiten dagegen war Aufgabe von Männern und Frauen, die man „*Brücher*“ oder „*Brücherinnen*“<sup>3</sup> nannte. Das Wort „brüche“, hochdeutsch „brauchen“, bedeutet Anwendung eines (alten) Brauches, im hier vorliegenden Falle also Anwendung einer überlieferten Handlung zur Behandlung von Krankheiten, im weiteren Sinne auch zur Abwendung von körperlichen, seelischen, materiellen Schäden und Unglücksfällen, zur Aufklärung von Diebstählen, Wiederbeschaffung von gestohlenem Gut, Bestrafung von Übeltätern, Vorausschau in die Zukunft und anderem mehr. Daß die Bezeichnung „Brücher“ oder „Brücheri“<sup>3</sup> nicht auf unsere Gegend beschränkt war, zeigt eine Arbeit von Fritz Kober<sup>4</sup>, dem es gelang, als ganz jungem Buben ums Jahr 1885 in Fürstenberg bei Donaueschingen eine „Braucherin“ bei Beschwörungen zu belauschen.“

#### *Bader, Barbieri, Wundarzneidiener*<sup>5</sup>.

Theobald Adam schreibt in seinem Büchlein „Aus des Dorfes Altenheim vergangenen Tagen“<sup>6</sup>: „Gehen wir der Landstraße nach (heutige Kehlerstraße), so finden wir. . . Ecke Landstraße und Rheinstraße (heutige Kehlerstraße/Vogelstraße) das ‚Badhaus‘. Dieses war von der Gemeinde an den jeweiligen Gemeindebader zur Benützung verpachtet.“ Dort haben im 16. und 17. Jahrhundert die Bader und Wundarzneidiener ihre Kranken versorgt, bis der Chirurg Johann Friedrich Zimmermann 1779 an dieser Stelle sein Haus aus Brumath im Elsaß erstellte.

#### *Die Bader*

Den ersten Bader finden wir im ältesten Kirchenbuch Altenheims im Jahre 1651. „In Altenheim ist getraut am 14. 7. 1651 Hanß Georg Klein, der Balbierer und Bader allhie und Maria Kunigunde Welgerin, weil. H. Matthiae Wagners sel. Medicinae Doctoris, und gewesenen Burgers zu Augsburg, nachgelassene Wittib.“

„Am 1. Decembris 1656 ist begraben worden M. Christian Herold, bürtig aus Dresden, der neue Balbierer allhie, seines Alters 34 Jahr: Ist wol ein halb Jarlang sehr krank vnd gantz contract vnd lam an Händen vnd Füßen vnd mit den gegichten gar oft beschwert gewesen.“

„1657, 1659 und 1661 ließ *Andreas Mellenberger*, der Bader hier Kinder taufen. Er war gebürtig von Miedlingen, zwo Stund von Bern. Donnerstags den 23. Januar 1662 starb Andreas Mellenberger der Bader allhie, ein Schweitzer, Zwinglianer und Weinbruder: Sine Ceremoniis.“

„1663 war Pate Heinrich Barth der Balbierer, des H. Schultheißen Matthei Leißle Vetter.“ Sein Wegzug von Altenheim war begleitet von einem Ereignis, das die Kriminalgeschichte Altenheims berührt.

Am 16. April 1664 hat eine Magd des Kronenwirts, des ehemaligen Majors Diebold, ihr neugeborenes Kind ermordet und wurde deshalb in Lahr enthauptet. „Diese Anna Elisabetha Kleinin hat zum Vater angegeben Heinrich Barthen, einen Balbierergesellen, gebürtig aus Stattkemmet aus der oberen Pfaltz. Der war der Schultheißin Anna Frauenhöltzin Schwester Sohn, welchen Herr Mattheus Leißle, der Schultheiß, etliche Jar auffgezogen, Nachmalen seinen Vettern, Michel Leißle, Badern und Burgern zu Canstatt verdinget, solch Handwerk zu lernen, wie ers auch wol gelernet, vnd alhie mit Aderlassen, Schrepffen vnd anderer Artzneyung, eine Zeitlang sich gar fein angelassen gehabt, vnd aber doch entlichen solchen Dank und Stanck hinder sich gelassen vnd davon gezogen<sup>7</sup>.“

Der „Zwinglianer und Weinbruder“ Andreas Mellenberger und Heinrich Barth, des Altenheimer Schultheißen Vetter, ließen die Bader um 1663 in zweifelhaftem Lichte erscheinen, wohl ein Ausdruck des Sittenverfalls jener Zeit, wo unsere Bevölkerung immer wieder durch Kriegshandlungen, Marodeure und sonstiges Gesindel zur Flucht in die Rheinauen gezwungen wurde.

„1666 ließ M. Stephanus Sundtleutter, Barbierer alhie, ein Pontificus (Anhänger des Papstes), und Anna Maria Freyin, ein Meidlein tauffen.“

1688 holte man zu einem neugeborenen, abnormen Kind zuerst „den hießig Barbierer H. Reben.“ „Man consultierte dann H. Doct. Sebizium von Straßburg und ließ schließlich den gefährlichen Eingriff durch H. Morstatt von Lahr machen.“ Das Kind blieb zunächst am Leben. Aber dreiviertel Jahr später in einer der großen Fluchtzeiten starb „Anna Mirschin, Hanß Martin Mirschen jüngstes v. elendes Kind.“

1695 war Pate: H. Joseph Neff, Bader alhie. Er starb 1701 an der Schwindsucht, 52 1/2 Jahre alt.

„Im Sommer 1703 kam Conrad Friedrich Kilius, ein Friesenheimer, nach kurzer und wenig ergiebiger Arbeit am Bad in Lahr, hierher.“ Die Familie Kilius hielt hier als Bader mehrere Generationen lang aus.

### *Die Chirurgen*

1760 verheiratete sich in Lahr der Chirurg Johann Michael Fischer mit Johanna Juliane Müller, Tochter des Allmannsweierer Pfarrers. Sie zogen kurz nach 1762 nach Altenheim.

Nach dem Tode ihres Ehemannes heiratete 1779 die Allmannsweierer Pfarrtochter den Chirurgen Johann Friedrich Zimmermann (1755-1810), den Sohn des Apothekers Johann Christian Ludwig Zimmermann aus Brumath im Elsaß. „Bis zum Ende des 2. Weltkrieges stand da, wo die Rheinstraße von der Hauptstraße abzweigt (heute Ecke Kehlerstraße/Vogesenstraße), gegenüber dem Gemeindeturm ein Haus, das ganz anders aussah, wie alle andern Häuser Altenheims. Besonders reizvoll war es, als es noch dicht von Reben umspinnen war. Der Chirurg Johann Friedrich Zimmermann ließ dieses Fachwerkhaus, ein Hochzeitsgeschenk seines Vaters, in seiner elsässischen Heimat Brumath abbrechen und in Altenheim an Stelle des alten Badhauses wieder aufbauen<sup>8</sup>.“



*Haus des Chirurgen Joh. Fr. Zimmermann*

Der Beruf eines Chirurgen war angesehen, aber er brachte keine Reichtümer ins Haus. Die Chirurgie lag damals eben noch nicht in den Händen von Doktoren der Medizin, sie wurde nicht an den Universitäten gelehrt, sondern — ähnlich wie die Apothekerkunst — bei einem Meister dieses Berufes erlernt. Die Kunst reichte vom Rasieren und Zähneziehen bis zum Impfen, Steinschneiden und andern Operationen und bis zur Behandlung von Knochenbrü-

chen. Die Chirurgen verabreichten auch Tee, Pulver und Mixturen. Nur wer die Lehre ganz durchgemacht und die Prüfungen bestanden hatte, durfte „das Becken aushängen.“ Ein Kennzeichen der Chirurgen und Wundarzneidiener früherer Zeiten war jene runde Messingscheibe, welche die Friseure bis zum letzten Krieg an ihrem Firmenschild hängen hatten; sie kennzeichnete das „Aderlaßbecken“ der alten Bader und erinnert daran, daß früher zum Beruf des Friseurs auch der des Chirurgen gehörte. Ärzte und Apotheker wachten streng darüber, daß die Chirurgen ihre Befugnisse nicht überschritten. Andererseits hatten diese unter der Konkurrenz von Kräuter- und Zauberweibern und Scharfrichtern zu leiden. (Kräuter, die unterm Galgen wuchsen, galten für besonders wirksam, und es gab sehr viele Galgen in der guten, alten Zeit.)

In den Kirchenbüchern steht vor dem Namen eines Chirurgen „H“ (Herr). Diese Auszeichnung stand sonst nur noch dem H. Pfarrer und (nicht immer) dem Schultheißen zu. Doch machte das nicht satt. Die schweren Krankheitsfälle im Altenheimer Chirurgenhaus lassen auf Mangel schließen. Sie kennzeichnen gleichzeitig die Tragik im Leben der Chirurgenfrau. Zwei Gatten, einer ledigen Tochter und drei erwachsenen Söhnen mußte die schwergeprüfte Frau ins Grab sehen. Bei den „armen Kindern“, welchen 1810 der Almosenfonds das Schulgeld für den Schullehrer Leuthäuser bezahlte, ist auch verzeichnet „Georg Karl, des Schlossers Georg Karl Fischers hinterlassenes Söhnlein. Auch das hat die Großmutter noch erlebt. Das war um die gleiche Zeit, wo die Tochter ihrer Cousine, Freifrau von Lotzbeck in Lahr, mit ihrem Brillantschmuck prahlte. Ob die wohl manchmal an ihre armen Verwandten dachte? — Jahrzehnte mußten vergehen, bis die Nachkommen wieder zu Wohlstand und zu steigendem Ansehen kamen.

Der älteste Sohn, ebenfalls Johann Friedrich Zimmermann (1779—1841) folgte seinem Vater als Chirurg, Hebarzt (Geburtshelfer) und Gerichtsschreiber in Altenheim.

### *Wundarzneidiener*

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war hier noch der Wundarzneidiener Christian Schaffhauser tätig. 1851 zog er mit seiner Familie nach Freiburg.

Seit dem Jahre 1851 lag das Amt des Wundarzneidieners und Leichenschauers über vier Generationen in den Händen der Familie Leibiger. Der erste hier tätige Karl Leibiger I. wurde 1829 in Alpirsbach geboren. Er war gelernter Wundarzneidiener (Chirurg), Barbier und von 1851 bis 1912 Leichenschauer in Altenheim. An der Revolution von 1848/49 aktiv beteiligt, geriet er in Rastatt in Gefangenschaft, wurde jedoch dank seiner hilfreichen Tätigkeit an Verwundeten und Kranken frei und ließ sich 1851 in Altenheim nieder.

Sein Sohn, Karl Leibiger II (1854—1927) in Altenheim, erlernte ebenfalls das Friseurhandwerk und arbeitete längere Zeit in Berlin. In der ehemaligen Rheinstraße 17 kaufte er sich ein kleines Haus, wo er eine Rasierstube einrichtete, Wunden versorgte, schröpf-

te, Zähne zog und eine kleine Landwirtschaft betrieb. Als sein Vater starb, übernahm er auch den Leichenschauerdienst.

Karl Friedrich Leibiger III (1884—1937), der Sohn des Obengenannten, erlernte das Friseurhandwerk in Karlsruhe. Nach seiner Lehre half er seinem Vater im Geschäft und in der Landwirtschaft. Er war Leichenschauer bis zu seinem Tode 1937.

In der nachfolgenden Generation übernahm von den beiden Söhnen Karl Leibiger IV (1907—1979) das Friseurhandwerk seiner Vorfahren, der Bruder Wilhelm Leibiger (1908—1980) wurde Blechnermeister und Leichenschauer.

Als letztes noch erhaltenes Hilfsmittel seiner Vorfahren, das diese zur Entfernung von Fremdkörpern aus dem Auge verwendeten, erhielt ich von Karl Leibiger IV ein kleines Körperchen, einer (durchgeschnittenen) halben Erbse ähnlich. Er nannte es „*Fuchsauge*.“ Es wurde in das Unterlid eingelegt und das Auge etwa 10 Minuten lang verbunden. Nach Entfernen des Verbandes und Herausnahme des „*Fuchsauges*“ hing — wie Leibiger mir versicherte — der Fremdkörper daran. So einfach war das.

So reichte der einst weit verbreitete Beruf des Wundarzneidieners, verbunden mit dem Beruf des Baders und Friseurs durch Generationen der Familie Leibiger in unserm Dorf bis herein in unsere Gegenwart.

#### „*Brücher*“ und „*Brücherinnen*“

Von den Frauen und Männern, die sich in unserem Dorf auf dem Gebiet der Heilkunde betätigten, konnte nur ein Teil erfaßt werden. Durch Erfahrung und Überlieferung, dank einer geschickten Hand, ausnahmsweise auch bei der Versorgung von kleineren Verletzungen und als kraftvolle gegenüber der Umgebung hervortretende Persönlichkeiten, die in ihrem eigenen Familienkreis wirkten, sind einige über den dörflichen Bereich hinaus bekannt geworden. Den einen oder anderen hat man lediglich in der Nachbarschaft, bei Bekannten und Verwandten zu Rate gezogen, ohne daß man heute noch über diesen kleinen Wirkungskreis Kenntnis hat. Diese Letzteren sind heute vergessen oder nur noch wenigen in Erinnerung.

In Zeiten, als die Bevölkerung, vor allem auf dem Lande, noch nicht ärztlich versorgt wurde, waren solche Menschen die einzigen, die in Krankheitsnot und Todesangst der Leidenden in den ärmlichen Krankenzimmern früherer Zeiten Hilfe bringen, Schmerzen lindern und Hoffnung geben konnten. Der Glaube dieser Kranken an ihre Helfer hatte Dimensionen, die wir moderne Menschen einer aufgeklärten Zeit überhaupt nicht mehr nachempfinden können. Für uns ist die Krankheit weitgehend zum unvermeidlichen Übel geworden, das, wenn irgend möglich, ohne Unterbrechung der Tagesarbeit hinter sich gebracht werden muß. Unsere Generation, der die Segnungen moderner medizinisch-wissenschaftlicher Erkenntnisse selbstverständlich sind, hat die Furcht vor der Krankheit weitgehend verloren. Jene, bis in die Tiefe der Seele

dringenden Ängste, welche unsere Vorfahren schon bei geringfügigen Krankheitszuständen erdulden mußten, sind uns fremd geworden. Wir erleben sie nur noch in den im Vergleich zur alten Krankheitsstatistik selten gewordenen Fällen, wo die moderne Medizin manchen unheilbaren Krankheiten auch heute noch nicht wirksam entgegentreten kann. So gesehen wird uns verständlich, daß unsere Altvorderen in der Not des Krankenlagers zu jedem Mittel griffen, das ihnen bei aller Primitivität der Behandlungsmethoden noch Hilfe versprach, auch wenn es eine Zauberformel war.

Brücher und Brücherinnen waren überall anzutreffen, wie die Kranken, die bei den hygienischen Verhältnissen alter Zeit zahlreicher waren als heute. Hansjakob nennt diese Leute „*Sympathiedokter*“ und beschreibt erfrischende Persönlichkeiten, die im Kinzigtal und den umliegenden Schwarzwaldbergen bedrängten und leidenden Menschen Hilfe zu bringen versuchten und meint: „Zu dem Meere von Geheimnissen, das uns umgibt, gehören nun auch jene im Volke seit Menschengedenken geglaubten und geübten Sympathiekuren, jene Heilmethoden durch Gebet, Beschwörung und durch Anwendung von Gegenständen, die der Krankheit gänzlich ferne zu sein scheinen. Die Ärzte verlachen sie und nehmen sich deshalb gar keine Mühe, sie näher zu untersuchen; aber daß manche von jenen Sympathiemitteln wirken, ist eben eine Tatsache, die mit Hohngelächter nicht aus der Welt geschafft werden kann<sup>9</sup>.“

Natürlich waren verschiedene Behandlungsformen der „*Sympathiedoktoren*“ in weiten Kreisen der auf diesem Gebiet Tätigen allgemein bekannt und kamen sowohl im Kinzigtal wie in unserer Gegend bei entsprechenden Indikationen zur Anwendung, so z.B. Auszüge aus Maiglöckchen (*Convallaria toxica* in *Convallaria majalis*) als pflanzliches Herzstärkungsmittel, das Rad- oder Garnhaspeldrehen bei Diebstählen, Beschwörungsformeln verschiedenster Art, das Schröpfen, der Aderlaß, Purgieren, Bäder, Diätformen, um nur einige zu nennen.

Andrerseits ist festzustellen, daß heute noch viele Kranke mannigfaltigen medizinischen Überzeugungen anhängen, die bis zu den alten Griechen und Paracelsus zurückverfolgt werden können. Moderne Arzneimittel wie das Pikrotoxin, das Emetin, Strophanthin, Serpasil, Kokain wurden aus primitiven Arzneischätzen entwickelt. Der englische Mediziner und Botaniker Withering (1741—1799) führte *Digitalis* in die Schulmedizin ein, nachdem er 1775 von einer alten Frau von der Anwendung des Fingerhutes bei Wassersucht gehört hatte.

Von den Altenheimer Brücher und Brücherinnen sollen hier die bekanntesten angemerkt werden, um sie als Persönlichkeiten unseres Dorfes kennen zu lernen, wie sie neben ihrer Alltagsarbeit aus Interesse an der Sache oder weil die Not sie dazu zwang, sich mit einer Materie beschäftigten, die mit ihrer eigentlichen Berufsarbeit wenig zu tun hatte. Das allein schon machte sie für die Nachwelt interessant.

Daß einige davon sich weit über die Grenzen unseres Dorfes hinaus durch ihr Wirken einen Namen machten, ist ein Beweis dafür, daß ihre Arbeit nicht immer erfolglos war.

Der älteste, heute noch greifbare Brücher war Johann Michael Fischer (1788—1858), verheiratet mit Christine Reuter, der Tochter des Altenheimer Müllers Ludwig Reuter. Nach den Eintragungen im Kirchenbuch verstand er, bei Diebstählen „das Rad zu drehen.“ Dazu wurde entweder eine Wannmühle (Getreideputzmaschine) verwendet, oder man hat einen Wagen „aufgebockt“ und ein Hinterrad so schnell wie möglich in Drehung versetzt. Dieses Raddrehen sollte einen Dieb veranlassen, das Diebesgut schnell wieder zurückzubringen. Elisabeth Sengel, geb. Anselm (1807—1866) wurde auch in der weiteren Umgebung Altenheims zu Rate gezogen und oft von Schwarzwaldbauern mit dem Zweispänner abgeholt. Katharina Roth, geb. Fischer (1822—1890) verwendete bei ihrer Arbeit eine Goldmünze und hatte in Mannheim und in Freiburg je einen Professor in Behandlung; den letzteren besuchte sie immer nachts um 24 Uhr. Ein weiterer auswärtiger Patient war Röder von Diersburg mit Wassersucht, der sich nach verschiedenen wirkungslosen Kuren mit gutem Erfolg von ihr behandeln ließ und angeblich dafür ein Honorar von 300 Mark bezahlte. Pfarrer Hansjakob schreibt in seinen Jugenderinnerungen, daß sein Vater zu einer Naturheilkundigerin namens Roth nach Altenheim gefahren sei. Auch ist sie einmal von zwei fremden Herren dazu angehalten worden, ein Rezept zu schreiben. Es stellte sich heraus, daß es zwei fremde Ärzte waren, die sie nachher anzeigten. Sie wurde tatsächlich auch kurze Zeit eingesperrt, hat aber nach ihrer Entlassung trotzdem weitergearbeitet.

Christine Fels, geb. Fischer (1825—1890), und vor allem ihre Tochter Christine Schwärzel, geb. Fels (1861—1931) waren eifrige Verfechterinnen der „Sympathiekuren.“ Sie verschrieben auch Salben und Kräuter. Die letztere hatte viele elsässische Kunden und schickte alle in die Apotheke „Diemer“ in Straßburg, Schlossergasse 12. Frau Schwärzel stellte bei ihren Beratungen eine Kaffeetasse auf den Tisch halb gefüllt mit Wasser und ließ ein 10-Pfennigstück ins Wasser fallen. Wenn Tropfen herausspritzten, wurden die Wünsche des Klienten erfüllt. In der Adventszeit mußte sie Sprüchlein aufschreiben. Diese legte man im Stall aus, um Krankheiten zu verhüten. Bei ihren Patienten wurden auch Peitschen und Sichel unter den Strohsack gelegt, um böse Geister zu vertreiben. Frau Schwärzel (genannt „Gärtneri“) baute sich mit dem Erlös aus dieser Tätigkeit die Gärtnerei im Laubertsweg.

Eine Brücheri, die sich ebenfalls Ende des vorigen Jahrhunderts über die Grenzen unseres Dorfes hinaus einen Namen machte, war Marie Ursula Anselm, geb. Rinkel (1853—1912), auch „Schaller Hänsi“ genannt. Ihre Schwiegermutter war die Tochter des letzten Chirurgen Johann Friedr. Zimmermann. Zusammen mit ihrem schon mit 45 Jahren verstorbenen Mann betrieb sie im Hause ihrer Schwiegereltern, dem Chirurgenhaus, eine Kolonialwarenhandlung.

Jakob Fischer V. (1849—1929) war hauptsächlich bei der Behandlung kranker Tiere erfolgreich, wurde aber auch bei Diebstählen zu Rate gezogen; er drehte dabei das Rad der „Wannmühle“.

Eine Schwester von ihm, Katharina Fischer geb. Fischer (1864—1937) war ebenfalls Brücheri. Der Vater der Beiden hat sich auf veterinärmedizinischem Gebiet hervorgetan.

Jakob Fischer VIII. (1874—1936) hatte eine besondere Methode. Bei der Behandlung von Mensch und Tier und beim „Besprechen“ arbeitete er mit einem Kirchenschlüssel, der in ein Gebetbuch eingebunden war. Er besaß die „Sieben ägyptischen Geheimnisse“, deren Formeln er verwendete. Mit den gängigsten Methoden der Brücherinnen beschäftigten sich auch Marie Ursula Sengel, geb. Adam (1865—1936) und ihre Tochter Katharina Schneider, geb. Sengel (1891—1953).

Hervorgehoben seien die beiden bekanntesten Vertreter der Volksmedizin in Altenheim, Johann Georg Nierlin und Christine Duchilio, geb. Lutz, „Lutze Diin“ oder die „Altener Frau“ genannt. Beide wohnten in unserer Nachbarschaft und waren persönlich bekannt.



*Johann Georg Nierlin*

*Johann Georg Nierlin (1839—1927)*

Nach mündlicher Überlieferung hat er einen Teil seiner Kenntnisse beim Henker Großholz in Memprechtshofen erworben. Im Kirchenbuch wird er als „Wunderdoktor“ und „Hexenbanner“ bezeichnet. Nierlin erschien selten in der Öffentlichkeit. Durch seine Zurückgezogenheit hat er bewußt die Distanz zu seinen Mitmenschen vergrößert und seiner Person den Eindruck des Unnahbaren, des Besonderen verschafft, eine Eigenheit, die auch bei dem einen oder andern der Wundarzneidiener und Brücher anzutreffen war und die diesen Menschen von vornherein eine gewisse Überlegenheit im Umgang mit ihren Mitmenschen gab. Auf jeden Fall sollte dieses Verhalten bei den Kunden jeden Zweifel an der Richtigkeit der getroffenen Maßnahmen beseitigen. Nier-

lins ortsbekannten Besuche auf dem Friedhof in der Nacht zielten psychologisch in die gleiche Richtung und erweckten damals in weiten Kreisen der Bevölkerung die Gewißheit, er verfüge über übernatürliche Fähigkeiten. So schuf er die Voraussetzungen für seine Erfolge. Dabei ist nicht zu übersehen, daß er selbst in den meisten Fällen von seinen „geistigen Kräften“ überzeugt war.

Nierlins Behandlungsmethoden bestanden zu einem kleineren Teil in Anwendungen von Heilpflanzen in Form von Tee, Aufgüssen, Packungen oder zerrieben als Pulver. Diese Arzneizubereitungen hatten zu einer genau von ihm festgelegten Tages- oder Nachtzeit zu erfolgen. Der größere Teil seiner Heilverfahren waren jedoch Formeln und Gebete, überliefert oder von ihm selbst verfaßt. Sie waren meist umfangreich und mußten, auf Papierbögen oder Zetteln mitgetragen oder im Hause versteckt werden; oder sie wurden in den Grund von Gräbern eingegraben, über Stalltüren und in Futtergängen angebracht. Eine ganze Reihe solcher Zettel sind noch vorhanden, entweder in Gräbern entdeckt oder von den späteren Hausbesitzern vorgefunden. Zur Illustration sei der Beginn einer solchen Schrift hier wiedergegeben: „Du Jesu wollest mit der himmlischen Gewalt mit Deinem Geist mich erfüllen, daß ich die Menschen mit ihren Geistern aus der Untern Welt, die stehlen und gestohlen haben. . . zwingen und keine Ruhe lassen Tag und Nacht, daß sie müssen laufen. . . oder einander verrathen, so wie Dich Judas verrathen hat, oder daß die Diebe das Gestohlene wieder zurückbringen. . . und sich zeigen



*Zettel von Nierlin*

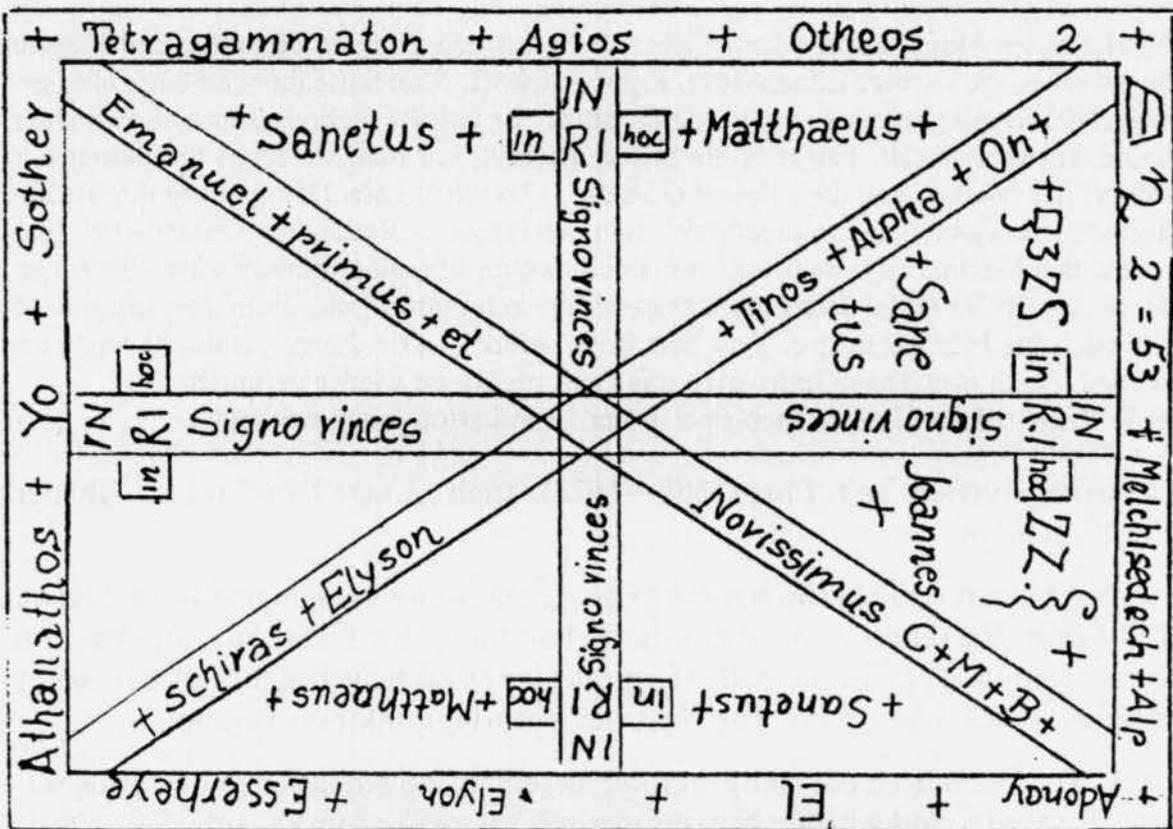
*Aufnahme Dr. Kappus*

müssen. . . an dem Orte, wo sie gestohlen haben und nicht von dem Ort und nicht von der Stelle können gehen, bis sie sind gesehen. . .“

In seinen literarischen Schöpfungen erwähnt Nierlin oft die „Luft-, Erd- und Hahnengeister“ und fährt an anderer Stelle fort: „. . . daß ihre Geister sie zerren und reißen und auf den Boden werfen, daß dessen Menschen und den Dieben und den Sozialisten, die die ganze Welt wollen beherrschen, regieren und befehlen und die militärischen Befehlshaber, die die ganze Welt in ihrer Gewalt wollen und den Advocaten und den Gerichtsherren von dem niedersten bis auf den höchsten mit ihren ihnen untergebenen Dienern. . . keine Gewalt mehr über mich haben. . .“

Zwei von ihm gebrauchte und unter seinen „Schriften“ gefundene Formeln seien hier wiedergegeben. Das eine ist die schon im 4. bis 5. Jahrhundert gebräuchliche Satorformel<sup>10</sup>. „Ihre Verbreitung läßt sich durch ganz Europa bis zum höchsten Norden und selbst bis nach Amerika verfolgen als ‚Schutzmittel gegen Hexerei und Teufelswerk‘.“ Sie wurde „als Heilmittel bei Tieren, weniger häufig als bei Menschen gebraucht. Während verschiedene Versuche unternommen wurde die Satorformel zu deuten, ist eine Erklärung der zweiten Formel nicht bekannt.

Auf dem Gebiet der Human- und Veterinärmedizin, der Familien- und Eheberatung, der Beratung bei Vermögensangelegenheiten und Geschäften, beim



*Die Sator-Formel ergibt vorwärts und rückwärts gelesen den gleichen Wortlaut. Es handelt sich um ein sog. magisches Buchstabenquadrat, für das es viele Erklärungen gibt. Es soll Dämonen zur Umkehr bewegen.*

SATOR  
AREPO  
TENET  
OPERA  
ROTAS

Auffinden von verschwundenen Gegenständen wie auch beim Verhüten von Katastrophen und Unglücksfällen war er in gleicher Weise zuständig. Viele seiner Klienten kamen aus dem Elsaß, und manchem mag noch das Straßenbild in der Großriedgasse aus jener Zeit in Erinnerung sein, als die Pferdekutschen reihenweise vor Nierlins Haus standen. Sicher gab es früher in der Bevölkerung eine große Zahl von Histörchen über Nierlin, die man bei Lichtgängen in verschiedenen Variationen genüßlich erzählte. Vieles wurde übertrieben oder entstellt; von den mißlungenen Fällen hat man ohnehin nicht mehr gehört. Hier das Erlebnis eines Altenheimers, eines uns bekannten Architekten, dem man eine unverfälschte Schilderung zutrauen konnte und der versicherte, daß sich alles wahrheitsgemäß so zugetragen habe:

In seiner Jugend fehlten im Elternhaus eines Tages 50 Mark. Um zu erfahren, ob diese gestohlen worden waren, schickte man den damals etwa 16jährigen Sohn zu Nierlin, wie in Altenheim üblich in der Dämmerung, um kein Aufsehen zu erregen. Im Nierlin'schen Haus brannte kein Licht. Er betrat den dunklen Hausflur und klopfte ängstlich an die vordere Zimmertüre. Keine Antwort. Man hatte ihm zu Hause aber gesagt, Nierlin säße immer in der vorderen Stube. Er klopfte mehrmals und als er wieder keine Antwort erhielt, betrat er die Stube. Richtig, vor dem vorderen Straßenfenster saß er, der Nierlin, von dem Besucher in der vorgeschrittenen Dämmerung nur als Silhouette zu erkennen. — „Guetenowe“ sagt der Junge. — Pause — „Guetenowe“ sagt schließlich Nierlin, „ich weiß woll, wurum dü kummsch; dü kummsch wäje sälle fufzig Mark, wu dheim fähle! Jetz gehsch grad widder heim uns säisch, di sin nit gschtohle, si sin noch im Hüs un in drej Daa hän ihr si widdr.“ Der Junge verabschiedete sich schnell. Nach drei Tagen hatte man das Geld im Hause wieder gefunden. Eine Reihe solcher Traktätchen sind in der Bevölkerung noch bekannt.

*Christine Duchilio geb. Lutz (1888—1972), auch „Lutze Diin“ oder „Altener Frau“ genannt.*

Als Nachbarin von Nierlin hat sie seine Arbeitsweise kennengelernt und einen Teil seiner Verfahren, vor allem die Behandlung mit Heilpflanzen, von ihm übernommen. 1921 ist sie dem Heilpraktikerbund beigetreten und hat damit offiziell in Altenheim ihre Tätigkeit als Naturheilprakterin begonnen.

Im 3. Reich erfuhren die Heilpraktiker allgemein eine deutliche Förderung seitens der Partei und wurden organisatorisch gestrafft. Am 12. Juli 1940 erhielt



*Christine Duchilio*

Frau Duchilio ein Schreiben der deutschen Heilpraktikerschaft, Bezirksleitung Karlsruhe: „Sehr geehrte Berufskameradin! Auf Anordnung der deutschen Heilpraktikerschaft haben Sie sich am Mittwoch, den 24. Juli 1940 nachmittags 2 Uhr in Karlsruhe, Gartenstraße 3 II. Stock zur Ablegung einer Prüfung einzufinden. Dieses Schreiben ist zu bestätigen. Heil Hitler, K. Hauer“<sup>11</sup>. Sie schrieb an die genannte Dienststelle, daß sie in der Vergangenheit nie eine Entschädigung von ihren Kunden gefordert habe, auch in Zukunft nicht fordern werde und daß sie zu der Prüfung nicht erscheinen wird. Man hat sie daraufhin nie mehr behelligt.

Ihr Wirkungskreis war nicht kleiner als der ihres Vorgängers; auch sie hatte viele Kunden aus dem Elsaß. Im Gegensatz zu ihrem Lehrmeister hielt sie aber Sprechstunden ab im Kaffee Isemann in Offenburg und im Gasthaus zum Römer in Straßburg. In den letzten Jahrzehnten, als sie körperlich weniger beweglich war, holte sie der Chef der Straßburger Straßenbahnen jeden Dienstag mit seinem Auto in Altenheim ab und brachte sie abends von Straßburg wieder nach Hause. Gerade durch ihre Beziehungen zur Bevölkerung jenseits des Rheins konnte sie in den notvollen Jahren nach dem letzten Krieg manchem Einheimischen in französischer Gefangenschaft wertvolle Hilfe leisten.

Wie es Zeiten des Umsturzes so mit sich bringen, hat nach Einstellung der Kampfhandlungen im letzten Krieg in der Bevölkerung Altenheims die Auseinandersetzung mit den Parteigenossen und den Verantwortlichen des 3. Reiches begonnen. Außer den Entnazifizierungsmaßnahmen waren damals auch

Denunziationen bei den Franzosen keine Seltenheit. Frau Duchilio erfuhr davon wieder von französischer Seite. Sie hat nie davon Gebrauch gemacht.

Beeindruckend war, daß sie bei der Krankenbehandlung genau ihre Grenzen kannte. Im Zweifelsfalle wies sie den Patienten dem Hausarzt zu, ohne selbst aktiv zu werden.

Die „Altener Frau“ war meine Nachbarin. In den 50er Jahren schickte sie mir 3 auswärtige Frauen in die Sprechstunde, bei denen sie „kein gutes Gefühl“ hatte. Wie sich herausstellte, waren 2 davon krebskrank. In den 50 Jahren ihrer Altenheimer Tätigkeit hat sie ihre Kompetenzen nie überschritten. Das ist das eine.

Das andere war die genaue Kenntnis der Familienverhältnisse ihrer Klienten, die bei ihren Vorschlägen und Entscheidungen immer mit einbezogen wurde und natürlich bei familiären Beratungen besonders zur Geltung kam. Das dritte war ihre erstaunliche Beobachtungsgabe, verbunden mit einem psychologischen Einfühlungs- und Beurteilungsvermögen ihrer Kunden, das immer wieder überraschte.

Das vierte schließlich war die pedantische Exaktheit, mit der sie die pflanzlichen Präparate verordnete. Sie gab genaue Anweisung zur Herstellung z.B. des Tees, bestimmte die nötige Menge und die genaue Uhrzeit der Einnahme. Das Einzugsgebiet ihrer Kundschaft reichte von Freiburg (Oberstaatsanwaltsfamilie) über die Gemeinden des Schwarzwaldvorgebirges bis nach Nußbach und Kappelrodeck. Wie schon erwähnt, kamen dazu viele Kunden im Elsaß. Daß auch Kranke weitab von der Ortenau ihre Hilfe in Anspruch nahmen, mag eine Begebenheit erhellen, die sie mir persönlich erzählte:

Um das Jahr 1936 fuhr eines Vormittags eine elegante Limousine vor ihrem Haus in der Schlossergasse vor. Heraus stieg ein livrierter Chauffeur, der sich nach der „Altener Frau“ erkundigte. Er bedeutete, daß er den Auftrag habe, sie für einige Tage zu einem Patienten in Norddeutschland zu bringen, mußte sich jedoch seinem Chef gegenüber verpflichten, auf keinen Fall den Namen des Patienten bekannt zu geben. Nach langem, begreiflichen Zögern der Frau Duchilio einerseits und dem bestimmten, kompromißlosen Auftreten des „Uniformierten“ willigte sie schließlich ein. Der Respekt vor Uniformen im 3. Reich mag das Seine dazu beigetragen haben, auch wenn es nur die Uniform eines Chauffeurs war. Andererseits ist durch den Besucher auch die Neugierde geweckt worden, wie mir die „Lutze Diin“ schmunzelnd gestand. Auf jeden Fall — los ging die Fahrt ins Ungewisse! Man fuhr stundenlang in nördlicher Richtung durch das Rheintal. Dann verlor der Fahrgast in einer ungewohnten Umgebung nach einer halben Tagesfahrt die Orientierung, als unvermittelt der Fahrer in eine langgezogene Allee und an deren Ende in ein hufeisenförmiges, schloßähnliches Anwesen einbog. Im linken Flügel desselben hat man die Altenheimerin in einem eleganten Fremdenzimmer untergebracht und ihr mitgeteilt, daß sie am andern Tag dem Patienten vorgestellt werden

solle. Das geschah auch. „S'isch e alts, vrhutzlts Männl gsin“, meinte sie lächelnd. Über die Art der Erkrankung und ihrer Behandlung, auch über die Höhe der Entlohnung schwieg sie sich aus. Auf jeden Fall, nach drei Tagen brachte der gleiche Fahrer sie wieder nach Altenheim zurück, ohne daß sie über den Ort ihrer Tätigkeit und den Namen des Kranken etwas erfahren hatte. — Es mögen vielleicht zwei Jahre vergangen sein, als sie eines Abends im Schein ihrer Tischlampe eine Illustrierte aufschlug und darin das Schloß und an dessen linken Flügel das Fenster ihres damaligen Fremdenzimmers wieder erkannte. Es war die Heimstätte derer zu Bohlen-Halbach.

Während des Wiederaufbaus der 1945 zerstörten Altenheimer Kirche gehörte zum elsässischen Kundenkreis der „Lutze-Diin“ auch Frau Jung - Gruber in Straßburg, die sich erbot, wegen der geplanten Orgel mit ihrem Verwandten, Dr. Albert Schweitzer in Lambarene, Verbindung aufzunehmen. Auf einen Brief des damaligen Altenheimer Pfarrers Lothar Volz vom 4. April 1952 antwortete Dr. Schweitzer schon am 27. April 1952 mit einem vierseitigen, handgeschriebenen Brief mit Vorschlägen für die neue Orgel<sup>12</sup>. Er schrieb am Schluß: „. . . wenn ich noch am Leben bin, komme ich, sie einmal spielen und man macht eine Sammlung, bei der etwas Namhaftes für die Orgelbaukosten eingeht“ und „. . . ich kenne Altenheim aus meiner Studentezeit.“

Frau Duchilio war bis kurz vor ihrem Tod am 23. Mai 1972, also über 50 Jahre, in Altenheim tätig.

Krankheiten und Krankenbehandlung in früherer Zeit, ein kleiner Ausschnitt aus der Geschichte unseres Dorfes, ein Kapitel vieler Irrtümer und Irrwege im Dschungel einer überlieferten mystischen Krankheitsauffassung. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ist es dank der wissenschaftlichen Forschung auch in den Krankenstübchen auf dem Lande langsam heller, ist die Krankheitsfurcht und Hoffnungslosigkeit geringer und das Krankenlager erträglicher geworden. Der Rückgang der Kindersterblichkeit, das Verschwinden der Seuchen, die höhere Lebenserwartung heute sind eindeutige Beweise. Die verbesserten hygienischen Verhältnisse innerhalb unseres Dorfes, die gepflegten, lichten Wohnungen, die sozialen Errungenschaften der Neuzeit, die Erleichterung der Arbeitsgänge durch die moderne Technik haben das ihre dazu beigetragen. Allerdings hat uns der Fortschritt von Technik und Wissenschaft nicht nur Vorteile und Erleichterungen gebracht, sie haben Angst, Not und Elend nicht aus der Welt zu verdrängen vermocht. Die täglichen Unfallziffern, die Vergiftung der Natur mit chemischen Stoffen, die Umweltverschmutzung, Hungersnöte und Kriege sprechen eine beredte Sprache.

Dämonen, welche bei unsern Vorfahren Krankheitsbegriff und Krankheitsbehandlung geprägt und gestaltet und die Menschen der Frühzeit geängstigt haben, treiben noch heute ihr Unwesen, nur in anderm Gewande.

„. . . alle Kreatur sehnt sich mit uns und ängstigt sich noch immerdar.“ Römer 8, 22.

## Anmerkungen

- 1 Fritz Kober, Ein Schatz wurde gehoben (III), in: Ortenau 34./1954, S. 73
- 2 Waltari, Sinuhe der Ägypter. Bern S. 57, 60, 61
- 3 Das Wort „*Brücher und Brücherinnen*“ ist — wie die bisherigen Befragungen ergaben — zunächst nur bei der älteren Bevölkerung in Altenheim bekannt. In den Nachbarorten Dundenheim, Ichenheim, Schutterzell, Müllen, Goldscheuer, Marlen etc. weiß die mittlere (bisher befragte) Generation nichts von diesem Wort. Die Befragungen gehen aber weiter. Eine Erklärung ist, daß eben nur in Altenheim Männer und Frauen volksmedizinisch tätig waren. Daß der Ausdruck aber auch in entfernten Gebieten gebräuchlich war, zeigt der Aufsatz von Fritz Kober, in: Ortenau 38./1958, S. 78 von Fürstenberg bei Donaueschingen.  
In Schleswig-Holstein, Oldenburg und im Hotzenwald spricht man von „Besprechen.“
- 4 Fritz Kober, Die Deutung der Satorformel, in: Ortenau 38./1958, S. 78
- 5 Die Angaben über die folgenden Personen sind entnommen den Kirchenbüchern (Pfarrarchiv) und Standesregistern (Gemeindearchiv) von Altenheim.
- 6 Theobald Adam, Aus des Dorfes Altenheim vergangenen Tagen. Karlsruhe 1910
- 7 Aus den Aufzeichnungen des Pfarrers Büttner, der von 1635-1669 Pfarrer von Altenheim war und in den Kirchenbüchern ausführliche Aufzeichnungen über die Geschehnisse in Altenheim während des 30jährigen Krieges eingetragen hat (vgl. D.F. Bauer, Johann Heinrich Büttner, ein Bild evangelischer Glaubensstreu. Karlsruhe 1913)
- 8 Die Stelle ist entnommen dem Manuskript von Frau Hanne Kappus- Musow (im Besitz des Verfassers)
- 9 Heinrich Hansjakob, Wilde Kirschen. 16. Aufl. Haslach 1983, S. 330, 331
- 10 Fritz Kober, Die Deutung der Satorformel, in: Ortenau, 38./1958, S. 76
- 11 Das Original ist im Besitz des Verfassers
- 12 W. Marx, Die Orgeln in der Altenheimer Kirche, in: Ortenau 65./1985

## Literatur

- Erwin H. Ackerknecht. Kurze Geschichte der Medizin. Stuttgart 1959. — Paul Diepgen, Geschichte der Medizin 3 Bde. Berlin 1949-1955. — Hans Bauer, 5000 Jahre Medizin. Leipzig 1955.- Theo Löbsack, Magische Medizin, Methoden und Erfolge der Wunderheiler. München 1980.- Reichmann, Schneider, Hofstetter, Ein Jahrtausend deutscher Kultur. 13. Kapitel: Der Aberglaube. Leipzig 1922.- Heinrich Schipperges, Moderne Medizin im Spiegel der Geschichte. Stuttgart 1970.- Adolf Spamer, Deutsche Volkskunde. Kapitel: Der Volksglaube. 2 Bände. Berlin 1934
- D. JOANNIS SCVLTETI, Wund-Artzneyisches Zeug-Hauß, gedruckt bey Johann Gerlin, Frankfurt 1666. Herausgegeben von der Firma Merkle KG, Blaubeuren, in Verbindung mit dem Stadtarchiv 79 Ulm. Stuttgart 1974

# Der Lachsfang in der Kinzig

In biologischer Beleuchtung

Nach Akten des Fürstlich Fürstenbergischen Rentamtes Wolfach aus dem 18. Jahrhundert

*Arnold Nauwerck*

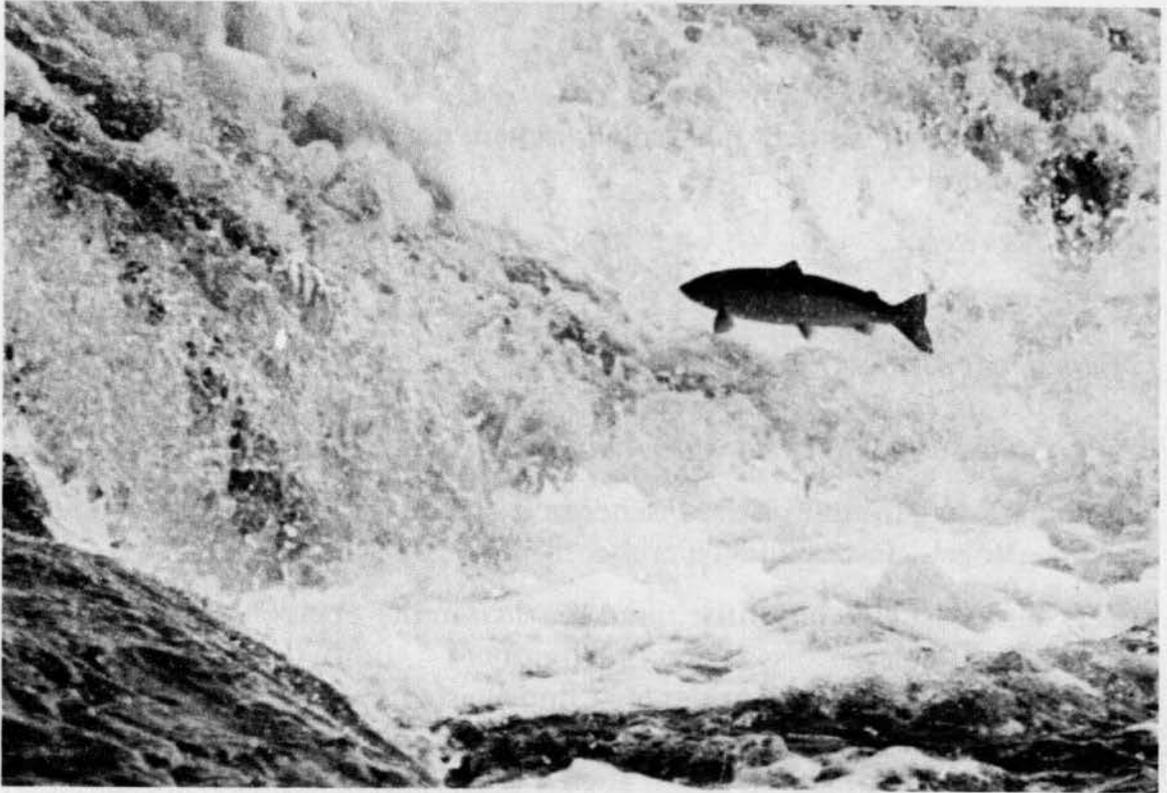
## *I. Einleitende Bemerkungen*

### *1. Vormalige Bedeutung der oberrheinischen Lachsfischerei*

So schreibt der strassburgische Fischer und Hagmeister Leonhardt Baldner in seinem „Vogel-, Fisch- und Thierbuch<sup>1</sup> über den Lachs:

„Der Salmen ist ein Herrenfisch und köstlich in der Speiss, vom Mertzten an, und je länger je besser biss in den Brachmonat (= Juni), da seind sie am allerbesten, und werden auch zu der Zeit am meisten gefangen, also dass Anno 1647 zu Strassburg in einem Tag sind verkaufft worden 143 Salmen, und dass ein Zeil (= Portion) golten hatt 6 auch 4 (Pfennig). Die grössten Salmen bey unss, kommen biss uff ein halben Centner schwer; Im Hornung (= Februar) fangen sie ahn und schwimmen hinauffwärts, und im Augstmonat kommen sie widrumb herunder, und wird ein Lax genennt vom End dess Augusti biss wider in Hornung, dann zur selbigen Zeit sindt sie gar schlecht zur Speiss; Sie haben ihren Leych umb St. Catharinentag (= 25. November); In strengen Wassern uff dem Steinboden machen sie grosse Gruben, dass sie darein leychen, In dem Winter- und Christmonat werden sie bey unss verboten, damit der Leych wol könne fortkommen, und viel junge Sälmling gibt, Es wird der Rogen erst lebendig im Meyen; In dem Leych hat der Lax schöne Blumen, und ist hüpsch von Farben, hat ein Haken in dem undern Küffel (= Unterkiefer); Sie seind im Leychen offtmals so begierig, dass sie einander selbs beschädigen, und etliche davon sterben; Es werden ihrer auch viel im Leych gefangen. Ihre Nahrung ist Schleim; In einem Salmen, der im 20. Aprilis ist uffgeschnitten worden, hab ich gefunden, dass er 2 Fisch in dem Magen gehabt.“

Der Lachsfang am Rhein und seinen Nebenflüssen war jahrhundertlang eine Selbstverständlichkeit. Er war so selbstverständlich, daß man es kaum für notwendig hielt, ihn zu dokumentieren. Fast zweihundert Jahre, bis zum Erscheinen von J. Vettters Arbeit<sup>2</sup> über „Schiffart, Flözerei und Fischerei auf dem Oberrhein“ bleibt Baldners Beschreibung allein auf weiter Flur. Die in der Folge erschienene Literatur über Lachs und Lachsfang füllt allerdings Bibliotheken. Quantitative Angaben finden sich in der älteren Literatur dagegen nur vereinzelt und beziehen sich meistens nur auf Rekordfänge. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hier und da einsetzende Fangstatistik taucht in der Regel nur bruchstückweise in gedruckten Veröffentlichungen auf. Über



*Lachs beim Überspringen eines Wasserfalles*

*Aufnahme: A. Nauwerck*

die weiter zurückliegende Zeit konstatiert Kuhn<sup>3</sup> in seiner Übersicht über die Geschichte der Fischerei am Oberrhein kurz und bündig: „Lachsfangsstatistiken aus jener Zeit sind für das Untersuchungsgebiet nicht erhalten.“

Tatsächlich gibt es keine Gesamtbeschreibung der Lachsfischerei im Rhein und in seinen Nebenflüssen. Niemand weiß, wieviel Lachse hier zu verschiedenen Zeiten gefangen wurden. Niemand hat versucht, die volkswirtschaftliche Bedeutung des Lachsfanges in früheren Zeiten zu ermessen oder auch nur abzuschätzen.

Die Beschreibung der Fischereiverhältnisse im deutschen Sprachraum durch Borne<sup>4</sup> läßt erkennen, daß der Lachs vor hundert Jahren immer noch praktisch alle Zuflüsse des Oberrheins aufsuchte (Tab. 1), daß ihm aber schon vielerorts Wasserbauten den Weg versperrten und daß die Abwässerbelastung der Gewässer schon damals durchaus „moderne“ Ausmaße hatte. Für das Jahr 1880 wird der schweizerische Gesamtfang an Lachs auf etwa 250 Zentner beziffert. Borne sagt dazu: „Unterhalb des Rheinfalls bis Basel (ist der) Lachs sehr häufig, er laicht in Menge im Rhein, namentlich bei Schaffhausen. Einzelne Lachse kommen im Juli und August, die meisten im Oktober und November, und nach Weihnachten gehen sie wieder fort.“ Jedoch: „Der Lachsfang (von Basel bis Bingen) ist von keiner Bedeutung<sup>5</sup>.“

Nach Fehlmann<sup>6</sup> werden zwischen 1910 und 1920, wo Wasserverbauungen einerseits und künstliche Aussätze von Lachsbrut andererseits ursprüngliche Naturverhältnisse freilich bereits verschleiern, etwa 70 % aller Rheinlachs in Holland gefangen, etwa 5 % am Hochrhein und der Rest in übrigen Stromabschnitten bzw. Nebenflüssen. Bei einem mittleren Gewicht von 7—8 kg pro Lachs entspräche dies jährlich insgesamt etwa 30 000—40 000 Fischen. Im Hinblick auf die in der letzten Phase der Rheinlachserei künstlich gesteigerte Lachsproduktion sowie effektive Fangmethoden darf man annehmen, daß diese Größenordnung auch in früheren Zeiten kaum wesentlich übertroffen wurde. Dagegen wurde sicher ein vergleichsweise größerer Teil der Fänge in den Laichgebieten des Lachses eingebracht.

*Tab. 1*

*Das Vorkommen von Lachs in den Zuflüssen des Oberrheins und Hochrheins zwischen Schaffhausen und Karlsruhe (nach Borne<sup>7</sup>).*

Linksrheinisch:

- Thur:* Lachs ist selten, er steigt bis Unter-Toggenburg.
- Töss:* In der Mündung erscheint manchmal ein Lachs.
- Glatt:* Der Lachs steigt bis zu dem 4 m hohen Wehr bei Glattfelden auf, das er nur bei Hochwasser übersteigen kann.
- Aare:* Der Lachs geht in der Aare hinauf bis zu dem unübersteiglichen Wehr bei Thun, welches 3 m hoch ist und nur selten überschritten wird; bei Bern laicht der Lachs häufig, die Schwelle daselbst erschwert sein Aufsteigen. Auch bei Aarberg im Amtsbezirk Büren und ziemlich häufig im Kanton Aargau werden Lachse gefangen.
- Saane:* Der Lachs steigt in dem Flusse auf und geht weit über Freiburg hinaus bis nach Gruyères.
- Emme:* Der Lachs steigt bis Gerlafingen hinauf.
- Suhr:* Kein Lachs erwähnt.
- Aa:* Der Lachs steigt bis Luzern.
- Reuss:* Der Lachs geht in die Limmat hinein und steigt über Glarus und Linththal hinaus und durch den Walensee in die Murg.
- Ergolz u. a.:* Alle Zuflüsse, welche der Rhein aus dem Kanton Basel erhält, führen an den Mündungen eine Strecke die Fische des Rheins.
- Birs:* vgl. Ergolz.
- Ill:* Den Wanderfischen durch Wehre verschlossen, nur bei ganz hohem Wasser geht Lachs bisweilen bis Erstein, weniger selten bis Straßburg.
- Breusch:* Kein Lachs erwähnt.
- Moder:* Kein Lachs erwähnt.
- Zorn:* Kein Lachs erwähnt.
- Sauer:* Kein Lachs erwähnt.
- Lauter*  
(Wieslauter): Kein Lachs erwähnt,

Rechtsrheinisch:

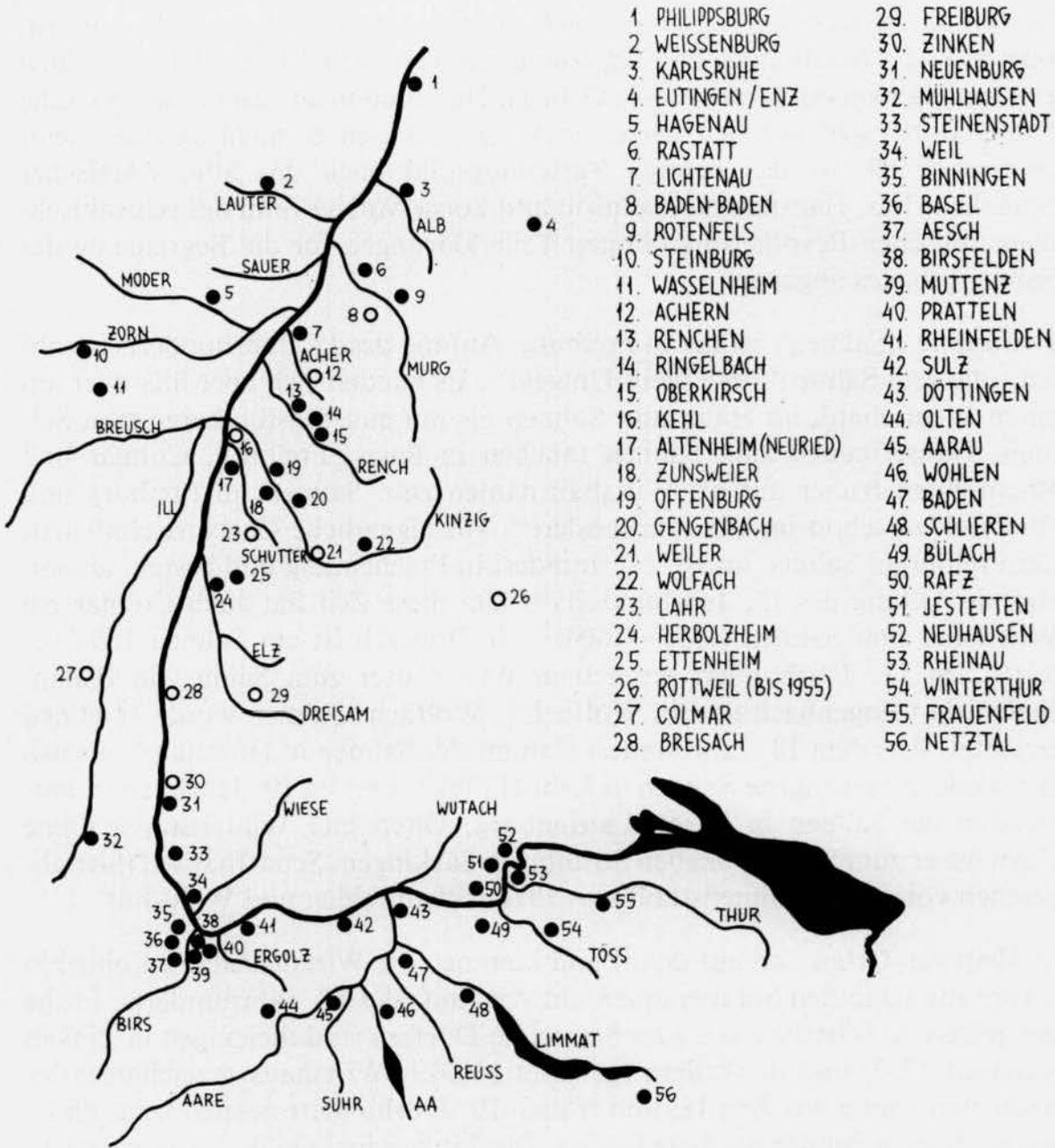
- Wutach:** Bei der Laufen-Mühle oberhalb Tiengen fällt die Wutach über ca. 15 m hohe Kalkfelsen, deshalb können Lachse nur bis dorthin gelangen.
- Alb:** Unterhalb Albbruck ist ein 3,2 m hohes, unübersteigliches Wehr; unterhalb desselben sind die Fische des Rheins.
- Murg:** Der Bach ist durch das Wehr an der Eisenbahnbrücke den Wanderfischen verschlossen.
- Wehra:** Der Bach ist nahe der Mündung durch ein Wehr für Wanderfische verschlossen.
- Wiese:** Der Lachs stieg früher bis Schopfheim und laichte zahlreich im Flusse; jetzt geht er nur noch bis Tumringen.
- Kander:** Der Lachs geht bis Eimeldingen.
- Möhlin:** Der Lachs geht 12 km in den Fluß.
- Elz (Leopoldskanal):** Die Wanderfische sind durch das Wehr an der Mündung zu Wittenweier sehr behindert, sie können nur bei Hochwasser eintreten; dennoch ist der Lachs im Leopoldskanal ziemlich häufig; er steigt bei Hochwasser bis zum Kollnauer Wehr oberhalb Waldkirch und wird dort nicht selten gefangen.
- Kinzig<sup>8</sup>:** Der Lachs ging früher in der Kinzig bis Wolfach hinauf, dies hat aufgehört, seitdem bei Willstätt ein 4 m hohes, steil abfallendes Wehr erbaut worden ist<sup>9</sup>.
- Shutter:** Kein Lachs erwähnt.
- Rench:** Lachs geht bis zu dem unübersteiglichen Wehr bei Memprechtshofen, nicht weit oberhalb der Mündung.
- Acher:** Kein Lachs erwähnt.
- Murg:** Ganz besonders wichtig ist die Murg als Lachsfluß. Sobald das Wasser etwas anschwillt, erscheint der Lachs von Oktober bis Dezember in großer Zahl in der Murg und steigt bis zur (badisch/württembergischen) Landesgrenze hinauf, um zu laichen, er ist gewöhnlich 2-20 Pfund schwer. Am zahlreichsten findet er sich bis Langenbrand, weiter aufwärts nimmt seine Zahl allmählich ab. Herr Haldenwang glaubt, daß 1875 mehr als 1000 Lachse in der Murg gelaicht haben. Der Zahl der Laichfische entsprechend erscheinen die kleinen Lachse (Sälmlinge) im Flusse verteilt, sie sind namentlich zwischen Langenbrand und Gaggenau häufig; nach zwei Jahren, wenn sie ungefähr 1/4 Pfund schwer geworden sind, gehen sie ins Meer. Die Murg ist das beste wichtigste Fischwasser des Schwarzwalds, sie hat nichts von schädlichen Verunreinigungen zu leiden, die Wehre können bei mittlerem Wasserstand von den Wanderfischen überschritten werden, Fischotter und Reiher tun keinen erheblichen Schaden.
- Oos:** Wird von Wanderfischen nicht besucht.
- Alb:** Kein Lachs erwähnt.

## 2. Die oberrheinische Lachsfischerei im Spiegel der Wirtshäuser zum Salmen

L.J. Mone, der Nestor der Geschichtsforschung am Oberrhein, bemerkt in seinem Artikel über „Flußfischerei und Vogelfang“: „Für die Geschichte der Fischerei wäre es nicht unerheblich nachzuforschen, wie alt und verbreitet am Rheine die Wirthsschilde zum Salmen sind<sup>10</sup>“. Seither wird dieses Zitat öfters wiederholt oder darauf abgehoben. Kuhn spricht von dem „in fast allen oberrheinischen Siedlungen vorhandenen Gasthaus zum Salmen<sup>11</sup>“.

Fig. 1

Wirtshäuser zum Salmen am Oberrhein und Hochrhein



Bei einer Untersuchung über Wirtshausnamen (in Vorbereitung) konnte ich dieser Frage nachgehen. Fig. 1 enthält sämtliche mir erreichbaren Wirtshäuser zum Salmen. Die deutschen und schweizerischen Beispiele sind den Telefonbüchern von 1980/81 entnommen, die elsässischen einem Gewerbeverzeichnis von 1943. Abgegangene Namen sind aus den Archivakten zahlreicher Orte zusammengestellt. Natürlich kann meine Untersuchung keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen. Es ist aber vollkommen klar, daß *Wirtshäuser zum Salmen* in früheren Zeiten nicht zahlreicher sondern weniger zahlreich waren

*als heute*, und daß von Wirtshäusern zum Salmen „in fast allen oberrheinischen Siedlungen“ nicht die Rede sein kann.

Bemerkenswerterweise ist das Gebiet der Salmengasthäuser völlig auf den oberen Rhein beschränkt. Die Telefonbücher von 1980/81 verzeichnen keinen einzigen Salmen nördlich unseres Gebiets. Dies muß nicht sagen, daß es solche früher dort nicht gegeben hätte, aber viele können es nicht gewesen sein; wahrscheinlich ist das heutige Verteilungsbild auch das alte. Römischer Spracheinfluß, Hausnamenstradition und konservativer Sinn der schwäbisch-alemannischen Bevölkerung können Teilerklärungen für die Begrenzung des Salmengebietes abgeben.

Der älteste „Salmen“ ist der in Freiburg. Anfang des 15. Jahrhunderts bezahlen „die zem Salmen“ das Wein-Umgeld<sup>12</sup>. Es handelt sich aber hier eher um einen Weinschank im Haus zum Salmen als um eine Gastherberge zum Salmen. Häusernamen zum Salmen tauchen in Basel, Freiburg, Colmar und Rheinfelden früher auf als Wirtshausnamen zum Salmen, in Freiburg und Rheinfelden schon im 14. Jahrhundert<sup>13</sup>. Als eigentliche Gastwirtschaft tritt der Freiburger Salmen im 16. Jahrhundert in Erscheinung und besteht als solche bis Anfang des 17. Jahrhunderts<sup>14</sup>. Um diese Zeit hat auch Colmar ein Wirtshaus zum Salmen (1597–1604)<sup>15</sup>. In Breisach ist ein Salmen 1594 belegt<sup>16</sup>. Im 17. Jahrhundert erscheinen Wirtshäuser zum Salmen in Baden-Baden, in Gengenbach und in Wolfach<sup>17</sup>. Wolfachs Salmen wurde 1648 neu errichtet. Aus dem 18. Jahrhundert stammt der Salmen in Hagenau<sup>18</sup>, ebenso der wieder abgegangene Salmen in Lahr (1798)<sup>19</sup>. Erst im 19. Jahrhundert entstanden die Salmen in Basel, Laufenburg, Olten und Winterthur<sup>20</sup>. Ohne Gasthäuser zum Salmen blieben Straßburg, Säckinggen, Schaffhausen (hier abgesehen von einem Salmenstübli von 1911), Rheinfelden und Waldshut.

In kleineren Orten und auf dem Land kommen die Wirtshausnamen ohnehin später auf als in den Städten und nicht vor Ende des 17. Jahrhunderts. Frühe Beispiele von Wirtshäusern zum Salmen in Dörfern sind diejenigen in Zinken (genannt 1747) und in Weilern (genannt 1803)<sup>21</sup>. Wirtshausverzeichnisse der badischen Ämter aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert nennen keine anderen dörflichen Salmen als diese beiden. Das Fischerdorf Goldscheuer verzeichnet um diese Zeit einen Hecht. Andere Fischerdörfer in der Ortenau und im Hanauerland kennen nur Ochsen, Rössle, Löwen, Sonne und Krone oder auch einfach nur Wirtshäuser zur Stube, die auch als Fischerzunftstuben ohne die Symbole der Fischerei auskommen. Ebenso verzeichnen die Dörfer in der Gegend von Basel noch bis Anfang 19. Jahrhunderts lediglich die landläufigen Namen von Bauernwirtschaften, aber keine Salmen<sup>22</sup>.

Nichtsdestoweniger zeigt Fig. 1 eine eindrucksvolle Übereinstimmung des Auftretens von Salmengasthäuser mit den ehemaligen wichtigen Laich- und Fanggebieten für den Rheinlachs. Es ist aber auch klar, daß die Wirtshäuser

zum Salmen nicht in erster Linie unmittelbar an den Fangplätzen bzw. in den Fischerdörfern entstanden, sondern dort, wo der Lachs verkauft und verzehrt wurde, nämlich in den wohlhabenden Städten. Wie die angeführten Beispiele zeigen, sind die allermeisten Salmenwirtshäuser ohnehin Kinder des späten 19. Jahrhunderts, einer Periode also, in der die Mehrzahl der Wirtshäuser überhaupt erst zu ihren Namen kam. Ihre Popularität verdanken die Namen einigen berühmten Vorbildern eher als der aktuellen Bedeutung des Lachsfangs, was übrigens schon daraus hervorgeht, daß sich der Wirtshausnamen zum Salmen hauptsächlich erst verbreitet hat, nachdem sich für den Fisch längst der Namen Lachs durchgesetzt hat.

### *3. Die Wolfacher Rentamtsbücher — eine Quelle für Wirtschaftsgeschichte, Kulturgeschichte und Biostatistik*

Die im Fürstl. Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen aufbewahrten Rechnungsbücher der früheren fürstenbergischen Ämter<sup>23</sup> bilden einen in der Hauptsache noch völlig ungehobenen Schatz an Information auf den verschiedensten Gebieten. Ihr großer Wert liegt u.a. in ihrer langen Kontinuität. Abgesehen von wenigen Lücken ganz am Anfang decken sie den Zeitraum von den letzten Dezennien des 16. Jahrhunderts bis zum Übergang der fürstenbergischen Lande an Baden 1806 und noch einige Jahre darüber hinaus. Die jedem Jahrgang zugehörigen Rechnungsbelege füllen ihrerseits Bände, sind jedoch weniger geordnet und daher schwerer zugänglich. Gerade sie enthalten viele interessante Detailinformationen.

Von den fürstenbergischen Besitzungen lag nur die Herrschaft Hausen (Hausach) an einem Lachsgewässer, der Kinzig, und nur die Rentamtsbücher von Wolfach notieren (ab 18. Jahrhundert) jährliche bzw. quartalweise Einkünfte aus „Lax und Salmen“. Zum Rentamt Wolfach gehörte auch die Stadt Hausach, nicht aber das ebenfalls fürstenbergische Haslach, dessen Archivalien nicht erhalten sind. Vom Kloster Gengenbach, das am stromabwärts folgenden Kinzigabschnitt das Fischrecht hatte, existieren zwar zahlreiche Dokumente (Generallandesarchiv Karlsruhe), aber keine Verzeichnisse von gefangenen oder abgelieferten Fischen, noch weniger von Orten wie Offenburg, Willstätt oder Kehl. Von der Murg, die vor der Kinzig wohl schon immer das vornehmste Lachsgewässer unter den Schwarzwaldflüssen war<sup>24</sup>, gibt es gewisse Daten<sup>25</sup>, jedoch keine fortlaufende Statistik. Somit dürften die Wolfacher Aufzeichnungen in ihrer Art einzig dastehen.

F. Disch<sup>26</sup> hat für seine Chronik der Stadt Wolfach aus den Rentamtsbüchern geschöpft. Im Kapitel über die Fischerei gibt er u.a. einige Zahlen über den Lachsfang wieder. Im wesentlichen gilt seine Darstellung jedoch kulturgeschichtlichen und nicht fischereibiologischen Aspekten der Wolfacher Fischerei. Rund hundert Jahre gute Lachsstatistik von einem kleinen Lachsfluß sind allemal eine besondere Bearbeitung wert. Mit diesem Aufsatz soll versucht



*Spieß mit Widerhaken (13 cm lang).  
Original im Heimatmuseum Wol-  
fach. Zeichnung von Gebhard  
Bächle*

werden, diese Statistik auch in ihren biologischen Zusammenhang zu stellen und zu prüfen, was die darin enthaltene Information noch zu unserer Kenntnis über die Biologie des Lachses beitragen kann.

#### *4. Zur Biologie des Lachses*

Den Nichtbiologen unter den Lesern dieses Aufsatzes zum besseren Verständnis seien dem Fachmann geläufige Tatsachen über den Lachs und seine Biologie kurz repetiert<sup>27</sup>.

In seinem südlichen Verbreitungsgebiet, zu welchem der Rhein zu rechnen ist, fällt die Laichzeit des Lachses zwischen Ende November und Januar. Der Ro-

gen wird in Laichgruben auf grusigen Böden abgelegt und leicht überdeckt. Sauerstoffreichtum und gute Wasserumspülung sind Voraussetzungen für sein Gedeihen. Die Entwicklungsdauer der Eier ist von der Wassertemperatur abhängig. Sie beträgt etwa 440 Tagesgrade, d.h. bei 5° C etwa 90 Tage oder bei 2,5° C etwa 180 Tage. Chemische Verunreinigungen sind besonders kritisch für die neugeschlüpften Larven. Die fertig entwickelten Jungfische (*Sälmlinge*) sind stationär und reviergebunden. Ihre Überlebenschancen werden in erster Linie entschieden von geeignetem Bodensubstrat und geeignetem Nahrungsangebot, in zweiter Linie von Feinden, von der Wasserqualität usw. Ihr Wachstum wird von Nahrungsmenge und Temperatur gesteuert.

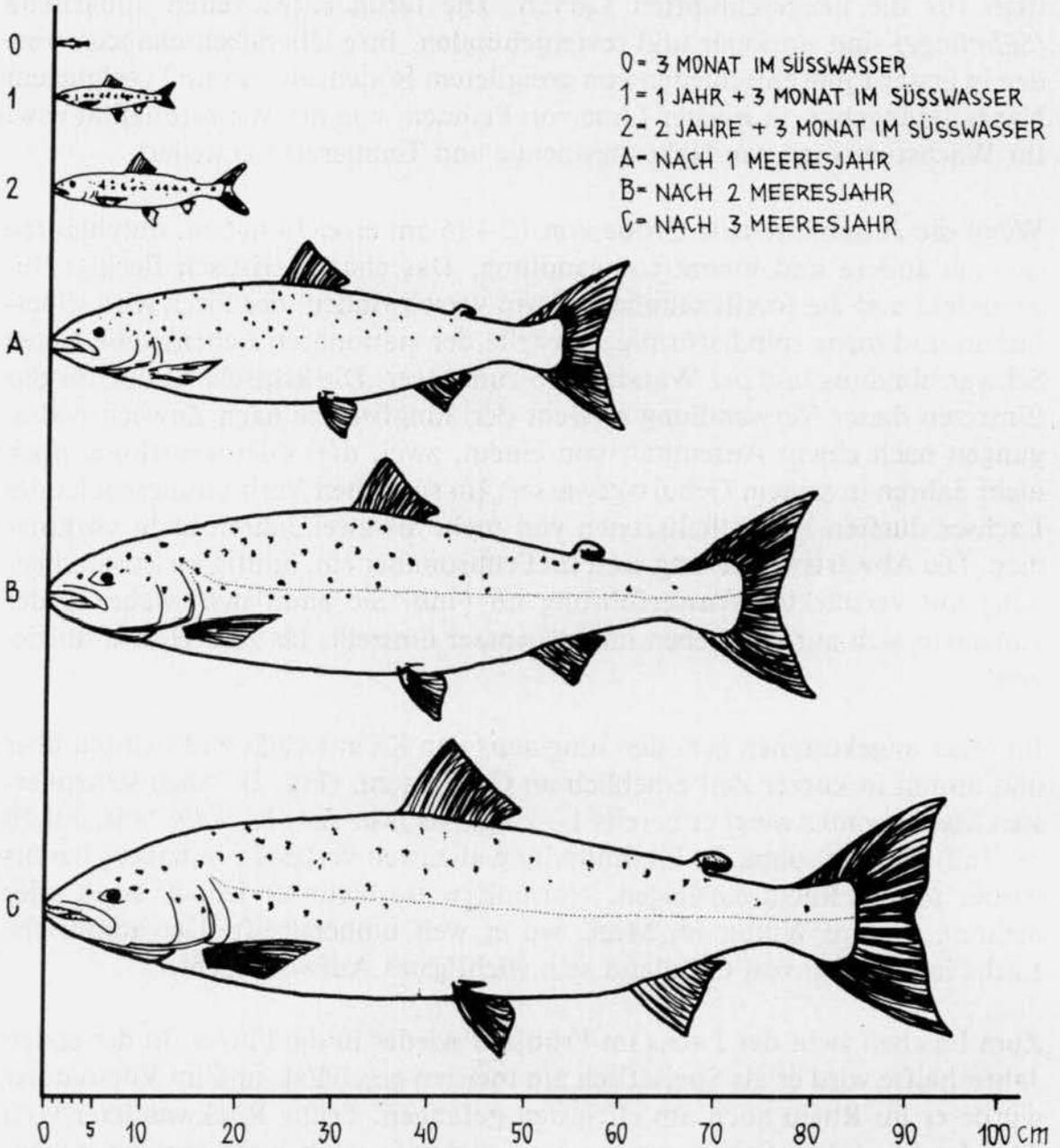
Wenn die Jungfische eine Größe von 12—15 cm erreicht haben, durchlaufen sie eine äußere und innere Umwandlung. Das charakteristisch fleckige Jugendkleid und die forellenähnliche Form verschwinden, der Fisch wird silberfarben und mehr spindelförmig. Anstelle der stationären Lebensweise treten Schwarmbildung und der Wandertrieb zum Meer. Die kritische Größe für das Eintreten dieser Verwandlung erreicht der Jungfisch je nach Zuwachsbedingungen nach einem Aufenthalt von einem, zwei, drei oder manchmal noch mehr Jahren in seinem Geburtsgewässer. Im südlichen Verbreitungsgebiet des Lachses dürften Aufenthaltszeiten von mehr als zwei Jahren nicht vorkommen. Die Abwärtswanderung setzt im Frühsommer ein, häufig im Zusammenhang mit verstärkter Wasserführung im Fluß. Sie kann sich, während der Junglachs sich auf das Leben im Salzwasser umstellt, bis zum Herbst hinziehen.

Im Meer angekommen geht der Junglachs von Kleintierdiät zu Fischdiät über und nimmt in kurzer Zeit erheblich an Gewicht zu. (Fig. 2). Nach seinem ersten Meereswinter wiegt er bereits 1—2 kg. Als „*St. Jakobs-Salm*“ (St. Jakob 25. Juli) kann er, ohne die Flußmündung allzuweit verlassen zu haben, bereits wieder in den Rhein einsteigen. Normalerweise bleibt er jedoch einen oder mehrere weitere Winter im Meer, wo er weit umherstreift. Der atlantische Lachs hat südlich von Grönland sein wichtigstes Aufwuchsgebiet.

Zum Laichen zieht der Lachs im Frühjahr wieder in die Flüsse. In der ersten Jahreshälfte wird er als Speisefisch am meisten geschätzt, und im Vorsommer wurde er im Rhein auch am eifrigsten gefangen. Frühe Rückwanderer vom Typ des St. Jakob-Salms, welche die Laichreife noch nicht erreicht haben, können sich ein ganzes Jahr im Süßwasser aufhalten, bevor sie sich im nächsten Spätherbst dem Laichen anschließen. In dieser Gruppe finden sich vor allem männliche Lachse. Nach dem Laichen treibt der Lachs sehr geschwächt (Wracklachs) wieder stromab, kann sich aber wieder erholen und noch einige weitere Laichzüge mitmachen. Bis zu fünfmaliges Laichen ist für einzelne Ostseelachse nachgewiesen worden, jedoch bringen es nur 5—10 % aller Lachse auf eine zweite Laichzeit<sup>28</sup>. *Größe und Gewicht des einzelnen Lachses ist also*

Fig. 2

Durchschnittsgröße verschiedener Altersklassen von Lachs in Gudenaä und Randers Fjord (Dänemark) um den 1. Juni (Nach A.C. Johansen und J.C. Löfting).



ganz weitgehend eine Funktion der vor erreichter Laichreife verbrachten Meeresjahre und nicht des wirklichen Alters oder der Anzahl der mitgemachten Laichzüge.

Was den einzelnen Lachs bzw. Teile einer Population veranlaßt, kürzere oder längere Zeit im Meer zuzubringen, ist nicht bekannt. Klar ist, daß Verzöger-

rungen im Meer zu Fluktuationen der Lachszugänge in den Flüssen führen können. Bekannt ist auch, daß langsame Jugendentwicklung in nördlichen Flüssen in relativ großen Sälmlingen resultiert, die wiederum im Meer schneller zuwachsen als kleinere. Auch tendieren die Lachse nördlicher Flüsse zu längerem Meeresaufenthalt, sind also bei Rückwanderung größer als ihre südlichen Genossen. Außerdem beschränkt sich der Lachsstrich im hohen Norden auf kürzere Zeit als im Süden, wobei freilich die Eisbedeckung der Flüsse mehr zum begrenzenden Faktor werden dürfte als die potentielle Wanderlust der Lachse.

Im Rhein wanderte der Lachs praktisch zu allen Jahreszeiten. Die Lachszufuhr am Kralingschen Veer im Mündungsgebiet des Rheins in den Jahren 1870—1880<sup>29</sup> zeigt einen von Januar bis Juli stetigen Anstieg. In den Monaten Juli und August wird etwa das zehnfache der Januarmenge angeliefert. Danach fällt die Zufuhr auf ihr Minimum im September und nimmt bis Januar nur geringfügig zu. Die größten Fische, d. h. solche mit längstem Meeresaufenthalt, steigen als erste in die Flüsse ein; sie lassen sich aber auch länger Zeit für den Einstieg, während die kleineren/jüngeren Fische später und zeitlich mehr gedrängt erscheinen<sup>30</sup>. Es ist auch nachgewiesen, daß die großen Fische auf dem Weg flußaufwärts mehr herumtrödeln als die kleineren, bei denen der Wandertrieb stärker ausgeprägt ist und die schnurstracks ihren Laichgewässern zustreben<sup>31</sup>. Große Fische neigen auch eher dazu, in den großen Flüssen bzw. deren Uferzonen zu laichen als die kleineren, die bis in die kleineren Quellflüsse hinaufsteigen.

Die Rheinfischer unterscheiden seit alters zwischen *Salm* und *Lachs*, wobei der erste Name während der ersten Jahreshälfte gilt (21. Dezember bis 21. Juni; nach anderen von Februar bis August), der letztere während der zweiten. Diese Unterscheidung ist künstlich, denn es handelt sich um ein und dieselbe Art. Sie trennt auch nicht Vor- und Nachlaichzeit, sondern markiert höchstens Beginn und Ende der Haupt-Wanderungszeit. Nicht einmal einer kulinarischen Einteilung<sup>32</sup> wird sie gerecht, denn in den älteren Schriften<sup>33</sup> erfährt man von einem „Wintersalm“, einem im Aussehen vom Sommersalm etwas verschiedenen Lachs, der im November und bis Februar am Oberrhein eintraf und angeblich im Juni laichte.

In Basel unterscheidet man den aufwärts steigenden Salm und den abwärts wandernden Lachs<sup>34</sup>. Da wie gesagt nur wenige Fische die Laichzeit überleben, hätte diese Unterscheidung ebenfalls wenig Sinn. Sie erhellt sich aber sofort aus der Tatsache, daß z. B. die Murgfischerordnung von 1505<sup>35</sup> den Salmenfang reguliert, aber den Lachsfang ganzjährig verbietet: mit dem Lachs war ursprünglich der stromabwärts wandernde Junglachs gemeint, der in älteren Zeiten (z. B. in England) gelegentlich für eine andere Art gehalten und zum Schaden der ganzen Lachsfischerei in großen Massen gefangen wurde<sup>36</sup>.

## II. Der Lachsfang in Wolfach

### 1. Rechtliche Voraussetzungen

Die Wolfacher Bürger hatten ein Fischereiprivileg<sup>37</sup>, das der Sage nach einst den Wolfacher Knaben von der Gräfin Udilhild von Wolva (Anfang 14. Jahrhundert) verliehen worden war. Dieses von den Bürgern ausgeübte Recht erlaubte zwar jedermann das Fischen (mit genauen und immer wieder ergänzten Bestimmungen über die Form der Ausübung), setzte aber fest, daß der gefangene Fisch nur auf der Fischbank verkauft werden durfte und daß vom Lachs die Hälfte des Erlöses an die Herrschaft abzuführen war. (Bei minderen Sorten galten niedrigere Sätze).

Auf dem Hausacher Flußabschnitt war die Fischerei verpachtet, aber auch die Hausacher Fischer mußten ihre Lachse auf die Wolfacher Fischbank bringen und 50 % des Erlöses als Steuer abführen. Diese Bestimmung ist die eigentliche Grundlage der Wolfacher Lachsstatistik, denn dank ihrer wird jeder einzelne im Gebiet gefangene Lachs erfaßt und an ein- und derselben Stelle registriert. Oft wird neben individuellen Angaben von Gewicht und Verkaufspreis für den einzelnen Lachs auch der Name des jeweiligen Einbringers festgehalten. Bisweilen erfährt man Zusätzliches z.B. über die Qualität des Fisches.

Eine hälftige Besteuerung der wertvolleren Fische kennt übrigens auch das Fischereiprivilegium des Klosters Gengenbach von 1515<sup>38</sup>, wo es heißt, daß „niemand ohne des Abtes Willen einen bännigen Fisch fangen soll, und ob einer einen bännigen Fisch finge in seinem entlehnten Wasser, der soll dem Abt den halben geben, und soll mit Namen jeglicher Fisch bännig sein, der nach gewöhnlicher und versehener Schätzung sechs Strassburger Pfennig oder darüber wert ist. . .“ Betreffend den Wolfacher Lachs sagt Disch, daß Fische unter 6 Pfund abgabefrei gewegen zu sein scheinen. Dies stimmt nicht mit den Verzeichnissen der Rechnungsbücher überein, nach denen noch „Läxlein“ von weniger als 2 Pfund zu 50 % versteuert wurden. Wahrscheinlich bezog sich die Bestimmung ursprünglich auch in Wolfach auf Fische, die als ganze den Mindestpfundpreis von Edelfischen nicht erreichten.

Wie zuverlässig ist unsere Statistik von Wolfach? Hohe Steuer kann zur Hinterziehung derselben verleiten. Wiederholte Ermahnungen und Strafandrohungen in den Akten<sup>39</sup> zeigen, daß auch immer wieder Fisch hinterzogen wurde. Andererseits lag der Wert des Lachses in seinem hohen Verkaufspreis, der für den Fänger interessanter war als die Möglichkeit, den Lachs selber zu verzehren. Als Käufer kamen fast nur die Gastwirte bzw. die Herrenwirte unter ihnen in Frage, die ihrerseits häufig Standespersonen waren, Ratsherren, Ratsschreiber und Bürgermeister, denen die Hehlerrolle schlecht anstand. Zudem mußte das allgemeine Fischrecht zu einer effektiven gegenseitigen Bewachung führen. Wenn also auch gelegentlich ein Lachs auf Abwege geriet, so darf man doch davon ausgehen, daß die Fehlbeträge gering bleiben und unsere Sta-

tistik sich in ihrer Zuverlässigkeit mit modernen Statistiken durchaus messen kann.

Die in den Rechnungsbüchern registrierten Lachse entstammen dem obersten Fünftel des fischbaren Teils der Kinzig einschließlich Zufluß Wolfach, einer Strecke von ca. 15—17 km Länge. Im Hinblick auf die Wahrscheinlichkeit, daß in den stromabwärts gelegenen Flußabschnitten im Durchschnitt eher mehr als weniger Lachs pro Kilometer gefangen wurde, wäre ein Fünffaches des Wolfacher Ertrags also als Mindestmaß für den Gesamtertrag der Kinzig anzusetzen.

An dieser Stelle sei noch ein Zitat eines Protokolleintrags aus dem Jahre 1767 angeführt<sup>40</sup>, das interessante Streiflicher auf die Rolle des Kinziglachsens wirft: „Die gemeine Stadt Hausach ist, nachdem Zacheus Hörmann und Jacob Moser, Burger zu Hausach, mit Georgi 1766 das herrschaftliche Fischwasser und somit auch den Laxfang in Bestand (= Pacht) gegeben worden, supplicando (= demütig bittend) eingekommen, dass weilen mit dem grossen Wasser ziemlich viel Lax durch die Kinzig heraufkommen und seit vielen Jahren üblich gewesen, dass die Burgern, wo auch keine Fischer oder Beständer des herrsch. Wassers gewesen, die Freid haben mögen, dass wann Lax heraufkommen, sie auch darauf los gehen und stechen dürfen, jedoch so, dass sie jedesmalen den Lachs anhero nach Wolfach zu dem Rentamt liefern und gnäd. Herrschaft die Hälfte überlassen müssen, ihnen Burgern zu Hausach noch ferners die Freud begunnt werden möchte und dieses umso mehr, als sie denen herrschaftl. Wasserbeständern hierdurch gar nicht zu schaden suchen, sondern sobald der Laxfang oder Strich vorbei, niemand aus der Burgerschaft sich des Fischens mehr anmassen werde.“

„Die fordernannten beeden herrsch. Wasserbeständer sagen hierauf, dass sie diese Freud ihren Mitburgern gern gönnen möchten, insofern diese ihnen an dem Laxfang und andern Fischen nicht schädlich seyn werden und betten, dass man von seiten des Amts eine gewisse Ordnung darin machen möchte.“

„Weilen nun von Amtswegen erachtet worden, dass das Lax stechen dem herrsch. Interesse auf gewisse Art nicht nachteilig seyn möge, so hat man denen supplic. in ihrem petito (= Eingabe) dergestalten (sine prejudicio et consequentia tamen) (= ohne verbindliche Rechtsfolgen) willfahret, dass ein jeder Burger zu Hausach, wann der Laxstrich angefanget, mit den Gehren hinausgehen und Lax stechen dürfe, so lange der Strich dauert, welche Zeit jedoch umso weniger determiniert werden kann, als es auf die Witterung ankommt und öfters nur 14 Tag, zuweilen aber auch 5—6 Wochen dauern mag, mit dem Anhang jedoch, dass keiner mit den Stiefeln in das Wasser gehen, und unter dem Vorwand, den Lachsen nachzuziehen, andere Gattung Fisch stechen und einem Fischer, der schon am Wasser sich befindet, vorlaufen, auch keinem Burger mehrers erlaubt sein solle, als was er mit seinem Gehren von dem Land erreichen könne.“

## 2. *Wer fischt, wo, wie und wann*

Im Stadtbezirk Wolfach war der Lachsfang also ein Allmenderecht. Außerhalb dieses Bezirks war er in Händen von Pächtern. Ein Blick auf die Namen und Berufe der Personen, die Lachse auf den Markt brachten, zeigt indessen, daß Wolfacher Herrenleute den Lachsfang mehr und öfters betrieben als andere (oder daß sie für sich fischen ließen). So verteilen sich von den namentlich eingelieferten Fängen ein Viertel auf Honoratioren wie Schultheißen, Bürgermeister, Ratschreiber, Pfarrer, Apotheker und Wirte. Allein der langjährige Bürgermeister Johann Behr bringt nicht weniger als 17 % der namentlich registrierten Fänge ein. Die Ursache für das Überwiegen wohlhabender Bürger unter den Lachsfischern dürfte u.a. mit der Kostspieligkeit von Garnen und von zu unterhaltenden Fischwaagen (Gumpen) zusammenhängen, welche die Voraussetzung für den mehr systematischen Fischereibetrieb waren, während das erschwinglichere Stechen mit dem Gehr oder der Fang mit bloßer Hand eher zufällig zum Erfolg führte.

Unter den übrigen Fischern finden sich Krämer, Handwerker (Pfister, Schlosser) und Landvolk. Die Wirte Lorenz Armbruster und Franz Schwaigler sowie der Beck Anton Waidele werden so viel öfters genannt als andere, daß sie nahezu als Erwerbsfischer gelten könnten. Die Bezeichnung Fischer finden wir indessen nur für die beiden Hausacher Pächter Johann Ditsche und Jakob Moser. Auch der Beck Waidele war Hausacher und der Schüttewirt Schwaigler war ebenfalls Ausbürger und wahrscheinlich Pächter. Durch Gewohnheit scheint sich im Laufe der Zeit auch in Wolfach selbst eine kleine Gruppe von mehr oder weniger gewerbsmäßigen Fischern herausgebildet zu haben; jedenfalls ist gegen Ende des Jahrhunderts auch einmal von den „Wolfacher Fischern“ die Rede.

Gemeinsam bestreiten Pächter und „Berufsfischer“ etwa ein Drittel aller Fänge. Etwa ein Viertel der Fänge wird von auswärts nach Wolfach eingebracht, davon etwa die Hälfte von den Hausacher Fischern. Etwa 6 % der Fänge entstammen der Wolfach (dem Gewässer), wo etwa bis zur Walke Lachse gefangen werden, und etwa 2 % sind bei Schenkenzell gefangen worden, was die obere Grenze der Lachswanderung in der Kinzig markiert.

Die verwendeten Fischereimethoden werden von Disch ausführlich referiert<sup>41</sup>. Sie waren im großen und ganzen die gleichen wie an andern Orten: Wurfgarn, Streifgarn (Striflen), Keschnetze (Watten, Beren), Hebenetze (Hameln), Reusennetze (Wartlaufen). Daneben kam trotz Verboten gegen das „hochschädliche Fischstechen wardurch der Samen verderbt und sonst grosser Schaden im Fischwasser verursacht wird“, der Gehr zur Anwendung, auch das nächtliche Fischen beim Licht vom Scheubel (Fackel) kam vor. Am beliebtesten und gewöhnlichsten dürfte das Absperren von tieferen Wasserlöchern und das gemeinsame Abfischen derselben mit Handnetzen gewesen sein.

Schonzeiten waren nicht bekannt, man fischte das ganze Jahr über, was natürlich der Erneuerung des Fischbestandes nicht sehr förderlich war. Fischereiliche Maßnahmen<sup>42</sup> zum Schutz des Nachwuchses beschränkten sich auf zeitweilige Verbote gewisser Fangmethoden in den gesamten Allmendgewässern oder auf zu hart befischten Flußabschnitten und auf Vorschriften betreffend Maschenweiten von verwendeten Netzen. Stärker versuchte man der Überfischung mit zeitlicher Begrenzung von Netzaufstellung und Verbauungen zu steuern. Z.B. mußten sogenannte Wendinen, also Absperrungen im Wasser, am nächsten Morgen, „eh dass die Sonn in Bach scheint“, wieder weggeräumt sein oder war ihre Erstellung einem Bürger nur einmal wöchentlich erlaubt. Auch konnte die Verwendung von gewissen Fanggeräten ranzioniert oder nur Vollbürgern gestattet werden.

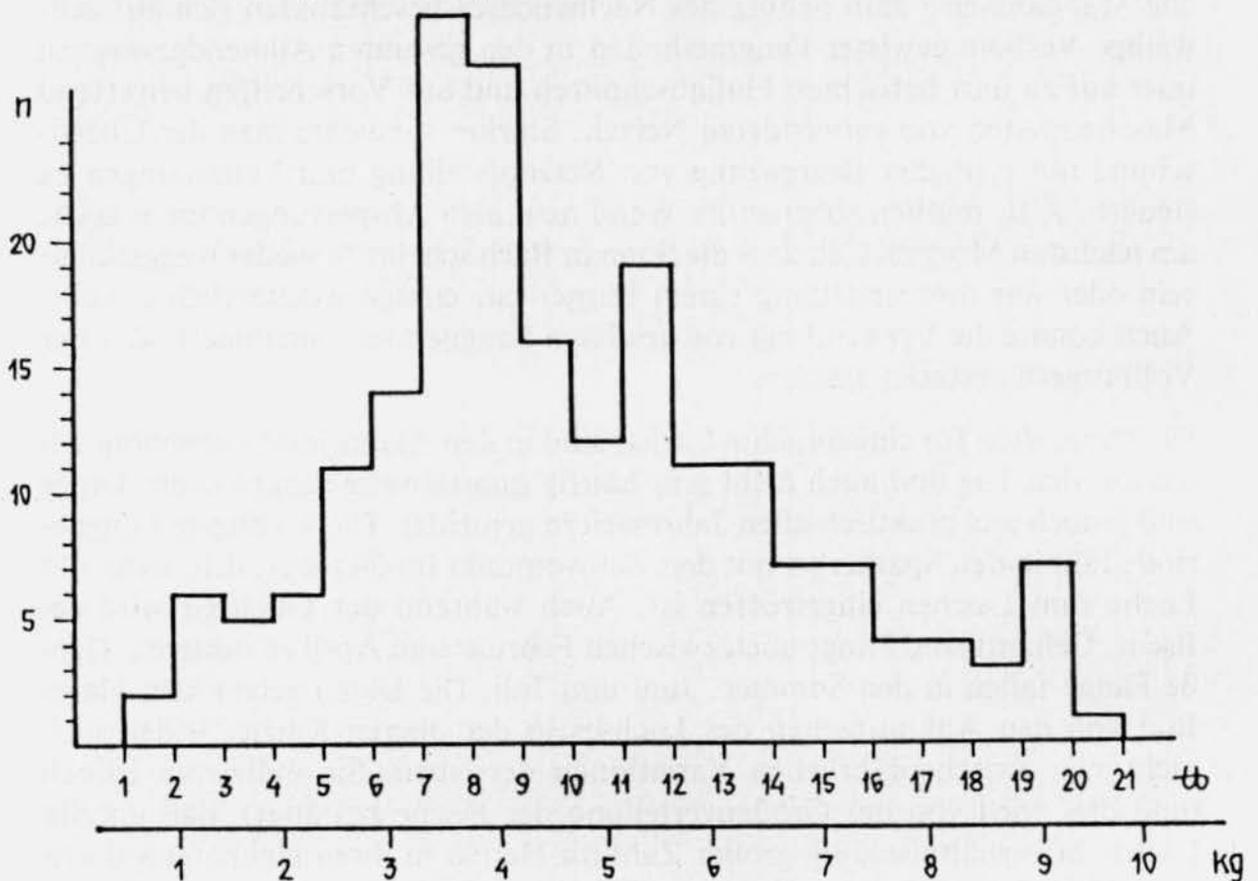
Die Fangzeiten für eingebrachte Lachse sind in den Akten verhältnismäßig selten auf den Tag und auch nicht sehr häufig quartalweise ausgewiesen. Fänge sind jedoch aus praktisch allen Jahreszeiten gemeldet. Die wichtigste Fangperiode fällt in den Spätherbst mit dem Schwerpunkt im Oktober, d.h. wenn der Lachs zum Laichen eingetroffen ist. Auch während der Laichzeit wird gefischt. Gehäuft sind Fänge auch zwischen Februar und April zu notieren. Große Fänge fallen in den Sommer, Juni und Juli. Die Daten geben kein klares Bild von den Ankunftszeiten des Lachses in der oberen Kinzig, leider auch nicht von zwischenjährlichen Variationen derselben. Sie indizieren jedoch (und dies wird von der Größenverteilung der Fische bestätigt), daß unreife Lachse in verhältnismäßig großer Zahl im Herbst in ihren Heimatgewässern eintreffen und sich längere Zeit dort aufhalten, ehe sie zum Laichen kommen. Sie indizieren auch, daß die Lachse des Hauptzuges im Sommer, welche im allgemeinen auch keine sehr großen Tiere sind, also spät in den Rhein eintreten, den Aufstieg in die Kinzig in kürzester Zeit, vielleicht in weniger als einem Monat bewältigten.

### *3. Größenverteilung der Kinziglachse*

In den Rechnungsbüchern werden individuelle Angaben für jeden einzelnen Lachs in der ersten Hälfte des Jahrhunderts häufiger gemacht, während sie in der zweiten Hälfte zunehmend summarisch werden und z.B. öfters nur Individuenzahl und Gesamtgewicht der Fänge enthalten. Die letzteren erlauben immerhin die Berechnung von mittleren Gewichten, die in die Gesamtberechnung einbezogen werden können. Die in Fig. 3 wiedergegebene Größenverteilung der Fische basiert ausschließlich auf einzeln angegebenen Gewichten. Im Aktenmaterial befinden sich mehr Einzeldaten als die hier verwendeten. Sie verbergen sich jedoch oft in den Beilagen, die ich aus zeitlichen Gründen nicht habe auswerten können.

Die Gewichtsverteilung des Kinziglachs variert zwischen weniger als 2 Pfund und 21 Pfund (1 Pfund = ca. 466 g). Im Durchschnitt wiegt der Kinzig-

Fig. 3  
Gewichtsverteilung der Kinziglachse



lachs 10,1 Pfund (4,7 kg). Dies entspricht fast genau den Angaben von Borne (Tab. 1) betreffend den Murglachs.

Vergleicht man Fig. 7 mit Fig. 2, so kann man feststellen, daß die allermeisten Kinziglachse zwei Winter im Meer zugebracht haben. Etwa 75 % aller Lachse gehören in diese Kategorie. Von den restlichen entfällt die größere Hälfte auf einwintrige (und nicht geschlechtsreife) Tiere, die kleinere auf dreiwintrige. Lachse von mehr als drei Meereswintern sind im Material nicht belegt.

Zunächst einige Vergleiche. Nach einer Angabe von Schäfer<sup>43</sup> wurden in den Jahren 1913 und 1922 am Willstätter Mühlenteich in der Kinzig noch jeweils 500 Lachse von 50 Zentnern Gewicht erbeutet, also von einem mittleren Gewicht von 5 kg pro Fisch. Kuhn<sup>44</sup> erwähnt einen Fischzug in der Murg bei Kuppenheim 1891 wo 146 Lachse von jeweils 6—7 kg Gewicht eingebracht wurden. Freilich bezeichnet er den Fang als „sensationell“. Wolf<sup>45</sup> nennt Fangergebnisse von zwei Lachstrichtern (Lewen) in der Murg bei Rastatt — 1772: 179 Lachse von zusammen 16 Zentnern, 1773: 222 Lachse von zusammen etwas über 19 Zentnern, 1774: 173 Lachse von zusammen 14,5 Zentnern. Er bemerkt: „Das Durchschnittsgewicht der Fische fiel also in diesen drei Berichts Jahren von 8,9 Pfund (4,1 kg) auf 8,7 bzw. 8,5 Pfund (4,0 kg), was dar-

auf hinzudeuten scheint, daß schon damals der Zustrom größerer Fische zurückging.“ Im Hinblick auf die von Lindroth<sup>46</sup> belegten zwischenjährlichen Gewichtsvariationen bei B-Lachsen von weniger als 4 kg bis mehr als 7 kg ist derart minimalen Veränderungen von Mittelgewichten kaum signifikante Bedeutung zuzumessen. Klar ist jedoch, daß die Kinzig- wie die Murglachse im wesentlichen B-Lachse waren.

Tab. 2 zeigt die Mittelgewichte der bei Laufenburg (Hochrhein) in älteren Zeiten gefangenen Lachse, soweit sie aus den bei Vetter gelisteten Daten zu berechnen sind<sup>47</sup>. (Die Individuenzahlen sind quantitativ nicht vergleichbar.)

Tab.2

<i>Jahr</i>	<i>Anzahl Lachse</i>	<i>Pfund/Lachs</i>	<i>Jahr</i>	<i>Anzahl Lachse</i>	<i>Pfund/Lachs</i>
1613	9	9,2	1746	79	17,0
			1747	156	15,9
1624-30	148	11,9	1748	226	15,6
1631	83	10,3			
1632	144	12,4	1766	121	15,6
1633	22	12,5	1767	108	12,8
			1768	78	14,1
1635	88	11,6	1769	20	11,2
1636	125	10,8	1770	90	11,8
			1771	36	14,1
1737	92	15,2	1772	32	14,3
1738	36	11,9	1773	89	19,7
			1774	74	12,8
1743		12,8	1775	122	13,6
1744	99	13,7	1776	94	17,3
1745	116	13,2			
			1797	47	14,9

Der bei Laufenburg gefangene Lachs wog im Durchschnitt 13,8 Pfund (6,4 kg), war also entweder schwerer, sofern es sich nur um zweiwintrigen Lachs gehandelt hat, oder der Anteil drei- oder mehrwintriger Tiere war hier größer als in der Kinzig. Auch beides zusammen kann der Fall gewesen sein. Bürgin<sup>48</sup> nennt Lachse „aller Grössen, Sechs- und Zwölfpfünder“, die in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in der Wiesemündung bei Basel gefangen wurden, aber auch größere Fische von 20, 27 und solche von 36 und 44 Pfund, die dem Autor freilich als bemerkenswert in Erinnerung sind. Meier<sup>49</sup> erwähnt Fänge im Stadtbann Basel von 1892 und 1901, wo 80 resp. 15 Lachse im Gewicht von 317 resp. 104 kg erbeutet wurden. Die entsprechenden Mittelwerte wären 4,0 resp. 6,9 kg. Die Beispiele zeigen, daß dreiwintrige Lachse im Rhein jedenfalls häufiger waren als in den kleineren Rheinzufüssen und daß auch

vierwintrige Fische, zu denen die Tiere von mehr als 30 Pfund gerechnet werden müssen, immerhin mit einiger Regelmäßigkeit gefangen wurden.

Nach Fehlmann<sup>50</sup> betrug die mittleren Stückgewichte der zwischen 1873 und 1893 bei Laufenburg gefangenen Lachse etwa 7 kg bei Schwankungen zwischen 6 und etwa 7,5 kg. Die schwersten Exemplare erreichten 20 kg. Für die Aare 1902—1912 gilt 6,6 kg und Schwankungen zwischen 3,6 und 7,5 kg. Nach 1914 erreichen die mittleren Stückgewichte des schweizerischen Gesamtfanges jedoch nie mehr 6 kg. Als Ursache findet Fehlmann einen schwindenden Anteil von dreiwintrigen (und älteren) Fischen in den Fängen. Es ist unverkennbar, daß Wasserregulierungen in Form von Wanderungshindernissen und Zerstörung von Laichgründen für den Rückgang der Lachszahlen, aber auch für die Verschiebung von älteren auf jüngere Jahrgänge bei den noch eintreffenden Fischen verantwortlich sind.

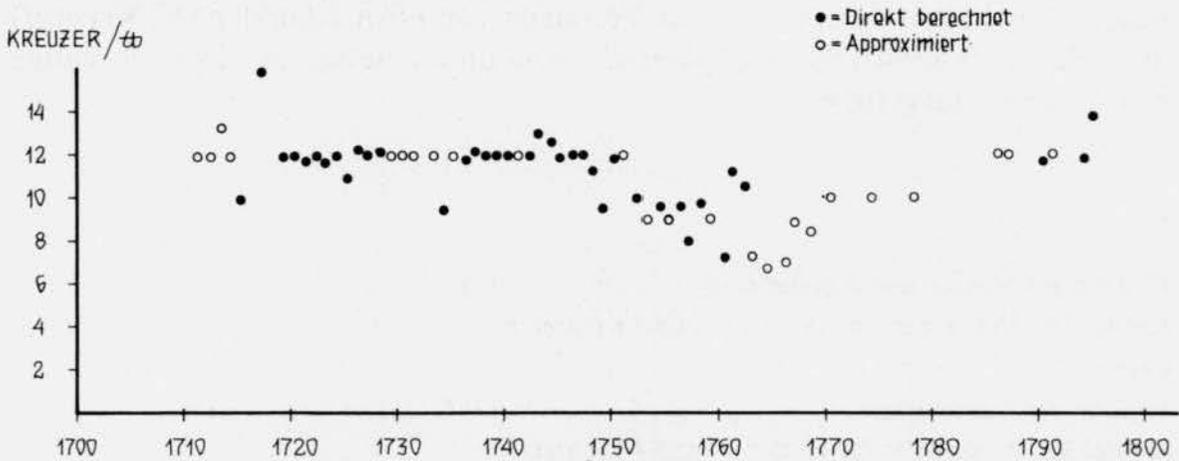
Dennoch läßt sich die Beobachtung, daß die Kinziglachse im Durchschnitt kleiner und jünger waren als die Rheinlachse, nicht einfach als Zeichen des beginnenden Niedergangs deuten. Wie Lindroth<sup>51</sup> zeigt, können gleichaltrige Lachsklassen in verschiedenen Flüssen erhebliche und gleichbleibende Gewichtsunterschiede aufweisen, während zwischenjährliche Schwankungen parallel verlaufen. Eine Erklärung für diese Umstände gibt es bisher nicht. Man darf jedoch vermuten, daß gemeinsame zwischenjährliche Schwankungen mit den Zuwachsbedingungen im Meer verknüpft sind, Unterschiede zwischen Populationen verschiedener Flüsse mit den Aufwuchsbedingungen der Sämlinge. Weniger wahrscheinlich spielen genetische Unterschiede eine Rolle.

#### *4. Die Preise der Kinziglachse*

Für die Preise, die den Fischern für den einzelnen Lachs bezahlt wurden, gilt das gleiche, was oben für die Gewichte gesagt wurde: sie werden in den Rechnungsbüchern im Lauf der Zeit immer öfter summarisch angegeben bzw. verstecken sich in den Details der schwer zugänglichen Rechnungsbeilagen. Fig. 4 gibt die eruierten, tatsächlich bezahlten, durchschnittlichen Pfundpreise während der Periode. Nach Disch<sup>52</sup> variieren diese Preise in weiten Grenzen und in Abhängigkeit von der angebotenen Menge. Beides ist nur bedingt richtig. Tatsächlich bewahren sie im Prinzip während der aktuellen hundert Jahre eine erstaunliche Stabilität und liegen im Normalfall bei 12 Kreuzern pro Pfund. Über die ganze Periode hinweg beträgt der Mittelwert genau 11 Kreuzer pro Pfund, maximal schwankt er zwischen 6 und 16 Kreuzern. Von etwa 1750 bis 1770 ist er durchweg etwas niedriger als sonst, was möglicherweise deflationär zu deuten wäre. Im allgemeinen werden Preisschwankungen von der angebotenen Menge fast nicht beeinflußt. Wichtigster Preisregulator ist der Frischzustand der Fische, welcher die Preise der von auswärts eingelieferten Lachse drückt und sich indirekt bei großen Fängen auswirkt, die häufig in die warme Jahreszeit fallen, wo sich die Fische nicht lange frisch halten.

Daß die Menge der eingebrachten Lachse wenig Einfluß auf den Verkaufspreis haben kann, wird leicht verständlich, wenn man sich vor Augen führt, daß es sich hier nicht um Fänge solcher Größenordnungen handelt, die Verbrauchs- oder Verwahrungsprobleme mit sich führen können. Im Durchschnitt werden 11—12 Lachse pro Jahr eingebracht; nur in fünf Jahren sind es

Fig. 4  
Lachspreise in Wolfach im 18. Jahrhundert



mehr als 30, und die Fänge verteilen sich wie gesagt über das ganze Jahr. Der größte Jahresfang, 139 Fische 1764/65, wird zwar nur mit 6,6 Kreuzern pro Pfund bezahlt, aber 5 Fische im Nachbarjahr 1766/67 erbringen auch nur 8,8 Kreuzer pro Pfund. Einen Durchschnittspreis von 11 Kreuzern pro Pfund erzielt man beim drittgrößten Fang, 55 Fische 1725/26, aber 9 Fische im Jahr 1715/16 bedingen nur 10 Kreuzer pro Pfund.

Im Juli 1750 bezahlt man „wegen grosser Wärme“ nur 6 Kreuzer pro Pfund. Bei mehreren Gelegenheiten bedingen von Hausach, Oberwolfach und Schenkenzell angelieferte Lachse Preisabschläge von 2 Kreuzern vom Pfundpreis von 12 Kreuzern, der für die in Wolfach angelandeten Fische bezahlt wird. Besonders heikel scheint man indessen nicht gewesen zu sein, denn bei anderer Gelegenheit wird ein Lachs, der „nicht mehr recht gut“ war, immer noch für 11 (anstatt 12) Kreuzer pro Pfund verkauft. Und ein im April 1739 von der Walke/Oberwolfach eingelieferter Lachs, „so von einem Floss vergütschet“, bedingt für seinen noch genießbaren Teil den vollen Pfundpreis von 12 Kreuzern.

Qualität, abgesehen von der Frische des Fisches, scheint für die alten Wolfacher von untergeordneter Bedeutung gewesen zu sein. Kleine Fische, bei denen prozentual mehr ungenießbare Teile auf das Gesamtgewicht entfallen, werden genauso teuer bezahlt wie große; mit dem Gehr zerstoche Fische sind offenbar genauso teuer wie mit dem Netz gefangene. Keinerlei Unterschiede im Preis lassen sich erkennen zwischen unreifen, laichreifen und abgelaichten Fi-

schen. Ein „Krampf“ (Krampen, männlicher Fisch mit dem charakteristischen aufwärts gebogenen, verlängerten Unterkiefer, am Rhein gewöhnlich Hoken (= Haken) genannt, der im laichreifen Zustand sonst eher als minderwertig gilt, zählt soviel wie jeder andere. Es wird auch nicht der sonst am Rhein übliche Unterschied zwischen „Salmen“ und „Lachsen“ gemacht. Obwohl die Lachse in den Rentamtbüchern unter dem Titel „Lax und Salmen“ geführt werden, ist im Text übrigens ausschließlich von Lachsen die Rede.

Um zu verdeutlichen, was ein Pfundpreis von 12 Kreuzern, von denen der Fänger 6 behalten durfte, also ein Verdienst von etwa 1 Gulden (60 Kreuzer) pro Durchschnittsfisch, ökonomisch bedeutete, seien in Tab. 3 einige gleichwerte<sup>53</sup> aufgeführt.

Tab.3

Taglohn für Maurer und Zimmerleute	1787	
Meister 34—36 Kreuzer für 11-13 h = 2,6-3,1 Kreuzer/h		
Geselle 32—34 Kreuzer		
Taglohn für Handwerker	1777	
Meister 26—28 Kreuzer für 11-13 h = 2,0-2,4 Kreuzer/h		
Geselle 24—26 Kreuzer		
1 Maß Bier (ca. 1,5 l)	1796	18 Kreuzer
1 Maß Bier (ca. 1,5 l)	1798	12 Kreuzer
1 Maß Kirsch	1796	12 Gulden
1 Maß Nußöl	1796	1 Gulden 36 Kreuzer
1 Pfund Kaffee	1796	56 Kreuzer — 1 Gulden
1 Pfund Zucker	1796	56 Kreuzer — 1 Gulden
1 Laib Brot (4 Pfund)	1802	24 Kreuzer
1 Pfund Reis	1796	15 Kreuzer
1 Pfund Emmentaler	1796	24 Kreuzer
1 Pfund Rindfleisch	1797	14 Kreuzer
1 Pfund Kalbfleisch	1797	10 Kreuzer
1 Pfund Schinken	1797	20 Kreuzer
1 Ei	1743	1/3 Kreuzer
1 Ei	1745	1 Kreuzer
1 Huhn	1768	6 Kreuzer
1 Kuh	1771	15—20 Gulden
1 Pferd	1758	20—30 Gulden
1 neues Hufeisen	1796	24 Kreuzer
1 Paar Mannsschuhe	1796	2 Gulden 40 Kreuzer
Tagesbuße für Bauern und Tagelöhnern, die bei Treibjagden nicht antreten	1751	15 Kreuzer — 2 Gulden 30 Kreuzer
oder zu spät kommen	1754	15 Kreuzer

### III. Bestandsschwankungen und Populationsdynamik des Lachses

#### 1. Kurzzeitrhythmik

Das vollständigste Bild von den jährlichen Schwankungen des Lachszugangs in Wolfach geben die in den Rechnungsbüchern verzeichneten Gesamteinkünfte aus dem Lachsfang. Da der Lachspreis während des ganzen 18. Jahrhunderts sehr stabil bleibt und jedenfalls nicht wesentlich von der Fanggröße bestimmt wird, so können die Schwankungen der Gesamteinkünfte als Maß für die Schwankungen der gefangenen Biomaße an Lachs gelten.

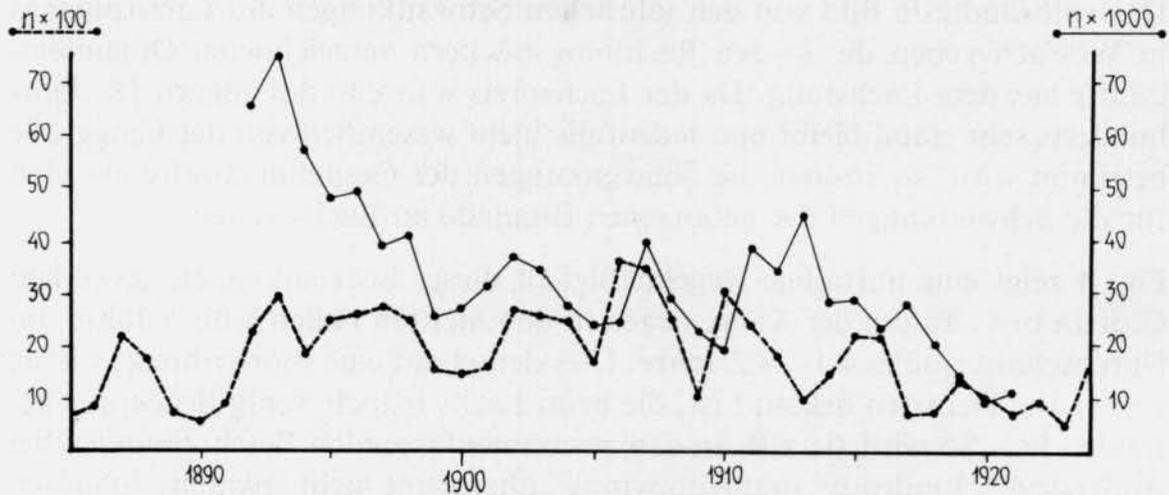
Fig. 4 zeigt eine auffällige Regelmäßigkeit dieser Schwankungen. Zwischen Gipfeln bzw. Tälern der Kurve liegen in den meisten Fällen 3 bis 5 Jahre, im Durchschnitt sind es 4,1—4,2 Jahre. Dies deutet auf eine Biorhythmik, wie sie von vielen Tierarten bekannt ist, die beim Lachs jedoch wenig Beachtung gefunden hat. So wird sie z.B. in den zusammenfassenden Beschreibungen bei Andersson<sup>54</sup>, Lindroth<sup>55</sup> und Anonymus<sup>56</sup> überhaupt nicht erwähnt. Johansen und Lofting<sup>57</sup> heben lediglich die Größe der Schwankungen der Lachszugänge des Gudenaas hervor, obwohl die Gleichmäßigkeit der Rhythmik dieser Schwankungen frappiert. Bemerkenswert ist dabei auch, daß der Abstand zwischen Kurvengipfeln am Anfang der Untersuchungsperiode 5—6 Jahre beträgt, am Ende jedoch nur 4 Jahre und es sich am Anfang der Periode nach Angabe der Autoren hauptsächlich um „Winterlachs“ handelt, am Ende derselben nur noch um „Sommerlachs“. Auch in dem großen Material von Järvi<sup>58</sup> lassen sich rhythmische Schwankungen erkennen, ohne daß der Autor diese besonders hervorgehoben hätte. In diesem Fall handelt es sich um etwa 5jährige Zyklen des Mittelgewichts bzw. der Alterszusammensetzung der Bestände. Besonders interessant ist hier, daß sich eine Rhythmik im kleinsten der untersuchten Flüsse bzw. bei den durchschnittlich jüngsten Beständen am deutlichsten zeigt.

Betreffend Lachsarten des pazifischen Raumes sind vierjährige Populationszyklen seit Anfang der 50er Jahre bekannt und sind seither vielfach studiert worden<sup>59</sup>. Betreffend den atlantischen Lachs habe ich nur eine einzige Arbeit<sup>60</sup> finden können, die das Phänomen solcher Kurzzeitrhythmik klar herausstellt und ausführlich behandelt. Daß diese Arbeit in Fachkreisen weitgehend unbeachtet geblieben ist, mag daher rühren, daß sie an abwegiger Stelle publiziert wurde und zu einem Zeitpunkt erschien, wo sich mit dem definitiven Niedergang des Rheinlaches das Interesse mit mitteleuropäischen Fischereibiologen von der Lachsforschung abwandte.

Fehlmann zeigt (Fig. 5), daß der Lachsfang am Hochrhein zwischen 1880 und 1925 im 4jährigen Rhythmus schwankt, während eine solche Rhythmik bei gleichzeitigen holländischen Fängen nicht hervortritt. Fehlmann weist auch nach, daß sich die Zykluslänge von zuerst eher 5jährigen Perioden auf 4jährige verschiebt, was er mit dem Ausbleiben der älteren Lachse in Zusammenhang

Fig. 5

Lachsfang am Hochrhein (Schweiz, Baden) 1885—1924 und am Niederrhein (Holland) 1892—1921 (Nach W. Fehlmann)



bringt, die gleiche Beobachtung also, die man beim Gudenaalachs machen kann. Alte Fangdaten vom Hochrhein<sup>61</sup> deuteten an, daß in älteren Zeiten noch längere Perioden vorkommen konnten. Es besteht jedoch kein Zweifel, daß eine Kurzzeitrhythmik erst in der Endphase des Lachsfangs im Rhein eigentlich zum Vorschein kommt.

Zyklische Bestandsschwankungen, wie sie z.B. bei Kleinnagern und Waldvögeln besonders in nördlichen Gebieten häufig auftreten, sind in der Regel das Resultat eines Wechselspiels von Nahrungsüberfluß, Populationszuwachs, Übervölkerung und Populationszusammenbruch, bedingt durch Nahrungsmangel, Parasiten, Seuchen usw. Oft findet man auch eine Phasenverschiebung im Auf und Ab von Raubtieren und Beutetieren oder alternierende Dominanz konkurrierender Arten. Nichts dergleichen kann die Kurzzeitrhythmik der Lachsbestände erklären.

Unverkennbar ist, daß diese um so stärker hervortritt, je geringer das Durchschnittsalter der beteiligten Fische ist, bzw. je einförmiger aus gleichaltrigen Fischen sich ein Bestand zusammensetzt. Diese Situation ist in den Oberläufen eines Laichgebiets eher gegeben als an der Mündung eines großen Stroms, in den Lachse der verschiedensten Altersgruppen, Meeresaufenthalte und Heimatziele einziehen. Sie ergibt sich, wo immer das Fortkommen größerer Fische behindert wird und wo nur noch die kurz vor der Laichreife stehenden, in ihrer Entwicklung synchronisierten, stark wanderungsmotivierten jüngeren Tiere bis zu den Laichgründen vordringen.

Es ist natürlich, daß starke Jahrgänge auf diese Weise über ein paar Generationen wiederklingen können, ebenso natürlich, daß sich ein Rhythmus wieder verwischt und wieder neu entsteht. Bei einer mittleren Lebenslänge von 4 Jahren, zwei Süßwasserjahren und zwei Meeresjahren, wie sie zuletzt nach Fehl-

mann für den Hochrheinlachs gegolten hat (ebenso wie für den Gudenaalachs und offensichtlich auch den Kinziglachs), ist über eine längere Zeit eine durchschnittliche Zykluslänge von etwa 4 Jahren zu erwarten. Eine andere Frage ist, wodurch die Rhythmik eingeleitet wird und wie sie sich über Generationen von Lachsen hinweg unverändert erhalten kann. Eine Antwort auf diese Frage steht hier nicht zu Gebote.

Indessen werden Kurzzeitfluktuationen des Lachsbestandes offenbar nicht nur durch Einengung der Alterszusammensetzung sozusagen mechanisch bewirkt, sondern können auch als Resultat wechselnder Alterszusammensetzung zustandekommen. Wesentlich interessanter als die leicht zu beantwortende Frage nach den Ursachen der Alterseinengung der Lachspopulation in den Oberläufen eines Laichgebiets oder bei zunehmender Verbauung der Flüsse (Antwort: Selektion jüngerer Fische mit stärkerem Wandertrieb) ist die Frage nach den Ursachen der Alterssteuerung im Meer: was führt dazu, daß größere oder kleinere Teile eines Geburtenjahrgangs weniger oder mehr Jahre im Meer verbringen, und inwieweit wiederholen sich Verschiebungen der Altersproportionen wirklich in rhythmischen Pulsen? Man kann spekulieren über die Rolle von Schwankungen von Salzgehalten, Temperaturen und Nahrungsangebot im Aufwuchsgebiet der Fische; aber auch hier gibt es noch keine sicheren Antworten.

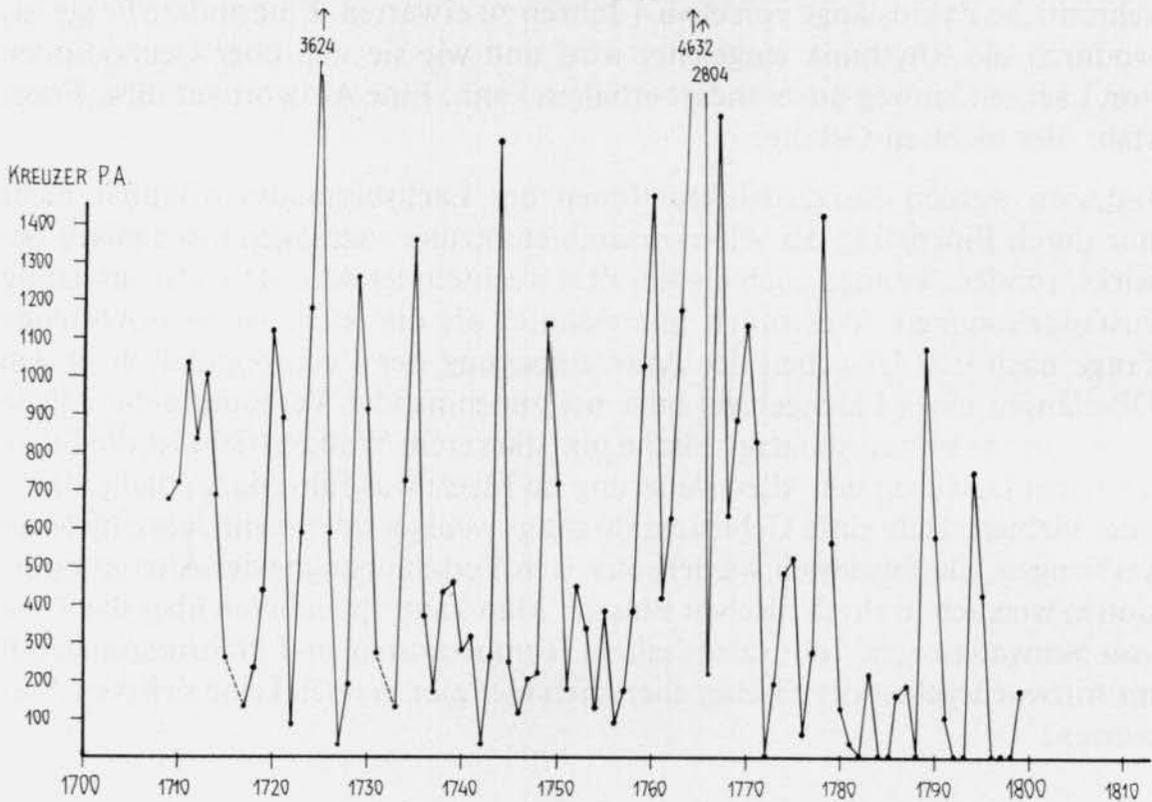
## *2. Langzeitfluktuationen*

Wesentlich größere Aufmerksamkeit als die Kurzzeitrhythmik der Lachsbestände haben deren unregelmäßige Langzeitfluktuationen gefunden. Man hat feststellen können, daß die Schwankungen des Lachsfanges in den Zuflüssen der Ostsee mit geringen Verschiebungen weitgehend gleichartig verlaufen. Lindroth<sup>62</sup> hat diese gemeinsamen Fluktuationen zu einer „Lachskurve“ für den Ostseelachs normalisiert. Dagegen konnte er Fluktuationen nordatlantischer Lachsfänge nicht in Einklang mit den Fluktuationen der Ostseelachsfänge bringen. Für den Ostseeraum gemeinsame meteorologische Faktoren und damit zusammenhängende Veränderungen biologischer Balancen sind mit den Schwankungen der Lachsfänge in Beziehung gesetzt worden. U.a. konnten Salzgehaltsschwankungen und Eisverhältnisse mit mehr oder weniger großer Wahrscheinlichkeit als steuernde Faktoren identifiziert werden. Im wesentlichen liegen die Ursachen der sekulären Fluktuationen der „Lachskurve“ indessen noch im Dunkeln.

Der Kinziglachs zeigt im Laufe des 18. Jahrhunderts keine besonders auffälligen Langzeitfluktuationen (Fig. 6). Möglicherweise kann man zwischen 1760 und 1770 ein Maximum ausmachen. Signifikant ist jedoch die Abnahme der Fänge gegen Ende des Jahrhunderts. Sie sind Anfang des 19. Jahrhunderts minimal, bereits bevor das Willstätter Wehr dem Lachs endgültig den Zugang in die Kinzig versperrt. In diese Zeit fällt der Beginn der durch Tulla geplanten

Fig. 6

Wolfach, Einnahmen aus dem Lachsfang 1707—1799



Regulierung der Kinzig<sup>63</sup>, in welcher man ebenfalls einen Grund für den Rückgang der Lachsfischerei gesehen hat<sup>64</sup>.

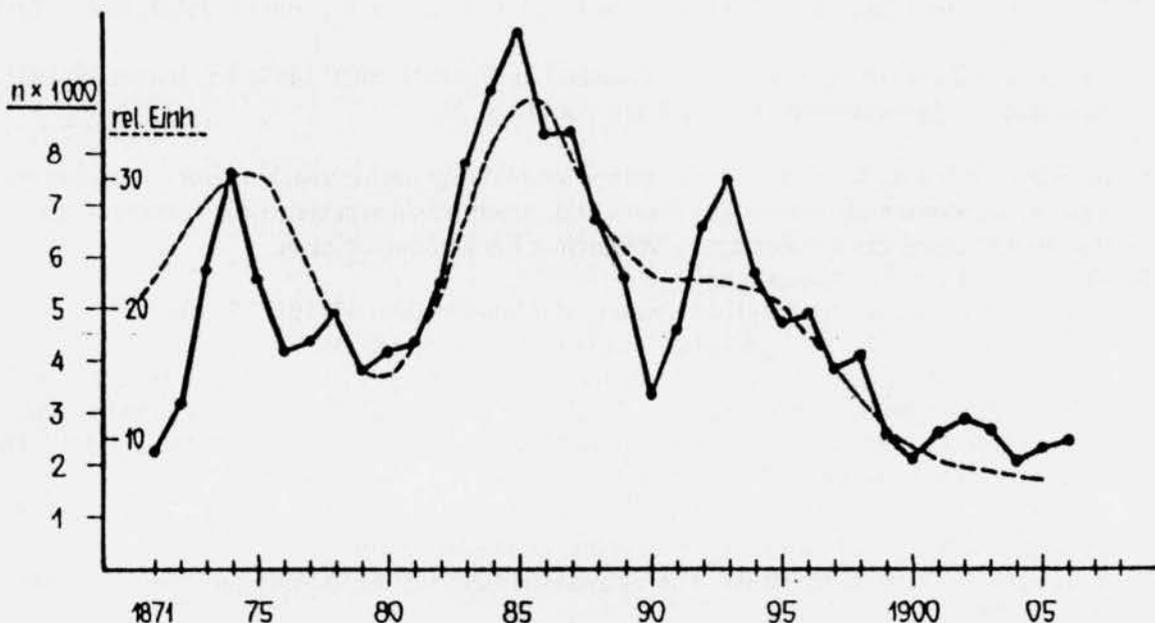
Aus den Tabellen bei Vetter<sup>65</sup> läßt sich wenigstens streckenweise eine „Lachskurve“ für den Hochrhein konstruieren. Wenn zu verschiedenen Zeiten registrierte Stückzahlen, Totalgewichte und Gelderträge auch keine absoluten Vergleiche zulassen, so spiegeln sie doch gute und schlechte Fangjahre, und wenn auch Kriegsereignisse oder Konjunkturen die Intensität des Fischfangs bisweilen verschieden stark ausfallen lassen, so kann dies die großen Züge der Entwicklung nicht verdecken. Besonders gute Lachsjahre gab es demnach um 1640/1650; soweit Angaben vorliegen, bot das 18. Jahrhundert überwiegend gute Lachsjahre, und auch das dritte Viertel des 19. Jahrhunderts zeichnet sich durch gute Erträge aus. Schlechte Lachsjahre liegen zwischen 1610 und 1630, wahrscheinlich auch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, für welche hier freilich nur ein Einzelwert vorliegt; besonders schlecht waren auch die Jahre 1810—1830.

Tatsächlich stimmt der Niedergang der Laufenburger Fänge Ende 18./Anfang 19. Jahrhundert ganz überein mit dem Niedergang der Fänge in der Kinzig. Im 17. Jahrhundert heißt es, daß der früher so ergiebige Lachsfang auf der Kinzig bis Wolfach hinauf fast ganz aufgehört habe seit der Erbauung des großen Mühlendeichs bei Willstätt durch den Grafen von Hanau<sup>66</sup>, aber trotz Deich ist die Lachsfischerei in der Kinzig im 18. Jahrhundert wieder ergiebig.

Gute Fänge im Hochrhein wie in der Kinzig werden dadurch nicht verhindert, daß, wie es in einer Philippsburger Mitteilung an den Bischof von Mainz im Jahre 1770 heißt<sup>67</sup>, „der Rhein bey allen Engen Tag und Nacht mit Garn bestrichen wird, mithin nur noch ungefährlich geschieht, wann beim niederen Rhein ein Salmen durchwischen, und in die hiesigen Gegenden den Strich fortsetzen kann“. Es scheint also, daß bis in die jüngste Zeit hinein natürliche Langzeitfluktuationen den Lachszugang stets stärker gesteuert haben als alle menschlichen Eingriffe, ausgenommen die Verbauung der Wanderwege. Es ist auch wahrscheinlich, daß die von Fehlmann festgestellte mangelnde Kovariation der Größe der Lachsfänge am niederen und am oberen Rhein weniger das Ergebnis holländischer Raubfischerei war als die Folge der Reduzierung der Laichmöglichkeiten für den Lachs am Oberrhein.

Einen Beleg für großräumiges Geschehen kann man darin erblicken, daß die Kurve für den Lachsfang am Niederrhein, soweit vergleichbare Daten vorliegen, sich ganz und gar mit der „Lachskurve“ Lindroths<sup>68</sup> für den Ostseelachs deckt (Fig. 7). Der Ende vorigen Jahrhunderts einsetzende Niedergang der Lachsfänge macht sich gleichermaßen für beide geltend. Wo die Lachskurve für den Ostseelachs wieder einen Anstieg zeigt, nämlich in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts, sind auch die letzten größeren Fänge in der Kinzigmündung zu verzeichnen<sup>69</sup>. Der letzte Gipfel der Lachskurve für den Ostseelachs Mitte der 40er Jahre hat in den letzten größeren Fängen bei Basel im Winter 1945/46<sup>70</sup> eine Entsprechung.

Fig. 7  
Lachszufuhr am Kralinschen Veer (Holland) und die „Lachskurve“ für den Baltischen Lachs (Nach A. Lindroth)



Die Parallelität der Lachskurven von Ostseelachs und Rheinlachs wirft auch neues Licht auf die Beziehungen zwischen den Lachspopulationen der Ostsee und denen des Atlantik, mit denen der Rheinlachs offensichtlich weniger in Beziehung stand als mit denen der Ostseezuflüsse.

#### Anmerkungen

- 1 L. Baldner, Vogel-, Fisch-, und Thierbuch. (1666), — Handschrift Ms. 2° phys. et hist. nat. 3 der Murhardschen Bibliothek der Stadt Kassel und Landesbibliothek. — Als Faksimiledruck neu bei Müller und Schindler, Stuttgart. Zitat S. 146.
- 2 J. Vetter, Die Schifffahrt, Flößerei und Fischerei auf dem Oberrhein (Schaffhausen-Basel). Karlsruhe 1864.
- 3 G. Kuhn, Die Fischerei am Oberrhein. Geschichtliche Entwicklung und gegenwärtiger Stand. Schriftenreihe der Universität Hohenheim, Reihe Agrarökonomie, Heft 83, Stuttgart. 1978,- Zitat S. 23.
- 4 M. von dem Borne, Die Fischerei-Verhältnisse des Deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz und Luxemburgs. Berlin 1880.
- 5 ebd. S. 103.
- 6 W. Fehlmann, Die Ursachen des Rückganges der Lachsfischerei im Hochrhein. Beilage zum Jahresbericht der Kantonschule Schaffhausen auf Frühjahr 1926. Schaffhausen 1926.
- 7 Borne, a.a.O.; die Tabelle ist kompiliert aus S. 107—123.
- 8 Nach A. Staf, Korrektion und Unterhaltung der Kinzig, in: Ortenau 19/1932, S. 128, ist die mittlere Wasserführung der Kinzig bei Kehl  $15 \text{ m}^3/\text{s}$  (mittleres Niederwasser  $5 \text{ m}^3/\text{s}$ , mittleres Hochwasser  $1300 \text{ m}^3/\text{s}$ ).
- 9 Es war nicht genau zu ermitteln, wann dieses Wehr erbaut worden ist; jedoch dürfte es in der genannten Form im Zusammenhang mit der Regulierung der Kinzig, d.h. frühestens in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts entstanden sein.
- 10 L.J. Mone, Über die Flußfischerei und den Vogelfang vom 14. bis zum 16. Jahrhundert. ZgO 4/1853, S. 69.
- 11 Vetter, a.a.O., S. 19; J. Schäfer, Die Fischerei im Kehler Gebiet. Badische Heimat 18/1931, Kehl und das Hanauerland, S. 107; Kuhn a.a.O., S. 24.
- 12-
- 22 Einzelheiten bei A. Nauwerck: Entstehung, Verbreitung und Entwicklung der Wirtshausnamen im schwäbisch-alemannischen Raum und seinen Nachbargebieten (in Vorbereitung).
- 23 Rechnungsbücher des FF Rentamtes Wolfach. FFA Donaueschingen.
- 24 Mone, a.a.O., S. 72, Anmerkung 5.
- 25 F. Wolf, Vom Rastatter Murgfischerwesen. Badische Heimat 37/1957, S. 289.
- 26 F. Disch, Chronik der Stadt Wolfach. Karlsruhe 1920, S. 448 ff.
- 27 K.A. Andersson, Fiskar och Fiske i Norden. II Fiskar och Fiske i Sjöar och Floder. Stockholm 1942, S. 596—609; Kuhn, a.a.O., S. 21—25; Königlich Schwedisches Landwirtschaftsministerium, Lax. En utredning beträffande förutsättningarna för det svenska laxfisket.- Ds Jo 1984:5, ISBN 91-38-08230-2, S. 3—24.
- 28 T.H. Järvi, Fluctuations in the Baltic Stock of Salmon (1921—1935). 1939, — Rapp. Procès-Verbeaux, Cons. perm. intern. pour l'explor. de la Mer, S. 46.
- 29 W. Grote, C. Vogt & B. Hofer, Die Süßwasserfische von Mittel-Europa. Halle a.d. Saale 1909, S. 269.

- 30 C. Johansen, og J. Chr. Löfting, Om Fiskebestanden og Fiskeriet i Gudenaens nedre Løb og Randers Fjord. — Skrifter utgivne af Kommissionen for Havundersøgelser No 9. København 1919, S. 47—49.
- 31 Fehlmann, a.a.O., S. 64—65.
- 32 Vgl. Baldner, vgl. auch Fehlmann, a.a.O., S. 2, Kuhn, a.a.O., S. 22.
- 33 Vetter, a.a.O., S. 13.
- 34 Fehlmann, a.a.O., S. 1; A. Trautweiler, Der Salmenfang im Rhein.— Vom Jura zum Schwarzwald 2, 1885, S. 2; Kuhn, a.a.O., S. 22.
- 35 Mone, a.a.O., S. 92—94.
- 36 Brehm's Tierleben, 3. Aufl. in schwedischer Übersetzung und Bearbeitung von H. Rendahl, Malmö, S. 536 — Nach Vetter, a.a.O., S. 20, wußten auch die Basler die jungen Sälmlinge als Speisefisch zu schätzen. — Nach den bei Disch, a.a.O., S. 450/451 verzeichneten Wolfacher Fischordnungen von 1470 und 1622 gehörten hier „Selblinge“ ebenfalls zu den gängigen Speisefischen.
- 37 Disch, a.a.O., S. 449.
- 38 GLA 30/79.
- 39 Disch, a.a.O., S. 450.
- 40 ebd. S. 456.
- 41 ebd. S. 451—452.
- 42 ebd. S. 452—453.
- 43 Schäfer, a.a.O., S. 107.
- 44 Kuhn, a.a.O., S. 23.
- 45 Wolf, a.a.O., S. 289.
- 46 A. Lindroth, De svenska laxsmoltutsättningarna i Östersjön 1984 — ISBN 91-7186-232-3, S. 14.
- 47 Vetter, a.a.O., S. 144.
- 48 E. Bürgin, Lachs à la Baloise. — Basler Stadtbuch 1966. Basel, 1965, S. 158, 161.
- 49 E.A. Meier, Z'Basel an mym Rhy. Von Fähren und Fischergalgen.— Basel 1971.
- 50 Fehlmann, a.a.O., S. 12.
- 51 Lindroth 1984, a.a.O., S. 14.
- 52 Disch, a.a.O., S. 455.
- 53 Kompiliert aus Disch, a.a.O., S. 497—503.
- 54 Andersson, a.a.O.
- 55 A. Lindroth, The Baltic Salmon stock. Its natural and artificial regulation. — Mitt. Internat. Verein. Limnol. 13/1965, S. 163—192.
- 56 Königlich Schwedisches Landwirtschaftsministerium, Lax a.a.O.
- 57 Johansen & Lofting, a.a.O., S. 60.
- 58 Järvi, a.a.O. S. 71 ff.
- 59 A.G. Smirnov, The state of the stocks of Amur Salmon and the causes of the fluctuations in their abundance. 1947 — Izv. Tikhook. n.-i. in-ta rybn. kh-va i okeanogr. 25. — W.E. Ricker, Cycle dominance among the Frazer sockeye. — Ecology 31, 1950. — I.B. Birman: Minor Cycles in the Abundance Dynamics of Salmon. 1975. J. Ichthyol. 15, S. 364—372.
- 60 Fehlmann, a.a.O., mehrfach zitiert.
- 61 Vetter, a.a.O., S. 144—147.
- 62 Lindroth, a.a.O., S. 183 fig. 15, Lindroth, a.a.O., S. 10 ff.
- 63 Stalf, a.a.O., S. 129.
- 64 Disch, a.a.O., S. 456.
- 65 Vetter, a.a.O., S. 144—147.
- 66 Schäfer, a.a.O., S. 107.
- 67 Kuhn, a.a.O., S. 10.
- 68 Lindroth, a.a.O., S. 10.
- 69 Schäfer, a.a.O., S. 106/107.
- 70 Meier, a.a.O., S. 118/119.

# Der Landschafts- und Marinemaler Johann Georg Siehl-Freystett

*Lars N. Scholl*

In seiner badischen Heimat fast gänzlich unbekannt und in seiner nordwestdeutschen Wahlheimat in Vergessenheit geraten ist einem Maler mehr als 60 Jahre nach seinem Tode eine Wiederentdeckung zuteil geworden, die hoffen läßt, daß sein Oeuvre in Zukunft eine angemessene Beachtung finden wird. Das Deutsche Schiffahrtsmuseum in Bremerhaven konnte 1983 ein Hauptwerk des Künstlers aus seiner ersten Schaffensperiode erwerben, und im selben Jahr fand in Wilhelmshaven eine Sonderausstellung statt, die eine erfreuliche Resonanz hatte. Biographische Daten über den Künstler sind sehr dürftig und trotz intensiver Bemühungen bisher kaum zu ergänzen. Es nimmt nicht wunder, daß Siehl-Freystett in keinem der großen Künstlerverzeichnisse Aufnahme gefunden hat und daß die Informationen über sein Leben und Werk nicht im wünschenswerten Umfang vorliegen. Tagebücher, Korrespondenzen privater und geschäftlicher Natur oder andere Zeugnisse sind bisher nicht aufgetaucht, so daß die Annäherung an den Maler im wesentlichen über das noch vorhandene künstlerische Werk erfolgen muß.

Johann Georg Siehl wurde am 16. Februar 1868 in Freistett geboren. Sein Vater Johann Georg (5. Januar 1842—30. Oktober 1871) war Bürger und Rheinfischer in diesem alten Fischerort. Das Geschlecht der Siehl läßt sich bis zum 30jährigen Krieg in Freistett zurückverfolgen. Der eine Familienstamm bestand aus Fischern und Rheinschiffern, der andere aus Bauern und Handwerkern. Am 27. Mai 1867 heiratete Johann Georg Siehl, Sohn des Fischers Daniel Siehl und der Margaretha, geb. Hummel, in der evangelischen Kirche von Freistett Dorothea, geb. Hauss (\*11. Januar 1842), die Tochter des Michael Hauss und der Susanne Dorothea, geb. Lauppe.

Die Paten ihres neun Monate später geborenen ersten Kindes, das die Vornamen des Vaters erhielt, waren Michael Hauss, der Gärtner Friedrich Hauss und die ledige Tochter des Diersheimer Fischers Michael Schreiner, Dorothea. Eine Tochter der Eheleute starb 1872 im Alter von zweieinhalb Jahren. Nach dem Willen des Vaters sollte Johann Georg Landwirt werden. Die schon früh offenkundige Neigung des Jungen für die Malerei mußte einem Fischer als ein Streben nach brotloser Kunst erscheinen. Doch ehe die Ausbildungsfrage aktuell wurde, verstarb der Vater an den Folgen von Verletzungen, die er im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 erlitten hatte. Die Mutter stand dem Berufswunsch ihres Sohnes aufgeschlossen gegenüber, konnte ihn jedoch aus finanziellen Gründen nicht erfüllen. Sie gab ihn im Alter von 10 Jahren einem Malermeister in die Lehre, der ihm zwar keine künstlerische Ausbildung geben



*Johann-Georg Siehl. Heimatstube  
Freistett. Repro: H. Kiefer, Rheinau*

konnte, ihm aber handwerklich-technische Grundkenntnisse und -fähigkeiten vermittelte, die für den zukünftigen Künstler nützlich waren. Nach seiner Lehre war er zunächst als Malergeselle in Freistett, später in Freiburg im Breisgau tätig, wo er an der Ausmalung von Kirchen beteiligt war. Er hatte seinen Geburtsort verlassen, und möglicherweise war ihm auch die Mutter gefolgt. Denn nach dem Tode der Tochter im Jahre 1872 finden sich keine weiteren Eintragungen über die Familie in den Kirchenbüchern der evangelischen Gemeinde.

Im Jahre 1888 meldete sich Johann Georg Siehl zur Ableistung seines Militärdienstes als Freiwilliger zur Marine. Er diente vier Jahre bei der II. Matrosen-Artillerie-Abteilung in Wilhelmshaven. In seiner Freizeit malte er viel und zog die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich. Ihre Bemühungen, dem talentierten Autodidakten eine Freistelle an der Karlsruher Kunstakademie zu verschaffen, blieben erfolglos.

Nach Beendigung seiner Militärzeit blieb Siehl in Wilhelmshaven und verdiente sich seinen Unterhalt mit photographischen Arbeiten. Die näheren Umstände, unter denen der Malergeselle zur Photographie kam, sind nicht bekannt. Er eröffnete ein Photogeschäft und nannte sich Photograph und Maler. Aus der ersten Ehe mit Minna Karth stammten drei Kinder, die Söhne Erich Georg und Ernst sowie die Tochter Else, die hoch betagt heute in einem Altersheim lebt. Nach dem frühen Tod seiner ersten Frau im März 1900 vermählte er sich mit Lina Behrmann.

Der Beruf als Photograph und Hobbymaler ernährte ihn mehr schlecht als recht. Allerdings vermerkte Siehl mit Stolz eine offizielle Anerkennung seiner Arbeiten durch den Großherzog von Oldenburg, der ihn mit einer rubinbesetzten Busennadel auszeichnete, und durch den Prinzen Heinrich von Preußen auf der Rückseite seiner Photographien. 1906 gab er sein Photoatelier auf und lebte fortan trotz finanzieller Sorgen als freischaffender Künstler in einer Stadt, die ihre Existenz der Marine verdankte und deren von der Marine lebenden Bevölkerung alles andere als besonders kunstinteressiert war.

Der Autodidakt, dem eine künstlerische Ausbildung versagt geblieben war, wendete sich der Ölmalerei und der Graphik zu, deren Technik er sich selbst aneignete. Etwa in dieser Zeit, in der er sich ganz für die Malerei entschied, fügte er seinem Nachnamen als besonderes Erkennungszeichen seinen Geburtsort Freystett in der altertümlichen Schreibweise mit Ypsilon hinzu und nannte sich nun Johann Georg Siehl-Freystett. Möglicherweise orientierte er sich am Beispiel anderer Marinemalerkollegen wie Heinrich Petersen-Angeln, Heinrich Petersen-Flensburg, Robert Schmidt-Hamburg oder Max Schröder-Greifswald.



*Freistett im vorigen Jahrhundert.  
Öl auf Leinwand, undatiert, J.-G.  
Siehl, Wilhelmshaven*

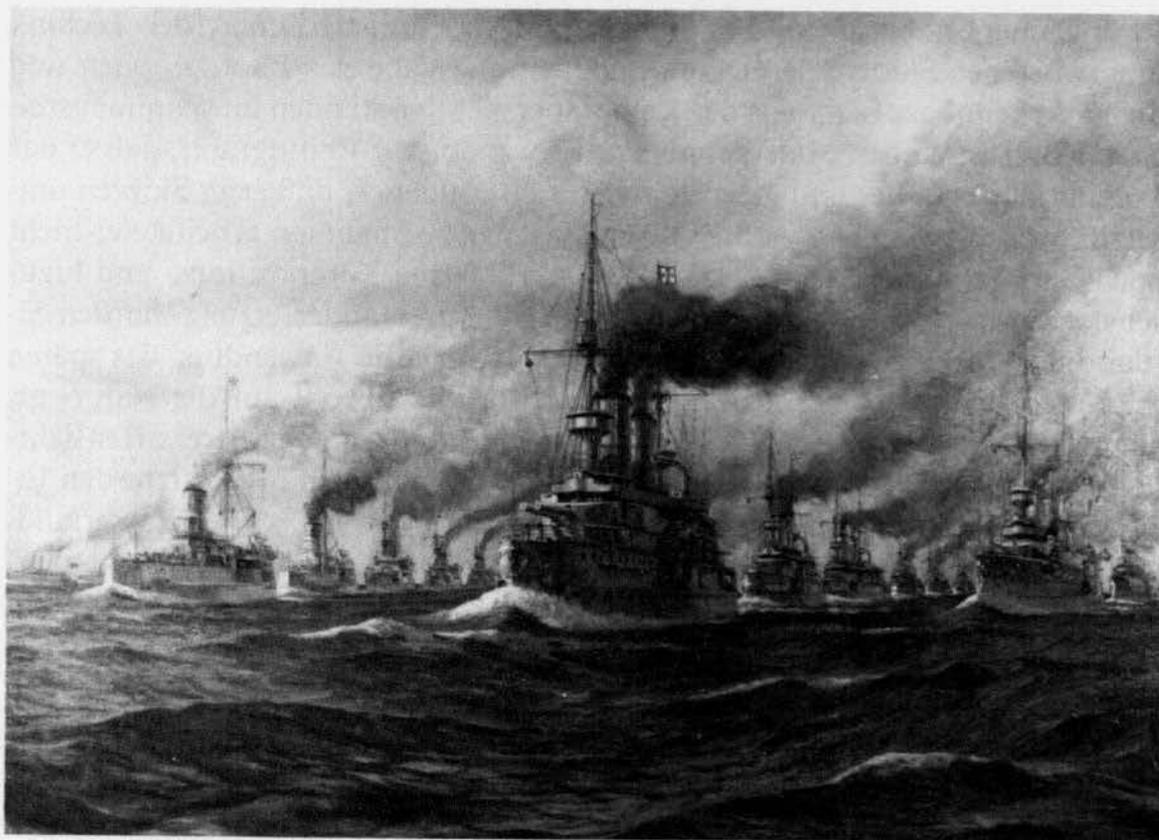
*Aufn.: H. Kiefer, Rheinau*

Die Themen seiner künstlerischen Arbeit waren von Wilhelmshaven und dem die Stadt umgebenden Land geprägt. Einerseits malte er die Marschen- und Moorlandschaft im Nordwesten Deutschlands, andererseits befaßte er sich mit der Stadt und der sie dominierenden Marine mit ihren Schiffen, Hafenanlagen und Werftwerkstätten. Er thematisierte den Antagonismus von ur-

sprünglicher, unberührter Landschaft und von künstlerischer, der Technik unterworfenen Stadt. Die genaue Beobachtungsgabe des Photographen und die unverkennbare Sicht aus der Kameraperspektive standen im spannungsreichen Kontrast zu den Malergebnissen. Er war so sehr Photograph, daß er das Wesentliche erfaßte, und gleichzeitig so sehr Zeichner, daß er in Skizzen umsetzte, was er darstellen wollte. Bis auf wenige Ausnahmen arbeitete er nicht nach Photographien. Die Vielzahl der überlieferten Kompositions- und Figurenskizzen und Studien belegen die intensive Auseinandersetzung mit den Situationen vor Ort. Aus dieser Haltung erklärt sich die Anwendung des späten impressionistischen und des realistischen Malstils sowohl auf die Natur- als auch Technikmotive. Auffällig ist, daß er der Landschaftsmalerei offensichtlich keine reinen Seestücke gegenüberstellte. Er maß dem Meer nicht den Eigenwert bei der Marsch- und Moorlandschaft Frieslands. Die Wasserlandschaft hatte für ihn nur in Verbindung mit Schiffen, Kränen oder Brücken Bedeutung. Dem Kontrast zwischen Natur- und Kunstlandschaft widmete er sein Schaffen.

In einem kleinen Katalog, der zur Siehl-Freystett-Gedächtnisausstellung im Winter 1919/20 in Wilhelmshaven erschien, wurden 249 Unikate, fast ausschließlich Ölbilder, sowie etwa 60 Blätter Druckgraphik aufgeführt. Es war die bisher umfassendste Ausstellung des Oeuvres. Die Mehrzahl der Landschaftsarbeiten betrafen den nordwestdeutschen Raum zwischen Ems und Weser sowie die Lüneburger Heide. Von einem Aufenthalt im Odenwald stammte rund ein Dutzend der gezeigten Gemälde mit Titeln wie „Am Waldkatzenbach“ I und II, „Odenwaldtal“, „Odenwalddorf“ oder „Abend am Katzenbuckel“. Weiter wurden Gemälde wie „Alt-Heidelberg“, „Rhein bei Ludwigshafen“ oder „Straßburg“ ausgestellt. Der Verbleib dieser Arbeiten ist nicht bekannt. Die Wilhelmshaven betreffenden Arbeiten konnten zu einem großen Teil von Harald Wiesner für die Sonderausstellung in der Kunsthalle Wilhelmshaven im Jahre 1983 zusammengetragen werden. Sie stellen wichtige Zeugnisse aus der Stadtentwicklung Wilhelmshavens vor dem Ersten Weltkrieg dar.

Die Marinemalerei, die sich aus der Landschaftsmalerei herausgelöst hatte, faszinierte den ehemaligen Marinesoldaten. Zahlreiche Motive von Kriegsschiffen der Kaiserlichen Marine wurden als Postkarten von dem Wilhelmshavener Verlag Gebr. Ladewigs vertrieben. Das Ölgemälde „Angriffsübung auf die Hafenbefestigung von Kiel, 12. September 1903“, das aus der Schaffensperiode vor 1905 stammte, stellt einen Höhepunkt der politisch-propagandistischen Marinemalerei des Künstlers dar. Nach 1906 widmete er sich den kleineren Einheiten wie den Torpedobooten, schuf zwei sehr reizvolle Triptychen vom „Hafen“ und „Schiffbau“ seines neuen Heimatortes. Damit rückte er in die Nähe der Industriemalerei, die mit Adolf Menzels „Eisenwalzwerk“ von 1872—1875 einen ersten Glanzpunkt in Deutschland erlebt hatte. Ein Triptychon von der Kruppschen „Zeche Helene“ gilt als verschollen. Kurz vor dem



*Johann Georg Siehl, „Angriffsübung auf die Hafenbefestigung von Kiel, 12. September 1903“. Öl auf Leinwand, Deutsches Schiffahrtsmuseum, Bremerhaven  
Aufn.: L.U. Scholl*

Tod schuf er zwei Ölgemälde von den entmunitionierten Großkampfschiffen der Kaiserlichen Flotte vor dem Abmarsch in die Internierung nach Scapa Flow, wie es im Versailler Vertrag festgelegt war.

In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg war Siehl-Freystett zu einem gewissen Wohlstand gelangt. Von öffentlichen und privaten Aufträgen, die beiden Triptychen „Hafen“ und „Schiffbau“ wurden von den Schwesterstädten an der Jade, von Wilhelmshaven und Rüstringen angekauft, konnte er nun gut leben. Im Rüstringer Villenviertel ließ er sich 1913 ein Wohnhaus mit Atelier bauen, das 1943 bei einem Bombenangriff völlig zerstört wurde. Die Ehefrau des Künstlers kam dabei ums Leben. In unmittelbarer Nachbarschaft wohnte der Admiral Graf von Spee, der 1914 in der Falklandschlacht mit seinem Geschwader unterging. Ein in der Münchener illustrierten Zeitschrift „Jugend“ abgedruckter Nekrolog wurde mit einer Reproduktion des Ölgemäldes „Torpedoboote im Hafen“ von Siehl-Freystett geschmückt.

Der Retortenstadt Wilhelmshaven, in der um die Jahrhundertwende die Kaiserliche Marine mit ihrer Werft und Flotte über 100 000 zugezogenen Arbeitern und Soldaten das städtische Leben bis in die letzten Verästelungen beherrschte, fehlte es an geeigneten Räumlichkeiten, in denen Künstler ihre Bil-

der ausstellen konnten. Auf Initiative von Siehl-Freystett bildete sich 1912 ein „Verein für Kunstfreunde“, der sich für den Bau einer Kunsthalle einsetzte, in der regelmäßige Jahresausstellungen veranstaltet werden konnten. Bereits ein Jahr später konnte die Kaiser-Friedrich-Kunsthalle ihrer Bestimmung übergeben werden. Nach Kriegsausbruch übernahm Siehl-Freystett zeitweilig die Betreuung der Kunsthalle, ehe er als Marinemaler eingezogen wurde. In den letzten Monaten seines Lebens, nachdem das Kaiserreich zusammengebrochen und die Republik ausgerufen war, herrschten in Wilhelmshaven politische Richtungskämpfe und chaotische Machtverhältnisse. Da sich der 21er Rat, der die politische Macht in Wilhelmshaven an sich gerissen hatte, und seine militärische Stütze, das Arbeiter- und Freiwilligenbataillon, als unfähig erwiesen hatten, Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten, bildeten sich freiwillige Bürgerverbände. Einer der Initiatoren war Siehl-Freystett. Ein von ihm unterzeichneter „Aufruf zum Eintritt in die Bürgerwehr!!“ erschien am 15. Februar 1919 in dem sozialdemokratischen Organ „Republik“.

Am 15. August 1919 verstarb Siehl-Freystett überraschend an einem Schlaganfall. Erste Anzeichen für die tödliche Gefährdung seiner Gesundheit nahm er nicht ernst. Ein ausführlicher Nachruf seines Freundes August Mahr, der auch die Siehl-Freystett Gedächtnisausstellung vorbereitete, erschien in der Zeitschrift „Die Tide“. Der im selben Verlag herausgegebene „Friesen-Almanach“ für das Jahr 1919 war mit ganzseitigen Federzeichnungen Wilhelmshavener Motive von Siehl-Freystett versehen. Der Friesen-Verlag verwendete 1920 für die Illustration der „Friesischen Märchen“ u.a. Arbeiten des verstorbenen Künstlers. Der Maler geriet dann in seiner Wahlheimat mehr oder weniger völlig in Vergessenheit. Gelegentliche kurze Zeitungsartikel änderten daran nichts. Erst als das Deutsche Schiffahrtsmuseum eines seiner Hauptwerke aus Privatbesitz erwerben und als Wiesner seine große Siehl-Ausstellung in Wilhelmshaven präsentieren konnte, begann man sich wieder eines Malers zu erinnern, der als Fischersohn im badischen Freystett das Licht der Welt erblickt hatte. In der Heimatstube des Heidenkirchels in Freystett befinden sich einige Gemälde, die dem Maler zugeschrieben werden, sowie einige Photos vom Künstler.

#### *Literatur*

Siehl-Freystett, Georg. In: Werner Brune (Hrsg.), Wilhelmshavener Heimatlexikon. 2 Bde. Wilhelmshaven 1972, Bd. 2. S. 292—293.

August Mahr, Siehl-Freystett †. In: Die Tide 3/1919, S. 142—144.

Ders., Siehl-Freystett-Gedächtnisausstellung Winter 1919/20.

Kaiser-Friedrich - Kunsthalle Wilhelmshaven 1919, Ausstellungskatalog.

Lars U. Scholl, Der Marinemaler Johann Georg Siehl-Freystett (1868—1919). In: Deutsches Schiffahrtsarchiv 9, 1986.

Hartmut Wiesner, Johann Georg Siehl-Freystett. Ein Maler in Wilhelmshaven und Umgebung. Katalog der Kunsthalle Wilhelmshaven. Wilhelmshaven o.J. (1983).

Ich danke Herrn E.Fr. Böninger für die Auszüge aus dem Kirchenbuch der evangelischen Kirchengemeinde Freystett.

# Eine Jubiläumsgabe in Zell a. H. Denkmal- oder Historikerbrunnen?

*Dieter Kauf*

Wohl kaum ein Ereignis innerhalb des Jubiläumsjahres 1985 unseres Vereins vermochte die Bevölkerung einer Stadt und deren Umland so zu interessieren als die Aufstellung eines neuen Brunnens in Zell a. H. am 21. September 1985 um 20 Uhr. Was war geschehen?

Kurt Kussi, der zweite Vorsitzende der Zeller Mitgliedergruppe des Historischen Vereins für Mittelbaden schilderte dies am 21. September 1985 so: Der heimische Künstler Walter Haaf habe schon vor längerer Zeit die Idee gehabt, einen Brunnen zu schaffen, der die Sorgen und Aufgaben des Historischen Vereins, insbesondere die Denkmalpflege der historischen Bausubstanz der Stadt zum Ausdruck bringen solle. Nachdem er das Modell des Brunnens geschaffen hatte, hat die Vorstandschaft des Historischen Vereins beschlossen, den Brunnen anlässlich des 75jährigen Jubiläums des Vereins herstellen zu lassen. Die Finanzierung gelang vollständig durch Spenden. Anlässlich des aktuellen Vereinsjubiläums beschloß der Historische Verein Zell weiter, diesen Brunnen in die Obhut der Stadt zu übergeben<sup>1</sup>.

Dieser Sachverhalt wäre an sich nicht weiter schlimm, sondern m. E. höchst ehrenwert. Doch um die Aufstellung des Brunnens erhob sich eine hitzige Debatte, die zwei Gründe hatte:

1. Walter Haaf hatte auf diesem Brunnen, einem Bronzeuß auf einem Bundsandstein-Monolith, vor einem einstürzenden Stadttor und einem Fachwerkhaus vier Personen dargestellt, denen er die unverkennbaren Züge lebender Mitglieder des Historischen Vereins mitgab: dem Nachtwächter, einem Bürger und dem Stadthistoriker sowie dem im Vordergrund stehenden Leierkasten-Mann.

An diesem Faktum entzündete sich in Zell die Diskussion, ob dies nicht eine Ehrung noch lebender Personen und daher nicht schicklich sei<sup>2</sup>. Ähnlich sei es auch schon vor 155 Jahren mit der „Ehrensul“ gewesen<sup>3</sup>.

2. Zur Zeit der geplanten Brunnenübergabe war der Gemeinderat von Zell a. H. mit einem Objekt der Denkmalpflege befaßt<sup>4</sup>, das vom Historischen Verein mit großem Engagement als denkmalwürdig zu erhalten gefordert wurde.

Am 21. September 1985 waren hinter dem Rathaus doch einige Menschen zusammengekommen, um die Jubiläumsgabe zu enthüllen und bei der Übergabe an die Gemeinde dabeizusein.



Der „Historikerbrunnen“ in Zell a. H.

Aufn.: Haas

Der Bürgermeister war nicht anwesend, weil nach seiner Auffassung von Schenkung keine Rede gewesen sei und daher der Gemeinderat dazu noch nicht gehört wurde. Die Stadt habe den Platz hinter dem Rathaus lediglich im Sinne einer Ausstellung zur Verfügung gestellt<sup>5</sup>.

Dieser Stand der Dinge konnte aber sowohl dem Historischen Verein als auch der Stadt Zell nicht der günstigste sein. Man begann mit Verhandlungen<sup>6</sup>, in denen zunächst der Gemeinderat den Brunnen als Geschenk ablehnte. Die Unterharmersbacher Feuerwehr versuchte es auf ihre Art, den Stein des Anstoßes zu entführen<sup>7</sup>. Die Eröffnung der Fasnacht im November hatte ein tolles Thema<sup>8</sup> gefunden, das sich dann auch in der Kampagne als Knaller erweisen sollte. Mitte November landete der Brunnen im Bauhof<sup>9</sup>, ehe der Gemeinderat seinen neuen Standort am Hirschturm<sup>10</sup> festlegte. Dort steht jetzt der Brunnen seit Mitte Dezember 1985 als Jubiläumsgabe des Historischen Vereins Zell a. H. „der Stadt Zell gewidmet“.

Er trägt folgende Inschrift: „Zeller Historiker um verlorene Bausubstanz trauernd. Vor 100 Jahr' fiel's Untere Tor. / Vor 30 Jahr' der „Raben“. / Was werden wir in 100 Jahr'n / an Altem hier noch haben?“

Die Diskussion — sowohl im Ernst als auch im Spaß — hatte mehr und mehr aus diesem „Denkmalbrunnen“ einen „Historikerbrunnen“ gemacht. Dies scheint dem Historischen Verein Zell a. H. und dem Anliegen des Künstlers nicht gerecht zu werden, schon gar nicht im Bezug zur Zukunft. Daher bin ich als Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden gebeten worden, hier den Wortlaut meiner Rede zu veröffentlichen, die ich am 21. September 1985 bei der Aufstellung des Brunnens hinter dem Rathaus gehalten habe<sup>11</sup>. Diesem Wunsch komme ich hiermit nach:

„Sehr geehrter Herr Kopp, meine Damen und Herren. Zunächst möchte ich mich für die Einladung und die Möglichkeit bedanken, hier zu sprechen bei der Enthüllung eines Brunnens, den der Historische Verein, Mitgliedergruppe Zell a. H., der Gemeinde stiftet. Dazu möchte ich einige Daten und Fakten nennen: Im Jahre 1879 fiel das Untere Tor in Zell der Zerstörung anheim; vor 30 Jahren wurde der Gasthof „Raben“, ein imponierender Fachwerkbau, abgerissen. Im Jahre 1985 wurden Walter Haaf, der Zeller Bildhauer, 50 Jahre, der Historische Verein für Mittelbaden und seine Zeller Mitgliedergruppe 75 Jahre alt.

Sowohl der Historische Verein allgemein, als auch seine Zeller Mitgliedergruppe engagieren sich 1985 verstärkt in Sachen Denkmalpflege und Denkmalerhaltung. So war es nur natürlich, daß die Mitgliedergruppe die Idee Walter Haafs, der diesen Brunnen — als seinen 25. übrigens — der Gemeinde schenken wollte, in der Weise aufgriff, daß sie für die Finanzierung sorgte und dann selbst an die Stelle des Schenkers trat.

Diese Idee halte ich für gut und richtig. Mein Glückwunsch hierzu gilt dem Historischen Verein Zell, der Stadt und dem Künstler.

Interessant ist es, daß über diesen Brunnen schon viel geredet und geschrieben wurde, bevor er hier stand. Meine Aussagen dazu möchte ich in drei Sichtweisen kleiden:

1. Die Sicht des Touristen und des unbeeinflussten Normalbetrachters.

Dieser erkennt auf dem Brunnen eine Kleinstadt-Idylle mit Stadttor, Nachtwächter und Leierkasten-Mann. Er möchte dann noch einen Bürgermeister und einen Lehrer mit seinen Büchern erkennen. Damit aber gewinnt er einen liebenswerten Eindruck und kombiniert diesen mit dem Städtchen Zell und seinen Bemühungen um den Touristen. Angenehm berührt, geht er seine Wege weiter.

2. Die Sicht des Aufmerksamen.

Diese ist genauer und erkennt das stürzende Dach des „Raben“ und den oberen Teil des Stadttores, der leicht nach vorne kippt. Dann bemerkt er die linke Figur, die so aussieht, als wolle sie alles machen und zuwegebringen. Forsch geht sie nach vorne, bindet sich aber zugleich die Hände am Rücken. Der Nachtwächter macht einen kantigen Eindruck; er scheint die anderen zu führen, behütet sie aber nur. Schließlich kümmert sich die rechte Gestalt um Bücher und Schriften, selbstvergessen in diese vertieft, daß sie gar nicht wahrnimmt, wohin sie geht, worum es geht.

Der Brunnen erweist sich also nicht als Idylle, nicht als ein positives und romantisches Denkmal.

Es ist vielmehr ein Denkanstoß im Mantel einer Moritat, die der Leierkasten-Mann verkündet: Leute von Zell a.H., kümmert Euch um das gewachsene Aussehen Eurer Stadt, vernichtet nicht alle historische Bausubstanz; denkt an stadtbildprägende Bauten, die nicht mehr stehen: das Untere Tor und der „Raben“. Versucht dieses Anliegen frei und ohne Sach- und Personenzwänge zu vertreten, nicht im Stile der forsch nach vorne Brechenden, die sich dadurch die Hände binden, nicht im Stile des bohrenden, hartnäckigen Forschers, der schließlich abseits und fern der Wirklichkeit steht.

3. Die Sicht der Moralisten.

Sieht man den Brunnen mit den Augen des Aufmerksamen, so wundert man sich, daß es noch eine dritte Betrachtergruppe gibt, die sich seit einer Woche lauthals an die Öffentlichkeit drängt: Sie spricht von Moral und Allgemeinwohl, wenn sie Figuren dieses Brunnens mit lebenden Menschen identifiziert und diesen sowie dem Bildhauer vorwirft, sie würden sich zu Lebzeiten verewigen und verherrlichen. Diese Betrachter sehen und verste-

hen nicht den ironisch-satirischen Aussagegehalt des Brunnens, der den dort dargestellten Personen eher ein negatives als ein sich verherrlichendes „G’schmäckle“ gibt.

So möchte ich für meine Person abschließend diesen Brunnen als originell und aussagestark bezeichnen. Dies aber ist bei modernen Brunnen nicht immer der Fall. Deswegen möchte ich am Schluß meiner Ausführungen nochmals meinen Dank und meinen Glückwunsch aussprechen: Herrn Walter Haaf als dem Künstler, dem Historischen Verein Zell a.H. als dem Schenker und der Stadt Zell a. H. sowie ihren Bürgern als den Beschenkten.“

#### *Anmerkungen*

- 1 vgl. Offenburger Tageblatt am 23. 9. 1985.
- 2 vgl. ebd. am 14. 9. und 20. 9. 1985.
- 3 vgl. ebd. am 11. 10. 1985.
- 4 vgl. ebd. am 6. 9.; 10.; 11. und 25. 9. 1985.
- 5 vgl. ebd. am 23. 9. 1985.
- 6 vgl. ebd. am 23. 10. 1985.
- 7 vgl. ebd. am 5. 11. 1985.
- 8 vgl. ebd. am 14. 11. 1985.
- 9 vgl. ebd. am 15. 11. 1985.
- 10 vgl. ebd. am 19. und 20. 11. 1985.
- 11 vgl. ebd. am 23. 9. 1985 und Schwarzwälder Post am 23. 9. 1985.

# Über die Besetzung von Altenheim 1919

*Wilhelm Marx*

Nach Beendigung des ersten Weltkriegs marschierten die Franzosen in die Stadt Kehl und die umliegenden Dörfer und besetzten auf Jahre hinaus den sogenannten Brückenkopf von Kehl. Er reichte bis zu den Gemeinden Rheinbischofsheim, Hausgereut, Holzhausen, Zierolshofen, Legelshurst, Sand, Griesheim, Langhurst, Müllen und Altenheim. Hart waren zunächst die Lahmlegung jeglichen Verkehrs und späterhin das Abgeschlossenensein von der Außenwelt. Erst im Juni 1919 wurden die drückendsten Einschränkungen aufgehoben. Aus Anlaß des Ruhrkampfes erweiterten die Franzosen den Brückenkopf bis Appenweier und Offenburg, um damit die Hauptbahnlinie zu treffen und den Verkehr zu unterbinden.

Über die Besetzung von Altenheim wurde ein französischer Bericht des Petit Journal Paris in der Kehler Zeitung vom 11. Februar 1919, Nr. 35 veröffentlicht. Er vermittelt uns einen kleinen Einblick in die damalige Situation in unserem Dorf, durch die Brille eines französischen Offiziers gesehen.

„Die stolzen Truppen der Division Dufieux, welche am 29. Januar (1919) bei Kehl den Rhein überschritten hatten und von Leutesheim nach Kork und Marlen den Brückenkopf eingerichtet hatten, begaben sich am Morgen des 4. Februar aufs neue auf den Weg. Dieser 2. Vorstoß, dessen allgemeine Ausdehnung sich auf 6 km erstreckte, setzt von nun an die Hauptstadt des Elsaß außer Gefahr. Die Vorpostenlinie, welche um Straßburg einen ungeheuren Kreisbogen beschreibt, steckt die Dörfer oder die Grenzen der Dörfer Altenheim im Süden, Urloffen im Osten und Rheinbischofsheim im Norden ab. Nunmehr beträgt die Entfernung der westlichen Zugänge von Urloffen bis zur Mitte von Straßburg in der Luftlinie ungefähr 16 km. Ich habe Altenheim den andern Dörfern vorgezogen, um hier Rechenschaft zu geben über den durch die französische Besetzung bei den Eingeborenen geschaffenen geistigen Zustand, denn Altenheim ist ein großer Marktflücken von nahezu 2400 Einwohnern, als sehr reich bekannt.

Der Bataillonschef Bissier vom 40. gemischten Regiment, welcher das Dorf besetzt, gibt uns in liebenswürdiger Weise genaue Mitteilungen über den Einzug seines Bataillons in Altenheim.

„Als wir ankamen“, so sagte er mir „war mit Ausnahme des Bürgermeisters und einiger Mitglieder des Gemeinderates, welche mich offiziell empfangen, der Platz leer. Die Einwohner hatten sich bei der Annäherung der Vorreiter in ihre Behausungen eingeschlossen. Jetzt haben sie keine Furcht mehr und fangen an herauszukommen.“

In der Tat glitten ein paar kleine Kerle, auf ihren Schlitten liegend, nahe an uns vorbei. Männer, welche Bauernwagen führen, die von in gutem Zustand befindlichen Pferden gezogen werden, zeigen sich auf der Straße.

„Das sind Armee-Pferde“ erklärt mir der Kommandant. „Ungefähr 300 bis 400 wurden durch die Arbeiter- und Soldatenräte an die Bevölkerung verkauft. Außerdem haben die Leute von hier während des Krieges an nichts Mangel gehabt. Das Land bringt im Überfluß Kartoffeln, Tabak, Kohl hervor und liefert ein ausgezeichnetes Viehfutter.“

Wir besuchen das Dorf: Die Zeiger auf dem Ziffernblatt des Kirchturms zeigen französische Zeit. Posten üben an den verschiedenen Ortsausgängen eine sorgfältige Wache, und die Regeln sind streng:

1. Verbot, das Dorf zu verlassen, ohne mit ordnungsmäßigen Papieren versehen zu sein.
2. Verbot, das Dorf abends nach 5 Uhr zu verlassen.
3. Aufhebung des Verkehrs zwischen 5 Uhr abends und 7 Uhr morgens, sofern nicht ernstliche Gründe vorliegen.
4. Unterbrechung von abends 8 Uhr an des Verkehrs der Zivilbevölkerung im Innern des Dorfes; die Einwohner, welche gegen diese Vorschriften verstoßen, können von dem Kommandanten des Unterabschnitts mit Strafen von 100 bis 200 Franken oder einem Monat Gefängnis bestraft werden.

Aber das Leben geht seinen normalen Gang. An der Rathaustür unter dem üblichen Drahtgitter sind die Heiratsaufgebote angeschlagen und nach Landessitte mit einem Myrtensträußchen geschmückt. Die Leute, welche ab- und zu-gehen, haben gutmütige runde Köpfe und schöne rote Wangen, tragen sehr bequeme Kleidung und Hausschuhe von wirklichem Leder. Sie haben nicht das Aussehen, als ob sie unter den Einwirkungen zu leiden gehabt hätten. Sie nehmen die franz. Besatzung wie eine Wohltat an. Sie sehen in ihr einen sicheren Bürgen für die Aufrechterhaltung der Ordnung, angesichts der Unordnung, welche gegenwärtig herrscht, eine schätzenswerte Unterstützung.

In der neuen Zone wird der Ausgang der Einwohner durch die drei Prüfungsposten von Altenheim, Sand und Rheinbischofsheim kontrolliert. In Altenheim sprechen merkwürdigerweise etwa 10 Personen französisch.

Der Bürgermeister, Herr Wurth, besitzt ein ansehnliches Haus mit bäuerlicher Freitreppe, reich geworden durch mühevollen Arbeit, er selbst ein pfiffiger Bauer mit gebogener Nase und rasiertem abgemagertem Gesicht. Er ist offen. In der gemütlichen Ecke, wo sich auf der Mauer die Photographie des Sohnes als Soldat im Helm abhebt, läßt sich gerade seine Stimme hören: „Die französische Besatzung ist kein Unglück. Diese Herren sind anständig, und die Araber sind sehr höflich. Es ist mir bis jetzt keine Klage zugekommen.“ Und der



*Das Bürgermeisterhaus von Bürgermeister Wurth*

Alte erzählt mir die wirtschaftliche Geschichte Altenheims während der Feindseligkeit. Jetzt schweigt der Alte. Nahe bei ihm hört der Sohn, ein fester Bursche, der vom Regiment zurückgekommen ist, wohlgefällig zu; und in diesem Innern eines deutschen Bauernhauses, das den Wohlstand atmet, vor dem Alten, der mir seinen Reichtum aufzählt, vor dem Sohne, der bei Noyon und la Fère im Felde stand und welcher jetzt den Betrieb leitet, denke ich trotz allem an die Tausende von Bauernhäusern, welche mit ihren Ruinen die verwüstete Scholle besäen, auch die unseres heutigen Frankreichs.



*Helmut Pillin †*

## Feldpostbrief eines im Zweiten Weltkrieg gefallenen Soldaten

*Hans-Martin Pillin*

Mit der Veröffentlichung des folgenden Feldpostbriefes möchte ich eine neue, bisher in den Jahresbänden des Historischen Vereins für Mittelbaden noch nicht praktizierte Publikations- und Dokumentationsform anregen, die zweifellos einen hohen Stellenwert bei der Erforschung der beiden Weltkriege einnimmt.

Meinem Beispiel mögen andere folgen, damit dadurch ein noch deutlicheres Bild unter anderem hinsichtlich der Frage entstehen kann, wie der einzelne Soldat an der Front und wie die Angehörigen zu Hause den Krieg erleben mußten.

Der Briefschreiber ist mein ältester Bruder, Sanitäts- Uffz. Helmut Pillin, der am 3. Juli 1923 in Ottenhöfen geboren wurde. Nach glänzend bestandenem Abitur an der „General-Werder-Schule“ (= Name für das Acherner Gymnasium während des Dritten Reichs) in Achern am 18. März 1942 immatrikulierte sich Helmut Pillin an der Universität Straßburg für das Studienfach Humanmedizin. Leider konnte er dieses Studium, das im allgemeinen den einzelnen

Medizinstudenten vom Kriegsdienst dispensierte, nicht beginnen, da er durch einen in verantwortlicher Position befindlichen NS-Mann seines Heimatortes als „politisch unzuverlässig“ eingestuft und seine Personalakte mit dem entsprechenden Vermerk weitergeleitet worden war.

Helmut Pillin wurde infolgedessen zum Militärdienst eingezogen. Nach kurzer Grundwehrausbildung kam er im Spätsommer 1942 zum Kriegseinsatz in die Ukraine, wo er zwei Jahre lang hauptsächlich als Sanitäter die Schrecknisse des Krieges an der Ostfront kennenlernen mußte. Im Sommer 1944 wurde seine Division nach Südfrankreich in die Nähe von Narbonne verlegt. Von dort aus nahm er dann an den blutigen Rückzugsgefechten der 19. deutschen Armee durch das Rhône-tal in Richtung Vogesen teil. Am 12. November 1944 schrieb Helmut Pillin jenen denkwürdigen Brief aus dem Oberelsaß an seine Eltern. Kurze Zeit später, am 3. Februar 1945, fiel er bei Nambenheim (Nähe Colmar) im jugendlichen Alter von nur 21<sup>1/2</sup> Jahren beim Versuch, verletzte Kameraden von der Frontlinie auf den Hauptverbandsplatz zu befördern. Seine Kompanie räumte am 8. Februar 1945 unter dem Druck amerikanischer Kampfverbände den letzten linksrheinischen Brückenkopf der deutschen Armee im Elsaß und setzte sich in Richtung Schwarzwald ab. Anfang März 1945 überbrachte sein Kompaniechef Kirsch persönlich die Todesnachricht ins Elternhaus.

Seine letzte Ruhestätte fand Helmut Pillin auf dem großen deutschen Soldatenfriedhof in Bergheim bei Schlettstadt (Sélestat).

Wortlaut des Feldpostbriefes:

O.U. 12.XI. 44

Meine Lieben!

Heute erhielt ich Euren lieben Brief vom 1.XI. . Besten Dank dafür. Ja, nun ist es ein Jahr her, seit ich das letzte Mal in Urlaub war. Ein Jahr schwerster Kämpfe, großer Ereignisse, Entsagungen und Leiden, aber auch manch froher und schöner Stunden liegt hinter mir. Ein russischer Winter mit all seiner Härte und schweren Kämpfen folgte meinem Urlaub. Weihnachten im fernen Rußland, in einer elenden Russenhütte bei Rum und Wodka feierte ich unter Kameraden, von denen viele nicht mehr hier sind. Ein Rückzug durch Schlamm und Dreck und unter ständiger Verfolgung des unerbittlichen Feindes folgte. Tag und Nacht Marsch durch die öde russische Steppe, bis schließlich die Gefilde Rumäniens eine Erholung für uns bedeuteten. Herrliche Tage brachen an für uns im Land der Zigeuner und Geigen. Ostern mit all den bunten Sitten der Rumänen wurde gefeiert bei Wein und frohen Liedern.

Aber bald rief mich die Pflicht wieder gen Osten nach Bessarabien, um dort im Verband der Kampfgruppe Keisen am Dnjepr den Russen die Stirn zu bie-

ten. Ein bunter Frühling in der romantischen bessarabischen Natur brach die letzten Schrecken und Kümernisse des teuflischen Winters.

Da plötzlich, ein Wort durchheilt im Juni die Reihen unserer Division: Rückverlegung aus dem Osten! Unsere hart zusammengeschlagene Division sollte aufgefrischt werden.

Auf nach Frankreich, nach dem goldigen Süden, ins Land meiner Träume! So jubelte mein Herz! Und tatsächlich, bald brannte die heiße Sonne des französischen Südens über uns. Ja, Frankreich, Südfrankreich wurde genossen bei süßem Wein, charmanten, feurigen Frauen, Musik, Unterhaltung u.s.w. Mein Traum war in Erfüllung gegangen, und gewiß waren dies auch die schönsten Zeiten meiner Soldatenzeit.

Doch plötzlich und allzu früh sollten wir aus diesem süßen Rausch unter der Sonne des Südens an den Gestaden des Mittelmeeres herausgerissen werden. Ein furchtbarer Rückzug durch das Todestal der Rhône folgte. Eingeschlossen warteten wir unser Schicksal ab, doch es sollte anders kommen. Teilen unserer Division gelang es, den Einschließungsring in letzter Minute zu durchbrechen! Viele Kameraden sind geblieben, doch für uns bedeutete dies Freiheit. Dann kämpften wir uns im hinhaltenden Widerstand auf die Vogesen zurück, wo wir heute stehen, um dem Feind den Eintritt in unsere Heimat zu verwehren. Harte Kämpfe hat es gekostet, bis der Winter nun vor einigen Tagen plötzlich eingebrochen ist. Und wieder ist November, ein Jahr ist rum, und nun kann ich unserem Herrgott danken, daß er mir solchen Schutz angedeihen ließ, und ich bitte auch im kommenden Jahr um seine schützende Hand, die er über mein und unser Schicksal halten möge.

Mir geht es gut. Habe heute nochmals einen Baukasten für Hangeli (= Kose-name für seinen jüngsten Bruder) weggeschickt. Hoffentlich kommt die Sache gut an. Was schreibt Raimund (= jüngerer Bruder, der seit 1943 ebenfalls Soldat war und bei der Kriegsmarine zum Einsatz kam)? Und was treibt Hangeli? Hat er auch schon Schnee und fährt er auch schon Schlitten?

Nun aber alles Gute und die besten Grüße

Euer Helmut

# Die Geschichtsvereine im Unterelsaß

*Carl Helmut Steckner*

Nach einem ersten Überblick über die in der elsässischen Nachbarschaft des Historischen Vereins für Mittelbaden tätigen historischen Vereine in Frankreich, erschienen in der „Ortenau“ 1961/1981 und auf Grund der von Präsident Kurt Klein gegebenen Anregungen zur Bildung eines Arbeitskreises für grenzüberschreitende Zusammenarbeit mit diesen Vereinen und anderen Institutionen, sind diese Mitteilungen zusammengestellt worden.

Versucht wird, darin aktuelle Nachrichten aus dem Elsaß zu bringen über 1. Aktivitäten und Veröffentlichungen der historischen Vereine, 2. Museen und Ausstellungen, 3. Archäologische Forschung, 4. Denkmalschutz, 5. weitere historische Literatur etc.

Es handelt sich hier in jeder Hinsicht um einen Versuch. Den Sinn und den Erfolg wird man vor allem an den Reaktionen der Mitglieder des Historischen Vereins ablesen. Es bestehen noch alle Möglichkeiten, Themenwahl, Art und Inhalt der Mitteilungen zu ergänzen oder zu verändern. Hier soll ein Werkzeug entstehen, das sich beim Gebrauch weiterentwickelt.

Zunächst wird ein kurzer Überblick über die Vereine gegeben mit einer beschränkten Auswahl von Themen aus deren Publikationen. Auch die weiteren Punkte sind gedacht, zu Reisen, Besichtigungen, Kontakten, Erfahrungsaustausch, Zusammenwirken anzuregen. Über den Stand der ersten Information hinaus könnte sich Kommunikation vielleicht zu Kooperation entwickeln.

## *Die Vereine, von Norden nach Süden*

Der Kreis für die Geschichte des nördlichen Elsaß — Cercle d'histoire de l'Alsace du Nord (Präsident Jean-Laurent Vonau), gegründet 1972, mit über 800 Mitgliedern, legte im Januar die 52. Ausgabe seiner Zeitschrift „L'Outre Forêt, Revue d'histoire de l'Alsace du Nord“ vor.

Darin werden u.a. behandelt von J.C. Streicher „Arbeitsunfälle in den Ölbergwerken“, von J.J. Riffel „Die Mühlen in der Obervogtei Hagenau im 18. Jahrhundert“ (frz.) und von P. Stroh die Kämpfe um die Maginotlinie, Werk Schönensburg, 1939/1940 (frz.).

Außerdem wurde 1984 ein praktischer Führer durch das Nordelsaß — das Unterland — herausgegeben: „Connaître et aimer l'Outre Forêt“. Auf über 200 Seiten findet man geschichtliche Daten, Rundfahrten zu den Kirchen, den wichtigsten Dörfern und Museen mit Burg- und Kirchengrundrissen, Hinweise auf Fachwerkbau, Symbole der Volkskunst, Lokaltrachten und -geschichte, Brunnen, Napoleonsbänke, auf Töpferei, Weinbau, Ölgewinnung und Geologie.

Mit einer jungen Arbeitsgruppe wurde eine römische Villa in Soultz ausgegraben (Leitung Roger Hahn) und das Grabungsgelände vom Verein als Grundbesitz erworben. Ein elektronisches Datengerät wurde angeschafft zur Textverarbeitung und zur Anlage einer ikonographischen Datenbank. Der Verein inventarisiert und konserviert Grabsteine auf dem alten Friedhof von Oberkutzenhausen in Zusammenarbeit mit der zuständigen Gemeinde. Weitere Projekte: Anlage eines historischen Wanderpfades zu den alten Befestigungslinien an der Lauter und Schaffung eines Museums für das Bauernhaus im Unterland.

Die *Société d'Histoire et d'Archéologie du Ried Nord* (Präsident Pierre Perny) bringt in ihrem Jahrbuch 1985 einen botanischen Beitrag über „die Chartreuse in unseren Kräutergärten“, eine Untersuchung von F. Geissert über altquartäre Mollusken (*cochlostoma salomoni*) und einen Beitrag zur Geschichte der Brey-Mühlen im Hanauerland.

Jung ist die *Société d'Histoire de Reichshoffen*, am 26. Januar bestand sie ein Jahr und zählt 90 Mitglieder, Präsident ist B. Rombourg. Ein Museum wird aufgebaut, das zum 700jährigen Bestehen der Stadt am 15. Juni eröffnet wurde. Neben der Archäologie steht die Eisengießerei im Blickpunkt. Die erste Schmiede der vor 200 Jahren gegründeten Eisengießerei de Dietrich soll nachgebaut werden.

In Zabern hat die *Société d'Histoire et d'Archéologie de Saverne et environs* (Präsident Henri Heitz) die 134. Nummer von „Pays d'Alsace“ herausgebracht mit Beiträgen über die Flüchtlinge, die in Zabern vor den Mansfeldischen Truppen 1622 Schutz gesucht hatten, über lokale Exlibris vom 17. bis zum 20. Jahrhundert und über die Namen der Schulmeister in der Vogtei Kochersberg von 1634 bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. In der Generalversammlung hat Vizepräsident Georges Levy einen Vortrag über das römische Straßennetz im Kochersbergerland gehalten, fußend auf Forschungen unter Napoleon III. und einem Bericht von 1860.

Als letzte Ausgabe der Vierteljahrszeitschrift erschien eine Dorfmonographie über Schillersdorf im alten Hanauerland, Chronik seit dem späten Mittelalter und Bestandsaufnahme. Unter anderem werden behandelt die Ortsgeschichte, die Entwicklung der Konfessionen und ihr Einfluß auf die Wahlen im 20. Jh., der Bevölkerungszahlen, der Agrarstruktur, der Besitzverhältnisse mit Blick auf den dörflichen Alltag und die Entwicklung der Topographie. Beschrieben werden Hausinschriften, die Inneneinrichtungen mit dem Mobiliar der Wohnhäuser (als soziologische Untersuchung), die Bräuche (Maistube), die Hausmittel, die Kalendertradition, die Hofzugehörigkeit der Familien des Dorfes. Die Genealogie wird bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgt.

Die Arbeitsgruppe für Archäologie des Mittelalters (Bernhard Haegel, René Kill) hat Grabungen unternommen auf den Burgen Groß-Geroldseck und Wartenberg bei Dossenheim. An den Arbeiten beteiligte sich hier eine Woche lang das französische 11. Artillerie-Regiment von Offenburg mit einer dreißigköpfigen Mannschaft, deren Unterbringung die Gemeinde Ernolsheim übernahm. Die mit Wappen gekennzeichneten Grenzsteine hat Roger Engel inventarisiert. Alphonse Wollbrett gehört zu den Gründungsmitgliedern des Vereins, der im kommenden Jahr sein 50jähriges Bestehen feiern kann. Er zählt jetzt 1681 Mitglieder und hat 1985 sechs Hefte der Zeitschrift „Pays d'Alsace“ mit insgesamt 600 Seiten herausgebracht.

Auf der Jahresversammlung 1986 war etwas über die zunehmende Unterstützung der elsässischen historischen Vereine zu erfahren. Wie schon im Oberelsaß, wo der Gene-

ralrat deren Veröffentlichungen für die Büchereien der höheren Schulen (collèges und lycées) anschafft, so sollen entsprechende Mittel auch vom Generalrat des Unterelsaß bereitgestellt werden. Den 1. Band der vom Dachverband herausgegebenen Elsässischen Biographie hat der Generalrat des Elsaß ebenfalls diesen Schulen zur Verfügung gestellt, und für die anschließenden Lieferungen hat die Sparkasse die Subskription übernommen. Neben der Idee des Freilichtmuseums mit wenigen typischen Dorfbauten (z. B. Ungersheim) wurde eine weiterentwickelte Variante zur Diskussion gestellt. Angeregt wurde die Erhaltung der Fachwerkhäuser besonders des Hanauerlandes; zwei bis drei Bauten sollen in jedem Dorf zu besichtigen sein.

Für die Arbeiten an der Burgruine Wartenberg (Daubenschlagfelsen) wurde der Verein durch den Kultusminister F. Léotard mit dem 1. Regionalpreis für ehrenamtliche Tätigkeit in der Denkmalpflege ausgezeichnet.

Über die Burganlage und die Funde wird in der zweiten Zeitschrift des Vereins, „Etu-des Médiévales“ Nr. 3, berichtet sowie über einen mittelalterlichen Steinbruch und eine Wallanlage beim Kleinen Ringelberg, über die Zisterne am Großen Ochsenstein, die Keramikfunde auf Hoh-Barr, über die Hüneburg (aus dem Nachlaß von Fritz Eyer) und über Burg Girbaden.

Im Jahrbuch 1985 der *Société d'Histoire de Mutzig et Environs* legt E. Fischer das Kriegstagebuch der Feste Kaiser Wilhelm II in Mutzig auszugsweise vor (24.— 30. 11. 1944), die strategische Lage Mutzigs von 1919 bis 1944 beschreibt B. Bour. Ein Inventar der Grabdenkmäler des alten Friedhofs in Gresswiller hat R. Sittler aufgestellt. A. Schmitt und A. Widlocher geben deutsche Archivauszüge aus Mutziger Hexenprozessen, Malefizurteilen und Verträgen wieder (17. Jahrhundert).

Die *Molsheimer Société d'histoire et d'archéologie* unter ihrem neuen Präsidenten Pierre Bercher bringt in ihrem Jahrbuch u.a. Beiträge von M. Starke über die Grenzsteine der Gemeinde Altorf und von Cl. Jérôme über die Ergebnisse der letzten Ausgrabungen in Dinsheim-Heiligenberg von 1983 (Töpferwerkzeug, Ziegel).

Die *Association des Amis de la Maison du Kochersberg* in Truchtersheim behandelte in ihrer Zeitschrift „Kocherschbari“ das römische Straßennetz im Kochersberg mit Konsularstraßen, Militärstraßen, Verkehrs- und Handelswegen sowie Ortsverbindungswe-gen (antoine Heng, *Les voies romaines dans le Kochersberg*, Heft 10/1984) und die Hofnamen in Rumersheim (J.M. Quelqueger, Heft 12/1985). Präsident ist Maurice Ruch. 1980 wurde der Verein gegründet, der 500 Mitglieder zählte, als 1982 das Haus eröffnet wurde. Darin finden mehrmals jährlich von jeweils einer Arbeitsgruppe vorbereitete Ausstellungen statt über die Ernte, die Trachten, das Pferdegespann, die Rekruten, die Küche, das Haus, den Tabak etc., alles aus Leihgaben ohne eigene Museumsbestände. Halbjährlich erscheint die Zeitschrift mit einer Auflage von 1.000 Exemplaren. Die fünf Ausstellungen im Jahre 1985 zogen 5.000 Besucher an. Der Verein hat eine Abteilung für Informatik eingerichtet und veranstaltet Mundarttheatertreffen. Die Bräuche und Traditionen des Kochersberger Landes werden auf Videokassette aufgenommen. Eine Gruppe hat an Ausgrabungen in Durningen teilgenommen, die vom Archäologischen Klub des Collège (Gymnasium) in Truchtersheim unternommen werden.

Die *Société d'histoire et d'archéologie de Brumath* (Präsident J.J. Kientz) veröffentlicht u.a. einen Bericht über die Geschichte von Stephansfeld (A. Gébus). Mitglieder nahmen an Kursen des Kultusministeriums teil über Grabungstechniken und Keramik-

bestimmung. Über Luftbildarchäologie berichtete Michel Knittel in der Generalversammlung, die für 1987 eine Romreise auf das Programm setzte.

Das Museum des Vereins erhielt jetzt vier Kopien von römischen Götterstatuetten, die 1973 in Brumath ausgegraben wurden — offenbar das einzige bisher, was von den damaligen Funden dem Museum überlassen wurde. Neu wurde die anschauliche Darstellung eines römischen Töpfers am Brennofen aufgebaut.

Die *Amis du Vieux Strasbourg* (Präsident Robert C. Weiss) drucken in ihrem Jahrbuch ein Tagebuch von Cécile Dartein von der Belagerung der Stadt im August 1870 ab. M. Matrius schildert die Situation der Straßburger Klöster während der Französischen Revolution.

Die Gesellschaft, deren Gründer bereits 1938 ihr heute erst realisiertes Programm zur Erhaltung des historischen Straßburger Stadtbildes veröffentlicht hatte, wurde 1955 von Georges Frankhauser ins Leben gerufen und zählt über 2000 Mitglieder. Mit einem Theresientaler werden gute private Leistungen in der Denkmalpflege honoriert.

Eine Gesellschaft zur Erhaltung napoleonischer Denkmäler — *Association d'Alsace pour la conservation des monuments napoléoniens* wurde 1984 gegründet, Präsident A. Rosenstiehl. Yves Bonnel hat ein Inventar der Napoleonsbänke (König von Rom bzw. Napoleon III.) aufgestellt. Grabdenkmäler der Napoleonszeit auf dem Friedhof in Neuweiler bei Zabern wurden restauriert, ebenso das Grab von Charles Schulmeister in Straßburg.

Seit 1983 besteht der Historische Verein der vier Kantone — *Société d'histoire des quatre cantons* — unter Präsident Martin Allheilig, umfassend die Kantone Benfeld, Erstein, Illkirch-Grafenstaden und Geispolsheim. In einer Auflage von 1500 Stück liegt das dritte Jahrbuch vor mit Auflistung der Kunstwerke im Kanton Erstein (V. Delva) und der Balkeninschriften in Westhouse (R. Speisser) sowie einem Artikel über Schult-Heiß, Stabhalter, Heymburger, Bürgermeister und Maire in Lingolsheim von 1620 bis 1985 (A. Peine).

Dorfmonographien, Beteiligung an Ausgrabungen und Förderung von Sprache und Regionalkultur stehen auf dem weiteren Programm, das Bewahrung des kollektiven Gedächtnisses und Erhaltung der Identität zum Ziel hat.

Für die Gemeinden Dambach, Oberehnheim und Barr wurde 1967 die *Société d'histoire de Dambach-la-Ville, Barr et Obernai* gegründet (Präsident Dr. Marcel Krieg). Ch. L. Salch beschreibt im Jahrbuch 1985 die Entwicklung der Dachziegelformen in dieser Gegend vom 12. bis zum 18. Jahrhundert, André Stehle berichtet von einem Klausner bei Truttenhusen, G.F. Heintz über die Burgruinen Birkenfels, Christine Muller über Wirtshausschilder aus Schmiedeeisen und Stein.

In Personalunion leitet Dr. Krieg den Verein der Amis de la Folie Marco in Barr. Die Stadt, deren Maire er ist, wies 630.000 F für die Restaurierung der Museumsbauten an. Er leitet die Association des Musées Locaux d'Alsace. Sie behandelt zweimal im Jahr Fachthemen auf den Tagungen der Leiter zahlreicher Lokalmuseen.

Die *Freunde der Humanistenbibliothek in Schlettstadt* haben zum 500. Geburtstag von Beatus Rhenanus unter Leitung von Bibliothekar Hubert Meyer ein Symposium veranstaltet, dessen Beiträge im *Annuaire des Amis de la Bibliothèque humaniste de Sélestat*

1985 veröffentlicht wurden. Eine Gedenkmünze wurde herausgegeben und eine Ausstellung veranstaltet. Außerdem inventarisiert der Verein die Kleindenkmäler (120 Grenzsteine und Wegkreuze).

1986 soll unter dem Zeichen des Erasmus von Rotterdam stehen; eine Reise zum Erasmus-Museum in Anderlecht (Brüssel) und nach Rotterdam ist geplant.

Ein *Verein zur Erforschung des Mittelalters* und ein Zentrum für mittelalterliche Kunst wurde im Oktober 1985 von Guy Trendel gegründet. Sitz der AREM — Association de recherches médiévales — ist das ehemalige Kloster Obersteigen. Eine Bibliothek, Ausstellungen und eine Werkstatt für Gipsabformungen stehen auf dem Programm, jedoch keine Ausgrabungen. Als Zeitschrift erscheint bereits seit längerer Zeit die „Recherches Médiévales“. Die Oktobernummer 1985 enthält Beiträge über die Burgenpolitik der Hohenstaufen im nördlichen Elsaß (Guy Trendel), über die Burgen im Umkreis der Froensburg (G.F. Heintz), über mittelalterliche Hebewerkzeuge (A. Herrscher) und die Familie Müllenheim von G. Trendel und D.M. Millius; eine Grabplatte der Familie ist in Gengenbach erhalten; Familienverbindungen bestanden, ebenfalls im 16. Jahrhundert, nach Lahr (Brumbach).

Die Juni-Nummer galt der Schlacht bei Sempach 1386 und den Anfängen der Klöster Maursmünster und Sindelberg.

In einer früheren Nummer wurden der Johanniter-Orden, der seinen Ursprung im Johanniter-Hospital neben der Grabeskirche in Jerusalem hat und die zehn ehemaligen Komtureien des Ordens im Elsaß behandelt. Als Beispiel der Minne-Dichtung wurde Wolfgang von Eschenbachs „Parzival“ vorgestellt mit Bildern nach einer Handschrift in Bonn. Ein weiterer Beitrag verfolgte die Spuren der Ministerialenfamilie von Hattstatt (verwandt mit Stauffenberg).

Im gleichen Zusammenhang sind zu nennen die *Chantiers d'études médiévales*, 4, rue du Tonnelet Rouge in Straßburg, die jährlich Grabungs- und Konservierungs-Kampagnen in Straßburg, Ottrott, Cruas und Viviers (Südfrankreich) durchführen vor allem mit Jugendlichen während der Ferienzeit.

Kürzlich ist ein Förderverein für die archäologische Forschung im Elsaß von Ingenieur Jean Pierre Nassau (Geispolsheim) gegründet worden. Auf dem Programm stehen Grabungen, Ausstellungen, Vorträge, Bereitstellung von Lehrmaterial für Schulen und Veröffentlichung von Grabungsberichten. Mitglieder, Lion's Club und Gemeinde Erstein finanzierten die erste Ausgabe der Zeitschrift „Cahier de l'Association pour la promotion de la recherche archéologique en Alsace“ (tome I, 1985). Darin werden grundsätzliche Überlegungen angestellt über Methodik und Praxis der Grabungen, Wahl des Grabungsverfahrens, Auswahl der zu erfassenden Daten und Informationen zur Publikation. Enthalten sind Grabungsberichte über einen frühneolithischen Hausgrundriß (Bischoffsheim), eine bandkeramische (Bruebach) und eine spätneolithische Siedlung (Zimmersheim) — diese als erstes Beispiel der Horgener Kultur im Elsaß. Eine „Mikroregion“ südwestlich von Mülhausen im Oberelsaß als Testgebiet mit 40 Fundstellen von der Jungsteinzeit bis Merowingerzeit wird in der archäologischen Entwicklung zusammenfassend dargestellt, um die für die Besiedlung bestimmenden Kräfte herauszuarbeiten. Die Anwendung eines tragbaren EDV-Gerätes (Apple IIe) zur Erfassung und Speicherung der anfallenden Grabungsdaten und ihre Verarbeitung zu Plänen, Schnitten und statistischen Auswertungen wird beschrieben (Beispiel Bruebach).

Weitere Beiträge befassen sich mit Herkunft und Herstellung von Flintsteinen für europäische Handfeuerwaffen des 18. und 19. Jahrhunderts (Frankreich, England), mit der Konservierung von Eisenfunden (mechanisch, chemisch, elektrolytisch) und mit der praktischen Vermessung eines Grabhügels (Schnitte, Niveaulinien).

Die publizierten Grabungen erfolgten unter Leitung der Circonscription des antiquités préhistoriques d'Alsace in Straßburg.

CEPA nennt sich eine Arbeitsgruppe, die Vorgeschichtsforschung experimentell betreibt. Lebensweise und handwerkliche Technik des Neolithikums werden nachvollzogen. Beispielsweise werden Erfahrungen über mehrere Jahre gesammelt mit der Standfestigkeit und Wetterbeständigkeit eines in jungsteinzeitlicher Technik errichteten Hauses in Holtzheim bei Straßburg. Andere Arbeitsergebnisse wurden in der Stadtbibliothek ausgestellt (1983 und 1985). Die Leitung des Centre experimental préhistoire d'Alsace hat Jean Sainty (Straßburg), unterstützt vom Archäologischen Museum und dem Pädagogischen Dokumentationszentrum CRDP (Centre régional de documentation pédagogique) in Straßburg.

Der Dachverband der historischen Vereine im Elsaß, die *Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace* (Präsident Marcel Thomann) umfaßt 72 Einzelvereine mit über 40000 Mitgliedern. Sie hat die Initiative ergriffen zur Herausgabe eines neuen biographischen Lexikons des Elsaß — *Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne* in der Nachfolge des vor dem 1. Weltkrieg erschienenen „Sitzmann“. Mehrere Lieferungen sind erschienen. Die Verbandszeitschrift *Revue d'Alsace* ist mit ihrem Gründungsjahr 1834 die älteste dieser Art in Frankreich.

# Hinweise

## Buchbesprechungen

*Im folgenden Bericht soll auf Arbeiten in verschiedenen Zeitschriften hingewiesen werden, deren Themen sich auf Orte, Persönlichkeiten u. a. der Ortenau beziehen.*

### **Archäologische Nachrichten aus Baden.**

*Herausgeber: Förderkreis für die ur- und frühgeschichtliche Forschung in Baden e.V. Freiburg/Breisgau.*

Im Heft 35/85 beschäftigt sich G. Fingerlin mit den merowingerzeitlichen Adelsgräbern in der Peterskirche von Lahr-Burgheim, einem der am frühesten genannten Gotteshäuser der Ortenau. Er nimmt an, daß der dünnwandige, aus einem Stück gefertigte Kalksteinsarkophag die Leiche des Stifters der Kirche aufnahm. Aus den reichen Grabbeigaben der Frauengräber schließt er, daß es sich um eine adlige Familie der späten Merowingerzeit handelt, deren Stammeszugehörigkeit sich jedoch mit archäologischen Mitteln nicht feststellen läßt.

In einem Nachruf gedenkt Philipp Brucker des 1985 verstorbenen verdienten Hauptkonservators August Eckerle und G. Fingerlin des im gleichen Jahr unerwartet verstorbenen Wolfgang Struck, der die Grabungen in Auenheim, Helmlingen, Friesenheim und vorallem Niederschopfheim durchführte; dessen römischen Gebäudekomplex hat er untersucht und rekonstruiert.

Im Heft 36/86 berichtet G. Fingerlin von den Grabungen in Zunsweier, bei denen zunächst ein Kastellbad freigelegt wurde und danach ein Teil des Kastells selbst. Dieses hatte die Aufgabe, die das Kinzigtal durchziehende Römerstraße beim Austritt in die Rheinebene zu überwachen. Erbaut wurde das Kastell vermutlich unter Kaiser Vespasian (69—79 n. Chr.). Es scheint schon früh wieder aufgegeben worden zu sein. Nach Meinung des Verfassers rückt der Ort Zunsweier mit dieser Ausgrabungsstätte in die Reihe der bedeutendsten Fundorte der römischen Zeit in Südwestdeutschland.

### **Badische Heimat. Mein Heimatland.**

*Herausgeber: Landesverein Badische Heimat, e.V., Freiburg/Breisgau.*

Heft 3/September 1985, 65. Jahrgang enthält das Inhaltsverzeichnis der in der Badischen Heimat und im Ekkhart 1971—1984 erschiene-

nen Publikationen. Es wurde bearbeitet von Otto Beuttenmüller, Bretten.

Im Ekkhart 1985 behandelt Alfred Diesbach, Konstanz den badischen Urlaubsstreit 1840. Er wurde ausgelöst durch den Minister Landolin von Blittersdorf, der dem im Wahlkreis Kenzingen-Endingen zur II. Kammer gewählten Oberhofgerichtsrat Josef Ignaz Peter keinen Urlaub gewährte, um an den Landtagssitzungen teilzunehmen. Diesbach beschreibt an Hand von Quellen all die Geschehnisse, die sich damals vorallem in der II. Kammer abspielten. Die erregte Stimmung wird verständlich, wenn man bedenkt, daß hier ein Grundrecht der Verfassung verletzt wurde.

Im gleichen Heft veröffentlicht Esther Vögely aus Anlaß des 125. Todestages einen Aufsatz über Carl Sandhaas, den „narrischen Moler“ von Haslach.

### **Freiburger Diözesan-Archiv. 105 Bd. 1985 Freiburg/Breisgau.**

Ein umfangreiches Material für die Bauforschung bietet die Arbeit von Karl List über „Frühe Steinmetzzeichen am Oberrhein“. Auf 15 Zeichentafeln zeigt er 2158 Steinmetzzeichen, die von über 80 Burgen und Kirchen des 12. und 13. Jahrhunderts stammen, außerdem Fotos von 152 Abgüssen. Aus der Ortenau werden u.a. die Steinmetzzeichen der Klosterkirche von Allerheiligen und Gengenbach sowie Schwarzach, von der Stiftskirche und der Burg in Lahr, von der Hohen Geroldseck gebracht. Einführend erklärt der Verfasser zunächst, was Steinmetzzeichen sind, gibt an, wann sie zum 1. Mal auftreten, welche praktische Bedeutung ihnen zukommt, beschäftigt sich mit ihrer Größe und ihrem Symbolcharakter u.a. In einem alphabetischen Ortsverzeichnis werden die angeführten Bauten und ihre Zeichen genannt. Eine Zusammenstellung von spätgotischen Steinmetzzeichen beschließt die Arbeit. Es besticht die saubere Zeichnung der vielen vielgestaltigen Zeichen.

Im gleichen Band veröffentlicht Hermann Schmid das Tagebuch von Placidus Bacheberle, dem letzten Abt des Klosters Schuttern, aus dem Jahre 1794. Es berichtet vom klösterlichen Leben, von den wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Abtei in dieser unruhigen Zeit, und von den kriegerischen Geschehnissen in der dortigen Gegend, außerdem vom Leben in anderen oberdeutschen Benediktinerklöstern, die er auf einer Reise besuchte. Das Tagebuch bezeugt, daß in diesen Klöstern ein guter religiöser Geist herrschte und ernstes wissenschaftliches Arbeiten gepflegt wurde, mithin das Urteil der Aufklärer unbegründet und unberechtigt war.

Es ist das Verdienst von H. Schmid, dieses Tagebuch gefunden und durch seine Veröffentlichung eine bedeutende Quelle erschlossen zu haben.

1986 erschien der Registerband des Freiburger Diözesan-Archivs für die Bände 28—104. Es enthält ein Verzeichnis der Mitarbeiter wie auch ein systematisches Verzeichnis aller in diesen Bänden behandelten Themen (einzelne Orte, Pfarreien, Kirchen, Landkapitel, Biographisches, Orden und Klöster usw.) — eine stattliche Folge von 3061 Beiträgen.

#### **Geroldsecker Land.**

*Jahrbuch einer Landschaft. Herausgeber: der Ortenaukreis. Heft 28/1986*

In seiner Arbeit „La Grand Helvétie-Traum und Wirklichkeit der Alpenlandschaft“ beschreibt Joachim Landerer einen der schönsten Innenräume des Geroldsecker Landes, das Vestibul des Schlosses Dautenstein bei Seelbach. Seine Wände bedeckt die von Pierre Antoine Mongin entworfene und gezeichnete, von der Firma Jean Zuber in Rixheim bei Mülhausen 1815 angefertigte Panoramatapete. In romantischer Art zeigt sie Szenen aus dem ländlichen Leben der Schweiz, besonders des Berner Oberlandes wie Armbrustschießen, Heuernte, Almatrieb, Boote auf dem See, Steinstoßen, Aufbruch der Gemenjäger, dazwischen eingestreut Bauernhäuser, Bergkapellen, Hirten und Sennen, tanzende Landleute u.a. Über den Türeingängen finden sich Supraporten mit Tierdarstellungen. Erstaunlich ist, daß dieser stimmungsvolle Raum unverändert bis heute erhalten geblieben ist.

Hubert Kewitz behandelt in seiner Arbeit „Das Ringsheimer Theresienbild“ ein Gemälde der hl. Theresia von Avila, das der Pfarrkirche von Ringsheim von dem Edlen Franz Joseph Negelin von Blumenfeld 1784 aus Anlaß der Kirchweihe geschenkt worden war. Das bedeutende Gemälde, dessen Künstler unbekannt ist, scheint aus einer der von Josef II. aufgehobenen Klosterkirchen zu stammen.

Von Christian Heinrich Eimer, einem aus Lahr stammenden Medizinstudenten, der 1833 beim Sturm auf die Frankfurter Hauptwache teilgenommen hat, berichtet Rudolf Ritter. Eimers Erinnerungen aus Frankfurt verwendete Heinrich von Treitschke auszugswise in seinem Geschichtswerk.

Einen interessanten Beitrag hat Ralf Ritter mit seiner Studie „Vom Patriarchat zur Partnerschaft“ beigesteuert. Darin untersucht er am Beispiel von 3 Schuttertälern Bauerfamilien den gegenwärtigen Wandel, der sich innerhalb der bäuerlichen Familie vollzieht.

Bernhard Uttenweiler beschreibt in einem Überblick das Leben und das Werk des Ettenheimer Heimat- und Mundartdichters Fritz Broßmer.

H. Schn.

#### **„Heimatbuch 1985 — Landkreis Rastatt“.**

*(Hrsg. Landkreis Rastatt) Das Jahrbuch 1985 spiegelt einleitend in gewohnter und lobenswerter Weise Daten und Fakten über den Landkreis aus dem vorangehenden Jahr.*

Die vorwiegend historisch zu sehenden Arbeiten sind unter dem Kapitel „Aus der Geschichte an Rhein und Murg“ (55—80) zusammengefaßt. Rastatts Stadtarchivar Wolfgang Reiß verfolgt detail- und aufschlußreich den Weg „Vom Pulverhaus zur Musikschule für Behinderte. Aus der Geschichte des Festungsbauwerkes Lünette 42 am Rötterberg“. Viele neue Einzelheiten über diesen Festungsrest, die in bisheriger Literatur vergeblich gesucht werden, findet man hier, z.B. über Besitzverhältnisse, Pächter und Pächterwechsel, Erträge und Kosten sowohl vom Lünettengelände als auch vom Lünettenbau und seiner wechselnden Nutzung.

Mit „Funde und Fundstätten der Vor- und Frühgeschichte im Landkreis Rastatt — 1. Folge“ beginnt Gerhard Hoffmann in diesem Jahrbuch eine Fortsetzungsserie, die zum Schluß alle Gemeinden des Landkreises in alphabetischer Folge erfassen will. Die Folge 1 bietet das Material für die Gemeinden Au am Rhein, Bietigheim und Bischweier. Da der Rezensent der Autor ist, sei hier von ihm kein bewertendes Urteil erwartet, ihm vielmehr die Gelegenheit gegeben, etwas zur Intention dieser Serie zu sagen. Die Arbeit will all jenen helfen, die auch die Vor- und Frühgeschichte in unseren Heimatraum nicht ausklammern, wenn sie die Geschichte einer Landkreisgemeinde verfolgen, ob sie nun heimatforschend sich bestätigen oder sich ganz einfach als neugierige Laien erweisen, ob sie die Liebe zur Heimat treibt oder ihr Interesse an der Geschichte. Sie alle sollen hier möglichst lückenlos zusammengestellt die Fragen beantwortet finden: Was wurde wo, wann, von wem, unter welchen Umständen gefunden? In welche Zeitperiode gehört der Fund, wo blieb er und wo wurde über ihn publiziert? Die Mehrzahl aller Funde soll auch abgebildet werden (Einschränkungen siehe Vorwort). Für den, der nicht im gleichen Maße wie der Verfasser (Mitarbeiter der archäologischen Denkmalpflege) in der Materie zu Hause ist, kann es schwierig sein, schon für eine Gemeinde diese Arbeit zu leisten. Die notwendige, sehr verstreute, vielfach

vergriffene, teils sehr teure, oft nur in Fachbibliotheken zugängliche Spezialliteratur, der Zugang zu Archiven, Museen und Denkmalämtern ergibt für ein oft minimales Ergebnis einen enormen Aufwand, den der Heimatfreund, der vorgeschichtlich nicht spezialisiert, im allgemeinen scheut. Daß diese Scheu abgebaut wird, daß falsche und zweifelhafte, mehr legendäre als vorgeschichtlich fundierte Aussagen, wie sie leider immer weiterkolportiert werden, allmählich verschwinden, daß mehr Objektivität in diese früheste Heimatgeschichte einkehrt, in die nur allzu viele allzu gerne Phantastisches hineininterpretierten, dazu hofft der Verfasser beitragen zu können.

Manche Gemeinden sind außerordentlich fundreich, andere fast fundleer. Daher werden jährlich unterschiedlich viele Gemeinden erfaßt. Freilich ist eine heutige Gemeinde oder ein Landkreis prähistorisch gesehen keine Einheit. Aber andere Grenzen ziehen zu wollen, wäre unrealistisch, bliebe hypothetisch. Außerdem würden für jede Epoche wieder andere Grenzen zu ziehen sein.

Für diese Arbeit ist zu hoffen, daß auch der fundreiche, inselartig im Landkreis Rastatt liegende Stadtkreis Baden-Baden nicht ausgegrenzt bleibt und auf gleiche Weise wie der Landkreis Rastatt bearbeitet wird. Das wird kein leichtes Unterfangen. Zum guten Schluß wäre zu wünschen, daß beide Teile (Rastatt und Baden-Baden) in einem gemeinsamen Band zusammengefaßt würden.

*Gerhard Hoffmann*

### **Bildstöcke, Wegkreuze, Gedenksteine.**

*Pfarrei St. Gallus, Oberharmersbach  
Herausgeber: Historischer Verein Oberharmersbach. 1986*

Bereits 1978 hatte P. Adalbert Ehrenfried die Bildstöcke und Wegkreuze im Kirchspiel Zell a.H. sowie die im Kirchspiel Nordrach inventarisiert und publiziert. Diese Arbeit führte nun die Mitgliedergruppe Oberharmersbach des Historischen Vereins in dem angezeigten Buch für Oberharmersbach weiter. Aus bodenständigem Sinn den religiösen Zeugnissen der Vergangenheit gegenüber verpflichtet, wissend auch um ihre Bedeutung für das Ortsbild, betrachteten es die Mitglieder als ihre Pflicht, sie der Vergessenheit zu entreißen und sie vor dem Verfall zu bewahren. Sie begnügten sich nicht bloß mit dem Inventarisieren, sondern reinigten sie von Flechten und Moos, setzten sie häufig neu und zogen die Schrift nach. Um 92 Werke handelt es sich, meist Bildstöcke, auch Kreuze, einige Gedenksteine, die über die ganze Gemarkung verstreut sind.

Jedem dieser Zeugnisse ist in dem Werk eine Seite gewidmet. Sie zeigt das Bild, gibt genau den Standort an, beschreibt den Zustand, den Aufbau sowie die künstlerische Gestaltung und berichtet soweit möglich, was der Grund zur Aufstellung war. Während die Gedenksteine meist aus der jüngsten Vergangenheit stammen, wurden die Holzkreuze vor allem seit dem 19. Jahrhundert errichtet. Der meist hohe Kreuzesstamm trägt den durch eine Rückwand und ein Dach geschützten Corpus. Die Bildstöcke reichen bis ins 16. Jahrhundert zurück; aus dem Mittelalter blieben keine erhalten. Zwei sind aus Holz angefertigt, die andern meist aus Sandstein. Da es den Auftraggebern nicht um eine in künstlerischer Hinsicht besondere Gestaltung ging, hielten sich die beauftragten Steinhauer an das überkommene Schema, bestehend aus Schaft und einem kleinen Gehäuse. Was den Reiz dieser Bildstöcke ausmacht, ist einmal die angenehme Proportionierung des Ganzen, dazu die schwarze Schrift auf dem roten Grund des Buntsandsteins, schließlich die Gestaltung der häufig von einem Zopfstab eingefassten Flächen. Sie zeigen neben der Schrift in barocker Art gestaltete Verzierungen, Namensinitialen, symbolische Zeichen wie den Lebensbaum u.a. Grundbe-  
Anlaß für ihre Errichtung waren häufig Unglücksfälle, persönliche Schicksale, Hilfe in der Not, Dank u.a. Häufig schließt sich noch die Bitte um ein frommes Gedenken an, aber auch eine Mahnung für den Betrachter. Für das in drucktechnischer Hinsicht vorzüglich gestaltete Werk werden nicht nur die Einwohner des Dorfes dankbar sein, denn es erinnert sie an häufig vergessene Schönheiten, sondern auch die Wanderer und Kurgäste, die den Ort besuchen und etwas über das Leben und die Geschichte des Dorfes erfahren wollen. Nun fehlen nur noch die Feldkreuze und Bildstöcke von Unterharmersbach und Biberach, dann wären alle im Harmersbacher Tal erfaßt.

*H. Schn.*

### **„Zeugen der Zeit — Bildstöcke und Kreuze im Landkreis Rastatt“.**

*Hrsg. Landkreis Rastatt*

Ein Prachtwerk. Vergleichbares ist weit und breit nicht bekannt.

Das Wesentlichste an ihm ist sein Bestreben innerhalb des Landkreises Rastatt möglichst vollständig zu erfassen alle Steinkreuze, Nischenkreuze, Hochkreuze und andere Kruzifixe, alle Bildstöcke und Standbilder von Heiligenfiguren an Brücken und Brunnen, kurz alle freistehenden Kleinkunstwerke, „Die Gott zu ehren, ihm zu danken, seine Hilfe zu erbitten

— manchmal unter Einschaltung der Muttergottes bzw. von Heiligen“ entstanden sind. Selbst der nach kunsthistorischen Gesichtspunkten auswählende Band „Die Kunstdenkmäler des Landkreises Rastatt“ von 1963 erfaßte diese Denkmalkategorie nur zu einem Teil, abgesehen davon, daß er Rastatt und Favorite für einen nie erschienenen zweiten Band aufsparte und selbstverständlich die vielen Gemeinden nicht erfaßte, die vor der Gebietsreform von 1973 zu anderen Landkreisen gehörten.

All diese Kleinkunstwerke sind farbig wiedergegeben. Einige Besonderheiten und Inschriften werden in zusätzlichen Detailaufnahmen gezeigt.

Im Frühjahr begann die Bestandsaufnahme, durchgeführt von Werner Scholl, einem ehemaligen Mitarbeiter des Landratsamtes Rastatt. Ohne die Unterstützung durch Landratsamt, Gemeindeverwaltungen und Landesdenkmalamt wäre die immense Arbeit, kaum bis Ende 1985 abzuschließen gewesen. Rund 700 freistehende Denkmäler der Volksfrömmigkeit konnten erfaßt werden, weit über 600 davon werden im Bild gezeigt. Nur bei Kreuzwegstationen und Lourdesgröten hat man sich auf einige wenige Beispiele beschränkt (Begründung siehe Einführung!). Die Einführung hat rund 40 Textseiten. Dr. Gertraud Zull gibt darin einen typologischen und kulturhistorischen Überblick, der dem Laien die Augen öffnet für viele Details und ihm eine Orientierung in der verwirrenden Fülle dieser religiösen Kleindenkmäler erlaubt. Zu Erscheinungsformen, Errichtungsgründen und sagenhaften Überlieferungen der Stein- bzw. Sühnekreuze wird ebenso Stellung genommen, wie etwa zum Alter der Kreuzfixe und den Symbolen am Kreuz. Standbilder und Bildstöcke werden in ihren kulturhistorischen Kontext gestellt. Schließlich werden auch Herkunft und Stand der Stifter sowie Anlässe und Motive der Stiftungen erörtert. Man kann nur hoffen, daß dieses Werk dazu hilft „Ein geschärftes Bewußtsein für die Existenz dieser Objekte, für ihre hohe familien-, orts- und kulturhistorische Bedeutung zu schaffen . . ., um somit auch der Gefährdung dieser Denkmäler . . . entgegenzuwirken.“

Dies wird in Kapitel I als „Antriebsfeder“ und als „Anliegen“ des Unternehmens genannt. Möge diese Hoffnung sich erfüllen.

G. Hoffmann

### **Hermann Brommer, Gengenbach — Kirchen und Kapellen.**

24 Seiten, 9 Farb-, 12 sw-Aufnahmen, Schnell Kunstführer Nr. 909, 3., völlig neu bearbeitete Auflage 1986

Kaum ist die gründliche, wohlgelungene, „behutsam“ durchgeführte Restaurierung der ehemaligen Abtei- und heutigen Gengenbacher Stadtpfarrkirche vollendet (1981—85), so liegt bereits ein neuer reichgebildeter Kirchenführer aus der Feder von Hermann Brommer vor. Der Autor versteht es, in die Sprache des altherwürdigen Baues, einer romanischen Klosterkirche der Hirsauer Bauschule mit basikalem Charakter, einzuführen, die Gotik, Barock und Historismus nicht zu verwischen. Sie ist abzulesen an der Zahlensymbolik mit ihrer Vorliebe für die Zahlen 3 („Himmel“) und 4 („Erde“), die dem mittelalterlichen Menschen leicht verständlich war. Mit viel Verständnis schildert der Verfasser die „Reromanisierung“ der Jahre 1895—1906, die ein Gesamtkunstwerk nach historischen Vorbildern (St. Michael/Hildesheim, St. Blasius/Braunschweig, S. Angelo in Formis; Rogier van der Weyden) entstehen ließ und die — was man heute als bedauerenswerte Tatsache zur Kenntnis nehmen muß — nur durch eine totale Entbarockisierung möglich war. — Ein dichtgedrängtes Kapitel ist der alten Leutkirche St. Martin im Friedhof, der einstigen Gengenbacher Pfarrkirche, gewidmet. Diese entging im Wirbel der Säkularisationszeit dem drohenden Zerfall. Unter ihren zahlreichen barocken Ausstattungsstücken ist die „schlankproportionierte Barockorgel, einziges im technischen Bereich erhaltenes Werk des Offenburger Meisters Antoni Albrecht (1699—1754)“, zu nennen. „Der janusgesichtige Doppelprospekt mit Principal 8' vorne und Gamba 8' hinten ist einmalig unter den badischen Barockorgeln.“ — Kurze Kapitel behandeln das St. Peterskirchlein im Reichenbach —, die Kapellen im Bermersbach- und Haigerachtal und die Wallfahrtskapelle auf dem Bergle. — Kurze biographische Angaben zu den Künstlern (Franz Beer, J.J. Rischer, Ph. Winterhalder, Paul Seeger, Peter Schwab, F.J. Stoeber, Max Meckel, Carl Ph. Schilling, Jacob Busch, Josef Dettlinger) machen den Kunstführer zu einem unentbehrlichen Helfer für jeden, der sich intensiv mit der Kunstgeschichte der Ortenau befassen will.

Werner Scheurer

### **Hans-Martin Pillin, Geschichte Ottenhöfens.**

*Bd. I: Von den Anfängen im 11. Jahrhundert bis zur Gründung der politischen Gemeinde zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von der Gemeinde Ottenhöfen. 1986*

Im Gegensatz zum benachbarten hinteren Renchtal, dem Oppenauer Tal, dem Josef Börsig seine Lebensarbeit gewidmet hat, hat das hintere Achertal, das sog. Kapplertal, erst jetzt eine Darstellung seiner geschichtlichen Ent-

wicklung gefunden. Allerdings kam ihm auch nicht die Bedeutung wie jenem zu, denn im Osten durch das Gebirge vom Schwäbischen abgeschlossen, durchzog es keine große Verkehrsstraße, keine politische Gemeinde bildete ihren Mittelpunkt und die Pfarrkirchen des dünn besiedelten Gebiets lagen in Kappelrodeck und Waldulm. Diese Abgeschlossenheit änderte sich, als zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die politische Gemeinde Ottenhöfen gebildet, die Straße über den Ruhstein gebaut und durch eine Nebenbahn der Ort dem Fremdenverkehr erschlossen wurde. Dennoch hatte das Talgebiet auch schon vorher seine Geschichte, und Pillin unternimmt es, sie in dem 1. Band seines auf 2 Bände berechneten Werkes darzustellen. Sie war bestimmt durch die Burg Bosenstein am östlichen Ortsausgang des heutigen Dorfes und ihre Burgherren, denen große Teile des Talgebietes gehörten. Diese bauten sie zu einem Herrschaftsgebiet aus, für das sie in Auseinandersetzungen mit dem Landesherrn, dem Bischof von Straßburg, die Reichsunmittelbarkeit beanspruchten. Was Pillin mit seiner Arbeit geleistet hat, wird besonders deutlich, wenn man bedenkt, daß Batzer in dem 1934 erschienenen Burgenband des Historischen Vereins für „Die Ruine Bosenstein“ eine Seite benötigt, während der 1. Band von Pillin über 130 Seiten umfaßt. Den Stoff für seine Darstellung gewann er aus den zahlreichen Akten des Generallandesarchivs in Karlsruhe sowie aus dem noch erhaltenen Wissen der Talbewohner, das er erfragte. So bietet das Werk eine zuverlässige, wohl erschöpfende Darstellung, die zudem den Vorteil hat, daß auch Leute ohne historische Vorbildung den Inhalt verstehen. Zahlreiche Aufnahmen von Höfen aus älterer Zeit helfen mit, den Inhalt zu veranschaulichen. Während der Kurgast und Wanderer sich wohl mehr für die Burg interessieren, von der außer einigen Resten der Ringmauer nichts mehr zu sehen ist, ihr Aussehen und ihre Anlage, werden die Ortsansässigen sich mehr mit jenen Abschnitten beschäftigen, die die Besitzverhältnisse, den Wandel der Rechtsverhältnisse wie auch die bäuerliche Wirtschaft beschreiben. Aus Registern, Urbarien u. a. hat der Verfasser die Höfe des Tales, ihre Besitzer und Eigentümer ermittelt. Verschiedene von ihnen bestehen noch, allerdings meist unter einem eigenen Hofnamen. An die Vergangenheit erinnern auch heute noch gebräuchliche Namen, die aus der früheren kirchlichen Einteilung stammen, denn das Gebiet links des Unterwasserbaches nennt man die Waldulmer Seite, da seine Bewohner in Waldulm eingepfarrt waren, während die rechts des Baches die Kappler Seite heißt. Anekdoten aus der Zeit vor 1800 und Sagen einzel-

ner Orte wie Allerheiligen, Mummelsee, Bosenstein beschließen den Band. Dem Verfasser sei gedankt für die viele Mühe, die er aufgewandt hat, um die Geschichte dieses einst abgelegenen Tales zu erforschen.

Ergänzend sei bemerkt, daß entgegen der Volksetymologie Unterwasser, entstanden aus „Sunderwasser“, nichts mit sondern, trennen zu tun hat, sondern von ahd. *sundar* = südlich abzuleiten ist (= das Wasser südlich der Acher).

H. Schn.

#### **Gernot Kreuz, Geschichte des Ortenauer Weinbaus in Zell-Weierbach.**

*Herausgeber: Ortsverwaltung Offenburg-Zell-Weierbach 1983, S. 84*

#### **Aus der Geschichte des Zell-Weierbacher Waldes**

*Herausgeber: Ortsverwaltung Offenburg-Zell-Weierbach, 1985, S. 44*

Der Registerband dieser Zeitschrift führt unter dem Stichwort „Weinbau“ lediglich neun Titel mit zusammengenommen etwa 70 Seiten auf — ein offensichtliches Defizit, das in keinem Verhältnis zur Bedeutung der Ortenauer Qualitätsweine steht. Die Schrift von G. Kreuz schließt hier eine Lücke, zumal sie sich als exemplarisch für den Weinbau der ehemaligen Landvogtei Ortenau versteht. Der Ortenauer Weinbau ist in der Mitte des 13. Jahrhunderts erstmals bezeugt und wurde ursprünglich im ebenen Gelände in *Weingärten* betrieben. Wein- oder *Rebberge* entstanden erst, als nach der Rodung von Waldgebieten nach und nach die Eroberung des Vorgebirges stattfand. Der als „Zeller Abtsberg“ bekannte Qualitätswein erinnert heute noch an die 400 Steckhaufen Reben des Abtshofes, die einst dem Reichsgotteshaus Gengenbach gehörten. Im 19. Jahrhundert war es Großherzog Karl Friedrich, der sich als maßgeblicher Förderer des Qualitätsweingebäues verdient machte. Der Gründung des Bauernvereins (1885) folgten relativ spät die Gründungen des Winzervereins (1922) und der Winzergenossenschaft (1923). Zum Vergleich: Hansjakob gründete 1881 in Hagnau die erste Winzergenossenschaft in Baden. Daß die im Jahre 1653 aufgrund eines Gelöbnisses jährlich begangene Bannprozession erst in unserer Zeit (1973) aufgegeben wurde, ist sehr zu bedauern. Im Vollmersbach besaß das Kloster Gengenbach bis zum Jahre 1803 1000 Jauchert (= 360 ha) Lehenswald, für die eine Waldordnung aus dem 16. Jahrhundert bestand. Diese wurde 250 Jahre lang regelmäßig erneuert. Die zahlreichen Artikel sind regellos aneinandergereiht. Sie sind voll anschaulich dargestellter Beispie-

le, die zum Schmunzeln reizen. Der Verfasser macht auf zwei heutige (!) amtliche Namen für ein und denselben Berg westlich der Brandeck aufmerksam und klärt, warum von den Bezeichnungen „Eschholzkopf“ und „Estolzkopf“ die erstere richtig ist. Eine Münztabelle, drei alte Risse aus dem 18. Jahrhundert und ein ausführliches Karten- und Literaturverzeichnis runden die empfehlenswerte Schrift ab.

W. Scheurer

#### **Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne.**

*Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace. Strasbourg, Aa-Die, 1983—1985, in sieben Lieferungen.*

Die Vereinigung der elsässischen Geschichts- und Altertumsvereine mit Sitz in Straßburg hat in den letzten Jahren ein biographisches Lexikon begonnen und bisher in sieben Lieferungen vorgelegt, das in der Regio am Oberrhein wohl seinesgleichen suchen muß. Ein gut ausgewähltes und qualifiziertes Team initiiert in diesem Lexikon Beiträge über bekannte Menschen aus der elsässischen Landschaft, ob sie noch leben oder schon gestorben sind. Natürlich werden auch Personen berücksichtigt, die anderswo geboren wurden und danach in das Elsaß kamen. Damit aber gewinnt dieses Lexikon für alle Randgebiete des Elsaß eine gesteigerte Bedeutung. Man wird daher immer wieder — auch in der Ortenau — auf dieses Werk mit langer Zukunft zurückgreifen können und müssen.

Dieter Kauß

#### **Deutscher Glockenatlas.**

*Band 4: Baden. Bearbeitet von Sigrid Thurm. Deutscher Kunstverlag München/Berlin 1985. 819 Seiten. 342 Abbildungen*

Der Deutsche Glockenatlas hat sich die Aufgabe gestellt, die Glocken in der Bundesrepublik Deutschland, soweit sie bis etwa 1850 entstanden sind, nach ihrer äußeren Form und Erscheinung, mit ihrer Zier und mit ihren Inschriften zu erfassen.

Mit dem vorliegenden Band über Baden ist die Glockeninventarisierung von Baden-Württemberg abgeschlossen. Sie soll durch ein Beiheft über Klanganalysen ergänzt werden.

Das von Sigrid Thurm bearbeitete Werk über Baden ist mit großem Gewinn etwa für den Bereich des Ortenaukreises (S. 486 ff.) zu benutzen. Dabei sind nicht nur Glocken von Kirchen, sondern auch von anderen Gebäuden registriert. Daß auch bei den Glocken sich wieder

einmal mehr Straßburg als Zentrum der Herstellung erschließt, macht dessen frühere geschichtliche und kulturelle Bedeutung für unser Gebiet wiederum deutlich.

Dieter Kauß

#### **Schwarzwälder Originale leben erneut auf.**

*Heinrich Hansjakob, Erzbauern. Erzählungen. 11. Auflage 1985, 307 Seiten. Verlag Stadt Haslach im Kinzigtal*

Wenn die um das Erbe ihres größten Bürgersohnes besorgte Stadt Haslach die „Erzbauern“ als eines der besten Werke der Hansjakobschen Volksdarstellung in der 11. Auflage erscheinen ließ, so ist sie nicht nur dem vielfältigen Wunsche der Heimat- und Geschichtsfreunde nachgekommen. Bestimmt werden sich auch die Wander- und Naturfreunde freuen, daß sie nun neben den „Waldleuten“ auch die „Erzbauern“ lesen können, um das Reich jener „Original-Menschen“ und „Numero-Eins-Bauern“ noch näher kennenzulernen, durch das der 1981 fertiggestellte „Kleine Hansjakobweg“ (I) führt. Wer dann die vier Erzählungen, „Der Vogtsbur“, „Der Benedikt auf dem Bühl“, „Der Bur und der Bürle“ und „Die Buren am Wildsee“ in sich aufnimmt, wird mehr als nur von der dramatischen Darstellung vieler menschlicher Einzelschicksale betroffen sein, vielmehr spürt er auch und dies in unterhaltsamer Weise den von Hansjakob verfolgten erzieherischen Auftrag. Mit feinführender, aber auch scharf beobachtender Feder zeichnet der Volksschriftsteller den Auf- und Niedergang des waldreichen Andreas Harter, des „ersten und letzten Millionärs seines Standes“, der sogar eine eigene Bauerngarde unterhielt. Durch die liebwerte, unbeirrbare Gestalt des Benedikt Lehmann wird der Haslacher zum großen Schilderer des Kinzigtäler Bergbaus, während er uns im Simon Armbruster den findigen, doch von der wirtschaftlichen Ungunst verfolgten Bauern und Unternehmer und in dessen Nachbar Jakob Dieterle den fleißigen, bescheidenen Landmann vorstellt. Wir erleben aber auch, wie der Elefantenbur und der Ameisenbur vom Wildsee (Glaswaldsee) an ihrer Nachäfferei höfischer Pracht zugrunde gehen. Dazwischen leuchtet immer wieder das bunte Volksleben des 19. Jahrhunderts aus den Zeilen hervor. Der Pfarrer von St. Martin bekennt selbst, daß ihm sein Gewährsmann und „Vorarbeiter“, der Waldhüter Dieterle, „der so klar schreibt, wie die Waldquelle ihr Wasser zu Tage fördert“, so viel Material an die Hand gab, daß er damit nicht nur die „Waldleute“ füllt, sondern sogar noch die „Erzbauern“ der Nachwelt erhal-

ten konnte. Die jetzige 11. Auflage, der 17. Band der Neuauflage von Hansjakobs Werken, die die Stadt Haslach seit 1960 herausgibt zeichnet sich durch die Wiedergabe der Original-Illustrationen des Tiroler Malers Hugo Eng aus, der dazu beitrug, daß dieses Buch die meisten Zeichnungen im Kreise des Hansjakobschen Gesamtwerkes aufweist. Dazu hat der Bearbeiter dieser Neuauflage, der 1899 erstmals veröffentlichten „Erzbauern“, Manfred Hildenbrand, ein Kenner und Bewahrer des Lebenswerkes des Pfarrdichters, die Erzählungen durch annähernd 100 aufschlußrei-

che, erläuternde Anmerkungen kommentiert und für den heutigen Leser verständlicher gemacht. Wer die Entstehung der vielgerühmten Werke der Volksdarstellung Hansjakobs näher kennt, weiß, daß die von ihm beschriebenen Menschen keine Phantasiegebilde sind, sondern wirklich gelebt haben. So weilte er im Mai 1897 längere Zeit eigens im Schapbacher „Ochsen“, um die Spuren seiner Originale, seiner „Helden“, nachzuprüfen und seine „Erzbauern“ zu einer Fundgrube für den Heimatkundler werden zu lassen.

*Kurt Klein*

## Berichtigung

Die dem Jahresband 65./1985 beigegebene Karte „Herrschaftsgebiete in der Ortenau um 1800“ wurde von Dr. Gernot Kreutz, Schillerplatz 31, Offenburg erarbeitet. Sie war die Gabe des Historischen Vereins für Mittelbaden zum 75. Jubiläum.

Der in der Ortenau 65./1985 veröffentlichte Festvortrag „Wolfach und Hausach — zwei mittelalterliche Städte im oberen Kinzigtal“ wurde von Hans Harter, Engelmatte 9a, Wittnau bei Freiburg, gehalten.

## Verzeichnis der Mitarbeiter

Bayer, Dr. Josef; Nikolaus-Schrempf-Straße 30, 7601 Hohberg 1

Brommer, Hermann; Stockbrunnenstraße 4, 7801 Merdingen

Dittler, Dr. Erwin; Offenburger Straße 4, 7640 Kehl-Goldscheuer

Friedmann, Michael; Von-Berckholtz-Straße 24, 7601 Ortenberg

Gall, Wolfgang-Mathias; Friedrichstraße 66, 7600 Offenburg

Gamber, Dr. Gerhard; Landratsamt, 7600 Offenburg

Gnändinger, Hellmut; Schloßweiherstraße 16, 7593 Ottenhöfen

Hasel, Dr. Karl; Schlüsselstraße 3, 7800 Freiburg

Hildenbrand, Manfred; Georg-Neumaier-Straße 15, 7612 Hofstetten  
Hoffmann, Gerhard; Oppelner Straße 8, 7550 Rastatt  
Huber, Dr. Bernhard; Krankenhaus, 7605 Bad Peterstal  
Kauß, Dr. Dieter; Hildastraße 89, 7600 Offenburg  
Kewitz, Hubert; Gartenstraße 10, 7636 Ringsheim  
Klein, Kurt; Haselwanderstraße 11, 7613 Hausach i. K.  
Koerner-Baumann, Josefine; Ritterstraße 30, 7631 Rust  
Krausbeck, Josef; Kleine Dammstraße, 7620 Wolfach  
Marx, Dr. Wilhelm; Kehler Straße 78, 7607 Neuried-Altenheim  
Nauwerck, Dr. Arnold; Länsstyrelsen, 95186 Lulea/Schweden  
Ohler, Norbert; Werthmannplatz, Kollegiengebäude IV, 7800 Freiburg  
Peter, Wolfgang; Schillerstraße 8, 7630 Lahr  
Pillin, Dr. Hans-Martin; Albert-Köhler-Straße 22, 7593 Ottenhöfen  
Raulff, Dr. Heiner; Kronenhofallee 12, 7640 Kehl  
Rösener, Dr. Werner; Hermann-Föge-Weg 11, 3400 Göttingen  
Scheurer, Werner; Schlattstraße 8, 7612 Haslach  
Schneider, Hugo; Kirchstraße 10, 7590 Achern  
Scholl, Dr. Lars U.; Van-Rozelen-Straße, 2850 Bremerhaven  
Schuler, Dr. Peter-Joh.; Albert-Schweitzer-Straße 24, 4630 Bochum  
Schütt, Kurt; Turnhallenstraße 14, 7597 Rheinau-Freistett  
Steckner, Carl-Helmut; Honsellstraße 8, 7640 Kehl  
Uibel, Ludwig; Dannemannstraße 6, 7800 Freiburg  
Uttenweiler, Bernhard; Sonnenberg 14, 7637 Ettenheim  
Werner, Dr. Johannes; Steinstraße 21, 7551 Elchesheim

DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e. V.  
gibt zur Weckung und Förderung der Heimatliebe und Heimatkenntnis die  
Zeitschrift

### **„Die Ortenau“**

als Jahresband heraus. Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kulturgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichte bekannter mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden. Der Jahresband wird den Mitgliedern kostenlos zugestellt.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle 7600 Offenburg, Postfach 1569 sowie die Obleute der Mitgliedergruppen jederzeit entgegen.

Nach der Wahl in der Mitgliederversammlung 1984 in Wolfach setzt sich der Vorstand und Beirat des Vereins zusammen aus:

Dr. Dieter Kauß, Präsident, Hildastraße 89, 7600 Offenburg,  
Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Kurt Klein, Schulamtsdirektor, 1. stellvertr. Präsident,  
Haselwanderstraße 11, 7613 Hausach i. K., Tel. 0 78 31 / 61 25

Manfred Hildenbrand, Realschulkonrektor, 2. stellvertr. Präsident,  
Georg-Neumaier-Straße 15, 7612 Hofstetten-Haslach i. K., Tel. 0 78 32 / 28 67

Hugo Schneider, Studiendirektor i. R., Redakteur der „Ortenau“,  
Kirchstraße 10, 7590 Achern, Tel. 0 78 41 / 57 72

Theo Schaufler, Kreisoberverw.-Rat, Kassen- und Geschäftsführung,  
Postfach 1569, 7600 Offenburg, Tel. 07 81 / 8 05-2 66

Leiter der Fach- bzw. Arbeitsgruppen:

Archäologische Arbeitsgruppe:

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 7631 Mahlberg

Arbeitsgruppe Denkmalpflege:

Dr. Dieter Kauß, Hildastraße 89, 7600 Offenburg, Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Arbeitsgruppe für neuere und Zeitgeschichte:

Dr. Heiner Raulff, Kronenhofallee 12, 7640 Kehl

Arbeitsgruppe „Mundart“:

Prof. Hermann Braunstein, Am Bruch 1, 7601 Schutterwald,  
Tel. 07 81 / 5 21 11

Arbeitsgruppe „Museen“:

Reinhard End, Binzmattstraße 28, 7614 Gengenbach, Tel. 07 80 3 / 42 29

Arbeitsgruppe „Grenzüberschreitende Zusammenarbeit“:

Carl-Helmut Steckner, Honsellstraße 8, 7640 Kehl, Tel. 07 8 51 / 39 94

Beiräte:

Dr. Hans-Joachim Fliedner, Espenstraße 24, 7600 Offenburg

Adolf Hirth, Kastanienweg 23, 7594 Kappelrodeck

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 7631 Mahlberg

Dipl.-Ing. Erwin Steurer, Metzgerstraße 14, 7630 Lahr

Dr. Wilhelm Marx, Kehler Straße 78, 7607 Neuried-Altenheim

Karl Maier, Jakobstraße 6, 7604 Appenweier

Rainer Fettig, Straßburger Straße 6, 7603 Oppenau

Gerhard Hoffmann, Oppelner Straße 8, 7550 Rastatt

Mitgliedergruppen:

- 7590 Achern: Hugo Schneider, Kirchstr. 10, Tel. 07841/5772  
7604 Appenweier: Karl Maier, Jakobstr. 6, Tel. 07805/695  
7570 Baden-Baden: Hannes Leis, Sophienstr. 20  
7570 Baden-Baden (Yburg-Steinbach): Ursula Schäfer, Rebbergstr. 12,  
7570 Baden-Baden-Steinbach, Tel. 07223/5572  
7605 Bad Peterstal-Griesbach: Siegfried Spinner,  
Renchtalstr. 17, Tel. 07806/533  
7616 Biberach i. K.: Wolfgang Westermann, Rebhalde 26, Tel. 07835/8309  
7580 Bühl/Baden: Egon Schrempf, Meisenstr. 2, 7580 Bühl/Baden, Tel. 216  
7637 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14, Tel. 07822/5800  
7614 Gengenbach: Eugen Lang, Kastanienweg 1, Tel. 07803/1048  
7612 Haslach i. K.: Manfred Hildenbrand, Hofstetten, Georg-Neumaier-Str. 15,  
Tel. 07832/2867  
7613 Hausach: Kurt Klein, Haselwanderstr. 11, Tel. 07831/6125  
7601 Hohberg: Michael Bayer, Reisengasse 7, Tel. 07808/3716  
7746 Hornberg-Triberg: Walter Aberle, Hornberg, Schloßstr. 2, Tel. 0783/277  
7640 Kehl-Hanauerland: Dr. Friedrich Fluhr, Holzhauser Str. 45, Rheinau-Linx  
Tel. 07853/278  
7630 Lahr: Dr. Joachim Sturm, Kirchstr. 20, Tel. 07821/21905  
7631 Meißenheim: Karl Schmid, Schillerstr. 6, Tel. 07824/2362  
7607 Neuried: Werner Kopf, Akazienweg 1, Neuried-Altenheim,  
Tel. 07807/698  
7611 Oberharmersbach: Karl-August Lehmann, Küblerweg 4,  
Tel. 07837/288  
7602 Oberkirch: Wilhelm J. Vajen, Stadtgartenstr. 7, Tel. 07802/4842  
7600 Offenburg: Dr. Hans-Joachim Fliedner, Espenstr. 24, Tel. 0781/76638  
7601 Ortenberg: Hermann Litterst, Rathaus, Tel. 0781/32051  
7603 Oppenau: Rainer Fettig, Straßburger Str. 6, Tel. 07804/2024  
7550 Rastatt: Gerhard Hoffmann, Opper Str. 8, Tel. 07222/22901  
7597 Rheinau: Dr. Nikolaus Honold, Auf der Höhe 24, Tel. 07844/1231  
7587 Rheinmünster: Adolf Hirth, Kastanienweg 23, 7594 Kappelrodeck,  
Tel. 07842/2615  
7592 Renchen: Erich Huber, August-Ganther-Str. 6, Tel. 07843/7737  
7625 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1, Tel. 07839/378  
7622 Schiltach: Theo Becker, Hohensteinstr. 11, Tel. 07836/2442  
7601 Schutterwald: Artur Hohn, Bahnhofstr. 4, Tel. 0781/52381  
7633 Seelbach-Schuttertal: Erich Krämer, Gaisbacher Str. 15, 7602 Oberkirch  
Tel. 07802/810  
7611 Steinach i. K.: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, Tel. 07832/8656  
7620 Wolfach: Ernst Bächle, Messnergasse 6, Tel. 07834/6626  
7615 Zell a. H.: Thomas Kopp, Gartenstr. 20  
überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein): Theo Schaufler, Post-  
fach 1569, 7600 Offenburg, Tel. 0781/805-266

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. 3. jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muß sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet. Wegen vieler Anfragen weisen wir darauf hin, daß jedermann Sonderdrucke einzelner Beiträge in beliebiger Zahl bei der Druckerei A. Morstadt, Buch- und Offsetdruck, 7640 Kehl, Kinzigstr. 25, bestellen kann, spätestens gleich nach Zustellung des Jahrbuchs. Danach können die Einzelbeiträge nicht mehr geliefert werden, nur noch der ganze Band, solange der Vorrat reicht.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrgänge sowie den Registerband 1910—1981 nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 1569, 7600 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verloren gehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluß der Jahresversammlung 1981 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

25,— DM für natürliche Personen und Schulen

40,— DM für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V., Sitz Offenburg, dient ausschließlich und unmittelbar gemeinnützigen Zwecken. Gegen die Anerkennung der Mitgliedsbeiträge als steuerbegünstigte Ausgabe nach § 10 b EStG bestehen seitens des Finanzamtes Offenburg lt. Mitteilung vom 19. Juli 1972 keine Bedenken. Die Bescheinigung über die steuerbegünstigten Beträge erfolgt auf der Mitgliedskarte oder auf besonderem Formular.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. (Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Bezirkssparkasse Offenburg: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50 oder Postscheckkonto Nr. 6057-756, Postscheckamt Karlsruhe).